

HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE

Téodor de Wyzewa **Der Symbolismus** Mallarmés Lucie Merhautová **Emil Saudek, Otokar Březina und Hugo von Hofmannsthal** Arthur Schnitzler **Ungarische Interviews** Klaus E. Bohnenkamp **Rudolf Kassner und Martin Buber** Wolfram Malte Fues **Hofmannsthals ›Zeichendeuter‹ und ›Priesterzögling‹** Joachim Seng **Paul Celans Hofmannsthal-Rezeption** Jutta Müller-Tamm **Synästhesie im »Landvogt von Greifensee«** Matthias Schöning **Ehre in Schnitzlers »Lieutenant Gustl«** Konstanze Fliedl **Hermann Bahrs »Die Andere«** David Brehm und Lotta Ruppenthal **Lektüren des ›weißen Flecks‹ in der Zeitungskultur des Ersten Weltkriegs** Marcel Krings **Schuld, Gesetz und Literatur in Kafkas »Eine kleine Frau«** Volker Mergenthaler **Erich Kästners »Spuk in Genf«**

28/2020

Rombach Wissenschaft

Hofmannsthal
Jahrbuch · Zur europäischen Moderne
28/2020

HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH · ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE 28/2020

Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft

herausgegeben von

Maximilian Bergengruen · Alexander Honold · Gerhard Neumann (†)

Ursula Renner · Günter Schnitzler · Gotthart Wunberg (†)

 **rombach**
wissenschaft

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96821-675-1 (Print)

ISBN 978-3-96821-676-8 (ePDF)

1. Auflage 2020

© Rombach Wissenschaft – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG,
Baden-Baden 2020.

Typographie: Friedrich Pfäfflin, Marbach

Gesamtverantwortung für Druck und Herstellung bei der
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks
von Auszügen, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Gotthart Wunberg (25. Dezember 1930 – 5. Februar 2020)

7

Teodor de Wyzewa: Le Symbolisme de M. Mallarmé

Herausgegeben und übersetzt von Rudolf Brandmeyer und Friedrich Schlegel

9

Emil Saudek, Otokar Březina und Hugo von Hofmannsthal

Textgeflechte

Mitgeteilt von Lucie Merhautová

25

Arthur Schnitzlers ungarische Interviews

Herausgegeben von Martin Anton Müller, übersetzt von Sándor Tatár

55

Klaus E. Bohnenkamp

Rudolf Kassner und Martin Buber

Eine fast vergessene Beziehung

95

Wolfram Malte Fues

Passagen zum »Passagen-Werk«

Hofmannsthals Zeichendeuter und Priesterzögling

213

Joachim Seng

»das ahnungsvolle Geschäft der Poesie«

Paul Celans Hofmannsthal-Rezeption und das Gedicht

»À LA POINTE ACÉRÉE«

237

Jutta Müller-Tamm

Eugen Bleuler besucht Gottfried Keller *oder* Das Hechtgrau der Maultrommel

Synästhesie im »Landvogt von Greifensee«

265

Matthias Schöning
Der Bäckermeister
Theorie und Praxis der Ehre in Schnitzlers »Lieutenant Gustl«
285

Konstanze Fliedl
Hysterie und Katharsis
Hermann Bahrs Schauspiel »Die Andere«
311

David Brehm / Lotta Ruppenthal
Was nie gedruckt wurde, lesen
Lektüren des »weißen Flecks« in der Wiener und Prager Zeitungskultur des
Ersten Weltkriegs
327

Marcel Krings
»Aber nichts von Verantwortung«
Schuld, Gesetz und Literatur in Kafkas »Eine kleine Frau«
379

Volker Mergenthaler
Erich Kästners »Spuk in Genf«
Zeitungslektüren im Umfeld der neunten Völkerbundkonferenz
407

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.
Mitteilungen
443

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis
449

Anschriften der Mitarbeiter
461

Register
463

Gotthart Wunberg

(25. Dezember 1930 – 5. Februar 2020)

»Den Erben laß verschwenden / An Adler, Lamm und Pfau / Das Salböl aus den Händen / Der toten alten Frau!« Bei einem Vortrag vor Kollegen in den 1980er Jahren erklärte der Hofmannsthal-Experte ganz ruhig, die eindringlichen Bilder in dessen »Lebenslied« ließen sich nicht auflösen, das Gedicht sei schlicht unverständlich. Mir als junger studentischer Hilfskraft fiel die Kinnlade herunter – derart verblüfft hat mich in meinem akademischen Leben vorher und nachher nichts mehr.

Gotthart Wunberg, geboren 1930 in Barmen, lehrte, nach Stationen als Gymnasiallehrer an der Ursprungsschule und als Dozent in Leiden, von 1971 bis zu seiner Emeritierung 1995 Neuere deutsche Literatur am Deutschen Seminar der Universität Tübingen. Danach wirkte er noch acht Jahre als Direktor des renommierten Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften (IFK) in Wien. Er war bis 2008 Kuratoriumsmitglied des Kunsthistorischen Museums Wien und Mitglied des International Advisory Board der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Seine Forschung galt der Literatur um 1900, vor allem der Wiener Moderne, zu deren Erschließung für die Germanistik er maßgeblich beitrug, und dem Verhältnis von Historismus und literarischer Moderne. Zu Hofmannsthal verfasste er unter anderem die Monografie »Der frühe Hofmannsthal. Schizophrenie als dichterische Struktur« (1965), gab 1972 die Dokumentensammlung »Hofmannsthal im Urteil seiner Kritiker« heraus und war Mitbegründer und -herausgeber des »Hofmannsthal Jahrbuchs zur Europäischen Moderne«.

Dazu lehrte er Goethe und las ihn fast täglich, ohne jedoch unbedingt darüber publizieren zu müssen. Denn Wunberg verstand Geisteswissenschaft weder als theoretische Doktrin noch als Sammlung positiver Fakten, sondern als Ermöglichungsstruktur. Lange bevor dies üblich wurde, hatte er sich als Pädagoge nachhaltig Gedanken über die Formate gemacht, in denen seine Lehre stattfand, vom Thesenpapier über Gruppenarbeit bis hin zu regelmäßigen Kompaktphasen im Hein-

rich-Fabri-Institut in Blaubeuren auf der Schwäbischen Alb. Das wirkte völlig zwanglos und zwang uns, seine Studierenden, doch zu intensiver Lektüre, sorgfältiger Formulierung und vor allem und immer wieder zu dialogischem Austausch. Die Methode – eine akribische Verfahrensanalyse mit einer Öffnung hin zu kulturwissenschaftlichen Aspekten, wie sie aus dem Uhland-Institut im Tübinger Schloss zu uns in den Brecht-Bau herüberwehten – gab Wunberg ganz dezidiert nicht vor, sie entstand in der Gemeinschaft, die seine Seminare stifteten. So wurden wir, seine Schülerinnen und Schüler, zu dem Output, an dem ihm am meisten lag. Selbst gänzlich uneitel, beförderte er unsere Entwicklung aus angenehm distanzierter Nähe, mit höflicher Zuneigung, heiterer Emphase und auf langen Spaziergängen, und ließ uns werden, die wir waren und sind. Und wenn er wissenschaftliche Kooperationen pflegte, etwa mit der Maison des Sciences de l'Homme in Paris, nahm er uns mit. So lernten wir, dass Wissenschaft mit Verblüffung beginnt, aber den strukturierten Dialog braucht, um sich zu entfalten. Sein legendäres Oberseminar am Mittwochabend wurde für Generationen von uns die geistige Heimat und ist es im Grunde bis heute geblieben; selbst wenn wir inzwischen bei ganz anderen Themen sein sollten, ist uns doch immer bewusst, in wessen Namen wir uns, und inzwischen längst auch unsere eigenen Studierenden, da versammeln. Um seinen Lieblingsbrief zu zitieren, den Goethe im Juli 1828 anlässlich des Todes von Carl August an Zelter schrieb: »Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgendeinen Faden in die Hand gibt, woran ferner fortzuschreiten wär.«

Am 5. Februar 2020 ist Gotthart Wunberg in seinem neunzigsten Lebensjahr in Tübingen gestorben.

Moritz Baßler

Teodor de Wyzewa Le Symbolisme de M. Mallarmé

Herausgegeben und übersetzt von
Rudolf Brandmeyer und Friedrich Schlegel

Der hier edierte und übersetzte Text ist Teil einer Sammelrezension (»Poésie«), in der Teodor de Wyzewa 1887 im Februar-Heft der »Revue indépendante« neue Lyrikbände bespricht.¹ Sie sind ihm Anlass eines grundsätzlichen Nachdenkens über Symbolismus, insofern dieser als eine neue Schreibweise der Lyrik im Gespräch ist und, so Wyzewa, es der Klärung des Symbolbegriffs bedarf, auf den der 1887 bereits geläufige Name der neuen Bewegung verweist. Dabei bilden drei ebenfalls in der »Revue indépendante« im Januar-Heft desselben Jahres erschienene Sonette von Stéphane Mallarmé das Probestück der Explikation (I: »Tout Orgueil fume-t-il du soir«; II: »Surgi de la croupe et du bond«; III: »Une dentelle s'abolit«). Wyzewa hat den Text mit geringfügigen Änderungen in seinen Aufsatzband »Nos Maîtres« (1895) übernommen² und ihm dort den für unsere Edition ebenfalls gewählten Titel gegeben, dessen Stichworte das Anliegen der theoretischen Intervention des Rezensenten von 1887 benennen: »Le Symbolisme de M. Mallarmé«. Was ist Symbolismus und inwiefern kann Mallarmé der (neuen) Bewegung zugerechnet werden?

Die damalige Aktualität solcher Fragen ist leicht einzusehen, wenn man bedenkt, dass Mallarmé – neben Verlaine – der wichtigste Referenzautor war, wenn es um die Besprechung des Bewegungsnamens der neuen Lyrik ging und in diesem Zusammenhang um die Frage nach Herkunft und Qualität der neuen Lyrik;³ das gilt für die Manifeste der jungen Autoren wie auch für die Beiträge der Literaturkritik. Mallarmé selbst, und auch darum musste Wyzewa auf (poetologische) Gedichte seines Autors zurückgreifen, hat in den ersten Jahren der

¹ La Revue indépendante, Februar 1887, S. 149–155, unser Auszug S. 150–155.

² Teodor de Wyzewa, Nos Maîtres. Paris 1895, hier (mit Abdruck der Sonette) S. 116–122.

³ Vgl. die Quellentexte zur Symbolismus-Rezeption (1885/87) unter: http://www.lyriktheorie.uni-wuppertal.de/lyriktheorie/texte/symbolismus_rezeption.html [07.08.20].

symbolistischen Epoche zur Diskussion des Leitbegriffs nichts beigetragen. Wyzewa hingegen, der für die »Revue wagnérienne«, die »Revue indépendante« und »La Vogue« schrieb und mit Charles Morice und Émile Hennequin zu den kompetentesten Beobachtern der neuen Szene gehörte,⁴ gab ab 1886 Analysen der neuen Lyrik und mit der Rezension von 1887 auch einen der ersten starken Beiträge zur Frage nach Inhalt und Reichweite des neuen Leitbegriffs.

Dabei wird in dem theoretischen Teil des Textes, welcher der Analyse der Sonette vorausgeht, rasch klar, dass Wyzewas kritische Distanz gegenüber dem Neuen bei der Zweiseitigkeit des Symbols ansetzt. Er begreift das Symbol – in einem eingestandenermaßen traditionellen Zugriff – als »Zeichen« oder auch als »Tropus« (151), geht bei Letzterem aber nicht auf die Uneigentlichkeit des symbolischen Ausdrucks ein, sondern akzentuiert mehrfach mit Bezeichnungen wie »repräsentieren« und »veranschaulichen« (151) allein, dass die Lektüre des symbolgebenden Worts im Begreifen von etwas Anderem, tendenziell Ideellem aufgeht, dass für Autor und Leser also eine bewusste intellektuelle Operation ins Spiel kommt. Und diese ist eine des »Ersetzens« (»substitution«): »Ich vermute, dass für diese Dichter der Symbolismus in der einfachen Ersetzung einer Vorstellung durch eine andere besteht« (151). Es ist, wie er am Ende seiner Ausführungen unmissverständlich sagt, ein »Symbolismus der Absichten« (155).

Wyzewa artikuliert nicht den Verdacht, die neue symbolistische Schreibweise sei letztlich allegorisch. Das Beispiel für »Ersetzung«, das er in kritischer Absicht konstruiert, zielt auf etwas anderes: »So möchte ich die Empfindung des Geruchs einer Blume wiedergeben, und da es dazu an einem Wort mangelt, das sie wiederzugeben vermag, nenne ich sie symbolisch perlgrau«. (151). Hier allerdings wird Wyzewa deutlicher. Diese »Übung«, wie er sie nennt, ist ein »Austausch«; sie »kann einige auserwählte Seelen auf unterhaltsame Weise beschäftigen, aber ich verstehe kaum ihren künstlerischen Wert« (151). Die Kunst kommt ins Spiel, und zwar nicht als eine, die sich aus theoretischen Begriffen

⁴ Vgl. Paul Delsemme, Teodor de Wyzewa, éminence grise du symbolisme français. In: *Le Symbolisme en France et en Pologne (Médiateurs et Résistances)*. Hg. von Joanna Żurowska. Varsovie 1989, S. 13–26.

versteht und mit philosophischen Absichten versieht, sondern als eine Kunst des Schreibens, die von der gegebenen Sprache ausgeht, vom »Vokabular«, vom »Wort« (152). Und diesem soll nicht seine »eigentliche Bedeutung« (152) genommen werden; vielmehr geht es darum, ihm die verschüttete und »in Misskredit gebrachte« (152) Bedeutung zurückzugeben.

Und diese Sicht der Lage, die allerdings nicht auf Philologie und – im Unterschied zum *Geben* »symbolische[r] Bedeutung« (152) – nicht auf Austausch und Ersetzung zielt, wird zur Leitlinie einer Lesart der Sonette, welche dem künstlerischen Akt der Kreation nachgeht. Wyzewa beobachtet in seiner Lektüre die Objekte und ihre Benennung und imaginiert dabei durchgehend einen »Dichter«, für den sich, von dieser semantischen Grundschrift ausgehend, Bedeutungsvermehrung aus Assoziation und Anspielung ergibt. Mallarmé, so der intuitiv verfahrenende Wyzewa, setzt immer bei dem auch in referentieller Lektüre identifizierbaren Objekt an. Von daher kommt – es ist eine Semantik der Kreation – das, was Wyzewa das »Fragen«, »Finden«, »Bemerken«, »Begreifen« (153f.) des Dichters nennt. Und das sind Aktivitäten, die für Wyzewa auch hinreichend beschreiben können, was Kreativität im Umgang mit Objekten und ihren Worten ist. So dieses Beispiel: »Ein Spitzenvorhang [...] Durch ihn drängt sich dem Dichter die Vorstellung eines Brautbettes auf« (154). Es ist eine Art Einflüsterung, die sich festsetzt (»s'insinue«, 154), die, vermehrt durch die Aktivität des Findens bzw. Erfindens, zu einer kleinen Geschichte werden kann und schließlich eine über die Objekte hinausweisende (symbolische) Bedeutung annimmt. Wyzewa, wenn er im letzten Absatz des Textes Mallarmés Arbeit resümiert, kann das zu Beginn seiner Ausführungen kritisch gemusterte Leitwort der aktuellen Diskussion der neuen Lyrik hinnehmen, denn Mallarmés Symbolismus ist kein »Symbolismus der Absichten« (155). Wyzewa hat die *Genese* von Bedeutungen verfolgt. Wenn sich eine symbolische ergibt, dann ist es die vom Text hergestellte. Aber eine dem Text vorausgehende Idee, deren textuelle Realisierung so etwas wie eine vom Leser zu dekodierende »Absicht« wäre, gibt es nicht. Dem Text – davon sprechen ja die Sonette in einer Schrittfolge von drei Verneinungen – geht nichts voraus.

Tatsächlich ist Wyzewa mit seinem *close reading* der drei Sonette dem Autor sehr nahe gekommen. Das zeigt sich nicht in der Entsprechung theoretischer Vokabeln, die auf beiden Seiten vermieden werden, sondern in dem Nachdruck, mit dem beide das Werden von Bedeutung, das Prozedurale von Kreation und Schreiben herausstellen, wenn es um die Triftigkeit eines Begriffs von Symbol bzw. Symbolismus geht. In der berühmt gewordenen Antwort Mallarmés auf die Frage eines Interviewers nach dem eigentlich Neuen des Symbolismus heißt es, dass es nur »Anspielung« (»allusion«) geben soll; man muss es »suggerieren« (»suggérer«). Eine solche, schwierige, die Bedeutungsschöpfung des Lesers miteinbeziehende Schreibweise ergibt ein Symbol, das hergestellt, das geworden ist: »Es ist der perfekte Gebrauch dieses Geheimnisses, der das Symbol konstituiert« (»C'est le parfait usage de ce mystère qui constitue le symbol«).⁵

Die Leistung und durchaus herausragende Stellung von Wyzewas Explikationen zeigen sich, wenn man die Frage nach der Symbol-Konzeption in der Mallarmé-Rezeption und in der des Symbolismus insgesamt bedenkt, so wie sie sich nach dem Erscheinen des Symbolismus-Manifests von Moréas (18. September 1886) darstellte.⁶ Letzteres bedeutete keineswegs den Anfang der Debatten, aber den Beginn der Diskussion bzw. der sie profilierenden Positionierungen in Zeitungen und Zeitschriften.⁷ In diesem Zusammenhang ist Wyzewa der Erste – und er bleibt es für lange Zeit – der nicht nur auf die Schreibweise von Mallarmés Gedichten eingeht, sondern zugleich auf die Frage, ob sich in ihr,

⁵ Jules Huret, *Enquête sur l'évolution littéraire*. Paris 1891, S. 60; vgl. auch Jacques Scherer, *Grammaire de Mallarmé*. Paris 1977, S. 157-166. – Auch Barrès, wenn er in einem Beitrag von 1885 die »Ästhetik von morgen« expliziert (vgl. HJb 27, 2019, S. 165-190), arbeitet mit dem Begriff »suggestif«, begreift aber das Symbol noch in seiner traditionellen Funktion, wonach es der Darstellung einer »herrschenden Idee« dient. Hier geht Wyzewa entschieden weiter, insofern sich ihm bei der Lektüre der Sonette Mallarmés der Anspruch auf die Voraussetzungslosigkeit künstlerischer Kreativität und die Abwesenheit vorausgehender »Ideen« erschließt.

⁶ Vgl. die Dokumente in: Stéphane Mallarmé. Hg. und ausgewählt von Bertrand Marchal. Paris 1998 (= Collection »Mémoire de la critique«) und http://www.lyriktheorie.uni-wuppertal.de/lyriktheorie/texte/mallarme_rezeption.html [07.08.20] sowie http://www.lyriktheorie.uni-wuppertal.de/lyriktheorie/texte/symbolismus_rezeption.html [07.08.20].

⁷ Vgl. Roland Biétry, *Les théories poétiques à l'époque symboliste (1883–1896)*. Bern u.a. 1989, und Jean-Nicolas Illouz, *Les manifestes symbolistes*. In: *Revue des Sciences Humaines* 295, 2009, S. 165–188.

fassbar in einem gemeinsamen Symbolbegriff, die neue Lyrik insgesamt begreifen lässt. Es war zweifellos nicht besonders gewagt, Mallarmé diese Frage zu stellen. Neben Verlaine galt er in den Manifesten und Artikeln der jungen Autoren als der Garant der neuen Lyrik; er stand für die Möglichkeit und die Qualität der Sache ein. Aber diese Inanspruchnahme war immer ein globaler Zugriff, der neben dem sich bald regelhaft einstellenden Rekurs auf die Leitbegriffe ›suggérer‹/›suggestion‹ alles zusammenstellte, was der medial notwendig gewordenen Auszeichnung einer Führungsfigur der neuen »Schule« dienlich war. Émile Verhaeren, in einem Beitrag vom April 1887,⁸ geht auf die neue Schreibweise ein und markiert auch, wenn er ausdrücklich den Symbolismus definieren will, die Distanz zu einem älteren Symbolbegriff (›aucune confusion entre le Symbolisme et l'Allégorie‹); aber er stellt nicht die Frage nach der Einheit der neuen Bewegung.

Deren Vertreter, und allen voran Charles Morice, der sogar als Cheftheoretiker der neuen Bewegung galt, stellten sich nicht die Frage nach einer besonderen Stellung Mallarmés und nach der Reichweite des Symbolbegriffs. Morice, der mit seiner Schrift »La littérature de tout à l'heure« (Paris 1889) die erste bedeutende Zusammenschau der neuen Literatur vorlegte, präsentiert diese als ein hochidealistisches Projekt, in dem Mallarmé seine Führungsrolle nicht einer neuen Schreibweise für Gedichte verdankte, sondern seinem Beitrag zu einer möglichen zukünftigen »fonction religieuse de l'Art« (S. 240). In einer solchen Perspektive verliert der Symbolbegriff seine diskriminierende Kraft, aber sichtbar wird eine idealistische Ressource für das Symbol. Es kann, zum Beispiel in den kritischen Schriften von Albert Mockel und Maurice Maeterlinck,⁹ wieder mit einer latent, von sich aus bedeutenden Welt vermittelt werden; und nur konsequent gelingt dann auch die Mallarmé völlig fremde ontologische Absicherung der dichterischen Sprache. Ungerecht wäre es, Wyzewas Bestehen auf der vorausset-

⁸ Un peintre symboliste. In: L'Art Moderne. Revue critique des arts et de la littérature 7, Nr. 17, 24. April 1887, S. 129–131.

⁹ Vgl. zum Kontext: Sandrine Schiano-Bennis, La renaissance de l'idéalisme à la fin du XIXe siècle. Paris 1999, und die Dogmengeschichte von Biétry (Les théories poétiques [wie Anm. 7]), der durchgehend die Frage nach einer metaphysischen Aufladung der Konzeptionen von Symbol und Symbolismus aufrechterhält.

zungslosen Kreativität von Mallarmés Schreiben gegen solche Positionen auszuspielen, um am Ende einen ›wahren‹ Symbolismus zu gewinnen. Aber Wyzewas diskreter Text markiert in der frühen Diskussion des Symbolismus eine prägnante Stelle, an der die Vielfalt ihrer kritisch-theoretischen Positionen sichtbar wird.¹⁰

¹⁰ Für die kritische Durchsicht unserer Übersetzung danken wir Marie-Laure Wagner (Paris / Wien).



Abb. 1: Jacques-Émile Blanche, »Teodor de Wyzewa à Bayreuth en 1889« (»L'Art dans les Deux Mondes«, 4. Juli 1891)

Teodor de Wyzewa Le Symbolisme de M. Mallarmé

Je ne comprends pas pourquoi M. Ajalbert et M. Vignier veulent être poètes: je comprends moins encore pourquoi ils veulent être, ou pourquoi l'on veut qu'ils soient, des poètes symbolistes. Leurs noms <émanent> en effet sur les prospectus et autres professions de foi de l'école symboliste, que dirige, comme l'on sait, M. Jean Moréas. M. Ajalbert décrit les petites modistes, les inscriptions des rues, les quatre-saisons et leurs marchands. M. Vignier, pour assourdir les méchants ennuis, s'engage à être Edmont About, ou bien, dans le Jardin des Plantes, un marabout. Je ne vois rien dans leurs poèmes à justifier une accusation de symbolisme.

Après cela peut-être y a-t-il symbole en ces façons: car je dois dire que je ne comprends pas encore bien exactement ce qu'est un symbole; ou plutôt que j'ai [151] cessé de le comprendre devant la multiplicité des significations dont on accable ce mot. Un symbole, c'est toujours, je pense, un signe, c'est-à-dire un objet destiné à représenter un autre objet. On peut donc être symboliste lorsqu'on emploie des signes pour exprimer au dehors sa pensée: tels les langages, termes, sons, couleurs et lignes, symbolisant la pensée de l'artiste. Mais tout art, en ce sens, est nécessairement symbolique. Le symbole peut être encore, non pas un terme désignant une pensée, mais une pensée simple, compréhensible aisément, et que l'on destine à représenter une autre pensée plus complexe et d'une perception plus ardue. Le symbole est alors la comparaison ou trope scolastique; ou bien la particularisation concrète d'une idée générale: un récit servant à incarner, à faire ainsi comprendre une théorie. Ce genre de symbolisme est souvent indispensable dans l'art, surtout dans les arts naissants qui s'adressent à des âmes simples et nombreuses. Je crois qu'un art supérieur doit tendre à l'éviter: une pensée exprimée sous sa forme exacte, fût-elle abstraite, risque davantage de n'être point comprise par tous, mais ceux qui la comprennent la possèdent mieux, ainsi exprimée, partagent plus intimement la conception de l'artiste. Il est sûr du moins que l'école des poètes symbolistes ne donne pas au mot symbole cette signification: elle néglige les sujets philosophiques, les doctrines abstraites: elle n'a

Teodor de Wyzewa Der Symbolismus Mallarmés

Ich verstehe nicht, warum die Herren Ajalbert und Vignier Dichter sein wollen; noch weniger verstehe ich, warum sie symbolistische Dichter sein wollen oder warum man will, dass sie es sind. Ihre Namen ragen in der Tat aus Ankündigungen und anderen Glaubensbekenntnissen der symbolistischen Schule heraus, welche bekanntlich Jean Moréas anführt. Ajalbert beschreibt die kleinen Hutmacherinnen, die Straßeninschriften, die Obst- und Gemüsehändler. Vignier bemüht sich, um übler Langeweile zu entfliehen, Edmond About zu sein, oder gar, im Jardin des Plantes, ein Marabu. Ich sehe nichts in ihren Gedichten, was rechtfertigte, sie des Symbolismus zu verdächtigen.

Vielleicht gibt es ja Symbol in dieser Art und Weise, denn ich muss gestehen, dass ich immer noch nicht genau verstehe, was ein Symbol ist; oder vielmehr, dass ich es [151] angesichts der Bedeutungsvielfalt, mit welcher man dieses Wort belastet, aufgegeben habe, es zu verstehen. Ein Symbol ist immer, denke ich, ein Zeichen, das heißt ein Objekt, das dazu bestimmt ist, ein anderes zu repräsentieren. Man kann also Symbolist sein, sobald man Zeichen verwendet, um seine Art zu denken zum Ausdruck zu bringen: so symbolisieren die Sprachen, Begriffe, Klänge, Farben und Linien das Denken des Künstlers. So gesehen, ist allerdings jede Kunst notwendigerweise symbolisch. Das Symbol kann darüber hinaus, indem es nicht ein Begriff ist, der einen Gedanken bezeichnet, eine einfache, leicht fassliche Vorstellung sein, welche man dazu bestimmt, einen anderen, komplexen, schwieriger zu fassenden Gedanken zu repräsentieren. Das Symbol ist also der Vergleich oder Tropus im schulmäßigen Sinn oder die aufgliedernde, konkrete Darstellung einer allgemeinen Idee: eine Erzählung, die dazu dient, eine Theorie zu veranschaulichen und dadurch verständlich zu machen. Diese Art von Symbolismus ist oft unentbehrlich in der Kunst, vor allem in den sich neuerdings entwickelnden Künsten, die sich an die zahlreichen und einfacheren Gemüter richten. Ich glaube, dass eine höhere Kunst danach streben muss, ihn zu meiden. Ein in seiner exakten Form ausgedrückter Gedanke, sei er auch abstrakt, läuft zunehmend Gefahr, nicht von allen verstanden zu werden, diejenigen aber, die ihn in der Weise, in der er ausgedrückt ist, nachzuvollziehen vermögen, machen sich ihn bestmöglich zu eigen und nehmen an der Auffassung des Künstlers genauer Anteil. Zumindest ist es sicher, dass die Schule der symbolistischen Dichter dem Wort Symbol nicht diese Bedeutung gibt: sie vernachlässigt die philosophischen Themen, die abstrakten Doktrinen: sie verspürt kein Bedürfnis, ihr Denken

aucun besoin de rendre sa pensée plus accessible aux masses. J'imagine que, pour ces poètes, le symbolisme consiste dans la simple substitution d'une idée à une autre. Ainsi je voudrais dire la sensation odorée d'une fleur, et, n'ayant aucun mot propre à l'exprimer, je la qualifie symboliquement de gris perle.

L'exercice peut délasser quelques âmes choisies: mais je comprends assez peu sa valeur artistique. Plutôt que [152] s'acharner à cet échange de sensations, ne vaudrait-il pas mieux élargir le vocabulaire, laisser les termes qui y gisent à une signification très spéciale, et atteindre ainsi cet idéal d'une pensée traduite adéquatement. Je pense même que la rénovation véritable de notre littérature (je ne dis pas de notre poésie, car qu'est-ce que ces questions de grammaire et de symbole peuvent faire à la poésie?) serait dans une pratique inverse de celle que rêvent les symbolistes. Il n'y a pas à déformer les mots de leur signification propre, mais bien au contraire à leur restituer un peu cette signification, depuis un siècle galvaudée. Nos jeunes écrivains ne voient-ils pas qu'il devient impossible d'employer un seul mot dans tout le dictionnaire de l'Académie; que chacun de ces mots est devenu capable de quarante significations métaphoriques diverses; que chacun peut être remplacé, sans rien perdre de son sens, par quarante mille autres?

Volontiers je vénérerai le symbole dans l'art: je désire qu'on me l'y montre, et employé à <une> véritable fin artistique. Je sais que mon maître M. Stéphane Mallarmé tente, avec une exemplaire constance, cette création d'un art enfin symbolique. Mais son œuvre devra sans doute à la vie qu'il y créera, à la prodigieuse hauteur des pensées et à l'expressive harmonie des syllabes, non à l'usage du symbole, son charme précieux. C'est du moins par ces qualités intimes, nullement par la portée symbolique, que valent à m'émerveiller les trois sonnets que cet admirable poète a bien voulu naguère voir publiés ici.¹ Des subtiles peintures, et puis l'âme de l'artiste devant elles s'émouvant, évoquant un monde de passions fougueuses ou lamentables: c'est l'unique sujet, dominant la diversité des contours et nuances.

¹ La Revue indépendante, janvier 1887. [Anm. im Original.]

der Menge zugänglicher zu machen. Ich vermute, dass für diese Dichter der Symbolismus in der einfachen Ersetzung einer Vorstellung durch eine andere besteht. So möchte ich die Empfindung des Geruchs einer Blume, wiedergeben, und da es dazu an einem Wort mangelt, das sie wiederzugeben vermag, nenne ich sie symbolisch perlgrau.

Diese Übung kann einige auserwählte Seelen auf unterhaltsame Weise beschäftigen, aber ich verstehe kaum ihren künstlerischen Wert. Wäre es nicht, [152] anstatt sich an diesem Austausch von Empfindungen abzumühen, besser, das Vokabular zu erweitern, die vorliegenden Ausdrücke in ihrer besonderen Bedeutung zu belassen, und so das Ideal zu verwirklichen, eine Vorstellung angemessen auszudrücken. Ich glaube sogar, dass eine wahrhafte Erneuerung unserer Literatur (ich sage nicht unserer Poesie, denn was bedeuten schon für sie diese Fragen nach Grammatik und Symbol) in einer Praxis bestünde, die derjenigen, von welcher die Symbolisten träumen, entgegengesetzt ist. Es geht nicht darum, die Wörter ihrer eigentlichen Bedeutung zu entfremden, sondern im Gegenteil darum, ihnen ein wenig von dieser seit einem Jahrhundert in Misskredit gebrachten Bedeutung zurückzugeben. Erkennen denn unsere jungen Schriftsteller nicht, dass es unmöglich ist, auch nur ein einziges Wort aus dem gesamten Wörterbuch der Akademie zu gebrauchen; dass jedes dieser Wörter imstande ist, vierzig verschiedene metaphorische Bedeutungen anzunehmen und dass jedes, ohne etwas von seinem Sinn zu verlieren, durch vierzigtausend andere ersetzt werden kann?

Gern werde ich das Symbol in der Kunst in Ehren halten; ich wünsche, dass es sich mir dort, zu einem wahrhaft künstlerischen Zweck verwendet, zeigt. Ich weiß, dass mein Meister, Stéphane Mallarmé, sich in beispielhafter Beständigkeit an der Hervorbringung einer Kunst versucht, die endlich symbolisch ist. Aber sein Werk wird sicherlich seinen besonderen Reiz dem Leben schulden, das er dabei erschaffen wird, der erstaunlichen Höhe der Gedanken sowie der Ausdrucksharmonie der Silben, nicht jedoch dem Gebrauch des Symbols. Jedenfalls sind diese spezifischen Eigenschaften der Grund, keinesfalls dagegen die symbolische Wirkung, warum ich die drei Sonette bewundere, welche dieser vortreffliche Dichter so freundlich war, vor kurzem hier zu veröffentlichen.¹ Subtile Gemälde und dann die von ihnen bewegte Seele des Dichters, welche eine Welt leb- und schmerzhafter Leidenschaften hervorruft; das ist das einzige, die Vielfalt der Konturen und Nuancen beherrschende Thema.

¹ La Revue indépendante, Januar 1887.

D'abord, une console, sous le marbre de la che[153]minée froide. Le poète, songeant à la joyeuse flambée qui là, tout à l'heure, s'agitait, désormais évanouie, se demande si tout orgueil, et la flambée juvénile des splendeurs, des rêves et des gloires, si le soir survenant va éteindre toutes ces clartés laissant – et rien de plus – le momentané vestige d'une fumée, aux lieux où brûlait, hautaine, cette torche, maintenant étouffée par un choc fatal. Quoi, le soir va réduire en fumée tout orgueil, pareillement à ce feu dans la cheminée de marbre; et jamais la triomphale bouffée de sa flamme ne voudra surseoir à cet abandon! La flambée s'éteint, inexorablement, et si rentrait dans la maison déserte l'héritier de quelque trophée dont la splendeur aussi s'est éteinte sous la destinée, il trouverait froide la chambre, hélas! froide, parce que serait venu le soir meurtrier. Vainement il voudrait s'enfuir par le rêve, oublier cette mauvaise apparence, les souvenirs du passé, comme les serres d'un fort oiseau, l'agrippent: condamné à subir le froid de cette chambre jadis illuminée. Il souffre: et sa souffrance tôt cesse: car il a vu, au lieu de la cheminée sans flamme, dans la nuit du dehors et de son cœur, surgir, brillant, oh! brillant à lui donner l'illusion de la flamme perdue et de sa chaleur, il a vu le scintillement de cette console, il a retrouvé le réel foyer, la flambée du rêve tout puissant qui ne s'éteint jamais.

C'est encore, sur la table, un vase, un mince vase où naguère des fleurs s'irradiaient. Le poète l'aperçoit: il considère la délicate forme contournée, la fragile croupe de verre qui semble bondir, et puis il en voit s'élever le col, mais sitôt s'interrompre. Tristement le poète songe que nulle fleur n'est à consoler son amère veillée. C'est le point de départ poétique: alors l'émotion s'approche. Pourquoi donc ne trouve-t-il pas en lui-même, le poète, cette fleur qu'il désire? ne peut-il l'évoquer, de par son vouloir souverain? Ah! sans doute il est de sa naissance [154] condamné à n'y point parvenir: une héréditaire inertie lui incombe: sans doute ses parents ont négligé de lui mander cette force de surrexion, négligé de boire à la source féconde de Chimère: et la source s'est tarie, inemployée. Hélas! le vase ne revêt point sa chaude couronne: il agonise, inutile, veuf de tout autre breuvage que sa vacuité morne, et ne consent point – oh! l'héréditaire châtement! – à faire enfin

Zunächst eine Konsole, unterhalb [153] des kalten Marmorkamins. Der Dichter, welcher der lebhaft lodernden Flamme nachsinnt, die sich kurz zuvor dort noch bewegte und jetzt erloschen ist, fragt sich, ob all der Stolz und das noch jugendliche Aufflammen des Glanzes und des Ansehens, der Träume und des Ruhms, ob nicht die anbrechende Nacht all diesen Schein tilgen wird und an dem Ort, an dem diese Fackel stolz sich erhebend brannte und inzwischen wie durch einen verhängnisvollen Schock erstickt ist, nichts weiter hinterlässt als die sich verflüchtigende Spur eines Rauchs. Ja, die Nacht wird, dem Feuer dieses Marmorkamins gleich, allen Stolz verwandeln in Rauch; niemals doch wird seine glanzvoll sich verzehrende Flamme sich dem Schwinden ganz überlassen wollen! Unaufhaltsam erlischt das Lodern, und wenn der Erbe manch einer Trophäe, deren Glanz, dem Schicksal geschuldet, ebenfalls erloschen ist, in das verlassene Haus zurückkehrte, fände er das Zimmer kalt vor, ach! kalt, weil die mörderische Nacht gekommen wäre. Vergeblich möchte er in einen Traum entfliehen, um dieses Unansehnliche zu ignorieren; die Erinnerungen der Vergangenheit umklammern ihn wie die Krallen eines Raubvogels: verdammt wäre er, die Kälte dieses ehemals erleuchteten Zimmers zu erleiden. Er leidet; doch seine Qual endet bald, denn anstelle des Kamins ohne Flamme hat er in der Nacht draußen und in der Nacht seines Herzens etwas Leuchtendes aufblitzen gesehen, ja! Leuchtendes, das – als Illusion – in ihm die Vorstellung der verlorenen Flamme und ihrer Wärme erweckt, er hat das Flimmern dieser Konsole wahrgenommen und die eigentliche Feuerstätte wiedergefunden, das Flammen des allmächtigen, niemals erlöschenden Traums.

Und da ist des Weiteren, auf dem Tisch, eine Vase, eine schlanke Vase, in welcher vor kurzem Blumen in voller Blüte erstrahlten. Der Dichter erblickt sie und betrachtet die behutsam geschwungene Form, den gerundeten, zerbrechlichen Bauch aus Glas, der gesprungen zu sein scheint, und sieht dann den Hals, der, das gleich jedoch wieder unterbrechend, daraus sich erhebt. Wehmütig denkt der Dichter darüber nach, dass keine Blume da ist, ihn in seiner bitteren Andacht zu trösten. Das ist der poetische Ausgangspunkt: Das Gefühl stellt sich jetzt ein. Warum denn schafft er, der Dichter, die Blume, die er begehrt, nicht aus sich selbst? Vermag er sie nicht kraft seines souveränen Willens hervorzubringen? Ah! Wahrscheinlich ist er von seiner Geburt an [154] dazu verurteilt, nicht an diesen Punkt zu gelangen: eine ererbte Trägheit lastet auf ihm. Wahrscheinlich haben es seine Eltern versäumt, ihm diese evokative Kraft abzufordern; es versäumt, ihn aus der befruchtenden Quelle der Schimäre trinken zu lassen und – ungenutzt – ist sie versiegt. Ach! die Vase besitzt nicht mehr ihre üppig blühende Krone: nutzlos geworden, verwitwet von ganz anderem Trank als ihrer trostlosen

surgir, sous le stérile vœu de l'artiste, surgir ce faite qui le doit sacrer, une odorante floraison de roses.

Un rideau de dentelles: c'est le troisième sujet. Par lui s'insinue au poète l'idée d'une nuptiale couche. Il aperçoit que nul lit n'est, sous cette dentelle; elle lui paraît un blasphème, ainsi entr'ouverte sur le vide de la fenêtre pâle. Ce blanc conflit monotone, qui sans fin répète ses lignes vagues, sur la vitre où il semble fuir, il flotte, mais ne recouvre point la nuptiale couche qui lui sied. Mais voici que le Rêve survient et que s'efface, par lui, la triste songerie: car dans l'âme de celui qui se dore du rêve sommeille une harmonieuse mandore éternelle; dans l'abîme de l'âme d'où point toute musique, sommeille la mandore puissante de la fantaisie. Et qu'importe désormais l'absence d'un matériel lit, sous cette dentelle? Volontairement le poète se conçoit enfanté du rêve, fils de cet éternel pouvoir qui gît au fond de son âme. Le contour bombé de la mandore, n'est-ce point le royal ventre, où germe, supérieure aux duperies des temporelles existences, l'intime vie de Fiction: et cette dentelle qui tantôt s'effaçait, voyez comme elle est un somptueux décor au lit vraiment réel, où le Poète se veut naître!

M. Mallarmé a voulu, en ces trois sonnets, glorifier encore – et c'est ainsi de variés symboles – l'impérissable Rêve maître des choses. Mais vraiment le symbole n'y est-il pas un prétexte, et le sujet véritable n'est-il pas tout autre: devant des objets familiers, laisser [155] monter en son âme l'émotion poétique, l'émotion dominée toujours par cette altière croyance dans le rêve consolateur? Peut-être a-t-il voulu traduire des visions par des émotions, ou montrer l'intime correspondance de ces deux états. Mais dans les émotions qu'il exprime, et dans l'admirable musique dont il les pare, – non dans le symbolisme des intentions, je découvre la vertu de ces poèmes admirables.

Leere, stirbt sie dahin und verweigert sich – oh! ererbte Pein! – dem unfruchtbaren Wunsch des Künstlers, endlich jenen Gipfel hervorzubringen, der sie krönen soll, eine wohlriechende Blütenpracht von Rosen.

Ein Spitzenvorhang: das ist das dritte Sujet. Durch ihn drängt sich dem Dichter die Vorstellung eines Brautbettes auf. Er nimmt wahr, dass unter dieser Spitze gar kein Bett ist; so halb ausgebreitet vor der Leere des bleichen Fensters erscheint sie ihm wie eine Blasphemie. Dieser weiße, eiförmige Widerstreit, der seine vagen Linien endlos auf der Fensterscheibe wiederholt, wo er zu entfliehen scheint, schwebt, bedeckt aber nicht, was ihm ziemte, das Brautbett. Aber unvermittelt stellt der Traum sich ein, tilgt sich durch ihn die freudlose Grübeleien, denn in der Seele desjenigen, der den Traum genießt, schlummert eine ewige, harmonische Mandora, schlummert in der unermesslichen Tiefe der Seele, von woher eine jede Musik ihren Ausgang nimmt, die machtvolle Mandora der Phantasie. Und was bedeutet jetzt die Abwesenheit eines tatsächlichen Bettes unter dieser Spitze? Willentlich begreift sich der Dichter als aus dem Traum geboren, als Abkömmling der ewigen Macht, die in den Tiefen seiner Seele heimisch ist. Die bogenförmig gewölbte Gestalt der Mandora, ist sie nicht der himmlische Schoß, in dem, allen Täuschungen vorübergehender Existenzen überlegen, das geheime Leben poetischer Erfindungskraft sich bildet: und diese Spitze, die kurz zuvor verblasste, sieht, wie sie ein prächtiges Dekor ist für ein ganz und gar wirkliches Bett, in dem der Dichter geboren werden möchte!

Mallarmé hat in diesen drei Sonetten – und zwar in verschiedenen Symbolen – noch einmal den unvergänglichen Traum als den Herrn der Dinge rühmen wollen. Aber ist hier nicht tatsächlich das Symbol nur ein Vorwand und das eigentliche Thema ein ganz anderes: angesichts vertrauter Objekte [155] in seiner Seele das poetische Gefühl aufkommen zu lassen, jenes Gefühl, das stets von dem stolzen Glauben an den tröstenden Traum beherrscht wird? Vielleicht hat er Visionen in Emotionen übersetzen oder die enge Übereinstimmung dieser beiden Zustände demonstrieren wollen. Aber in den Gefühlen, die er ausdrückt, und in der bewundernswerten Musikalität, mit welcher er sie schmückt, – nicht im Symbolismus der Absichten, erkenne ich den eigentlichen Wert dieser vorzüglichen Gedichte.

Emil Saudek, Otokar Březina und Hugo von Hofmannsthal Textgeflechte

Mitgeteilt von Lucie Merhautová

»Wie kann ich die Čechen differenzieren? In städtische u. ländliche (Machar u. Březina)?« fragte Hugo von Hofmannsthal unsicher Hermann Bahr, als er den Editionsplan für die »Österreichische Bibliothek« konzipierte.¹ Die Frage mag, was die tschechische Literatur betrifft, etwas naiv erscheinen, sie zeigt jedoch, dass Hofmannsthal zumindest von zwei markanten Vertretern der frühen tschechischen literarischen Moderne eine gewisse Kenntnis besaß. Der Dichter und Feuilletonist Josef Svatopluk Machar (1864–1942) lebte seit 1889 in Wien. Bahr hatte ihn im Juli 1892 kennengelernt und bei der Gründung der Wochenschrift »Die Zeit« mit ihm zusammengearbeitet,² und auch nach Bahrs Rückzug von dieser Zeitschrift 1899 fungierte Machar als wichtiges Verbindungsglied zu tschechischen Schriftstellern und Politikern einschließlich T. G. Masaryks. In der deutsch-österreichischen Presse zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf Machars Namen zu stoßen, war nicht schwer. Öfters wurden seine Konflikte mit der katholischen Kirche erwähnt, die er mit seinen Feuilletons, Gedichten und Vorträgen provozierte.³ Zudem war er zum meistübersetzten tschechischen Dichter avanciert. Grund hierfür waren nicht

¹ BW Bahr, S. 337. Dieser Aufsatz entstand im Rahmen des Forschungsprojekts Nalezen v překladu. Emil Saudek a židovsko-česko-německé interakce v »kreativním prostředí« Vídne [Found in Translation. Emil Saudek und die jüdisch-tschechisch-deutschen Interaktionen im »kreativen Milieu« Wiens], das durch die Grantová agentura České republiky [Förderagentur der Tschechischen Republik] (Reg. Nr. 18-06264S) gefördert wird; übersetzt von Ilka Giertz. Ich danke František Saudek, Vladimír Saudek und Anna Třeštíková, die freundlicherweise die Abbildungen aus dem Privatnachlass ihres Großvaters Emil Saudek zur Verfügung gestellt haben.

² Vgl. Lucie Kostřbová, Kurt Ifkovits und Vratislav Doubek, Die Wiener Wochenschrift »Die Zeit« (1894–1904) als Mittler zwischen der Tschechischen und Wiener Moderne. Prag / Wien 2011.

³ Unter dem Einfluss der Kirche gab Graf Coudenhove als Vorsitzender des Landesschulrates am 17. November 1909 sogar einen Erlass heraus, welcher Mittelschülern den Besuch antireligiöser Vorträge Machars verbot. Hofmannsthal könnte diese Nachricht z.B. in der Tageszeitung »Die Zeit« gelesen haben: Gegen die Vorträge des Dichters Machar. In: Die Zeit 8, Nr. 2568, 17. November 1909, S. 1.

nur die Qualität seines Werkes und seine wachsende Popularität bei tschechischen Lesern – derlei tschechische Schriftsteller ließen sich mehrere finden. Der Hauptgrund bestand vielmehr darin, dass er in Wien lebte und etliche seiner dortigen Freunde ihn übersetzt hatten.⁴ Einer von ihnen war Emil Saudek, der Hofmannsthal auf den zweiten der oben genannten tschechischen Dichter, den Symbolisten Otokar Březina, aufmerksam machte. Dieser bislang wenig bekannte Umstand soll im Folgenden beleuchtet werden.

Hofmannsthals Beziehungen zu den böhmischen Ländern sind relativ gut belegt. Eine grundlegende Quelle bildet Martin Sterns heute schon klassisch gewordene vierteilige Edition »Hofmannsthal und Böhmen«, die in den Jahren 1968–1970 in den »Hofmannsthal-Blättern« publiziert wurde.⁵ Diese dokumentiert detailliert insbesondere Hofmannsthals schriftliche wie auch persönliche Verhandlungen mit vorwiegend tschechischsprachigen Intellektuellen über eine Beteiligung an seinen patriotischen Publikationsprojekten (»Ehrenstätte Österreichs«, »Österreichische Bibliothek« und »Österreichischer Almanach«), zudem umreißt sie die Umstände der Prag-Reise im Juni 1917, die Hofmannsthal endgültig davon überzeugte, dass die tschechische Kultur und die böhmischen Länder nicht in sein homogenisiertes Österreich-Bild integrierbar waren. Diese Reise wird auch von Heinrich Lunzer in seinem Standardwerk »Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914–1917« beschrieben.⁶ Kurt Ifkovits resümiert

⁴ Vor allem Heinrich Herbatschek, Zdenko Fux-Jelensky und Arnošt/Ernst Mandler. Herbatschek und Mandler waren jüdischer Herkunft, der Jurist und Mittler Herbatschek (1877–1956) kam aus dem mährischen Vsetín/Wsetín, der Maler und Übersetzer Mandler (1886–1964) wurde im böhmischen Humpolec/Humpoletz geboren, der Journalist und Übersetzer Fux-Jelensky (1854–1927) war ein Wiener Tscheche.

⁵ Martin Stern (Hg.), Hofmannsthal und Böhmen (1). Der Briefwechsel mit Jaroslav Kvapil und das Projekt der »Ehrenstätten Österreichs«, HB 1, 1968/1969, H. 1, S. 3–30; Hofmannsthal und Böhmen (2). Die Rolle der Tschechen und Slowaken in Hofmannsthals Österreich-Bild der Kriegszeit und seine Prager Erfahrung im Juni 1917. Mit unveröffentlichten Briefen und Notizen. In: HB 1, 1968/1969, H. 2, S. 102–135; Hofmannsthal und Böhmen (3). Hofmannsthals Plan einer »Tschechischen Bibliothek«, In: HB 2, 1969/1970, H. 3, 195–215; Hofmannsthal und Böhmen (4). Die Aufnahme der »Prosaischen Schriften III« in Prag und Hofmannsthals Haltung zur Gründung der Tschechoslowakischen Republik 1918. In: HB 2, 1969/1970, H. 4, S. 264–286.

⁶ Heinrich Lunzer, Die Reise nach Prag in Juni 1917 und ihre Folgen. In: Ders., Hofmannsthals politische Tätigkeit in den Jahren 1914–1917. Frankfurt a.M. 1981, S. 240–254.



Abb. 1: Emil Saudek um 1900 (Privatnachlass Emil Saudek)

in seinem Beitrag für den Band »Hugo von Hofmannsthal. Orte« Hofmannsthals Beziehung zu Prag, wobei er u.a. auf die doppelte bzw. gespaltene Rezeption seines Werks – zum einen bei deutsch schreibenden Dichtern, zum anderen bei tschechischen Autoren – vor dem Ersten Weltkrieg hinweist.⁷ Während deutschsprachige Dichter von der sog. Frühlings-Generation (Paul Leppin, Oskar Wiener u.a.) bis hin zu Max Brod oder Willy Haas, die öfters jüdischer Herkunft waren, ihr eigenes Verhältnis zu dem Wiener Schriftsteller entwickelten und Hofmannsthals Besuche in den Jahren 1906 und 1912 als wichtiges Literaturereignis empfanden, das Prag und Wien miteinander verband, positionierten sich tschechischsprachige Autoren gegenüber den Vertretern der Wiener Moderne größtenteils mit Misstrauen und durch die Brille von mit Wien assoziierten Stereotypen. Die Rezeption von Hofmannsthals Werk in der tschechischen Literatur war daher eigentümlich ambivalent, versteckt, verspätet und in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, aber auch in späteren Jahren vor allem auf seine lyrischen Dramen beschränkt.⁸ Erst 1910 gab der Germanist und Übersetzer Otokar Fischer eine hervorragende Übersetzung von »Der Thor und der Tod« (»Člověk a smrt«) in Buchform heraus. Ein Periodikum, das beispielsweise seine Übersetzung des Chandos-Briefs druckte – den Hofmannsthal schon bei seinem Prag-Besuch 1906 im Verein Concordia vorgetragen hatte – suchte er jedoch vergebens.⁹

Während seiner Vorkriegsbesuche in Prag hatte Hofmannsthal zunächst keinen Grund gehabt, sich für tschechische Kunst zu interessieren. Erst ab 1915 zeichneten sich seine Aktionen »durch das ernsthafte Bemühen um das Verständnis der tschechisch-böhmischen Kultur und ihrer Besonderheit aus«.¹⁰ Entsprechende Gelegenheit bot ihm jedoch

⁷ Kurt Ifkovits, Prag. Lernen und Umlernen. In: Hugo von Hofmannsthal. Orte. Hg. von Wilhelm Hemecker und Konrad Heumann. Wien 2014, S. 336–353.

⁸ Vgl. dazu Alois Hofman, Hugo von Hofmannsthal und die Tschechen. In: HF, 1981, S. 235–291; Stefan Simonek, Zur widersprüchlichen Rezeption Hugo von Hofmannsthals in der tschechischen Literatur um 1900. In: Ders., Von Lenau zu »Laibach«. Beiträge zu einer Kulturgeschichte Mitteleuropas. Bern 2016, S. 39–50.

⁹ Vgl. Lucie Merhautová, »Er war ein Dichter den wir sehr geliebt«. Otokar Fischer und Hugo von Hofmannsthal vor dem Ersten Weltkrieg. In: Otokar Fischer (1883–1938). Ein Prager Intellektueller zwischen Dichtung und Wissenschaft. Hg. von Václav Petrbok, Alice Stašková und Štěpán Zbytovský. Köln 2020, S. 427–464.

¹⁰ Ifkovits, Prag (wie Anm. 7), S. 346.

auch seine Heimatstadt Wien, wo um die Jahrhundertwende das Potenzial für interkulturelle Beziehungen und Durchdringungen im künstlerischen Bereich größer war als im national bipolar geteilten Prag. Anerkennung wurde hier insbesondere der tschechischen Musik zuteil, in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts stellten hier tschechische Künstler aus (vor allem im Hagenbund) und auch etliche tschechisch schreibende Autoren, Kulturvermittler und Übersetzer tschechischer Literatur ins Deutsche lebten und arbeiteten in Wien. Der wichtigste Vermittler der 1890er Jahre war der Professor und Chirurg Eduard Albert, der zwischen 1893 und 1895 die repräsentative vierbändige Anthologie »Poesie aus Böhmen« herausgab. Nach 1900 setzten sich in stärkerem Maße aus den böhmischen Ländern stammende jüdische Vermittler durch. Eine wichtige Figur war dabei neben Anna Auředníčková oder Camill Hoffmann der bereits genannte Emil Saudek.¹¹

Saudek wurde in Jihlava (Iglau) geboren und wuchs in dem kleinen Dorf Polnička (Pellés) bei Žďár nad Sázavou (Saar) auf, wo seine Eltern, Abraham (1830–1902) und Anna (1840–1921), gemeinsam mit einer weiteren Familie, den Schwarzkopfs, einen Hof gepachtet hatten. Das Dorf war tschechischsprachig und Saudek besuchte hier die Grundschule. Mittlere Bildung erwarb er am deutschen Gymnasium in Jihlava, wo er Anfang Juli 1895 die Matura ablegte. Anschließend begann er an der Wiener Universität Jura zu studieren. In Wien ließ er sich dann auch nieder. Von 1896 bis 1922 war er bei der Anglo-Österreichischen Bank angestellt, 1903 heiratete er Elsa Groag. Ein Jahr später kam ihr Sohn Erik Adolf (1904–1964) zur Welt, der später ein bedeutender Übersetzer aus dem Deutschen (Johann Wolfgang Goethe, Gottfried Keller) und Englischen (William Shakespeare) ins Tschechische werden sollte. Trotz der dynamischen Entwicklung der Wiener Moderne an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert interessierte sich der junge Saudek mehr für die tschechische literarische Moderne, als für die Werke der Vertreter der Wiener Moderne. Aufgrund seiner

¹¹ Zu Emil Saudek vgl. auch: Hartmut Binder, Ein vergessener Literatur-Vermittler. In: Germanoslavica. Zeitschrift für germano-slawische Studien 9, 1997, Nr. 1, S. 81–125; Michal Topor, Emil Saudek neboli Homo translatorus. In: Slovo a smysl – Word & Sense 16, 2019, Nr. 31, S. 101–122.

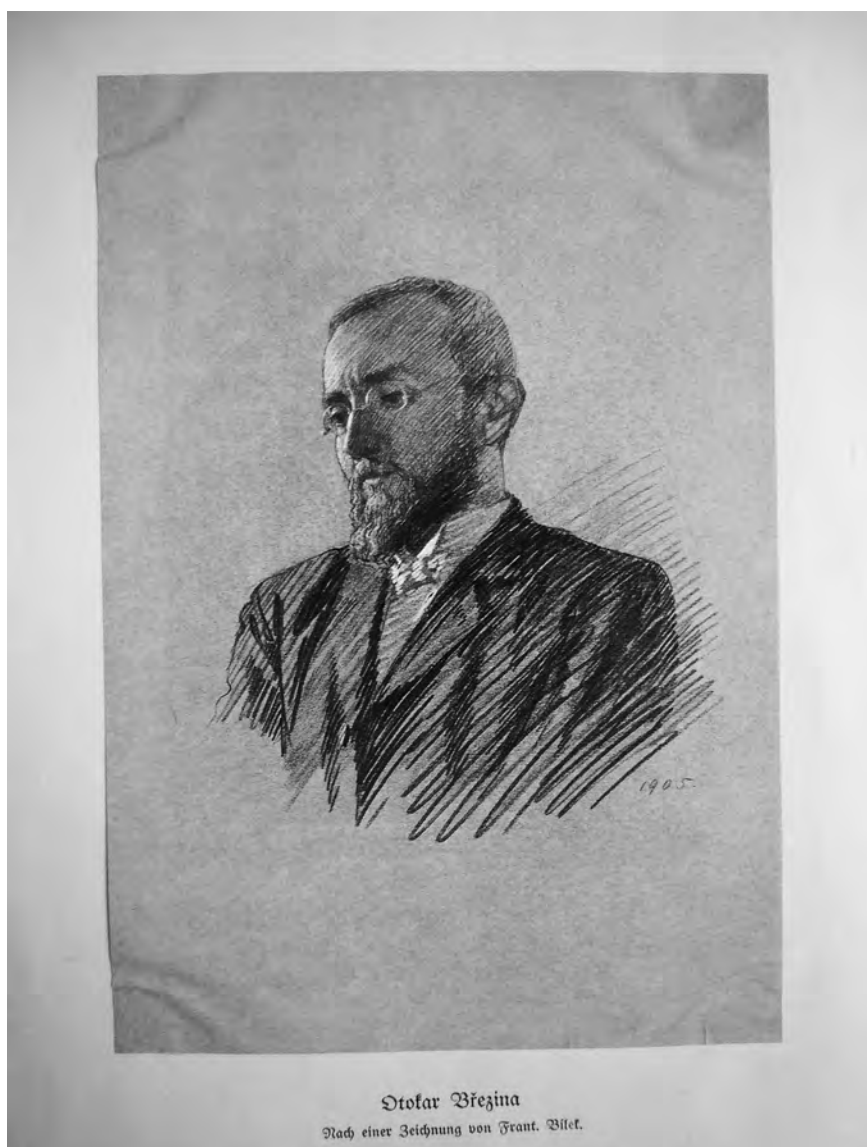


Abb. 2: Porträt des Dichters Otokar Březina von František Bilek, das auf der Frontispizseite der »Hände« erschien

deutschsprachigen höheren Bildung konnte er sich schriftlich wesentlich besser auf Deutsch ausdrücken als auf Tschechisch, seine (in beiden Sprachen verfassten) handschriftlichen Aufzeichnungen aus der

zweiten Hälfte der 1890er Jahre zeigen jedoch,¹² dass er sich literarisch insbesondere an Zeitschriften der tschechischen Moderne wie »Moderní revue« [Moderne Revue] und »Rozhledy« [Rundschau] orientierte. In der »Moderní revue« stieß er auch erstmals auf Březinas Lyrik und übersetzte einige seiner Gedichte auf eigene Faust ins Deutsche. Seine Beziehung zu Březina war von Anfang an persönlich (sein erster Brief an ihn stammt vom 14. September 1903) und hatte – wie Josef Vojvodík betont – von Anfang an einen Zug einer außergewöhnlichen, schicksalhaften Begegnung.¹³ Durch einen glücklichen Zufall stammte Saudeks damalige Hauswirtin aus Jaroměřice (Jarmeritz) im mährischen Teil des Hochlands, wo Březina als Lehrer tätig war, und überbrachte ihm so direkt aus der Hand des Dichters ein Exemplar seiner Gedichte. Saudek dankte ihm überschwänglich:

Ich kenne vielleicht all Ihre in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Gedichte, von den Sammlungen habe ich jedoch nur »Svítání na západě« [Morgendämmerung im Westen] und »Hudba pramenů« [Musik der Quellen]. Diese zwei Bücher habe ich mit frommer Seele studiert, studiere sie immer noch und kann nicht genug bekommen: von Ihrer großartigen Sprache, Ihren gänzlich unbekannten Bildern, ich lerne sie auswendig, übersetze sie für mich und geneigte Seelen ins Deutsche, bete sie in den Freuden und Leiden des Lebens; besänftige durch sie Unzufriedenheit, Trotz und Zorn, treibe durch sie mich selbst zur alltäglichsten Arbeit, lebe schlichtweg durch sie wie durch die Luft zum Atmen.¹⁴

Saudeks Familie war wahrscheinlich weitgehend säkularisiert, er empfand wie viele seiner Zeitgenossen die geistige Krise der Jahrhundertwende und die Unzulänglichkeit der institutionalisierten Kirchen. Březinas Werk ermöglichte ihm im rechten Moment ein ästhetisches und zugleich religiöses Erleben. Saudek faszinierten vor allem Březinas letzte Gedicht- und Essaysammlungen mit ihrer dichterischen mystischen Vision eines zeit- und raumübergreifenden kosmogonischen Zusammenhangs zwischen allem (intimen wie überpersönlichen, mensch-

¹² Privatnachlass Emil Saudek.

¹³ Vgl. Josef Vojvodík, Posel, překladatel, interpret? Emil Saudek a Otokar Březina: mezi překladem a exegezí [Bote, Übersetzer, Interpret? Emil Saudek und Otokar Březina: zwischen Übersetzung und Exegese]. In: Svět literatury [Welt der Literatur] 30, 2020, Nr. 62 [Im Druck].

¹⁴ Emil Saudek an Otokar Březina, 14. September 1903, Brief, LA PNP, Nachlass Otokar Březina.

lichen wie natürlichen) Geschehen und Handeln. Gleichsam sein ganzes Leben lang sann er über die tragisch-schmerzvollen, letztlich aber optimistischen Bilder einer »bewussten menschlichen Solidarität« und Brüderlichkeit, über die Beziehungen zwischen Kunst und Leben, moderner Wissenschaft und Mystik wie auch über die menschliche Erfahrung nach, die in Březinas Versen und Symbolen Gestalt angenommen hatten.

Saudek betrachtete Březinas Dichtung als künstlerische Erscheinung europäischen Maßstabs und ihm lag sehr daran, sie der deutschsprachigen kulturellen Öffentlichkeit vorzustellen. Erste Übersetzungen publizierte er 1907 in der neugegründeten Monatsschrift »Čechische Revue«, die in Prag von dem Germanisten und Bohemisten Arnošt/Ernst Kraus¹⁵ redigiert wurde und deren Ziel es war, die deutschsprachigen Einwohner der böhmischen Länder bzw. Österreich-Ungarns und Deutschlands über tschechische Literatur, Kunst, Wissenschaft sowie Wirtschaft und Politik zu informieren.¹⁶ Den Druck der Übersetzungen vermittelte der Kritiker Emanuel Chalupný. Der Essay »Ziele« sowie drei Gedichte Březinas eröffneten die Mai-Ausgabe der Zeitschrift,¹⁷ in welcher auch eine Studie von Chalupný über Březina abgedruckt wurde.¹⁸ Insgesamt handelte es sich um die bis dahin bedeutendste Vorstellung des tschechischen Symbolisten in deutscher Sprache.

Im selben Jahr 1907 entschloss sich Saudek zu einem mutigen Schritt – zur Übersetzung und Herausgabe einer kompletten Gedichtsammlung, und zwar der letzten von Březinas fünf Sammlungen, die 1901 auf Tschechisch unter dem Titel »Ruce« [Hände] in grafischer Gestaltung und mit Holzstichen und Zeichnungen des bildenden

¹⁵ Vgl. Arnošt Vilém Kraus (1859–1943) a počátky české germanobohemistiky [Arnošt Vilém Kraus (1859–1943) und die Anfänge der tschechischen Germanobohemistik]. Hg. von Václav Petrbok. Prag 2016.

¹⁶ Lucie Merhautová, Mauer, oder Brücke? Deutsch-tschechische Vermittlungskonzepte am Anfang des 20. Jahrhunderts am Beispiel der Zeitschriften Das Literarische Echo und die Čechische Revue. In: Arnošt Vilém Kraus (1859–1943). Ein Prager Wissenschaftler und Kulturpolitiker. Hg. von Helena Březinová, Steffen Höhne und Václav Petrbok. Köln u.a. 2020, S. 91–116.

¹⁷ Otokar Březina, Ziele; Stumme Begegnung; Wo hörte ich schon. In: Čechische Revue 1, 1906/07, S. 673–681. Das Gedicht »Der Schmerz des Menschen« aus der Sammlung »Ruce« (Hände) wurde von Jindřich Fleischner übertragen, ebd. S. 681.

¹⁸ Emanuel Chalupný, Ottokar Březina. In: Čechische Revue 1, 1906/07, S. 765–768.

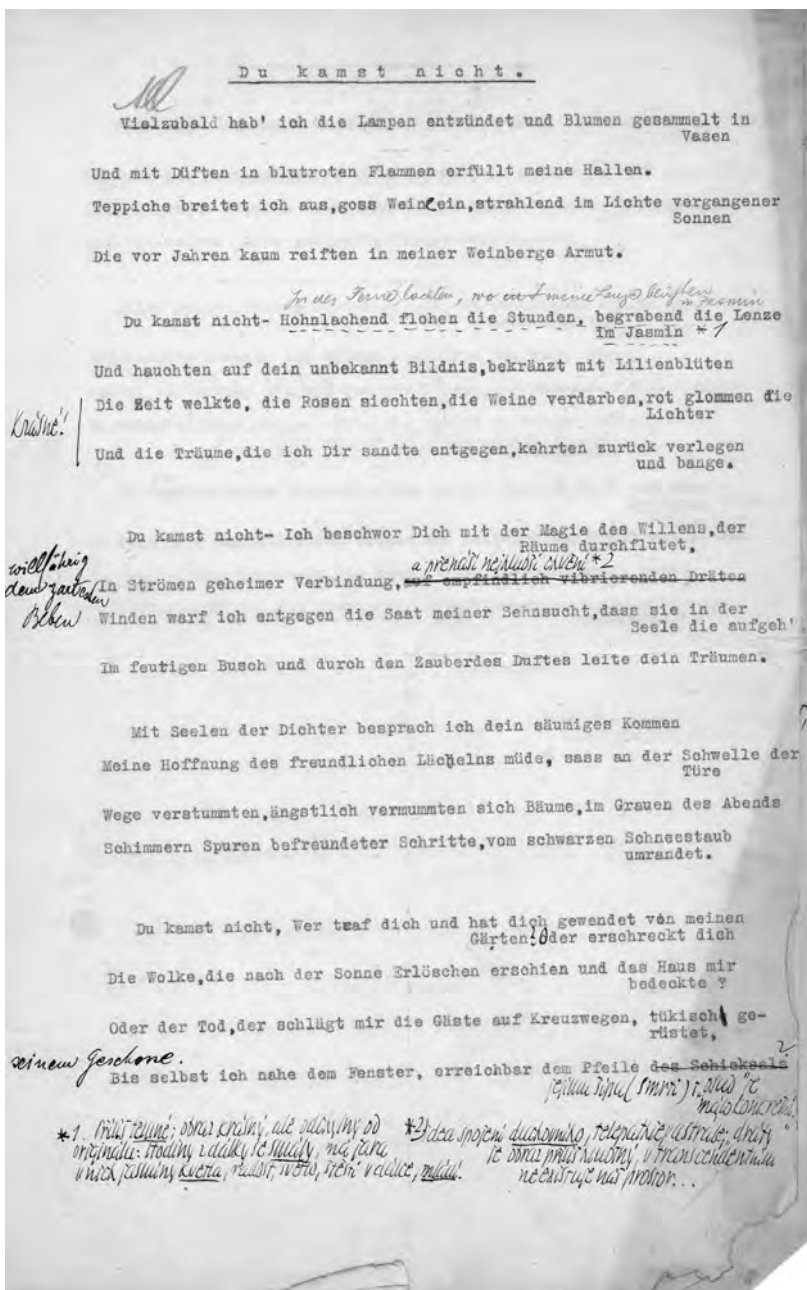


Abb. 3 Maschinenschrift von Saudeks Übersetzung des Gedichts »Tys nešla« / »Du kamst nicht«, mit handschriftlichen Anmerkungen von Otokar Březina (Privatnachlass Emil Saudek)

Künstlers František Bílek erschienen war.¹⁹ Diese bibliophile Ausgabe war schwer erhältlich: »Das Buch Ruce ist leider nirgendwo zu bekommen. Ich fahnde schon mehrere Jahre danach«, vertraute Saudek am 8. April 1907 Emanuel Chalupný an. Im Sommer desselben Jahres hatte er jedoch bereits mit dem Übersetzen begonnen. Das bot ihm auch Gelegenheit zu Gesprächen mit dem Dichter, der die Übersetzungen durchsah und ihn zur Weiterarbeit ermunterte. Die Übertragung der kompositorisch komplizierten, metaphorischen, in freien Versen abgefassten Lyrik war anspruchsvoll und Saudek verbrachte viel Zeit mit der Interpretation jedes einzelnen Verses. »Ich möchte nicht mit dem Übersetzen beginnen, ehe sich mir Inhalt und Sinn dieser Gedichte nicht in allen Details in ihrem verborgenen Glanz erschlossen haben, der – wie ich glaube – in jedem Gedicht Březinas steckt«, schrieb er an den Philologen Miloslav Hýsek.²⁰ Březina gehört zu den Wegbereitern des freien Verses in der tschechischen Lyrik.²¹ Auf die rhythmischen und intonatorischen Komponenten achtete Saudek jedoch weniger, er konzentrierte sich vor allem auf den Bilderreichtum und die Bedeutungsstruktur der Gedichte. Darüber hinaus widmete er Březina zahlreiche Artikel und mehrere Vorträge.

Für Übersetzungen tschechischer Literatur ins Deutsche ließ sich meist nur schwer ein Verleger finden. Diese Aufgabe oblag an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zudem oftmals dem Übersetzer. Viele Übertragungen konnten vornehmlich in Literaturzeitschriften oder in der Tagespresse erscheinen, längere Übersetzungen blieben oft bloße Manuskripte oder wurden von tschechischen Verlegern herausgegeben, was für ihre Distribution und Rezeption außerhalb der Böhmisches Länder nicht optimal war. Saudek fand einen Verleger in

¹⁹ Březinas erste Sammlung »Tajemné dálky« (dt.: Geheimnisvolle Weiten, 2019) erschien 1895 im Zeichen des dekadenten Symbolismus, bis 1901 wurden vier weitere Sammlungen publiziert: »Větry od pólů« (1896, dt. Winde von Mittag nach Mitternacht, 1920), »Světání na Západě« (1897, dt. Morgendämmerung im Westen), »Stavitelé chrámu« (1899, dt. Baumeister am Tempel, 1920) und »Ruce« (1901, dt. Hände, 1908). Das letzte zu Březinas Lebzeiten herausgegebene Werk war die Essaysammlung »Hudba pramenů« (1903, dt. Musik der Quellen, 1920).

²⁰ Emil Saudek an Miloslav Hýsek, Brief, 30. Oktober 1907, LA PNP, Nachlass Miloslav Hýsek.

²¹ Zur Geschichte des freien Verses in der tschechischen Lyrik vgl. Miroslav Červenka, *Dějiny českého volného verše* [Geschichte des tschechischen freien Verses]. Brno 2001.

Moriz Frisch, der in Wien zwar keinen Belletristik-Verlag, wohl aber eine Kunstdruckerei betrieb.²² Darüber informierte er Březina bereits Ende Februar 1908:

Die Übersetzung Ihres wunderbaren Buches »Ruce« [Hände] druckt die hiesige Buchdruckerei M. Frisch. Der Inhaber, ein bekannter Sozialist, ein lieber Mensch und wohlhabender Selfmademan, übernimmt die Erstausgabe zu bescheidenen Konditionen. Das Buch wird sehr schön ausgestattet sein. Es wird ein Bild von Ihnen enthalten (nach einer Abbildung in einem Ihrer vorletzten Bücher), außerdem Holzschnitte von Herrn František Bílek.²³

Die Sammlung erschien im November 1908 in bibliophiler Aufmachung im Quartformat mit Holzschnitten und Illustrationen František Bíleks, grafisch gestaltet von Justinian Frisch, dem Sohn von Moriz Frisch, der unter anderem auch den Einband der ersten Ausgabe von Kraus' Zeitschrift »Die Fackel« entworfen hatte. »Der Herausgeber hat das Buch mir zuliebe und *ohne Gewinn* herausgegeben«, schrieb Saudek an Emanuel Chalupný.²⁴ Die Auflage umfasste 500 Stück zu je 6 Kronen. Bei der Werbekampagne ließ Saudek sein organisatorisches Talent spielen – er annoncierte das Buch in der Presse, schloss selbst Subskriptionen ab, machte Zeitschriftenredakteure auf das Buch aufmerksam und schickte die Sammlung an bekannte Schriftsteller in Wien, Böhmen und Deutschland.

Die Publikation von Březinas Sammlung war eindeutig ein Ereignis in der Geschichte der deutschsprachigen Übersetzung tschechischer Literatur, und dies in mehrfacher Hinsicht. Da Saudek einen kompletten Gedichtzyklus übertragen hatte (und nicht nur eine Auswahl, wie es bei Übersetzungen häufiger der Fall zu sein pflegte), wurden dessen Komposition, die Verknüpfung und dynamische Entfaltung der Motive und Symbole sichtbar. Erst die Resonanz auf das Buch zeigte, wie gut der Erscheinungszeitpunkt gewählt war: Die Rezeption bettete Březinas Werk in den Kontext der sich wandelnden ästhetischen Moderne

²² Vgl. Murray G. Hall, Frisch & Co. Verlag. In: Österreichische Verlagsgeschichte. http://verlagsgeschichte.murrayhall.com/?page_id=280.

²³ Emil Saudek an Otokar Březina, 26. Februar 1908, LA PNP, Nachlass Otokar Březina.

²⁴ Emil Saudek an Emanuel Chalupný, 21. Oktober 1908, LA PNP, Nachlass Emanuel Chalupný. Hervorhebungen durch Unterstreichungen im Original werden hier und im Folgenden durch Kursivierung wiedergegeben.

um 1910 ein. Die Sammlung weckte das Interesse von Dichtern und Übersetzern wie Stefan Zweig und Johannes Schlaf. Březina wurde in Rezensionen mit Émile Verhaeren und Walt Whitman verglichen, die von Stefan Zweig und Johannes Schlaf gerade ins Deutsche übertragen wurden. Es war daher kein Zufall, dass gerade sie auf Březina aufmerksam wurden und über ihn schrieben.²⁵ Vor allem auf Zweig machten die Gedichte einen tiefen – und auch unerwarteten – Eindruck, denn seinen eigenen Worten zufolge hatte er sich zunächst nur Bileks Zeichnungen anschauen wollen:

Ich wollte nur die Zeichnungen Bileks ansehen – dessen Holzplastiken ich ungemein liebe – geriet dabei ins Lesen und dann liess mich die Magik dieser Verse nicht mehr aus ihren Kreisen, zwang mich von einem Gedicht zum anderen hinüber, wirklich welch' ein grandioser Dichter! Und wie nahe – räumlich und seelisch! – von unserem Leben!²⁶

Zweig, selbst ein Mittler, verstand Saudeks kulturvermittelnde Mission sehr gut und nahm daraufhin brieflich wie persönlich mit ihm Kontakt auf. Zudem schrieb er über Březina einen längeren Essay für die »Österreichische Rundschau«²⁷ und empfahl »Hände« seinen Bekannten.²⁸

Weitere Rezensionen stammten zum Beispiel von Camill Hoffmann, Otto Hauser oder Ferdinand Gregori, mehrmals erwähnt Saudek auch das Interesse Ernst Lissauers (dessen Gedichtbände »Der Strom« und »1813« er in der tschechischen Presse rezensierte). Auch im Kontext des frühen Expressionismus stieß die Sammlung auf Interesse, so veröffentlichte der Prager Schriftsteller und Übersetzer Otto Pick unter Mitarbeit Franz Werfels 1913 in der im Verlag Kurt Wolff erschienenen Edition »Der Jüngste Tag« eine Auswahl aus Březinas Werk unter dem Titel »Hymnen«. Mit Pick begann Saudek noch vor dem Ersten Weltkrieg einen Plan für eine deutschsprachige Werkausgabe

²⁵ Vgl. Johannes Schlaf, »Hände«. In: Der Tag, Nr. 12, 15. Januar 1909, Ausgabe B, Illustrierter Teil, S. 10.

²⁶ Stefan Zweig an Emil Saudek, 14. Oktober 1908, Brief, maschinenschriftliche Abschrift, LA PNP, Nachlass Otokar Březina.

²⁷ Stefan Zweig, Otokar Březina. In: Österreichische Rundschau 19, 1909, Nr. 6, S. 444–450.

²⁸ Vgl. z.B. Zweigs Brief an Julius Bab vom 9. August 1909. In: Stefan Zweig, Briefe. 1897–1914. Hg. von Knut Beck, Jeffrey B. Berlin und Natascha Wechsenschach-Feggeler. Frankfurt a.M. 1995, S. 191–194, bes. S. 193.

Březinas zu erarbeiten, die jedoch erst in den Jahren 1919–1923 in einem bereits veränderten literarischen und kulturpolitischen Kontext publiziert wurde und deren Erfolg nicht mehr an den von »Hände« heranreichte.²⁹ Zudem machte Saudek den Dichter Hugo Sonnenschein mit Březinas Lyrik bekannt. Sonnenschein – aus dem mährischen Kyjov (Gaya) stammend – konnte gut Tschechisch und 1912 widmete er Březina das Gedicht »Der Weg der Brüder« in seinem Gedichtband »Geuse Einsam von Unterwegs«.³⁰ Sonnenschein versuchte auch, Březinas Lyrik weiterzuvermitteln, so zum Beispiel an Albert Ehrenstein. Einige von Saudeks Březina-Übertragungen erschienen daraufhin in Zeitschriften des österreichischen Expressionismus wie »Daimon« oder »Der neue Daimon«, an denen sich Sonnenschein, Ehrenstein oder Werfel beteiligten. Der Erfolg von »Hände« hatte zudem unmittelbaren Einfluss auf die ersten Březina-Übertragungen ins Englische aus der Feder des jungen englischen Slavisten Paul Selver. Dieser war im Wien der Vorkriegszeit zuerst mit tschechischer Literatur in Berührung gekommen und hatte schon 1912 in London eine erste Anthologie tschechischer Lyrik herausgegeben, in der auch Březina vertreten war.³¹

Die zahlreichen Echos waren für Březina von großer Bedeutung, zeigten sie ihm doch, dass seine künstlerische Form originell und gleichzeitig in andere Sprachen übertragbar war – zuvor waren bereits einzelne französische und polnische Übersetzungen seiner Gedichte erschienen.³² Die deutschsprachigen Reaktionen hatten zudem Rückwirkungen auf die tschechische Literaturkritik, die aufmerksam registrierte, wie in der deutschsprachigen und internationalen Presse über tschechische Literatur geschrieben wurde. Die positive Resonanz trug

²⁹ Vgl. Štěpán Zbytovský, Prager Vermittler und Übersetzer im Kurt Wolff Verlag. In: *Études Germaniques* 75, 2020, Nr. 1, S. 197–229.

³⁰ »Vision. Otokar Březina dem Seher als Dank«. In: Hugo Sonnenschein, *Geuse Einsam von Unterwegs*. Wien / Leipzig 1912, S. 24. Sonnenschein schickte Březina ebenfalls seine Gedichtsammlung und erhielt von ihm ein Dankeschreiben, vgl. Otokar Březina, *Korespondence* [Korrespondenz]. Bd. 2 (1909–1929). Hg. von Petr Holman. Brno 2004, S. 915 f.; S. 972 f.

³¹ Paul Selver, *An Anthology of Modern Bohemian Poetry*. London 1912. Selver übersetzte für die Anthologie elf Gedichte Březinas, davon acht aus der Sammlung »Ruce«.

³² Vgl. Petr Holman, *Otokar Březina nejen v Čechách* [Otokar Březina nicht nur in Böhmen]. In: *Otázky českého kánonu* [Fragen des tschechischen Kanons]. Hg. von Stanislava Fedrová. Prag 2006, S. 170–182.

dazu bei, Březinas Image als schwer verständlicher Dichter, der für ein Häuflein treuer Bewunderer schrieb, zu hinterfragen. Während der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts begannen zudem Zweitauflagen seiner Sammlungen zu erscheinen. Hier nimmt auch der Březina-Kult der späten zwanziger und dreißiger Jahre seinen Anfang.



Abb. 4: »... es ist eine kostbare Freude meines Lebens, dass Ihr wunderbares Werk gewürdigt wird, wie es verdient«, schrieb Otakar Březina dankbar seinem Übersetzer im Brief vom 30. Oktober 1908 (Privatnachlass Emil Saudek)

Einer spezifisch österreichischen Rezeption begegnen wir bei Hermann Bahr und Hugo von Hofmannsthal. Bahrs Briefe an Saudek

sind nicht erhalten und uns nur aus Erwähnungen in Briefen Saudeks bekannt, so zum Beispiel an Chalupný:

Unter den Literaten, die das Phänomen Březina mit großem Interesse begrüßt haben – und dies sind schon einige – hat sich auch Hermann Bahr zu Wort gemeldet. Er wünscht eingehende Informationen, die ich ihm zum Teil selbst in korrekter Weise geben kann. Er verweist jedoch auf eine Bemerkung über den uralten religiösen Ernst in Südböhmen, die sich in meinem Vorwort (wie auch in unserem Artikel über O.B. in der Čechischen Revue) findet, und wünscht für diese südböhmische Tradition »literarische Belege«.³³

Saudek entsprach Bahrs Bitte und schickte ihm verschiedene erläuternde Anmerkungen, in denen er sich bemühte, zum einen Březinas Dichtung im Vergleich mit Walt Whitman zu erklären, zum anderen die Tradition der Mystik in Südböhmen und Mähren zu skizzieren.³⁴ Bahr hat auch später mehrfach über Březina geschrieben, am bekanntesten ist eine im »London Mercury« publizierte Rezension.³⁵

Saudek schickte das Buch zudem an Hugo von Hofmannsthal, dessen Antwort er für Březina abschrieb, sodass der Wortlaut dieses Briefes erhalten geblieben ist. Hofmannsthals Antwort fiel im Vergleich zu Bahr und Zweig knapper aus, der wichtigste Teil seines Briefes wurde von Saudek jedoch mehrfach (in tschechischer Übersetzung) veröffentlicht:

Ich werde das Buch öfter und zu ruhigen Stunden in die Hand nehmen und bin fast sicher, dass es mir geben wird, wornach [sic!] meine Einbildungskraft öfter aber vergeblich begierig war: eine Emanation aus der Gemütsstiefe des tschechischen Wesens – eine Vergeistigung dessen, was [mir?] in der so zu Herzen gehenden Landschaft, in der Bildung und dem Ausdruck von Gesichtern so oft entgegengetreten ist und mich nachdenklich gestimmt hat.³⁶

³³ Emil Saudek an Emanuel Chalupný, 27. Oktober 1908, LA PNP, Nachlass Emanuel Chalupný.

³⁴ Diese Materialien befinden sich in Bahrs Nachlass im Österreichischen Theatrum Wien.

³⁵ Hermann Bahr, A Letter from Germany. In: The London Mercury 3, 1920, Nr. 14, Dezember, S. 204–206. Zu dieser Rezeption s. die Edition von Kurt Ifkovits (unter Mitarbeit von Hana Blahová), Hermann Bahr – Jaroslav Kvapil. Briefe, Texte, Dokumente. Bern 2007, S. 436–438.

³⁶ Siehe die nachfolgende Edition des Briefs.

Die Schlüsselworte – ›Einbildungskraft‹, ›Gemühtiefe‹, das tschechische ›Wesen‹, ›Vergeistigung‹ der Landschaft und der Gesichter – zeugen nicht nur davon, dass Březinas Lyrik Hofmannsthal in ihrem geistigen Gehalt ansprach, sondern auch davon, dass er auch die Übersetzung in ihrer kulturellen Bedeutung wahrnahm. Saudek hatte gehofft, die Deutschösterreicher würden verstehen, dass Březinas künstlerisches Werk nur aus einer bereits entwickelten tschechischen Kultur heraus entstehen konnte,³⁷ und dass es dazu beitragen würde, verschiedene Stereotype über die Tschechen – als ungebildetes Volk, ewige Querulanten oder Ketzer – zu widerlegen. Bemerkenswert ist die deutschsprachige Sicht auf die ›kleine‹ tschechische Sprache und die Rolle der Übersetzung ins Deutsche von Stefan Zweig, der in der Einleitung seines Březina-Essays vom Juni 1909 die Tragik des Tschechischen als einer unverständlichen, fremden und daher toten Sprache formulierte:

Aus nächster Nähe und doch nach unendlicher Reise kommt zum ersten Male das Buch Otokar Březinas zu uns. Und war mir erlauchtetes Beispiel für die enge, begrenzte Wirkung der Sprache und für die siegreiche, starke, Grenzen und geistige Welten kühn überbrückende Kraft des dichterischen Gedankens. [...] Ein Buch wird vielleicht weggetragen zu uns, aber die fremde Sprache siegelt es zu, verschließt es zu untätigem stumpfen Dasein, tot ist das Werk eines, der in unserer Zeit, drei Stunden weit – lebt. Tragisches Gefängnis der Sprache!³⁸

Aus Zweigs Sicht ist die tschechische Dichtung aufgrund ihrer, für die deutsche Umgebung unverständlichen, Sprache tot oder gefangen. Die Übersetzung hat in der Logik dieser Bildhaftigkeit die Bedeutung einer Auferstehung oder einer Sprengung des sprachlichen Kerkers (›der enge Kerker der Sprache ist gesprengt‹).³⁹ Der Akzent liegt hierbei auf einem grundlegenden Verständnis, nicht auf der dichterischen Perfektion der Übersetzung – eine solche hat Saudek Zweigs Ansicht nach noch nicht erreicht (›Noch sind die Verse nicht ganz deutsch

³⁷ »Es geht mir darum, dass die Deutschen endlich richtig erkennen, dass der Boden, aus welchem O. B. erwuchs, ein kultureller und dem Erwachsen großer Männer günstiger war und ist.« Emil Saudek an Emanuel Chalupný, 19. Januar 1909, LA PNP, Nachlass Emanuel Chalupný.

³⁸ Zweig, Otokar Březina (wie Anm. 27), S. 444.

³⁹ Ebd.

und sicherlich nicht dichterisch-deutsch, und schon entziffern sie die Runen.«).⁴⁰ Hier sei ergänzt: Die Übersetzung ist ein erster Schritt hin zu einem Verständnis der enigmatischen Lyrik Březinas, in der die (Un-)Verständlichkeit von Zeichen ein wichtiges Motiv ist.

Saudeks Briefen zufolge beabsichtigte auch Hofmannsthal einen Artikel über den tschechischen Dichter zu schreiben. Saudek erwähnt dies Březina gegenüber erstmals in einem Brief vom 20. November 1908: »In der ›Zeit‹ wird vielleicht Hofmannsthal selbst über ›Hände‹ schreiben.«⁴¹ Eine ähnliche Erwähnung findet sich erst wieder am 24. April 1909 in einem Brief an Miloslav Hýsek, diesmal in einem neuen Kontext:

Hofmannsthal, der mit seiner Elektra derzeit großen Ruhm erntet, hat einen Artikel über Březina versprochen! Er sagte, er tue dies vor allem, um gegen die deutsche nationalistische Hetze zu protestieren, die auch vor der Kunst nicht haltmache. – Ich möchte in Österreich auf meine Weise auf eine solche Aussöhnung hinarbeiten.⁴²

Es scheint, als habe Hofmannsthal Saudek seinen Entschluss persönlich mitgeteilt (»Er sagte«), wobei dieser seinen Text gewissermaßen als kulturpolitische Protestaktion auffassen sollte. Ende der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts lebten in Wien um 250 000 Tschechen⁴³ und diejenigen, die ihre nationale Identität behalten wollten, waren gut organisiert. Besonders in den Wiener Vorstädten kam es zu verschärften Konflikten im öffentlichen Raum, zum Beispiel um den Betrieb tschechischer Schulen oder um die Gründung der tschechischen Häuser als Kulturzentren. Wegen deutschnational motivierter Straßenproteste wurden daraufhin zum Beispiel im April 1908 die Gastspiele des Tschechischen Nationaltheaters im Theater an der Wien abgesagt. Im Frühjahr 1909 dachte Hermann Bahr in seinen Briefen an den tschechischen Theatermann Jaroslav Kvapil über die Gründung eines

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Emil Saudek an Otokar Březina, Brief, 20. November 1908, LA PNP, Nachlass Otokar Březina.

⁴² Emil Saudek an Miloslav Hýsek, 24. April 1909, LA PNP, Nachlass Miloslav Hýsek.

⁴³ Vgl. Michael John / Albert Lichtblau, *Schmelztiegel Wien – einst und jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten*. Wien / Köln 1990, S. 18–32; S. 143–145.

deutsch-tschechischen Komitees nach, das sich für die deutsch-tschechische Verständigung einsetzen sollte. Wohl auch in diesem Kontext hatte sich Bahr bei Saudek nach Březina und der tschechischen Kultur erkundigt, über die er – im Unterschied zu Hofmannsthal – relativ gut informiert war. Hofmannsthal veröffentlichte vor dem Krieg keinen Text über Březina – anders als Bahr oder Zweig war er auch kein Literaturkritiker, der häufig literarische Werke oder Übersetzungen rezensierte. Abgebracht haben mochte ihn auch das Engagement Zweigs, zu dem er ein mehr als angespanntes Verhältnis hatte. Saudek erwähnt allerdings eine diesbezügliche Absicht noch am 3. Mai 1909: »Hofmannsthal hat ›Ruce‹ sehr liebgewonnen und bereits zum zweiten Mal versprochen, gewiss darüber zu schreiben.«⁴⁴

In Anbetracht dessen, dass er Březinas Lyrik bereits 1908 kennengelernt hatte, überrascht es nicht, dass Hofmannsthal bei seinen patriotischen Publikationsprojekten »Österreichische Bibliothek« und »Österreichischer Almanach« just an Březina dachte. Martin Stern zitiert zu dem eine Widmung im dritten Band von Hofmannsthals »Prosaischen Schriften« aus dem Jahr 1917:

Otokar Březina
Dem grossen Dichter
Des nächstverbundenen Volkes
In Bewunderung und Liebe
Hofmannsthal
1917⁴⁵

Eine weitere Verbindung zu Saudek wie auch zu Březina findet sich im »Österreichischen Almanach auf das Jahr 1916«: Hier erschien das Gedicht »Meine Mutter« in Saudeks (bestimmt auch von Březina durchgesehener) Übersetzung. Dieses Gedicht hatte Saudek schon 1907 erfolglos in der »Čechischen Revue« zu veröffentlichen versucht,⁴⁶ er hatte es daher bereits etliche Jahre früher übersetzt. Nach dem Gedicht »Meine Mutter« ist eine gekürzte Version des Artikels »Otokar Březina« von Stefan Zweig abgedruckt, den dieser anlässlich des

⁴⁴ Emil Saudek an Otokar Březina, 3. Mai 1909, LA PNP, Nachlass Otokar Březina.

⁴⁵ Stern, Hofmannsthal und Böhmen (2) (wie Anm. 5), S. 106.

⁴⁶ Vgl. Saudeks Brief an Emil Chalupný vom 27. März 1907, LA PNP, Nachlass Emanuel Chalupný.



Abb. 5a–b: Postkarte aus Jaroměřice/Jaromeritz mit der Aufnahme der Schule, in der Březina als Schullehrer tätig war, am 2. November 1908 an Sauděk adressiert (Privatnachlass Emil Sauděk)

Erscheinens von »Hände« verfasst hatte. Dass das Gedicht und der Essay hier zusammen abgedruckt wurden, ist jedoch eher Zufall. Hofmannsthal hatte Zweig nur auf Drängen Anton Kippenbergs um einen Beitrag gebeten, da der Almanach im Insel-Verlag, dem Herausgeber beider Wiener Autoren, erschien.⁴⁷ Semantisch korrespondieren die beiden Texte daher nur auf den ersten Blick miteinander – das Gedicht »Meine Mutter« stammt nämlich nicht aus der Sammlung »Hände«, sondern aus Březinas Erstlingswerk »Tajemné dálky« von 1895 (dt.: »Geheimnisvolle Weiten«, 2019). Dessen dekadent-symbolistische Poetik mit ihren Motiven von Einsamkeit, Schmerz, Traum und Tod und mit ihrem Kult der Kunst ist noch weit entfernt von dem vitalistisch-eschatologischen Symbolismus-Modell in Březinas letzter Sammlung »Ruce« (Hände).⁴⁸ In dem Gedicht setzt sich das lyrische Ich mit dem Tod der Mutter auseinander. Im Kontext des Ersten Weltkriegs, in dem eher Mütter ihre Söhne verloren als umgekehrt, konnten jedoch die intimen und sozialen Motive von Armut, Schmerz und Leid wie auch das Motiv der schicksalhaften Verbindung von Mutter und Sohn neue appellative Bedeutungen und Werte annehmen. Der Alexandriner verleiht dem Gedicht zudem einen feierlich-elegischen Ton. Es ist unklar, wie und wann die Übersetzung des Gedichts in die Hände Hofmannsthals gelangte. Wahrscheinlich ließ Saudek selbst sie ihm zukommen (von Zweig hat er sie sicherlich nicht erhalten). In den vorhandenen Briefen erwähnt Saudek die Publikation seiner Übersetzung jedoch nicht und der Krieg bewirkte, dass sich seine Haltung zu Österreich-Ungarn wie auch zu Wien diametral änderte:

⁴⁷ Hofmannsthal hatte Zweig ganz allgemein gebeten: »Das Bruchstück eines Aufsatzes, den Sie ja einmal über ein tschechisches oder slovenisches Litteraturprodukt oder über slawische Litteratur im allgemeinen geschrieben haben, wenn es einen solchen gibt, wäre mir sehr willkommen, oder eine Übersetzung aus einer dieser Sprachen«. Vgl. Eberhard Sauer mann, Hofmannsthals »Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916« – ein Beitrag zur Geistesgeschichte oder zur Kriegspublizistik? In: DVjs 75, 2001, Nr. 2, S. 288–328, bes. S. 319–329; Hugo von Hofmannsthal an Stefan Zweig, Brief vom 24. Juli 1915. In: Hugo von Hofmannsthal – Stefan Zweig, Briefe. 1907–1928. Mitgeteilt und kommentiert von Jeffrey B. Berlin und Hans Ulrich Lindken. In: HB 26, 1982, S. 86–116, bes. S. 95–97.

⁴⁸ Vgl. Josef Vojvodík, Symbolismus im Spannungsfeld zwischen ästhetischer und eschatologischer Existenz. Motivische Semantik im lyrischen Werk von Otokar Březina. München 1998.

Hatte er Wien in der Vorkriegszeit als ›Brücke nach Europa‹ verstanden und das dortige interkulturelle Milieu und Interesse an moderner Kunst sehr positiv zu nutzen gewusst, so nahm er in seinen Artikeln aus den Jahren 1917–1919 eine eindeutig tschechisch-nationale und antiösterreichische Haltung ein. Wien wurde von einer kulturellen Brücke zu einer moralisch degenerierten Stadt. Saudeks in den tschechischsprachigen Zeitungen »Víteňský deník« [Wiener Zeitung] und »Víteňské listy« [Wiener Blätter] publizierte Texte korrelieren mit dem Aufwogen des tschechischen Nationalismus in den letzten Jahren des Ersten Weltkriegs und in den ersten Jahren des neugegründeten Tschechoslowakischen Staates. Einer, der diesen Nationalismus von Prag aus mit großen Befürchtungen registrierte, war Paul/Pavel Eisner – ein anderer jüdischer Übersetzer und Vermittler, der für die von Hofmannsthal redigierte »Österreichische Bibliothek« einen Band mit dem Titel »Tschechische Anthologie« konzipierte.⁴⁹ In diesem stellte er drei tschechische Dichter vor: Jaroslav Vrchlický, Antonín Sova und Otakar Březina, wobei Březina den Höhepunkt der Triade bildete und Eisner insgesamt 22 Gedichte aus allen fünf von ihm erschienenen Sammlungen ins Deutsche übertrug. Ladislav Nezdařil zufolge sind jedoch Eisners Březina-Übersetzungen weniger gelungen als die Emil Saudeks, Franz Werfels oder Otto Picks.⁵⁰

Kehren wir aber in das Jahr 1908 zurück, zu Saudeks Übersetzung der Sammlung »Ruce« und der darauffolgenden Resonanz seitens bekannter Autoren – einer Resonanz, wie sie tschechischer Lyrik bislang noch nie zuteilgeworden war und wie selbst Saudek sie nicht erwartet hatte. Dieser Erfolg eröffnete ihm eine Laufbahn als Vermittler, während derer er mit zahlreichen weiteren Persönlichkeiten – jüdischen, deutschösterreichischen und tschechischen – unterschiedlichster künstlerischer, philosophischer und politischer Rich-

⁴⁹ Vgl. Lucie Kostrbová, Vrchlický – Sova – Březina. Eisners erste Buchveröffentlichung und ihre Kontexte. In: Übersetzer zwischen den Kulturen. Der Prager Publizist Paul/Pavel Eisner. Hg. von Ines Koeltzsch, Michaela Kuklová und Michael Wögerbauer. Köln 2011, S. 141–159.

⁵⁰ Ladislav Nezdařil, Česká poezie v německých překladech [Tschechische Lyrik in deutschen Übersetzungen]. Prag 1985, S. 254–273.

tungen in Kontakt trat. Wichtig ist dabei gerade Saudeks Bewegung quer durch dieses heterogene Spektrum, die Eröffnung von Verknüpfungsmöglichkeiten, von denen einige sich stärker entwickelten, andere bloße Potenzialitäten blieben. In einem Brief an Březina vom 25. Oktober 1908, dem er eine Abschrift von Hofmannsthals Brief beilegte (s. der nachfolgend angeführte kommentierte Abdruck des Briefes), werden einige Namen erwähnt, so u.a. Josef Popper-Lynkeus, Adolf Gelber oder Camill Hoffmann. Trotz seiner sehr distanzierten Haltung gegenüber Österreich und Wien in der Zeit des Zerfalls der Donaumonarchie und trotz seiner eindeutigen Befürwortung eines eigenständigen tschechoslowakischen Staates kam Saudek später mehrmals auf die Zeit zurück, in der seine Übersetzung von »Ruce« erschienen war, am detailliertesten in dem Buch »Pod oblohou Otokara Březiny« [Unter dem Himmel Otokar Březinas] von 1928, in welchem er – mit einer impliziten Anspielung auch zu Hofmannsthal – erklärte:

Der Erfolg von »Hände« enthüllte auch eine verborgene Seelengeschichte, die wir vielleicht zuvor nicht wahrgenommen hatten. Hier zeigte sich die Wiener Seele doch anders, als wir sie uns vorstellten, nämlich schöner und milder. Hier war die Weite eines weltbürgerlichen Wiener Barocks spürbar, welches die Idee einer einzigen, der Vielzahl nationaler Monaden übergeordneten geistigen Sphäre umfasste. Dieses menschlichere Wien ist von uns bis heute vergessen. Doch neben jenem arglistigen und kulturlosen Habsburger Wien, das wir so gut kennen, existierte auch ein solches, der Ewigkeit zugeneigtes Wien. Die Wiener Freunde von Březinas Werk waren gute und auch uns nützliche Freunde.⁵¹

⁵¹ Emil Saudek, *Pod oblohou Otokara Březiny* [Unter dem Himmel Otokar Březinas]. Prag 1928, S. 29.

Briefe

1) *Emil Saudek an Otokar Březina, 25. Oktober 1908*⁵²

Wien 25./X 1908

Teurer Meister,

ich hoffe, Frisch⁵³ hat meinen Auftrag richtig ausgeführt und Ihnen auf Ihren Wunsch hin die erbetenen 3 Exemplare⁵⁴ zugesandt.

Die Druckfehler (es sind insgesamt 4) werden wir auf einem Papierstreifen angeben, den wir dem Buch beilegen.

Indessen aber haben mich andere wichtige und freudige Aufgaben und Ereignisse beschäftigt.

Kurz gesagt: Das Buch erregt großes Staunen! Die Rezensionen in den Zeitschriften »Novina«⁵⁵ und »Přehled«⁵⁶ haben Sie gelesen. Chalupný⁵⁷ schrieb mir einen langen, begeisterten Brief, Šalda⁵⁸ Worte künden von einer äußerst gültigen, meine Bemühungen verstehenden

⁵² Literární archiv Památníku národního písemnictví [Literaturarchiv des Museums für nationales Schrifttum, Prag], Nachlass Otokar Březina. Brief, 2 Doppelblatt, 8 S. beschrieben, schw. Tinte.

⁵³ Moriz Frisch (1849–1914), Inhaber der Kunstdruckerei Moriz Frisch in Wien. Vgl. Hall, Frisch & Co. Verlag (wie Anm. 22).

⁵⁴ Gemeint ist die Übersetzung der Sammlung »Ruce« von Otokar Březina: »Hände«. Wien 1908, 66 S., mit Zeichnungen von František Bílek.

⁵⁵ Novina. List duševní kultury české [Neuland. Blatt für tschechische Geisteskultur], 1908–1912, Zweiwochenschrift, Red. Josef Svatopluk Machar, František Xaver Šalda, Jindřich Vodák. Šalda's Kurzrezension der »Hände« erschien in: Novina 1, 1908, 23. Oktober 1908, H. 20, S. 640.

⁵⁶ Přehled. Týdeník věnovaný veřejným otázkám [Rundschau. Wochenschrift für öffentliche Fragen], 1902–1914, Red. Emanuel Chalupný u.a. Rezension der »Hände«: Ch. [Emanuel Chalupný]: Březinova kniha »Ruce« v německém jazyce [Březinas Buch »Hände« in der deutschen Sprache]. In: Přehled 7, 1908–1909, Nr. 5, 23. Oktober 1908, S. 98; weiter auch: Německé hlasy o Březinových básních [Deutsche Stimmen über Březinas Dichtung]. In: Přehled 7, 1908–1909, Nr. 15, 31. Dezember 1908, S. 260–261; O Otokarovi Březinovi a jeho »Rukách« [Über Otokar Březina und seine »Hände«]. In: Přehled 7, 1908–1909, Nr. 18, 22. Januar 1909, S. 314–315; Otokar Březina: Hände, Přehled 7, 1908–1909, Nr. 5, S. 98.

⁵⁷ Emanuel Chalupný (1879–1958), Soziologe, Literaturhistoriker, Journalist und Jurist.

⁵⁸ František Xaver Šalda (1867–1937), Literaturkritiker und Schriftsteller.

Seele, Prof. Masaryk⁵⁹ übermittelte mir kurz und bündig seinen Dank, Prof. Jar. Vlček⁶⁰ bittet um ein Exemplar.

Prof. Rudolf Broda⁶¹ konnte ich ausfindig machen (der betreffende Artikel im »Přehled« ist ein Auszug aus meinem Brief an Chalupný), ich habe ihm <nach Paris>⁶² geschrieben und ihm die »Hände« geschickt. Er erklärte sich bereit, sie in den »Documents du Progres« zu rezensieren. Ferner hat Otto Hauser⁶³ voller Begeisterung und Respekt sogleich einen Artikel für die »Neue Freie Presse« verfasst, welcher in Kürze erscheinen wird.⁶⁴ Camill Hofmann,⁶⁵ unser Landsmann, einer der Kenner Ihres Schaffens, Redakteur der »Zeit«, hat mich zu einer langen »Audienz« empfangen und eine Rezension in der »Zeit«

⁵⁹ Tomáš Garrigue Masaryk (1850–1937), Philosoph, Politiker, Staatsmann. Saudek lernte Masaryk 1908 in Wien kennen. Nach dem Krieg übersetzte er seine Schrift »Das neue Europa« (=Nová Evropa), Berlin 1922.

⁶⁰ Jaroslav Vlček (1860–1930), Literaturhistoriker. Er veröffentlichte eine Besprechung in der Tageszeitung Den [Der Tag]: e. [Jaroslav Vlček]: Březina v cizím rouše [Březina im fremden Gewand]. In: Den 3, Nr. 10, 10. Januar 1909, Beilage, S. 1.

⁶¹ Rudolf/Rudolphe Broda (1880–1932), Soziologe, Journalist, 1907–1914 Professor für Soziologie am Collège Libre des Sciences Sociales in Paris, Hg. der Revue »Les documents du progrès« (1908–1918, auch in dt. Version unter dem Titel »Dokumente des Fortschrittes«). Eine Rezension der »Hände« von Broda ist nicht überliefert.

⁶² Einfügung.

⁶³ Otto Hauser (1876–1944), Schriftsteller, Übersetzer aus vielen Sprachen, Literaturhistoriker (anthropologischer Ansatz). Hauser übersetzte bereits 1902 drei Gedichte von Březina für die Zeitschrift »Aus fremden Zungen« (Aus der tschechischen Lyrik: Otokar Březina: 1. In meiner Seele spricht es, 2. Die Legende von der geheimen Schuld, 3. Stimmungsbild. In: Aus fremden Zungen 12, Bd. 2, 1902, Nr. 20, S. 956), in welcher er in dem Aufsatz »Zur jüngsten tschechischen Lyrik« auch kurz das Werk des Dichters besprach (Aus fremden Zungen 12, Bd. 2, 1902, Nr. 20, S. 959f.). Eine Darstellung zu Březina findet sich auch im Kapitel über die tschechische Literatur in Hausers »Weltgeschichte der Literatur« (Bd. 1, Leipzig / Wien 1910).

⁶⁴ Otto Hauser, O. Březina: Hände. In: Neue Freie Presse, Jg. 46, 28. März 1909, S. 35.

⁶⁵ Camill Hoffmann (1876–1944), geb. in Kolin (Böhmen). Literaturkritiker, Dichter, Journalist, 1902–1912 Redakteur der Wiener Tageszeitung »Die Zeit«, danach Redakteur der »Dresdner Neuesten Nachrichten«, nach 1918 tschechoslowakischer Diplomat. Rezension: Camill Hoffmann, Otokar Březina. In: Das literarische Echo 11, 1908–1909, Nr. 15, 1. Mai 1909, Sp. 1058–1061; weiter vgl. auch seinen Artikel über die deutschsprachige Rezeption Březinas: Camill Hoffmann, Otokar Březina v německém rouše [Otokar Březina im deutschen Gewand]. In: Moravsko-slezská revue 5, 1908–1909, Nr. 4, S. 132–133. Hoffmann rezensierte bereits die erste tschechische Ausgabe von Březinas Sammlung in der Wiener Wochenschrift »Die Wage«: C. H. [= Camill Hoffmann], Otokar Březina. »Ruce« (»Hände«). Mit Zeichnungen von Franz Bilek. In: Die Wage 4, Bd. II, Nr. 51, 16. Dezember 1901, S. 816 f. Zudem übersetzte er zwei Essays aus Březinas Buch »Hudba pramenů« [=Musik der Quellen] für die expressionistische Zeitschrift »Neue Blätter« seines Freundes Jakob Hegner: Otokar Březina: Die Musik der Quellen, Die Gefahren der Ernte. In: Neue Blätter 1, 1912, H. 11, S. 89–92.

und im »Literar. Echo« versprochen. Am erfreulichsten sind jedoch zwei Nachrichten. Am Freitagabend war ich zu Gast bei dem großen hiesigen Denker Josef Popper-Lynkeus,⁶⁶ welcher vor Jahren ein konfisziertes Buch: »Phantasien eines Realisten« herausgegeben hat und zudem ein weltbekannter Voltaire-Kenner wie auch eigenständiger Sozialphilosoph ist (Über das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben). Ein sechzigjähriger Mann, zu meiner unsäglichen Freude jedoch mit dem Kopf eines Jünglings. Ein schöner Mensch und enger Freund von Prof. Arn. Mach!⁶⁷ Ihr Buch hat er zweimal gelesen. Er hat es als Naturforscher und Künstler beurteilt. Voller Begeisterung für Ihre ganze Persönlichkeit, die »süß, tief und zum Küssen« sei, kam er zu dem Schluss, dass sich in den modernen Naturwissenschaften nichts finden lasse, was Ihrer Konzeption eines auf seine Befreiung zustrebenden *Kosmos*' nahekomme. Die »Hände« sind für ihn ein großartiger Traum, welcher nur bei einem religiös erzogenen Menschen möglich sei; grundlegende religiöse Vorstellungen (Gott, Schöpfer, Künstler, Harmonie, Befreiung, Erlösung) seien zu neuem Leben erwacht und auf der langen Reise durch das Gebirge exakt-wissenschaftlichen, jeglichen Anthropomorphismus' baren Studierens und Forschens nicht erloschen... Eine Negation der *kosmischen* Evolution also, nicht der menschlichen! Popper ist ein Liebhaber und Kenner der Mystik. Mit Begeisterung sprach er über Bernhard von Clairw.⁶⁸ wie auch über die heilige Theresia, und er wies mich auf Ihre Verwandtschaft mit Hegel und Schelling hin. Apropos: In »Teubners Verlag« ist ein kleines Buch

⁶⁶ Josef Popper-Lynkeus (1838–1921), Schriftsteller, Sozialphilosoph, Erfinder, geboren in Kolin (Böhmen). Die Kurzprosa-Sammlung »Phantasien eines Realisten« erschien 1899 unter dem Pseudonym Lynkeus und wurde konfisziert. Neue Ausgaben erschienen 1900 und 1909, die letztere besprach Saudek in der Zeitschrift »Novina«, seine Studie war eine der ersten längeren Darstellungen zu Popper in tschechischer Sprache: *Fantazie realistovy* (Lynkeus). In: *Novina* 3, 1909–1910, H. 1, 12. November 1909, S. 21–23, H. 2, 26. November 1909, S. 52–54, H. 3, 10. Dezember 1909, S. 78–79, H. 4, 24. Dezember 1909, S. 113–116.

⁶⁷ Ernst Mach (1838–1916), Physiker und Philosoph, 1857–1895 Professor für Experimentalphysik an der Karl-Ferdinand-Universität Prag. Saudeks Schreibweise: Arn[ošť] Mach.

⁶⁸ Bernhard von Clairvaux (um 1090–1153), frähscholastischer Mystiker, Kirchenlehrer, Abt.

erschieden: Lehmann, *Mystik in Heidentum und Christentum*.⁶⁹ Er hat es gelobt.

Popper hat dafür gesorgt, dass über die Übersetzung geschrieben wird. Adolf Gelber,⁷⁰ ein berühmter Shakespeare-Kenner, eine feine und religiöse Seele, Dichter, meinte sofort: »Für einen Dichter, der solch ein Antlitz hat, werde und muss ich schreiben.«⁷¹

Und heute früh: Welch freudige Überraschung! Ein Brief *H. Hofmannsthal's*, den ich in Abschrift beilege und der, wie ich hoffe, auch Ihnen Freude machen wird.

Jetzt bin ich wirklich stolz[.]

Ich schrieb an Gerhart Hauptmann,⁷² Richard Dehmel,⁷³ Bruno Wille⁷⁴ und warte auf Antwort.

Stefan Zweig,⁷⁵ unser großer Essayist, der Homer aller Agamemnons, hat ein Exemplar erhalten; ferner Stefan Großmann.⁷⁶ Und noch etwas Interessantes!

⁶⁹ Johannes Edvard Lehmann, *Mystik im Heidentum und Christentum*. Vom Verfasser durchges. Übersetzung von Anna Grundtvig. Leipzig 1908.

⁷⁰ Adolf Gelber (1856–1923), Journalist, Schriftsteller und Shakespeare-Forscher. Freund Josef Poppers (und Autor einer Popper-Monografie, 1923).

⁷¹ Das Zitat bezieht sich auf ein Porträt des Dichters von František Bílek, das auf der Frontispizseite der »Hände« erschienen war.

⁷² Gerhart Hauptmann (1862–1946), Schriftsteller. In Hauptmanns Nachlass in der Handschriftensammlung der Staatsbibliothek Berlin befindet sich kein Brief von Emil Saudek.

⁷³ Richard Dehmel (1863–1920), Dichter. Im Dehmel-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg befinden sich zwei Briefe Emil Saudeks an Dehmel (vom 29. Oktober und 6. November 1908), im Nachlass Brezinas im LA PNP befindet sich eine maschinenschriftliche Abschrift eines von Dehmel verfassten Briefes an Saudek vom 3. November 1908. Das Original ist verschollen, ein Faksimile wurde jedoch in Saudeks Monografie »Pod oblohou Otokara Breziny« ([Unter dem Himmel Otokar Brezinas], Prag 1928) abgedruckt. Der Brief wurde auch von Willy Haas veröffentlicht: Zwei deutsche Dichter über Otokar Brezina. In: *Die literarische Welt* 5, Nr. 15, 12. April 1929, S. 3.

⁷⁴ Bruno Wille (1860–1928), Schriftsteller und Journalist. Eine Korrespondenz zwischen Saudek und Wille ist nicht überliefert.

⁷⁵ Stefan Zweig (1881–1942), Schriftsteller, Essayist, Übersetzer. Saudek trat mit Zweig im Herbst 1908 in Wien in persönlichen Kontakt. Im Nachlass Brezinas im LA PNP befinden sich zwei Abschriften von Briefen, die Zweig an Saudek adressierte (4. Oktober und 3. November 1908), die Originale sind verschollen, Briefe von Saudek an Zweig sind nicht überliefert. Im Juni 1909 veröffentlichte Zweig eine Studie über Brezina in der »Österreichischen Rundschau« (Österreichische Rundschau 19, 1909, Nr. 6, S. 440–450), die Hofmannsthal später im »Österreichischen Almanach auf das Jahr 1916« abdruckte (Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916. Hg. von Hugo von Hofmannsthal. Leipzig 1915, S. 36–46); ein Auszug erschien später auch im »Prager Tagblatt« (Prager Tagblatt 54, 26. März 1929, Nr. 73, S. 4). Zweigs Studie wur-

Ich habe lange nach Rudolf Kassner geforscht. Heute erfahre ich aus Berlin, von der Redaktion der »Neuen Rundschau«, dass er »in Groß Pawlowitz« in Mähren sei!!⁷⁷

Ich schreibe jedem dieser Herren nach einer anderen Methode. Hofmannsthal, der übrigens in seinem Brief einen wunderbaren Geist offenbart, gab ich den großen Ideenschatz zu bedenken, der bei Ihnen zu finden sei, an Hauptmann schrieb ich »wie Orgelton und Glockenklang«, wie ein Stück für die »Versunkene Glocke«, Kassner hingegen wird, glaube ich, sofern er jetzt noch in Mähren ist, durch meinen Brief zu Ihnen nach Jaroměřice⁷⁸ gelockt werden. Zumindest würde es mich nicht wundern. Von seiner Feder erwarte ich viel. –⁷⁹

Die »Hände« prangen hier schon bei zwei Buchhandlungen im Schaufenster; Bileks Bilder werden bewundert.⁸⁰

Und ich muss zugeben, mein näheres Umfeld bringt meiner Arbeit, obgleich es sie nicht versteht, eine schöne Art von Respekt entgegen. Der Präsident unserer Bank, Morawitz,⁸¹ rief mich an und ich sprach mit ihm über meine Arbeit, über die er sich gar nicht genug wundern kann. Er verhielt sich mir gegenüber sehr freundlich und respektvoll – er, der Herrscher und Besitzer von etwa 140.000.000.– Kronen, die er durch seinen Scharfsinn erworben hat. Ich will nichts, aber zumindest

de unmittelbar nach dem Erscheinen zweimal ins Tschechische übersetzt: Stefan Zweig, Otakar [!] Březina v německém překladě [Březina in deutscher Übersetzung], übers. von P. Ost. = Josef Kodíček. In: Přehled 7, 1908–1909, Nr. 39, 18. Juni 1909, S. 678–680; Štěpán Zweig, Otakar [!] Březina. Ločákova knihovnička vzdělávací, übers. von Zdeněk Doležil, Prag 1910.

⁷⁶ Stefan Großmann (1875–1935), Schriftsteller und Journalist. Saudeks Schreibweise: Štefan Grosman.

⁷⁷ Rudolf Kassner (1873–1959), Schriftsteller, Essayist, Kulturphilosoph, Übersetzer. Groß Pawlowitz/Velké Pavlovice, Dorf im Südmähren, Geburtsort Kassners. Der Brief der »Neuen Rundschau« an Saudek ist nicht überliefert.

⁷⁸ Jaroměřice nad Rokytnou/Jarmeritz, Kleinstadt in Südmähren. O. Březina wirkte hier als Schullehrer.

⁷⁹ Kassner hat letztendlich nicht über Březina geschrieben.

⁸⁰ František Bilek (1872–1941), Bildhauer und Grafiker, Vertreter des Symbolismus. In seiner grafischen Gestaltung erschien 1901 die erste tschechische Ausgabe der Sammlung »Ruce« (»Hände«) von Otakar Březina. Auf Wunsch Saudeks beteiligte sich Bilek mit Grafiken und Zeichnungen auch an der deutschen Ausgabe der »Hände«, Autor des grafischen Entwurfs war Justinian Frisch, Sohn von Moriz Frisch.

⁸¹ Karl von Morawitz (1846–1914), Finanzfachmann, Präsident der Anglo-Österreichischen Bank, bei der Saudek seit 1896 angestellt war.

erlaubt sich jetzt niemand mehr, mich geringschätzig oder ungerecht zu behandeln. –

Lynkeus wünscht sich, dass Sie ihm einen *kurzen* Artikel über die *Philosophie** der »Hände« schreiben, welcher in meiner Übersetzung vielleicht auch in einigen Zeitschriften gedruckt würde.⁸²

Wenn möglich, erfüllen Sie ihm den Wunsch!

* oder <deren> Beziehung zu den *Wissenschaften*⁸³

In Liebe und Ergebenheit

Ihr

Dr. Emil Saudek

2) *Hugo von Hofmannsthal an Emil Saudek, 23. Oktober 1908*⁸⁴

Rodaun 23/X

Sehr geehrter Herr,

ich danke Ihnen aufs wärmste, dass Sie die Güte hatten, bei der Aussendung dieser Gedichte, deren Besonderheit und Tiefe den Leser auf den ersten Blick sehr stark trifft, an mich zu denken. Ich werde das Buch öfter und zu ruhigen Stunden in die Hand nehmen und bin fast sicher, dass es mir geben wird, wornach meine Einbildungskraft öfter aber vergeblich begierig war: eine Emanation aus der Gemühtiefe des tschechischen Wesens – eine Vergeistigung dessen, was [mir] in der so zu Herzen gehenden Landschaft, in der Bildung und dem Ausdruck

⁸² Ein Briefkontakt zwischen Popper und Březina ist nicht überliefert, Březina schrieb keinen Artikel zu dem erwähnten Thema.

⁸³ Notiz links unten neben der Unterschrift.

⁸⁴ Handschriftliche Abschrift des Briefes Hugo von Hofmannsthals von Emil Saudek (das Original ist verschollen) als Beilage des Briefes an Březina vom 25. Oktober 1908. Ein Blatt, eine beschriebene Seite. Im Kopfteil ist auf Tschechisch vermerkt: *Opis dopisu Hofmannsthalova [Abschrift des Briefes von Hofmannsthal].* LA PNP, Nachlass Otokar Březina. Tschechische Übersetzung, Auszüge: *Německé hlasy o Březinových básních [Deutsche Stimmen über Březinas Gedichte]*, *Prehled* 7, 1908–1909, Nr. 15, 31. Dezember 1908, S. 261; *Němci a překlad »Rukou« [Die Deutschen und die Übertragung der »Hände«]*, *Tvar* 2, 1928, č. 7–8, s. 315. Abdruck: Zwei deutsche Dichter über Otokar Březina. In: *Die literarische Welt* 5, Nr. 15., 12. April 1929, S. 3.

von Gesichtern so oft entgegengetreten ist und mich nachdenklich gestimmt hat.

Mir scheint der Urgrund erlebter Religiosität tönend geworden zu sein – das gleiche Signum ist dem schmerzvollen aber leidensfähigen, doch kraftvollen, gütigen Gesicht des Dichters aufgeprägt.

Ich bitte Sie mit meinem nochmaligen Dank den Ausdruck meiner Hochschätzung entgegenzunehmen

Hoffmannsthal [sic]

Arthur Schnitzlers ungarische Interviews

Herausgegeben von Martin Anton Müller, übersetzt von Sándor Tatár

Im Tagebuch¹ von Arthur Schnitzler (1862–1931) finden sich einige Hinweise auf Interviews mit ungarischen Zeitungen und Zeitschriften:

6. November 1910

Frl. Vilma Balogh,² Budapest; wegen Aufführung »Anatol« in den dortigen Kammerspielen, Übersetzung »Weg ins freie«; wie sich herausstellte, hatte sie mich bei dieser Gelegenheit auch interviewt.—

13. Januar 1911

Hr. Wilhelm Aldor,³ vom »Az Est« als Interviewer hinsichtlich Medardus.—

5. Mai 1912

Herr Ruttkay⁴ (Az Est, Budapest) »interviewt« mich im Garten. Netter junger Mensch.

15. Oktober 1914

— Frl. Vilma Balogh, von Budapester Blättern, mich »interviewend« erzählt mir von dem gegangenen Auffenberg,⁵ der »alles« für möglich hält.—

26. Februar 1926

Bei Hajeks⁶ gegessen. Frau Jenő-Erdelyi (Verwandte),⁷ aus Szegedin, die mich schon s.Z. interviewen und übersetzen wollte.

¹ Arthur Schnitzler, Tagebuch 1879–1931. Hg. von der Kommission für literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Obmann: Werner Welzig. Wien 1981–2000. Online unter <https://schnitzler-tagebuch.acdh.oeaw.ac.at>. Verweise werden unter Angabe des jeweiligen Datums vorgenommen und, sofern dieses aus dem Fließtext zu entnehmen ist, nicht separat in der Fußnote wiederholt.

² Ungarische Schriftstellerin und Journalistin (1873–1944).

³ Schriftsteller (1882–?).

⁴ Ungarischer Journalist (1890–1955).

⁵ Moritz von Auffenberg-Komarów (1852–1928), ehemaliger Kriegsminister und General im 1. Weltkrieg, der zu Beginn die anfänglich erfolgreich verlaufende Galizien-Offensive verantwortete. Das »gegangene« dürfte sich auf seine Absetzung als Kriegsminister am 12. Dezember 1912 beziehen.

⁶ Gastgeberin war Schnitzlers Schwester Gisela Hajek (1867–1953). Sie war verheiratet mit Markus Hajek (1861–1941), einem erfolgreichen Mediziner, der kurze Zeit Franz Kafka behandelt hat.

⁷ Vilma Lengyel, verh. mit Jenő Erdelyi (1893–1945). Der genaue Grad der Verwandtschaft lässt sich nicht bestimmen.

28. Juli 1931

Nm. Hr. Job Paal,⁸ ung. Journalist, dem ich ein Interview verweigere und der mich interviewt. Sein Sohn.

Durch Recherche konnten drei der hier angesprochenen Interviews aufgefunden werden, nur die beiden von Balogh und das von Aldor bleiben offen. Vier ließen sich zusätzlich ermitteln, sodass hier sieben Interviews mit Arthur Schnitzler erstmals seit ihrem ungarischen Erstdruck veröffentlicht werden können.

Diese sind in mehrfacher Hinsicht bedeutsam: Sie sind von biographischem Interesse, weil sie den ungarischen Familienhintergrund thematisieren. Sie sind relevant, weil die Rezeption Schnitzlers in Ungarn bislang nur wenig beleuchtet wurde.⁹ Und sie geben, obwohl das einzige verbindende Element die gemeinsame Sprache ist, einen guten Überblick darüber, wie Schnitzler-Interviews aussehen.

Interviews mit Schnitzler lassen sich folgendermaßen einteilen: Zuerst gibt es die eigentlichen Interviews, die sich darin unterscheiden, ob es sich um Mitschriften oder nachträgliche Niederschriften handelt. Dazu gehören hier die Interviews von Georg Ruttkay, Vilma Lengyel und Jób Paál sowie das anonyme aus dem Jahr 1913. Die zweite Art bilden verwehrte Interviews, die rund um ein paar Bruchstücke Originalton gebaut sind. Sie ist hier durch den Text von Mária Rónay¹⁰ vertreten. Eine weitere Typ lässt sich bislang nur in der Wiener Presselandschaft belegen und umfasst Feuilletons, in denen Schnitzler zwar zitiert – »ein bekannter Wiener Dichter sagt« –, aber nicht namentlich genannt wird.¹¹ Die letzte Kategorie stellen die Interview-Fälschungen dar, wie die von Hans Habe.

⁸ Jób Paál (1888–1962), ungarischer Journalist. 2019 habe ich für ihn einen Wikipedia-Eintrag angelegt: https://de.wikipedia.org/wiki/Jób_Paál [16. Juli 2020].

⁹ Zwar lassen sich verschiedene Aufsätze und Tagungsbände der ungarischen Germanistik mit Beiträgen zu Schnitzler nachweisen, doch konnte ich bislang keine (deutschsprachigen) Beiträge zur Rezeptionsgeschichte auffinden. In der Überblicksdarstellung von Alexander Belobratow zur Rezeption in Russland und Osteuropa wird Ungarn nicht thematisiert (in: Christoph Jürgensen / Wolfgang Lukas / Michael Scheffel [Hg.], *Schnitzler-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Weimar 2014, S. 358–363).

¹⁰ Ungarische Journalistin (1899–1960).

¹¹ Die Verifizierung gelingt für gewöhnlich nur mit Hilfe des Tagebuchs, wenn Schnitzler kurz vorher ein Gespräch mit dem Verfasser festgehalten hat.

Von den Fälschungen gibt es einige und sie sind ein Ausdruck des öffentlichen Interesses, das an Wortmeldungen Schnitzlers bestand. Auch sie gehören zum Genre, weil die mangelnde Authentizität dem Publikum für gewöhnlich nicht ersichtlich war. In den meisten Fällen äußerte sich Schnitzler daraufhin öffentlich, etwa in Form eines Leserbriefs, und traf Richtigstellungen. Er ergänzte und ordnete damit die ihm zugeschriebenen Aussagen ein. Für die eine Fälschung, die sich unter den ungarischen Interviews findet, trifft das nicht zu. Sie erschien als »letztes Interview« postum. Bei der Fälschung von Habe (1911 in Budapest als János Békessy geboren, gestorben 1977 in Locarno) mag man den schlechten Einfluss des Vaters mitdenken, handelt es sich bei ihm doch um den Sohn des bekannt-berühmten Herausgebers Imre Békessy, der mit Erpressung und Bestechung die Wiener Boulevardzeitung »Die Stunde« betrieb. Noch 1976, im Jahr vor seinem Tod, wählte Habe einen Ausschnitt aus der Interviewfälschung für eine Buchausgabe seiner Texte aus und ließ es zum einzigen ungarischsprachigen Interview werden, das seit dem ersten Erscheinen eine Zweitverwertung erhalten hat.¹² Habe erfand nicht einfach ein Interview, sondern er verwendete ein anderes – »Die Welt Arthur Schnitzlers« von George Sylvester Viereck (1884–1962) –,¹³ das im Wohlwollen des Wiener Autors entstanden war, und vermischte es mit seinen Vorstellungen, wie der Wiener Autor sich wohl gegeben hätte, hätte er ihn tatsächlich gesprochen. Gerade weil Habes Text kein authentisches Gespräch wiedergibt, kann es exemplarisch zeigen, welches verfügbare Wissen über Schnitzler vorhanden war.

¹² Hans Habe, Aus einem Gespräch mit Arthur Schnitzler. In: Ders., Leben für den Journalismus. Vom Autor bearbeitet und zusammengestellt. München / Zürich 1976, S. 280f.

¹³ Viereck ist heute vor allem für ein 1923 geführtes Interview mit Hitler bekannt. Er reiste damals durch Europa und war in Wien, wo er Freud interviewte und mit Schnitzler sprach. Wenige Jahre später war dann ein neuerlicher Kontakt einfach zu bewerkstelligen. Am 12. Juli 1927 interviewte er Schnitzler. Die Verwertung des Interviews erfolgte dabei strategisch. Zuerst erschien eine kurze Fassung – Arthur Schnitzler »Lenin, Poincare [!] and Wilson – Three Great World Disasters«. In: The New York American, 28. Oktober 1928, S. 2 – dann eine Langfassung sowohl als amerikanische, englische und – mit ungenanntem Übersetzer – deutsche Buchausgabe: The World of Arthur Schnitzler. In: Glimpses of the Great. New York [1930], S. 395–409; dasselbe London [1930], S. 330–341, und: Die Welt Arthur Schnitzlers. In: Schlagschatten. Sechszwanzig Schicksalsfragen an Große dieser Zeit. Berlin / Zürich [1930], S. 96–109. Habe dürfte die deutsche Fassung verwendet haben.

Mit ›Fälschung‹ und ›Intimität‹ sind auch die beiden Pole benannt, mit denen sich Schnitzlers ablehnende Haltung gegenüber der Gattung ›Interview‹ abbilden lässt. In einer ausführlicheren Untersuchung müssten einzelne Zeitabschnitte unterschieden werden. So scheint sich in Schnitzler die negative Haltung erst mit dem Erlangen eines gewissen öffentlichen Status – nach der Verleihung des Franz-Grillparzer-Preises 1908 – verfestigt zu haben.¹⁴ Je mehr Anfragen er bekam, desto ablehnender wurde er. Ein zentrales Ereignis spielte ein gefälschtes Interview, das im Herbst 1914 in einer Petersburger Zeitung erschien. Das war politisch und auch persönlich brisant, da ihm unterstellt wurde, sich in den ersten Kriegswirren abfällig über Autoren der Gegenseite (Leo Tolstoi, Maurice Maeterlinck, Anatole France) geäußert zu haben. Schnitzler publizierte durch Vermittlung von Stefan Zweig und mit Hilfe von Romain Rolland eine Entgegnung im »Journal de Genève«.¹⁵ Während die Verweigerung schlechtem Journalismus gegenüber heute noch nachvollziehbar ist und die Abwehr, sein Werk mit Erklärungen zu versehen,¹⁶ begreifbar bleibt, wirkt seine weitere Argumentation banal: Er vergleicht den Interviewer mit einem bildendem Künstler, dem man Modell sitzen müsse und der dabei sein Objekt kennenzulernen habe. Da niemand genug Zeit habe, ihn über Jahre kennenzulernen, könne er auch nicht entsprechend dargestellt werden, weswegen er lieber schlichtweg verzichte.¹⁷

Die ablehnende Haltung hatte eine praktische Folge: Er bewahrte Interviews selbst nicht systematisch auf.¹⁸ Mit dem Tagebuch steht seit

¹⁴ Anlässlich dieser Verleihung gibt es auch eine erste entsprechende Aussage zum Interview. Hofmannsthal schreibt er: »Mit ›Interviewern‹ soll man natürlich nie sprechen (wenn man ihnen nicht dictiert, wie es andere thun)«. Schnitzler an Hofmannsthal, 25. Jänner 1908. In: Arthur Schnitzler: Briefwechsel mit Autorinnen und Autoren. Digitale Edition. Hg. von Martin Anton Müller und Gerd Hermann Susen, https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/pages/show.html?document=1908-01-25_01.xml [25. Juli 2020].

¹⁵ Das Petersburger Interview konnte im Original noch nicht belegt werden. Die Entgegnung, mit Vorbemerkung von Rolland: Une protestation d'Arthur Schnitzler. In: Journal de Genève, Jg. 85, Nr. 350, 21. Dezember 1914, 3. Ausgabe, S. 1.

¹⁶ Vgl. Peter Michael Braunwarth, Keine Gespräche programmatischen Charakters. Ein ungedruckter Brief Arthur Schnitzlers. In: HJb 15, 2007, S. 217–222.

¹⁷ Vgl. die abgedruckten Interviews mit Mária Rónay, S. 75–77, hier S. 76 und das zweite mit Jób Pál, S. 82–87, hier S. 85f.

¹⁸ Schnitzlers Zeitungsausschnittsammlung wird in der Universitätsbibliothek der University of Exeter verwahrt. 2019 veröffentlichten Peter Andorfer, Ingo Börner und ich die Mikrofi-

dem Jahr 2000 eine intime Quelle zur Verfügung, die Schnitzler selbst als sein Vermächtnis betrachtete und der er mehr ›Wahrheit‹ zugestand als dem abschätzig empfundenen Tagesjournalismus. Entsprechend sind in der Forschung Interviews kaum thematisiert und wenn, beziehen sie sich für gewöhnlich auf jene fünf aus einem Ausstellungskatalog zum 50. Todestag 1981.¹⁹ Seither sind ein paar wenige weitere in Aufsätzen oder Zusammenstellungen thematisiert worden.²⁰ Das ist umso überraschender, da meine bisherige Erhebung über siebzig Interviews ergeben hat, an mehr als neunzig Druckorten. Diese umfassen neben Österreich, Deutschland und Ungarn Dänemark, Holland, Kuba, Russland und Schweden und weisen auf das internationale Feld, in dem Schnitzler so viel Relevanz besaß, dass ein Interview von Interesse war.²¹

So viele Interviews mit jemandem, der von sich in Anspruch nimmt, keine Interviews zu geben, das verführt zur Psychologisierung, doch dürften andere Forschungsansätze sich als ergiebiger erweisen. Einerseits sollte auf der Ebene der Rezeption das Interview als ein Paratext gelesen werden. Gérard Genette hat es noch genauer als Epitext klassifiziert, – einen Text, der zusätzliches Wissen über Werke transportiert.²² Dabei geht es darum, den Privatmann Schnitzler als öffentliche Zutat zur Werkrezeption zu verstehen. Vielversprechend dürfte auch die Anwendung des in der Feldforschung ›posture‹ (Jérôme Meizoz)

ches als Online-Version auf: <https://schnitzler-zeitungen.acdh.oeaw.ac.at> In ihr sind mehrere Interviews enthalten, aber diese sind zumeist thematisch bei den jeweiligen Theaterstücken aufbewahrt, wenn etwa im Zuge einer Aufführung das Gespräch geführt worden ist.

¹⁹ Peter Michael Braunwarth u.a. (Hg.), Arthur Schnitzler (1862–1931). Materialien zur Ausstellung der Wiener Festwochen 1981. Wien 1981.

²⁰ Ein dänisches Interview von Emil Bønnelycke ist abgedruckt in: Ernst-Ullrich Pinkert, Arthur Schnitzlers Dänemark. Impulse, Begegnungen, Resonanz, Intertextualität (Wechselbeziehungen Österreich – Norden 12). Wien 2015, S. 25–29. Über Antisemitismus als Thema in Interviews s. Bettina Riedmann, Ich bin Jude, Österreicher, Deutscher. Judentum in Arthur Schnitzlers Tagebüchern und Briefen (Conditio Judaica 36). Tübingen 2002, S. 395–408. (Darin ein gefälschtes Interview für echt gehalten.) Gleichfalls: Nikolaj Beier, »Vor allem bin ich...«. Judentum, Akkulturation und Antisemitismus in Arthur Schnitzlers Leben und Werk. Göttingen 2008, S. 517–522.

²¹ Eine Buchausgabe ist in Aussicht genommen.

²² Nur fünf Seiten widmet Genette dem Interview und konstatiert, dass dieses noch nicht ausreichend historisch erforscht ist. Gérard Genette, Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Frankfurt a.M. 2001, S. 342–346.

genannten Begriffs sein, mit dem sich Selbststilisierung und extrinsische Konstruktion genauer fassen lassen.²³ Schnitzler wollte sich der interessierten Öffentlichkeit als distanzierte Privatperson präsentieren. Er entschied sich dagegen, als öffentliche Figur inexistent zu sein und benötigte die Interviews, um die Distanz zu vermitteln.

Im Unterschied zu Tagebuch, Briefausgaben und anderen nachträglichen Zeugnissen des Privaten, die postume Ergänzungen und Kontextualisierungen für die Nachwelt darstellen, war die Stimme des Autors bereits für die Zeitgenossen zu vernehmen. Und zwar wörtlich, weil Schnitzler zu jenen Prominenten gehörte, von denen eine frühe Tonaufnahme überliefert ist.²⁴ Und im übertragenen Sinn, weil sich die Textgattung des Interviews parallel zur technischen Entwicklung der Tonaufnahme herausbildete. Als Breitenphänomen begann in den 1860er Jahren im amerikanischen Zeitungsmarkt eine Unterhaltung ein berichtenswertes Thema zu werden, während diese zuvor auf die Rolle von Hintergrundgesprächen beschränkt war.²⁵ Von den Vereinigten Staaten und über Frankreich etablierte sich das Interview in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch im mitteleuropäischen Raum. Ein Nebeneffekt war, dass die Zeitungslandschaft eine Klasse der Prominenten zu etablieren begann, deren Stimme ›newsworthy‹ war. Der Fokus der Interviews ist stets die Rede, die Stimme des Gegenübers, während der Fragesteller und die Fragestellerin den Blick rahmen, ohne selbst aktiv in Erscheinung zu treten. Doch wie sehr diese Rahmung durchwegs vorhanden ist, zeigt sich in den ungarischsprachigen

²³ Zum Begriff der ›posture‹ vgl. neben den französischsprachigen Veröffentlichungen von Jérôme Meizoz vor allem: Ders., *Die posture und das literarische Feld*. In: *Text und Feld*. Bourdieu in der literaturwissenschaftlichen Praxis. Hg. von Markus Joch und Norbert-Christian Wolf. Tübingen 2005, S. 177–188.

²⁴ Sie kann in der Österreichischen Mediathek nachgehört werden: <https://www.mediathek.at> [16.6.2020]. Zur Aufnahme vermerkt Schnitzler seine Verwunderung über seinen »nasal-jüdischen« Ton (Tagebuch, 19. März 1907).

²⁵ Eine geschlossene Darstellung fehlt bis heute. Eine Orientierung bietet Martin Kött, *Das Interview in der französischen Presse. Geschichte und Gegenwart einer journalistischen Textsorte*. Berlin / Boston 2010. Für die deutsche Forschung wären noch die Gespräche Eckermanns mit Goethe zu berücksichtigen. Dazu gehört, für Schnitzler relevant, dass Goethe als Idealbild eines Autors auch über das Vorhandensein eines Hagiografen erkennbar ist. Schnitzler hatte niemanden, der diese Rolle einnahm oder einnehmen wollte. Sein Tagebuch ist an den Stellen, wo es um Joseph Chapiro (1893–1962) – Gerhart Hauptmanns ›Eckermann‹ – geht, nicht ohne Neid.

Interviews schon darin, dass immer Schnitzlers Verhältnis zu Ungarn abgefragt wird.

Während Schnitzlers Verhältnis zum Judentum im Grunde die ganze Forschungsliteratur durchzieht und auch das zu Österreich immer wieder thematisiert wird,²⁶ ist auffällig, dass seinen Beziehungen zu Ungarn in der deutschsprachigen Forschungsliteratur nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.²⁷ Zugleich ist die Frage der familiären Bindung an Transleithanien mit einem zeittypischen blinden Fleck versehen: Die Mutter, die in Güns an der (nahe der heutigen) österreichischen Grenze geboren wurde, wird kaum thematisiert, der Bezug zu Ungarn wird zumeist auf den Vater beschränkt, dessen Geburtsort Groß-Kanisza (Nagykanisza) in Südwestungarn in den Interviews mehrfach Erwähnung findet. Schnitzlers Vater hatte selbst in seiner Kindheit literarische Ambitionen gehabt, aber die Prophezeiung eines seiner Lehrer, dass er »der ungarische Shakespeare« werde, hat sich nicht bewahrheitet.²⁸ Es wäre ein in mehrerlei Hinsicht fehlgeleiteter Anachronismus, den Sohn Arthur als Immigrant der zweiten Generation zu bezeichnen. Es wäre falsch, weil er noch im Kaisertum Österreich – vor dem ›Ausgleich‹ 1867 – auf die Welt kam. Es wäre falsch, weil die Doppelmonarchie bis 1918 bestand und immer noch eine politische Einheit bildete. Es stellt sich aber die Frage, wieso jemand, der schon zu Lebzeiten als Prototyp des Wiener stilisiert wurde, sich zu Judentum, Österreich und Deutschtum zeitlebens positionieren musste, aber nicht zu Ungarn. Barg dieser Bezug so wenig Konfliktpotential?

²⁶ Als *pars pro toto* seien nur drei neuere Beiträge genannt: Konstanze Fliedl, »O du mein Österreich«: Schnitzlers schwierige Heimat. In: Arthur Schnitzler. Zeitgenossenschaften / Contemporaneities. Hg. von Ian Foster und Florian Krobb. Bern / Berlin 2002, S. 33–42; Marie Kolkenbrock, »Der gelernte Österreicher«. Arthur Schnitzler's Ambivalent Posture of Detachment During World War I. In: *Journal of Austrian Studies* 51, 2018, S. 91–116; Riedmann, Ich bin Jude (wie Anm. 20).

²⁷ Der wichtigste deutschsprachige Beitrag ist das 1. Kapitel in Gábor Kerekes, Prag liegt zwischen Galizien und Wien. Das Ungarnbild in der österreichischen Literatur 1890–1945. Budapest 2008, S. 37–54. Dieser Beitrag bleibt in der wertenden Einordnung hinter dem gesamten Material zurück.

²⁸ Zit. n. Renate Wagner, Arthur Schnitzler. Eine Biographie. Wien u.a. 1981, S. 14.

Schnitzler konnte, soweit wir wissen, kein Ungarisch. Er fand Anspielungen auf sein ›ungarisches Blut‹ lächerlich.²⁹ Seine ungarische Verwandtschaft (und die seiner Frau) taucht nur schlagworthaft auf.³⁰ Politisch ist eine skeptisch-ablehnende Haltung gegenüber Ungarn zu erkennen.³¹ In der Novellette »Die Toten schweigen« (1897) hat die Gegend um die Praterstraße im 2. Wiener Gemeindebezirk den Anschein, dass man sich in eine »ungarische Kleinstadt versetzt glauben kann«.³² Das hat den historischen Hintergrund, dass die Leopoldstadt besonders von ärmeren jüdischen Migranten aus dem Osten der Monarchie bewohnt wurde. Schnitzler selbst kam in der Praterstraße auf die Welt, die Familie vollzog aber ihren gesellschaftlichen Aufstieg, indem sie wenige Jahre nach Schnitzlers Geburt in den 1. Wiener Gemeindebezirk übersiedelte. Und, eine weitere literarische Spur: Einem dänischen Übersetzer erklärte Schnitzler den Figurennamen »Vicomte von Eperies« in »Fräulein Else«, dass hierin »beabsichtigter Hohn« stecke. Gemeint ist die auf Kontrast abzielende Kombination eines französischen Adelstitels mit der ungarischen Kleinstadt Prešov, deutsch Eperies.³³

Zur Edition

Die Interviews werden ungekürzt und unter Übernahme der originalen typografischen Auszeichnungen wie Kursivsetzung und Anführungszeichen wiedergegeben. Innerhalb eines Textes wurden diese aber stillschweigend vereinheitlicht. Offensichtliche Druckfehler wie Buch-

²⁹ Vgl. Tagebucheintrag zum 20. Jänner 1918. Zu den ungarischen Vorfahren vgl. den 1931 abgefassten Text: Paul J. Diamant, Arthur Schnitzlers Vorfahren. In: Hans-Ulrich Lindken, Arthur Schnitzler, Aspekte und Akzente. Materialien zu Leben und Werk. Frankfurt a.M. / Bern / New York 1984, S. 1–3.

³⁰ Tagebucheinträge zum 11. September 1911, zum 27. September 1920 und zum 29. September 1925.

³¹ Vgl. Tagebucheinträge zum 31. Juli 1916 und zum 31. Juli 1919, sowie: Brief an Olga Schnitzler, 27. November 1923, abgedruckt in: Arthur Schnitzler, Briefe 1913–1931. Hg. von Peter Michael Braunwarth, Richard Miklin, Susanne Pertlik und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1984, S. 331.

³² Arthur Schnitzler, Werke in historisch-kritischen Ausgaben. Hg. von Konstanze Fliedl, Bd. Die Toten schweigen. Hg. von Martin Anton Müller unter Mitarbeit von Ingo Börner, Anna Lindner und Isabella Schwentner. Berlin / Boston 2016, S. 245.

³³ An Bodil Bech, 22. Juli 1929. In: Schnitzler, Briefe 1913–1931 (wie Anm. 31), S. 610.

stabenverdrehen oder ausgebrochene Buchstaben der ungarischsprachigen Vorlagen werden nicht thematisiert. Deutschsprachige Textstellen in den Vorlagen werden durch eine Anmerkung in der Fußnote kenntlich gemacht. Sofern es sich um offensichtliche Fehler handelt, werden diese behoben und die falsche Schreibung ebenfalls in der Fußnote kenntlich gemacht.

Einen Sonderfall stellt das zweite der hier abgedruckten Interviews mit Jób Paál dar. Paál führte im Juli 1931 ein Gespräch mit Schnitzler, das er nahezu zeitgleich in zwei Fassungen mit relevanten Abweichungen verwertete, auf Deutsch und auf Ungarisch. Das ungarischsprachige bildet hier das erste Interview mit Paál. Das deutschsprachige gehört offensichtlich nicht zu dieser Zusammenstellung, ist aber über die Website ANNO der österreichischen Nationalbibliothek nachzulesen.³⁴ Es erschien nach dem Tod Schnitzlers am 21. Oktober 1931 in Form eines Nachrufs auf Ungarisch. Für diese Fassung versah es Paál mit einer neuen Einleitung und einem neuen Schluss. Für den Mittelteil wird auf die neuerliche Übersetzung verzichtet und die autorisierten deutschen Teile des ersten Drucks werden zwischen die neu geschriebenen Teile montiert. Es ist naheliegend, dass die ungarische Fassung aus der deutschen übersetzt worden ist; eine neuerliche Rückübersetzung eines ins Ungarische übersetzten deutschen Texts hätte die Qualität nicht erhöht. In diesem Text sind auch die in der Vorlage verwendeten Sperrungen durch Kursivierungen ersetzt.

1. Georg Ruttkay, Bei Arthur Schnitzler, 10. Mai 1912

Am 15. Mai wird Dr. Arthur Schnitzler 50 Jahre alt. Von seinen Werken, in denen sich die Erlebnisse einer für Stimmungen außerordentlich empfänglichen Seele widerspiegeln, veranstaltet nun der renommierteste Berliner Verlag eine Gesamtausgabe.³⁵ Seine Bühnenwerke, die, nebeneinander gestellt, die Seele des modernen Menschen in ihrer wunderbaren Gänze darstellen, werden für das deutsche Publikum

³⁴ <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nwj&datum=19310802&seite=5> [6.7.2020].

³⁵ Arthur Schnitzler, *Gesammelte Werke* in zwei Abteilungen. Berlin 1912 (7 Bände, im S. Fischer-Verlag).

reihum aufgeführt. Seine erzählenden Schriften, von mäßigerem Umfang,³⁶ jedoch nicht minder formvollendet und in denen er den Ton der leisen Ironie, der Schwermut mit einer einzigartigen Schwerelosigkeit trifft, werden in Leseabenden und Festmatineen von den namhaftesten deutschen Künstlern rezitiert.

Wie blicken seine Augen mit ruhigem und sicherem Blick auf den Weg zurück, den er vor dreieinhalb Jahrzehnten am Tor der Wiener medizinischen Fakultät begonnen hat?³⁷ Welche der Ängste, der Hoffnungen und der Zweifel, die damals in seinen jungen Jahren an die Karriere des großen, des beliebten Schriftstellers geknüpft gewesen waren, sind in Erfüllung gegangen und welche haben sich zerschlagen?

– Nein, nein – betonte er, während er im Garten seiner schönen Villa in Wien hin- und herwandelte –³⁸ ich spreche keineswegs über mich selbst, noch werde ich meine Autobiografie abfassen, wiewohl ich in der letzten Zeit des Öfteren darum gebeten wurde.³⁹ Freilich schreibe ich über mich, über meine Person und mein Leben recht viel. Aber ich glaube, wenn ich dies im Bewusstsein täte, dass das Geschriebene noch zu meinen Lebzeiten veröffentlicht würde, dann würde ich meiner innersten Wahrheit nicht ganz entsprechende Gefühle festhalten.⁴⁰ Das hätte so eben keinen Sinn. Selbst wenn ich davon ausgehe, dass man das über mich selbst Geschriebene erst nach meinem Tod lesen darf und kann, fällt es schwer genug, aufrichtig zu sein. Wie viel hat doch Hermann Bahr über die Anfänge der Literatur von Jung-Wien

³⁶ In der Gesamtausgabe enthalten vier Bände die dramatischen und drei die erzählenden Werke.

³⁷ Schnitzler immatrikulierte sich im Herbst 1879 an der Universität Wien und belegte sogleich Medizin.

³⁸ Seit 1910 wohnte er mit seiner Familie im eigenen Haus in der Sternwartestraße 71, im noblen Cottage-Viertel des 18. Wiener Gemeindebezirks.

³⁹ Schnitzler hatte sich bereits um 1901 die Abfassung einer Autobiografie überlegt. Der 50. Geburtstag und der Ausbruch des 1. Weltkriegs trugen dazu bei, dass er tatsächlich während der nächsten Jahre »Leben und Nachklang, Werk und Widerhall« schrieb. Der Text blieb Fragment – er endet, als Schnitzler begann, literarisch in die Öffentlichkeit zu treten. Zu Lebzeiten blieb er unveröffentlicht und wurde vom Sohn Heinrich fünfzig Jahre nach Abbruch der Arbeit mit geändertem Titel herausgebracht: Arthur Schnitzler, Jugend in Wien. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Wien / München / Zürich 1968.

⁴⁰ Das lässt sich als Anspielung auf sein Tagebuch lesen, das er seit der Kindheit und lebenslang regelmäßig führte. (Das Kindertagebuch wurde verbrannt, erhalten sind die Bände ab 1879.)

zusammengeschrieben, dieser geistreiche und entzückende Mensch, der seinem innersten Wesen nach trotz allem ein Feuilletonist ist. Seine persönlichen Erinnerungen sind nur in wunderbaren Feuilletons dargebotene Behauptungen und Scherze, aber für den Kulturhistoriker keine Wahrheiten.⁴¹

Er streicht über seine hohe, offene Stirn.

– Wer weiß, ob es nicht viel besser ist, mit der literarischen Aktivität in ganz jungen Jahren anzufangen? – fragt er daraufhin leise.

– Herr Doktor, Sie haben Ihr erstes Buch, »Anatol«, mit 29 geschrieben – bemerkten wir.

– Ich war 29, als »Anatol« erschien. Mit dem Schreiben habe ich mit neun Jahren angefangen. Meine ersten Sachen wurden, als ich 17 war, in einer Münchner Zeitschrift⁴² veröffentlicht. Und nachdem dem »Anatol« als Buch Erfolg beschert worden war, musste ich noch zwanzig Jahre warten, bis dann die ganze Szenenreihe aufgeführt wurde.⁴³ Freilich erfuhren einzelne Stücke der Reihe eine Bühnenaufführung, beispielsweise »Abschiedssouper«, aber gerade von »Abschiedssouper« war die Premiere in Frankfurt am Main ein schlimmes Fiasko.⁴⁴ Ein anderes Mal wurden zwei Szenen aus »Anatol« in einem Wohltätigkeitskonzert

⁴¹ Hermann Bahr (1863–1934), Schriftsteller, Journalist und Kritiker, hatte durch seine publizistischen Arbeiten Bedeutendes zur internationalen Bekanntheit einer spezifisch wienerischen Kulturbewegung beigetragen. Unter dem Namen »Jung Wien« wurden neben Schnitzler und Hofmannsthal vor allem Richard Beer-Hofmann und Felix Salten bekannt. Bahrs Fähigkeit, neue Strömungen aufzufinden und unmittelbar in einen kontextuellen Rahmen einzufügen, rang Schnitzler Respekt ab. Zugleich ist das Wort »Feuilletonist« für ihn eines der schlimmsten Schimpfwörter, das für Beliebigkeit und Gefallsucht stand. In einer Notiz, vermutlich von 1911, charakterisiert er Bahr: »Bei aller Genialität und gelegentlichem Kunstverstand[] ohne sicheres Urteil, sieht er sich nie vor die Notwendigkeit gestellt, ein inneres Hindernis zu überwinden. Er glaubt immer das, was er ausspricht.« Hermann Bahr – Arthur Schnitzler, Briefwechsel, Aufzeichnungen, Dokumente (1891–1931). Hg. von Kurt Ifkovits und Martin Anton Müller. Göttingen 2018, S. 448.

⁴² Genau genommen müsste er sagen: »meine ersten literarischen Veröffentlichungen«, da zuvor bereits ein Text in der »Wiener Medizinischen Presse« gedruckt wurde. In »Der freie Landesbote« erschienen im November 1880 zwei Texte von ihm unter dem Kürzel Arth. Schn., »Liebeslied der Ballerine« und »Über den Patriotismus«. Zu dem Zeitpunkt war er aber bereits 19 Jahre alt.

⁴³ »Anatol« erschien im Oktober 1892, auf 1893 vordatiert. Die erste Gesamtaufführung fand am 3. Dezember 1910 zugleich am Lessing-Theater in Berlin und am Deutschen Volkstheater in Wien statt.

⁴⁴ Es wurde bei der Premiere am 26. März 1898 ausgezischt. Ein Rezensent mit dem Kürzel »h.« schrieb im »Frankfurter Journal« vom 31. März 1898: »Wo in aller Welt leitet ein so unnüt-

in den Wiener Sophiensälen aufgeführt.⁴⁵ Die Hauptdarstellerin von »Abschiedssouper« war Adele Sandrock.⁴⁶ Ich verfolgte aufmerksam aus einer Loge die Aufführung, deren Wirkung, muss ich sagen, jämmerlich war. Das Publikum hat sich maßlos gelangweilt. So habe ich mich gegen Ende des Stücks entschlossen, zu gehen; es ist einem höchst peinlich, das eigene Durchfallen mitzuerleben. Ich nahm meinen Mantel und brach auf. Auf der Treppe holten mich jedoch unbändiges Gelächter und freudige Schreie ein. Was ist denn das? Warum lachen die da? Ich kehrte in den Saal zurück, wo das Publikum vor lauter Lachen beinahe in Ohnmacht gefallen ist. Offensichtlich war der Grund der Heiterkeit dieser: Das Ballettmädchen, das sich in dieser Szene von ihrem Geliebten verabschiedet, nimmt auch vom Champagner, vom Braten und von der Creme Abschied. Rudolph Schildkraut⁴⁷ in der Rolle des Kellners hatte eine große Schüssel Creme hereingebracht und Adele Sandrock, ihrer Rolle gemäß wütend, schlug mit ihrer Faust hinein und bespritzte nicht nur des Kellners Frack und ihre eigene Toilette, sondern auch die ganze erste Publikumsreihe. Hierüber brach das mächtige Gelächter aus, weswegen dann die letzten Sätze des Stückes gar nicht mehr gesprochen werden konnten, sondern man musste den Vorhang sofort runterlassen. Das war dann ein Riesenerfolg und von diesem Abend an sprach sich die Kunde von der neuen »brillanten Rolle« unter allen deutschen Schauspielerinnen herum.⁴⁸

Wir sind bei weiß gestrichenen Gartenmöbeln angelangt.

zes Machwerk, in dem ein Wiener Lebemann eine Lausbuberei ausübt und dessen Courtisane einen unglaublichen Appetit entwickelt, die Berechtigung her, auf den Brettern zu erscheinen!«.

⁴⁵ Diese Aufführung sammelte Geld für Ferienheimaufenthalte für Kinder und fand am 16. Jänner 1898 statt. Die Bezeichnung »Konzert« stimmt für den »Novitätenabend« insofern, da neben »Abschiedssouper« und »Weihnachtseinkäufe« von Schnitzler auch ein Singspiel gegeben wurde und ein Quartett auftrat.

⁴⁶ Adele Sandrock (1863–1937) war Mitte der 1890er Jahre eine der beliebtesten Schauspielerinnen in Wien. Am Burgtheater spielte sie die Hauptrolle in Schnitzlers erstem Bühnenerfolg »Liebelei« (1895) und zu diesem Zeitpunkt auch in einer Liebesbeziehung mit dem Autor (vgl. Arthur Schnitzler und Adele Sandrock, Dilly. Geschichte einer Liebe in Briefen, Bildern und Dokumenten. Hg. von Renate Wagner. Wien 1975).

⁴⁷ Rudolph Schildkraut (1862–1930), Schauspieler, der von 1893–1900 in Wien Engagements an wechselnden Häusern hatte.

⁴⁸ Die hier breiter ausgeführte Anekdote wird im Tagebucheintrag zum 16. Jänner 1898 nur so zusammengefasst: »Abschiedssouper« »ging ganz im Lärm unter.«.

– Setzen Sie sich nur, – ermunterte mich Schnitzler –, genießen Sie sich nicht, weil ich stehen bleibe. Ich ziehe das Stehen dem Sitzen vor.⁴⁹ Sehen Sie, – fuhr er dann fort –, für die erste Ausgabe von »Anatol« konnte ich nirgends einen Verlag finden. Es wurde vom inzwischen eingegangenen Bibliographischen Bureau herausgegeben, doch für die Druckkosten – die betrugen fünfhundert Mark – bin ich selbst aufgekommen.⁵⁰ Allerdings habe ich besagte fünfhundert Mark seither mit dem »Anatol« verdienen können... Bei solchen Verhältnissen muss selbst der begabteste Mensch davor zurückscheuen, seine Existenz auf die Dichtkunst zu gründen. Etwas Unmoralischeres als das kann ich mir gar nicht vorstellen! Ich selbst führte sogar noch vor zehn Jahren meine Arztpraxis.⁵¹ Meine Gebiete waren die Laryngologie und die Chirurgie. – Letzterem habe ich mich nicht mit der größten Begeisterung gewidmet, wie Sie sich wohl denken können – und erst nach und nach habe ich mit der medizinischen Praxis aufgehört.

Das Gespräch kommt auf das Schaffen der letzten Jahre.

– Wie hat man doch auch neulich mein Drama »Das weite Land« – genauer gesagt: seinen Titel – missverstanden! Was wurde doch alles fälschlich hineininterpretiert, wie irrig hat man es beurteilt! (In der Empörung des Protestes springt Schnitzler auf den Tisch.)⁵² »Die Seele ist ein weites Land – das beweisen die Ereignisse des Stückes«, stand in den Zeitungen.⁵³ Dabei behaupte beileibe nicht ich, dass die Seele ein weites Land sei; das behauptet eine Figur des Stückes, Aigner, ein affektierter Herr, der sich ziemlich aphoristisch ausdrückt. Und ich identifiziere mich mit keiner meiner Figuren. Ähnlich geschah es

⁴⁹ Er pflegte auch an einem Stehpult zu arbeiten.

⁵⁰ Arthur Schnitzler, Werke (wie Anm. 32), Bd. Anatol. Hg. von Evelyn Polt-Heinzl und Isabella Schwentner. Berlin 2012, S. 11f.

⁵¹ Er wurde im Adressbuch Lehmann auch gegenwärtig (1912) noch im Verzeichnis der Ärzte im 18. Wiener Gemeindebezirk geführt.

⁵² Seltsam, aber so steht es geschrieben. Die naheliegenden Erklärungen, dass er »vom Tisch aufspringt« oder »auf den Tisch schlägt«, wären syntaktisch im Ungarischen anders umzusetzen, so dass diese unglaubliche Stelle sich nicht mit einem Versehen oder einem einfachen Druckfehler erklären lässt.

⁵³ Von Anfang an war die Stelle im dritten Akt unter den Rezensentinnen und Rezensenten beliebt: »Aigner. [...] Ja – mein guter Hofreiter, die Seele ... ist ein weites Land, wie ein Dichter es einmal ausdrückte ... Es kann übrigens auch ein Hoteldirektor gewesen sein.« (Arthur Schnitzler, Das weite Land. Tragikomödie. Berlin 1911, S. 110).

auch mit der »*Liebelei*«, zu deren Aufführung ich das letzte Mal nach Budapest kam.⁵⁴ Hätte das Stück nicht den Titel »*Liebelei*«, also die Bezeichnung für das leichte, flüchtige Gefühl bar jeder Verantwortung, das ein junger Mann hegt, dem ein sorgenbelastetes, ernsthaft verliebtes Mädchen gegenüber steht, sondern hieße, sagen wir »*Die große Liebe der Christine*« – also die Bezeichnung für das Gefühl des Mädchens –, so hätte das Publikum dem Stück ganz gewiß nicht dasselbe Interesse entgegengebracht, wie beim Titel »*Liebelei*«.

Nun erkundigte sich Schnitzler nach den Theaterverhältnissen in Budapest, er stellte Fragen bezüglich der letzten Aufführungen seiner Stücke, und dann wandte er sich plötzlich uns⁵⁵ zu:

– Sprechen wir, bitte, endlich über was anderes – sprechen wir über Sie, das interessiert mich sehr und Sie haben keinerlei Grund, zu befürchten, dass ich das, was Sie mir erzählen, für irgendeine Zeitung niederschreiben werde...

Gy. R. junior⁵⁶

2. Wiener Zelebritäten über Budapest, 18. April 1913

Wiener Zelebritäten über Budapest
Schnitzler und Hansi Niese

Budapest, 17. April

Arthur *Schnitzler*, der herausragende Wiener Schriftsteller, kam gestern mit dem Schnellzug aus Wien nach Budapest, um sich die Aufführung von Professor Bernhardi im Ungarischen Theater anzusehen. Er nahm Platz in der Loge von Frau László *Beöthy*,⁵⁷ verfolgte die Darstellung der Theatertruppe aus Berlin⁵⁸ mit ausnahmsloser Aufmerksamkeit,

⁵⁴ Am 18. Dezember 1908 im Nemzeti Színház (Nationaltheater) auf Ungarisch.

⁵⁵ Es handelt sich hier um einen »Autorenplural«, Ruttkay war alleine bei Schnitzler.

⁵⁶ Gy. R. jr. [= Georg Ruttkay], Schnitzler Arthurnál. In: Az Est, Budapest, Jg. 3, Nr. 112, 10. Mai 1912, S. 8.

⁵⁷ László Beöthy (1873–1931) leitete zu dieser Zeit das Magyar Színház (Ungarische Theater). Seine (zweite) Ehefrau hieß Gizella Magdolna, geb. Swierák (1877–1936).

⁵⁸ »Professor Bernhardi« wurde am 16. April 1913 als Gastspiel des Berliner Kleinen Theaters unter der Leitung von Viktor Barnowsky (1875–1952) am Ungarischen Theater gegeben.

und auf den demonstrativ heftigen Applaus nach dem dritten Akt hin erschien er selbst – maßvoll und bescheiden – im Rampenlicht und das Publikum ließ ihm eine Ovation widerfahren, welche nur selten, ja äußerst selten die Wände unserer Theater erschüttert.⁵⁹

Schnitzler reiste in strengem Inkognito zu uns. Den versammelten Journalisten antwortete er ausweichend. Er war besonders zurückhaltend, als er nach der Zensur in Wien gefragt wurde. Er gab den Befürwortern der Zensur recht, aber ihren Gegnern gab er ebenfalls recht. Ein lächelnder Weiser, ein echter Philosoph; das ist Arthur *Schnitzler*.

Am Abend, nach der Aufführung, ließ er sich zu seiner Unterkunft fahren. Er nahm Quartier bei der jüngeren Schwester seiner Gattin, der Frau eines vornehmen Doktors aus Budapest.⁶⁰ *Schnitzler* ist durch unzählige Fäden mit Budapest verbunden, das lässt sich auch an und in seinen Werken feststellen. Seine Frau spricht sehr gut Ungarisch.⁶¹

Zu Ehren des Schriftstellers wurde für eine geschlossene, intime Gesellschaft eine Teestunde zelebriert, zu der auch der Mitarbeiter der Zeitung *Világ*⁶² eingeladen war. *Schnitzler* spricht freundlich und absolut unbeschwert. Unser Eindruck ist: eine ruhende, harmonische Seele, eine sehr feste, gesetzte Persönlichkeit.

Die Wirkung des Stückes war vortrefflich, – sagte er. – Noch besser als in Berlin, wo mein Stück so populär ist, dass es sogar schon die 150ste Aufführung erlebt hat. Dort gibt es noch problematische Momente, wie wenn es zwischen der Bühne und dem Publikum einen Vorhang gäbe; der Kontakt ist nicht uneingeschränkt. Hier aber emp-

⁵⁹ Dieses Detail bestätigt das Tagebuch (16. April 1913): »Nach dem 3. Akt erschien ich wirklich; mehr als stürmischer Empfang.«

⁶⁰ Offensichtlich eine gröbere Verwechslung. Schnitzlers Ehefrau war eine geborene Gussmann und hatte keine in Ungarn verheiratete Schwester, sondern nur eine Kusine – Isabella Herz –, deren Ehemann aber Unternehmer war. Schnitzler besuchte in Budapest Leonie Guttman, die Schwägerin des durch seine Tätigkeit für die Neue Freie Presse auch in Ungarn bekannten Raoul Auernheimer (1876–1948). Guttman war aber nicht verheiratet und Schnitzler stieg auch nicht bei ihr ab. Er wohnte laut Tagebuch im Ritz-Carlton, in dessen »Grillroom« die Afterparty stattfand.

⁶¹ Auch dabei ist eine Verwechslung anzunehmen, da Olga Schnitzler nicht mitgereist war.

⁶² Im Tagebuch erwähnt Schnitzler in seinem Eintrag zu Budapest (16. Juni 1913), einem »Redakteur Stern« ein Interview abgeschlagen zu haben. Ob dieser der Verfasser ist, ließ sich nicht ermitteln.

findet das Publikum alles. Das Budapester Publikum ist frisch und von schneller Auffassungsgabe. Und jung...

Ja, – fuhr er fort, – eben das ist mir aufgefallen. Im Zuschauer-
raum sah ich lauter junge Köpfe. Woanders sieht man aus der Loge
silbergraue Haare und kahle Köpfe. Hier ist das Stammpublikum – so
scheint es – jung, lauter reizende junge Mädchen und junge Männer
mit dichtem Haar. Eine schöne, eine junge Stadt, eine glückliche Stadt.
Auch auf den Straßen diese Jugend. Das junge Budapest...

– Und sonst – fragte jemand den Schriftsteller – haben Sie nichts
gegen die Vorführung oder das Publikum einzuwenden?

– O – sagte *Schnitzler* lächelnd – nichts, gar nichts. Im vierten Akt
wurde etwas zu viel gehustet ... die scharfe Frühlingsluft ... der April-
schnee...⁶³ Letzteres war wohl auch eine Bemerkung des Arztes – des
Facharztes –, dessen Wiener Wohnung nach wie vor das Schild trägt:
Laryngologe Dr. Arthur Schnitzler.

Der Teeabend dauerte bloß eine Stunde. Schnitzler legte sich bald
zur Ruhe. Heute früh⁶⁴ fuhr er mit dem Schnellzug zurück nach
Wien.⁶⁵

3. *Vilma Lengyel, Gespräch mit Arthur Schnitzler, 7. März 1926*

Wien hat eine eigentümliche Atmosphäre. Der äußerliche, entzücken-
de Glanz der Metropole, die epochengetreue Dekadenz des prächtigen
Vergnügungsangebots, die Dynamik und Lebensfreude touristischer
Streifzüge, die stille Weltabgeschiedenheit der Kunst und der Wissen-
schaft, die rührende Familienliebe des Spießbürgers und die verkom-

⁶³ In Schnitzlers Tagebuch weicht das Urteil etwas ab: »Der 4. Akt wirkte auch sehr. Der 5.
weniger. Verschlampt, lächerliche Extempore; neue dumme Striche.« (16. April 1913).

⁶⁴ Das deckt sich nicht mit dem Tagebuch, das für den 17. noch einige Besuche festhält,
bevor er die Reise nach Wien antritt.

⁶⁵ [O.V.], Bécsi hírességek Budapestről. Schnitzler és Hansi Niese. In: Világ (Budapest), Jg. 3,
18. April 1913, S. 7. Es folgt, nach einem Trennzeichen, ein Text über den Aufenthalt der
Schauspielerin Hansi Niese in Budapest. Schnitzler wird darin nicht erwähnt. Niese, in der
Pause nach dem ersten Aufzug von Emmerich Kálmáns Operette »Cigányprimás« interviewt,
lobt die Budapester (»von Geburt an zuvorkommend«), wundert sich jedoch, wieso Ferenc
Molnárs Stück »Liliom«, das sie überaus schätze und in dem sie selbst bereits die weibliche
Hauptrolle gespielt habe, in Budapest nur mit mäßigem Erfolg laufe.

mene Liebelei des Abenteurers, die untrennbar voneinander existieren und die sterben müssen, sobald sie ihre jeweilige Entsprechung verlieren. Jedem Wiener wohnen diese Eigenschaften inne, diese Sehnsüchte, dem einen in größerem, dem anderen in kleinerem Ausmaß; so hält sich jeder für das auserwählte Kind der Stadt, für *das Weaner Kind*,⁶⁶ das von Gott in bester Laune geschaffen worden ist. Tränen der Wehmut sind kaum herabgelaufen, schon sind sie vergessen, und der Becher des Vergnügens ist noch nicht geleert, schon ist die Melancholie im Begriff, ihr schwarzes Tuch zu entfalten. Der Tod und die Liebe spielen so Fangen im Herzen der Wiener wie die Frühlingsbrise mit dem ersten Schmetterling. Unvergesslich nett und schrullig sind die Wiener, leichtsinnig, gutherzig, verständnisvoll und solidarisch.

Was aber dem einfachen Kind des Volkes (seit je und auch heute noch) unreflektiert innewohnt und wirkt, das haben Wiener Talente – ob Musiker, Schriftsteller, Dichter oder Künstler –, den mächtigen Eingaben der Intuition folgend, immer schon in ihren gehaltvollsten Werken verewigt. Wien wohnte den Dingen inne: Ob Mozarts Zauberflöte oder ein Walzer von Strauss erklingt, oder Bittners *Te Deum*⁶⁷ auf der Orgel ertönt oder ob es eben aus den Novellen Arthur Schnitzlers hervorlächelt. Die Probleme verlieren hier ihr drückendes Gewicht, die Tiefe offenbart sich an der Oberfläche, nimmt ein Bad im heiteren Sonnenlicht und schon ist es kein Problem mehr; es ist klar und natürlich; wir brauchen nur dem Gedanken Glauben zu schenken, der unserem Herzen entspringt. Und haben die Wiener etwa nicht recht? Ist das denn nicht die einzige richtige Wahrheit? Das will zumindest in jedem seiner Werke Arthur Schnitzler beweisen, und man muss Arthur Schnitzler heute für den am tiefsten schürfenden Kenner und besten Arzt, aber auch den blindesten Liebhaber der Wiener Seele halten. Die verbitterten und verzagten Barbieri, die in den abseitigsten Frisörläden Wiens Schaum anrühren, hängen Traumbildern nach und

⁶⁶ In der ungarischsprachigen Vorlage deutsch.

⁶⁷ Julius Bittner (1874–1939) war ein zeitgenössischer Wiener Komponist, Journalist und Jurist. Dessen »Große Messe mit *Te Deum* für Soli, gemischten Chor, großes Orchester und Orgel« wurde am 6. März 1926 im Großen Konzerthausaal in Wien uraufgeführt (vgl. Ursula Renner, Hausbesuche. Hermann Menkes bei Wiener Künstlern und Sängerinnen. Eingeleitet, kommentiert und mit einem bibliographischen Überblick. In: HJb 24, 2016, S. 9–132).

huldigen Schnitzlers Werken genauso wie im oberen Zehntausend die Herren und Damen im Seidenpyjama. Auf dem Schoß der kleinen Näherinnen in der Straßenbahn und beim Nachmittagstee liegen Bücher von Schnitzler; in den Falten der Zobelfelle stecken Bücher von Schnitzler. Warum wohl? Denn Schnitzlers Bücher halten Wien einen Spiegel vor und in diesem Spiegel kann sich ein jeder wiedererkennen.

Im Kreise meiner Wiener Bekannten war ich die am meisten beneidete Person, als ich zusammen mit Arthur Schnitzler zu Mittag gegessen habe. Wir waren zu zweit bei einem sehr angesehenen Wiener Professor eingeladen. Im prächtigen Speisezimmer empfingen uns am nämlichen Mittag zugezogene Gardinen und taghelle elektrische Beleuchtung. Zunächst verstand ich diesen seltsamen Brauch nicht. Es schien die Sonne; darüber hätte man sich doch freuen müssen. Statt dessen versperrte man sorgfältig den Weg eines jeden kleinen hereinlachenden Strahls; ein unkundiger Mensch tut aber besser daran, vorsichtig zu sein und nicht allzu viel zu fragen, um sich nicht zu blamieren. Schnitzlers kleine Figur, sein weißer Doktorbart, seine tiefsitzenden grauen Augen haben mich gänzlich gebannt. Er zeigte lebhaftes Interesse für Ungarn. Szeged⁶⁸ ... wo liegt's denn nur ... der Theiß... oh ja, Paprika-Fisch, Gulaschsuppe. Wunderbar, er entsann sich, einmal in Pécs eine Autorenlesung gehabt zu haben.⁶⁹ Er hatte sich den Magen verdorben, er war sehr unpässlich, da hat er quasi aus Wut von den tausend wunderbaren Gerichten, die ihm die Gastfreundschaft zur Verfügung stellte, einen großen Teller Gulaschsuppe gegessen und war im Nu wieder genesen. Schön, schön, sagte er, aber bloß für einen Tag. Er würde gern auch nach Szeged kommen, für eine Schnitzler-Premiere, um sich den Theiß anzusehen. Da wollte ich ihm Mut machen, ich erzählte, wie Dezső Szabó dorthin gelaufen

⁶⁸ Südungarische Stadt, vom Theiß, dem längsten Nebenfluss der Donau, durchflossen. Bei der Volkszählung 1910 wurden 118.000 Einwohner gezählt. Bekannt für seine Fischspeisen und das Szegediner Gulasch (mit Sauerkraut), wobei letzteres den Namen nicht vom Ort, sondern vom Schriftsteller József Székely (1825–1895) haben dürfte.

⁶⁹ Schnitzler hat nie in Pécs (deutsch: Fünfkirchen) gelesen. Auf welche andere Lesung sich die Anekdote bezieht, konnte nicht ermittelt werden. (»Gulyas« kommt nur zweimal im Tagebuch vor, jeweils in anderem Zusammenhang.)

war,⁷⁰ wie Zsigmond *Móricz*⁷¹ die Stadt besucht hatte und dass Kálmán *Mikszáth*⁷² am Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn dort gelebt hat. Ich erreichte die erhoffte Wirkung nicht. Von keinem der Besagten hatte Schnitzler je etwas gelesen, er kennt *Karinthy*⁷³ *nicht*, *Kosztolányi*⁷⁴ *nicht*, *er habe aber Ady gelesen*.⁷⁵ Ich habe schon fast jegliche Hoffnung verloren, dass wir in einem von den Namen der ungarischen Talente endlich einen Anknüpfungspunkt finden könnten, da erwähnte er den Namen von Ferenc *Molnár*. Nachdenklich sprach er über Molnár, wie es ein Schriftsteller tut, der sich so wie Schnitzler vor dem Interview fürchtet. Der Professor schüttelte unwillig den Kopf. *Riviera* lasse Molnárs Namen nicht wirklich in Mode kommen – sagte er –. In Wien erntete es Missfallen, doch Schnitzler verteidigte Molnár.⁷⁶ Mag sein, dass er sich dabei selbst einigermaßen angesprochen gefühlt hat, denn beide, er und Molnár, sind darin Brüder, dass sie beide die Stimmungen des Lebens im Zentrum der Handlung festhalten, bloß dass der eine mit dem Pester Auge blickt, während der andere eine Wiener Sicht verwendet.

⁷⁰ Ungarischer Schriftsteller und Journalist (1879–1945). In der zweiten Hälfte des Jahres 1924 verbrachte Dezső Szabó ein halbes Jahr in Paris, brach dann aber überraschend auf, um den April und Mai in Szeged zu verbringen.

⁷¹ Ungarischer Schriftsteller (1875–1942).

⁷² Ungarischer Schriftsteller (1847–1910). In seiner Lektüreliste nennt Schnitzler just Mikszáth mit einem 1898 auf Deutsch erschienenen Werk (»Sankt Peters Regenschirm«). Ansonsten weist sie neun Autoren aus, darunter Molnár. Ausschließlich von Mór Jókai werden mehrere Titel genannt, insgesamt 11. Vgl. Achim Aurnhammer (Hg.), Arthur Schnitzlers Lektüren. Leseliste und virtuelle Bibliothek. Würzburg 2013, S. 142f.

⁷³ Frigyes Karinthy (1887–1938), ungarischer Schriftsteller.

⁷⁴ Dezső Kosztolányi (1885–1936), ungarischer Schriftsteller.

⁷⁵ Endre Ady (1877–1919), ungarischer Dichter. Eine Lektüre durch Schnitzler lässt sich nicht belegen.

⁷⁶ Franz Molnár (1878–1952), Schriftsteller und der erfolgreichste ungarische Dramatiker seiner Generation. In den 1920er Jahren konnte er nicht in gleichem Maße an die früheren Erfolge anschließen. »Riviera« erlebte am 23. Dezember 1925 im von Max Reinhardt geleiteten Theater in der Josefstadt seine deutschsprachige Uraufführung. (Vgl. Béla Balász, *Riviera*. Ein Spiel von Franz Molnár. In: *Der Tag*, Jg. 4, Nr. 1103, 25. Dezember 1925, S. 9f. und Rudolf Holzer, »Riviera«. Ein Spiel von Franz Molnár. Erstaufführung im Theater in der Josefstadt. In: *Wiener Zeitung*, Jg. 222, Nr. 295, 29. Dezember 1925, S. 1f.) Schnitzler kannte Molnár persönlich, besuchte aber die Aufführung nicht. Eine Kenntnis des Stückes lässt sich nicht nachweisen, sehr wohl aber die eines Dutzends weiterer.

– Hätte Molnár nichts als *Liliom* geschrieben, das allein würde mir ausreichen, ihn für einen großen Dichter zu halten.⁷⁷ Das war die einzige Aussage von Schnitzler, in der er aufrichtig und von Herzen seine Meinung über einen ungarischen Schriftsteller ausgedrückt hat.

Das Mittagessen neigte sich schon seinem Ende zu, das Gespräch nahm eine Wendung ins privatere. Schnitzler verleugnete sich nicht, sprach er doch mit einer Frau; also kam die Rede auch auf den Bubikopf. Jede Frau, die noch einen Haarknoten trägt – meinte er – zerstört die Harmonie der Kopfform. Ich kann nur jeder Frau den Bubikopf empfehlen. Allerdings interessant, dachte ich bei mir und versuchte das Gespräch auf Hans Müller und dessen Stück *Veronika* zu lenken, aber vergebens:⁷⁸ Schnitzler ist ein ebenso guter Diplomat wie Schriftsteller; er macht keine klaren Aussagen und wenn er eine Meinung äußert, dann versteckt er diese in einem Lächeln, so dass man gar nicht oder nur schwerlich herausbekommen kann, ob er das Wichtige für einen Gemeinplatz hält – oder in einer Randbemerkung ein Bekenntnis macht.

Wir sind nun bei Čechov und Dostojewski angelangt, als unsere Gastgeberin, übrigens Schnitzlers jüngere Schwester,⁷⁹ mehrmals unruhig zum Fenster blickte. Die Sonne ließ sich selbst bei der größten Anstrengung nicht aus dem Zimmer aussperren. Also fing sie an, auf ihren Bruder einzureden:

– Die Sonne scheint doch so schön, ist auch viel heller als das elektrische Licht, darf ich nicht vielleicht die Lampe ausschalten?

– Nein – lautete die Antwort –, ich kann das Lampenlicht nicht missen.

– Aber diese Beleuchtung ist so sonderbar.

⁷⁷ Molnárs erfolgreichstes Stück, in Budapest am 7. Dezember 1909 und seit 1912 auch regelmäßig an deutschen Bühnen aufgeführt. Schnitzler sah es bei einer Inszenierung am 10. Januar 1924 im Raimundtheater, bei der auch sein Sohn Heinrich in einer kleinen Rolle auftrat.

⁷⁸ Hans Müller-Einigen (1882–1950): »Ein Stück Alltag« in vier Akten wurde am 11. Februar 1926 im Deutschen Volkstheater uraufgeführt. Schnitzler besuchte die Aufführung nicht, aber sah am 13. Juni 1927 – über ein Jahr nach diesem Interview –, eine Verfilmung, jedoch ohne sich weiter darüber zu äußern.

⁷⁹ Schnitzler war der Erstgeborene, er hatte einen drei Jahre jüngeren Bruder und – mit Gisela – eine fünf Jahre jüngere Schwester.

– Dann dreh’ die Sonne ab.⁸⁰

Das ist also Arthur Schnitzler; nur sein einfaches Menschenherz ist eine noch mächtigere Macht als seine fürstlichen Gesten. Deshalb vergöttern ihn die Wiener und deshalb war das Beisammensein mit ihm ein so großes Erlebnis.

Vilma Lengyel⁸¹

4. *Mária Rónay, Arthur Schnitzler hält das Interview für eine überholte Gattung, 1927*

In der schwermütigen Ödnis des postrevolutionären Wiens⁸² suchen wir vergebens nach dem Glanz der alten Kaiserstadt. Nur die architektonischen Schönheiten der prächtigen Paläste wahren noch die Erinnerung an das einstige Leben. Die Leute sind augenscheinlich verwahrlost und kummerbeladen. Lediglich die Fremden bringen ein bisschen Leben in die Stadt – auf den Straßen hört man mehr Fremdsprachen (besonders Ungarisch) als Deutsch.

Wir brechen auf, um Arthur Schnitzler, den Repräsentanten der österreichischen Literatur mit dem scharfen Blick und der sicheren Hand, zu besuchen.

Schnitzler wohnt in der Sternwartegasse,⁸³ in der Nähe des Türkenschanzparkes, im vornehmen Villenviertel Wiens. Wir wandeln im Schatten von Laubkronen im stillen, scheinbar ausgestorbenen Stadtteil. Auf das Läuten am Gartentor hin öffnen sich automatisch vor uns das Eisengittertor sowie die Eingangstür des Hauses. Im vornehmen und eleganten Flur werden wir von einer Haushälterin empfangen.

⁸⁰ In der ungarischsprachigen Vorlage deutsch, daneben eine misslungene ungarische Übersetzung. Als Ausspruch wirkt es dem anekdotischen »Geh mir ein wenig aus der Sonne« nachgebildet, das Diogenes sich von Alexander dem Großen gewünscht haben soll. Eine negative Einstellung Schnitzlers zum Tageslicht lässt sich mit anderen Quellen nicht nachweisen.

⁸¹ Vilma Lengyel, Beszélgetés Schnitzler Arthurral. In: *Délmagyarország*, 7. März 1926, S. 5.

⁸² Gemeint ist die Auflösung der k.u.k. Monarchie am Ende des 1. Weltkriegs und der Übergang zur österreichischen Republik am 12. November 1918.

⁸³ Eigentlich: Sternwartestraße 71.

– Der Herr Doktor ist nicht daheim, er ging in die Stadt. Er kommt dann nur noch nach Hause, um seine Koffer zur Bahn bringen zu lassen, weil er heute noch in den Urlaub fährt.

Nach anderthalb Stunden unternehmen wir einen letzten Versuch, in der Villa anzurufen.

Es ertönt eine angenehme, warme Männerstimme:

– Hallo, hier Arthur Schnitzler beim Telefon!⁸⁴

Wir sagen ihm, dass wir anrufen, weil wir ihn gerne um ein Interview gebeten hätten. Wenn es aber einmal wegen der knappen Zeit unmöglich sei, ihn persönlich zu sprechen, so möge er doch mindestens per Telefon ein paar Fragen von uns beantworten.

– Tut mir sehr leid, aber es ist mir schier unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen – lautet die Antwort –, ich gebe aus Prinzip niemandem je ein Interview.

– Machen Sie doch, bitte, jetzt eine einzige Ausnahme! Ich bin nur deshalb nach Wien gekommen, um Sie sprechen zu können! – versuchen wir ihn zu überreden.

Er lacht frohgemut in den Hörer.

– Auch ich würde mich sehr gern mit Ihnen unterhalten und würd' mich freuen, wenn Sie mich nach meiner Rückkehr aufsuchen würden, aber ein Interview kann ich nicht geben – glauben Sie mir, bitte, es ist unmöglich. Denn wenn ich mich von einem interviewen lasse, würden mich alle anderen anstürmen. Ich kann unmöglich Ausnahmen machen.

Er wird nun ernst, indem er fortfährt:

– Sowieso halte ich das Interview für eine überholte Gattung. Keiner kann doch einen anderen nach einem Gespräch von der Dauer einer Stunde getreu porträtieren, das setzt doch eine langjährige Bekanntschaft voraus.

– Dann verraten Sie wenigstens dem ungarischen Publikum (das Ihre Werke leidenschaftlich liest), woran Sie gerade arbeiten.

⁸⁴ In der ungarischsprachigen Vorlage deutsch. Um diese Zeit legte sich Schnitzler eine Geheimnummer zu, »A10.0.81«.

Erneut lacht er bei seiner Antwort:

– Woran ich gerade arbeite, werden Sie erfahren, wenn mein Werk fertig sein wird – alles Übrige geht das Publikum nichts an. Solange ein Werk nicht fertig ist, gehört das allein dem Autor, es gehört zu seinem Privatleben, das die breite Masse überhaupt nichts angeht.⁸⁵ Alles vergebens; er bleibt unbeugsam; nichts kann man aus ihm herausbringen.

Mária Rónay⁸⁶

5. Jób Paál (I), Arthur Schnitzler ist stolz darauf, Jude aus Ungarn zu sein, 15. August 1931

**Arthur Schnitzler ist stolz darauf, Jude aus Ungarn zu sein.
Er sehnt sich zurück nach Nagykanizsa, wo er mit vier zum letzten
Mal war**

Semmering, Ende Juli 1931

Als kleiner Mann sieht er József Kiss⁸⁷ ausgesprochen ähnlich. Wie ich ihm im Foyer des Semmeringer Südbahnhotels zum ersten Mal gegenüberstand, glaubte ich mich fast in der Népszínház-Gasse,⁸⁸ wo einmal der selige Miksa Szabolcsi⁸⁹ mich hingeschickt hatte, um mit dem unsterblichen Dichter des »Jehova«⁹⁰ ein Interview zu machen. Und auch seine Hände sind gänzlich wie die von József Kiss; die blauen Adern schimmern durch die feine dünne Haut. Und vielleicht spricht er sogar so, wie der jüdische Lehrer aus Arad⁹¹ einst gesprochen hat;

⁸⁵ Das stimmt überein mit der sonst von Schnitzler gelebten Praxis, nicht öffentlich über Texte zu sprechen, bevor sie abgeschlossen waren.

⁸⁶ Mária Rónay, Schnitzler Artur elavult műfajnak tartja az interjút. In: *Literatura* 2, 1927, H. 10, S. 337.

⁸⁷ József Kiss (1843–1921), ungarischer Schriftsteller und Herausgeber.

⁸⁸ Gasse in Budapest. Kiss wohnte die letzten Jahre seines Lebens im Haus Nr. 22, im vierten Stock eines eleganten Gebäudes, das einer Brauerei gehörte und Bierpalast genannt wurde.

⁸⁹ Ungarischer Journalist (1857–1915) und, ab 1886 bis zum Tod, Herausgeber der jüdischen Wochenschrift »Egyenlőség« (Gleichheit).

⁹⁰ Die Bedeutung der Verserzählung »Jehova« (1884) von Kiss liegt in der Beschreibung jüdischer Identität in Ungarn. Er schuf auf diese Weise Platz für jüdische Themen, die bis dahin kaum öffentlich behandelt werden konnten.

⁹¹ Kiss.

musikähnlich sanft und still klingen seine Worte. Seine Hände hinter dem Rücken faltend, bewundert er das herrliche Panorama, das Gott hier zwischen den großen Bergen geschaffen hat. Er ist hierhergekommen, um unterhalb der Blumenwiesen zu arbeiten. Er hat noch keinem Journalisten ein Interview gegeben. Über die Gattung Interview meint er, dass sie eigentlich ein Porträt sei und porträtieren könne man nur jemanden, den man wirklich gründlich kennt. Als ich ihn um ein Treffen ersuche, kommt seine Antwort bald: Er freue sich, mich kennenlernen zu dürfen, meine Beiträge kenne er bereits,⁹² doch von meiner Absicht, mit ihm ein Interview zu machen, müsse ich Abstand nehmen.

Unmittelbar vor seiner Abreise habe ich mit ihm Bekanntschaft gemacht.⁹³ Er kam zu mir und entschuldigend sagte er: Heute Abend reise ich zu meinem Sohn ins Salzkammergut und ich wollte doch nicht wegfahren, ohne mich mit Ihnen unterhalten zu haben. Doch kein Interview! Schon der bloße Gedanke eines Interviews widert mich an. Er streicht über den Kopf meines Sohnes⁹⁴ und lächelnd fragt er ihn: »Wie alt bist du, mein Junge?« »Fünfzehn« – antwortet dieser. Arthur Schnitzlers Augen werden feucht:

– Fünfzehn Jahre ... auch ich war einst so jung ... lange, lange ist es her ... da ist mein erster Novellenband erschienen ... zu Hause werde ich ihn heraussuchen und dann dir zuschicken ... mein erstes Buch ...⁹⁵ Wir plaudern über Autoren, Theaterstücke, über Erfolge, über das Leben. Zu Papier und Bleistift darf ich nicht greifen. Auf einmal sagt Schnitzler lachend:

– Wie sonderbar ist es doch, dass die Weltliteratur, die Kunst der Welt von keiner anderen Nation mit so vielen Werten bereichert wurde wie von den ungarischen Juden. Nur wenige wissen, dass auch ich

⁹² Das Interview erschien in einer geänderten deutschen Fassung im »Neuen Wiener Journal«, für das Paál öfter geschrieben hat und das Schnitzler regelmäßig las.

⁹³ Am 28. Juli 1931 im Südbahnhotel, wie aus Schnitzlers Tagebuch hervorgeht. Er reiste noch am selben Tag ab, jedoch nach Wien.

⁹⁴ János Paál (1916–2010). Er wurde Arzt und Psychoanalytiker.

⁹⁵ Schnitzlers erster Novellenband, »Die Frau des Weisen«, erschien 1898, als er bereits 26 Jahre alt war. Dass es sich um dieses Buch handelt und nicht um die erste Buchveröffentlichung Schnitzlers, den Einakter-Zyklus »Anatol« (1892, vordatiert auf 1893), geht aus dem nachfolgenden Interview mit Paál hervor.

selbst hierzu gehöre. Ich bin auch stolz darauf. Auch mein Stamm-
baum hat seine Wurzeln in Transdanubien. Mein Großvater war
Schreiner in Nagykanizsa.⁹⁶ In seinem Fach soll er, wie es hieß, ein
Künstler gewesen sein. Ich hab' immer geglaubt, das sei bloß eine Le-
gende. Vor Jahren hat mich jedoch ein Herr aus Nagykanizsa, namens
Zerkovitz, hier im Südbahnhotel angesprochen.⁹⁷ Er sagte: Entschuldigen Sie, dass ich mich Ihnen einfach so vorstelle, aber ich möchte Ihnen sagen, dass unsere Familie ein Meisterwerk besitzt, das von Ihrem Großvater angefertigt wurde. Dann erzählte der Herr, dass sie in Nagykanizsa zwei sekretärartige Schränke in großer Hochschätzung bewahren, beide seien Werke meines Großvaters. Ich fragte Herrn Zerkovitz, ob er mir den nämlichen Schrank vielleicht abtreten würde. Dazu war er jedoch nicht geneigt. »Mag ich den großen Schriftsteller auch noch so hochschätzen, ich trenne mich doch nicht von jenem Schatz, dem ich mein Leben zu verdanken habe.« Über diese Worte wunderte ich mich, er erklärte sie mir aber im Folgenden.

– Dieser Schrank hat ein geheimes Fach, in jenem die Familie ihr Vermögen während der Kommune⁹⁸ versteckt hatte. Und die Kommunisten nahmen den Schrank auseinander, wühlten alle seine Fächer durch, doch das Versteck mit dem Vermögen fanden sie nicht. Mein Großvater hat sein Werk sehr brav und geschickt angefertigt. Meine Großmutter war aus Szombathely⁹⁹ und weder beherrschte sie noch

⁹⁶ Josef Schnitzler starb am 30. Januar 1863. Der Enkel Arthur war zu diesem Zeitpunkt ein dreiviertel Jahr alt, persönliche Erinnerungen sind auszuschließen. In seiner Autobiografie schreibt Schnitzler gleichfalls: »Er soll des Lesens und des Schreibens unkundig, in seinem Handwerk beinahe ein Künstler gewesen sein«, erwähnt aber in Folge, dass dessen Alkoholkonsum bleibende prekäre finanzielle Verhältnisse verursachte (Jugend in Wien [wie Anm. 39], S. 13f.).

⁹⁷ Vgl. den Tagebucheintrag Schnitzlers zum 21. Februar 1923: »Nach Tisch stellt sich mir ein Herr Zerkovitz vor, der aus Groß-Kanizsa gebürtig zwei von meinem Großvater verfertigte kunstvolle Schränke besitzt, mit Geheimfächern, die ihm in Budapest zur Communisten Zeit von Nutzen waren.« Das Gespräch mit dem Unternehmer Ludwig Zerkovitz (1865–1939) dürfte aber in Edlach und nicht, wie Paál behauptet, am Semmering stattgefunden haben.

⁹⁸ Gemeint ist die ungarische Räterepublik 1919.

⁹⁹ Rosalie Schnitzler, gestorben 1878 im 66. Lebensjahr. Tatsächlich dürfte sie in Kaposvár geboren sein. (Seine Großmutter mütterlicherseits kam aus Güns, etwa 18 Kilometer von Szombathely entfernt.)

mein Großvater außer dem Ungarischen eine andere Sprache.¹⁰⁰ Und ich kann kein Wort Ungarisch. Mein Vater ging ja jung nach Wien, wurde Medizinstudent und dann blieb er auch da.¹⁰¹

– Ich war nur ein einziges Mal in Nagykanizsa. Ich mag da etwa vier Jahre alt gewesen sein. Ich kann mich an nichts mehr erinnern, außer dass meine Großeltern gütige alte Leute waren. Freitagabends brannte eine Kerze auf ihrem Tisch. Und ich erinnere mich, dass sie irgendwo draußen bei der Eisenbahnstation gewohnt haben mussten, denn es verlief ein enorm großer Zaun neben ihrem Haus und dahinter piff immer wieder die Lokomotive. Diesseits des Zaunes stand ein Hühnerstall und ich spielte mit den Hühnern. Es ist möglich, dass ich noch Verwandte in Nagykanizsa habe, leider weiß ich nichts darüber. Trotzdem muss ich einmal dorthin. Es zieht mich dahin, wo mein Vater geboren ist.¹⁰²

– Auch in Pest bin ich seit dem Krieg nicht mehr gewesen.¹⁰³ Es mag vielleicht zwanzig Jahre her sein, dass ich zum letzten Mal dort war, wiewohl viele meiner Freunde in Pest leben. Ich müsste auch einmal dahin fahren.

Jetzt, wo er mir da gegenüber sitzt auf der Rücklehne eines dunkelroten Fauteuils, lässig, aber graziös, schließe ich kurz die Augen und es erscheint vor mir wieder die alte Assoziation. Das Bild nach dem ledergebundenen Buchdeckel des Gedichtbandes von József Kiss. Verträumte blaue Augen, kleiner weißer Bart, unter dem Bild zwei Verse:¹⁰⁴

¹⁰⁰ Die Briefe, die Johann Schnitzler (1835–1893) an seine Eltern schrieb, sind auf Deutsch verfasst, womit die Umgangssprache der Großeltern ebenfalls als Deutsch anzunehmen ist. (Jutta Jacobi, *Die Schnitzlers. Eine Familiengeschichte*. St. Pölten / Salzburg / Wien 2014, S. 17).

¹⁰¹ Johann Schnitzler übersiedelte im Frühling 1858 von Budapest nach Wien, um Medizin zu studieren. Nach seiner Promotion 1960 machte er als Laryngologe Karriere, leitete eine Klinik und gab eine medizinische Fachzeitschrift heraus.

¹⁰² Das entspricht sinngemäß weitgehend der Darstellung dieses Aufenthalts in der Autobiografie (wie Anm. 39, S. 14f.), nur dass er da sein eigenes Alter mit fünf oder sechs angibt. Faktischer Fehler hier ist, dass sein Großvater nicht mehr lebte. In der Autobiografie, verfasst zwischen 1915–1918, führt ihn dieser Besuch aber zur gegenteiligen Reflexion, nämlich keinerlei Verlangen danach zu haben, den Herkunftsort seines Vaters wiederzusehen.

¹⁰³ Der letzte Aufenthalt war am 16. und 17. April 1913.

¹⁰⁴ Es dürfte sich um die Stahlnadelradierung am Vorsatzblatt der günstigen Ausgabe der Gedichte von József Kiss handeln: *Összes költeményei. Olcsó kiadás* [Alle Gedichte. Taschenbuch]. Budapest 1899. Darunter als Faksimile vier Verse aus der vierten Strophe des Gedichts

*...az én világom az álomlátások,
az én aratásom egy marék virág...
...meine Welt: die Traumvisionen,
meine Ernte: eine Handvoll Blumen...*

Gott, wie viel große Männer haben wir doch in die Weltkultur exportiert. Felix Salten,¹⁰⁵ Professor Reinhardt, dessen Werke nun die Zuhörer von hundertfünfzig Radiosendern in der ganzen Welt gespannt verfolgen,¹⁰⁶ Emmerich Kálmán,¹⁰⁷ Artur Halmi, der jenseits des Ozeans der Porträtist der Rockefellers und der Vanderbilts geworden ist,¹⁰⁸ sie alle traten ihre steil emporsteigende Laufbahn von hier aus an. Und jetzt stellt sich auch von Arthur Schnitzler heraus, dass seines Vaters Wiege in der Gegend des Balaton¹⁰⁹ schaukelte.

Er arbeitet viel. Fünfundsechzig Jahre alt ist er,¹¹⁰ doch geht er schnellen Schrittes auf den Wegen der Berghänge. Alle Taschen seines Gewands sind voller Bleistifte. Wo auf der Wiese lila Zyklopen hervorkommen, hält er inne und macht in seinen Block mit dem braunen Deckel Notizen. Der Wind zerzaust seine langen braunen Haare, die mit seinem schneeweißen Bart in so wunderschöner Dissonanz stehen, doch das kümmert Schnitzler, den großen Geschichtenerzähler, gar nicht. Unbeirrt geht er seines Weges, umfasst mit seinen Augen, diesen warm glänzenden blauen Augen, das Hochalpenpanorama und seine Seele ist voll mit Schaffensdrang. Er steht in der Morgendämmerung auf, Rast und Ruhe gibt's für ihn nicht.

»Tűzek« (dt. Feuer [ung. im Plural]). Diese vier Verse werden im folgenden Zitat zu zweien vermengt. Im Original lauten sie: »Az én mezőmön nem értek kalászosok, / Az én aratásom egy marék virág, / Az én gyönyöröm az álomlátások, / Az én világom egy álomvilág.« (dt.: »Auf meinem Kornfeld reiften keine Ähren, / Meine Ernte: eine Handvoll Blumen, / Meine Wonne: die Traumvisionen, / Meine Welt: eine Traumwelt.«).

¹⁰⁵ Felix Salten, heute vor allem bekannt als Autor der Tiergeschichte »Bambi«, kam 1869 als Siegmund Salzmann in Budapest auf die Welt.

¹⁰⁶ Der Theaterregisseur Max Reinhardt (1873–1943) wurde 1873 als Max Goldmann in Baden bei Wien geboren. Seine Eltern waren aus Ungarn zugewandert. 1926 wurden erstmals die Salzburger Festspiele weltweit live im Radio übertragen.

¹⁰⁷ Der Komponist Imre Kálmán (1882–1953) verfasste einige der populärsten Operetten seiner Zeit und war dadurch auch außerhalb Europas ein bekannter Name.

¹⁰⁸ Artúr Lajos Halmi (1866–1939) war einer der bekanntesten Maler der Epoche und nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten erfolgreich.

¹⁰⁹ Nagykanizsa ist etwa 20 Kilometer vom Balaton/Plattensee entfernt.

¹¹⁰ Tatsächlich war Schnitzler seit dem 15. Mai des Jahres 69 Jahre alt.

Er ist gleichzeitig mit einer Vielzahl von Arbeiten beschäftigt. Er schreibt an einem Roman und auch an einem Theaterstück. Seine Figuren nimmt er aus dem Leben. Zuerst freundet er sich mit ihnen an, erst dann werden sie zu Papier gebracht. Er freut sich des Lebens und seiner Geheimnisse. Und nützt sein ganzes Wissen und streut die Millionen Geheimnisse mit beiden Händen großzügig in der ganzen Welt aus...¹¹¹

6. Jób Paál (II), Arthur Schnitzlers letztes Interview, 25. Oktober 1931

Tátraszépplak, ¹¹² **22. Oktober.** Tiefbetroffen lese ich hier in Tátraszépplak die traurige Nachricht: Arthur Schnitzler, der wahre Kenner und Erzähler des menschlichen Lebens, ist in Wien plötzlich gestorben. Ich sehe vor mir sein unverwechselbares Profil, seine kleine, fragile Figur, die, sooft sie sich im Semmeringer Hotel sehen ließ, rundum Ehrfurcht erweckte.

Ich war mit Arthur Schnitzler eng verbunden.¹¹³ Ich bin stolz darauf, der erste Journalist gewesen zu sein, dem Arthur Schnitzler ein Interview gegeben hatte. Über die Gattung Interview hatte er durchaus seine vorgefertigte Meinung. Jetzt, wo in wenigen Stunden seine sterblichen Überreste dem Zerfall überantwortet werden, gestehe ich: Als ich zu Papier brachte, was er gesagt hat, hatte ich Angst, er würde mir das verargen. Dies trat aber nicht ein. Das Interview war gedruckt erschienen und zwei Tage später bekam mein Sohn von ihm ein Buch mit Widmung. Und einige Wochen später, als wir uns begegneten, reichte er mir freundlich seine Rechte.

– Unser Gespräch – sagte er – war ursprünglich nicht für ein Interview bestimmt. Sie hatten sich keine Notizen gemacht und schrieben

¹¹¹ Jób Paál, Schnitzler Arthur büszke arra, hogy magyar zsidó. In: Egyenlőség, Jg. 51, Nr. 40, 15. August 1931, S. 9. Abdruck der beiden Texte Paáls mit freundlicher Erlaubnis von Gabor Paál.

¹¹² Kleiner Kurort in der Hohen Tatra in der Slowakei. Von Paál wird berichtet, dass er sich außerhalb der Saison Kost und Logis erschnorrte, indem er dafür positiv über das jeweilige Hotel berichtete (Amerika Magyar Világ, Jg. 12, Nr. 43, 26. Oktober 1975, S. 8).

¹¹³ Abgesehen von dem Treffen am 28. Juli 1932 gibt es keinen Hinweis, dass sich die beiden kannten.

dann trotzdem das nieder, was ich gesagt hatte. Fünzig Jahre lang habe ich niemandem je ein Interview gegeben. Ich nehm's Ihnen nicht übel, dass Sie das Festgehaltene veröffentlicht haben. Sie konnten in meiner Seele lesen und Ihre Worte wirkten wohlthuend auf mich...¹¹⁴ Seither habe ich ihn nie wieder getroffen.

*

*Rostler*¹¹⁵ ist der Name des Portiers des Südbahnhotels in Semmering; er war ein alter, dem Dichter nahestehender Freund. Dieser Rostler ist möglicherweise ebenso lange Hotelportier wie Arthur Schnitzler Schriftsteller war. Er tritt auch in einem Bühnenstück des Dichters auf. Vor Jahren – es mag sogar schon zwanzig Jahre her sein – wurde Schnitzlers mittlerweile berühmt gewordenes Stück »Das weite Land« im Wiener Burgtheater aufgeführt; in diesem Stück tritt auch Rostler auf. Bei der Premiere diente er zur Vorlage für die Maske des Darstellers.¹¹⁶ Ich habe nun Rostler gebeten, für mich ein Interview zu erwirken. »Ich traue mich nicht mit Ihrem Wunsch vor den Herrn Schnitzler« – sagte mein Freund Rostler, als ich ihm meinen kühnen Plan erzählte –, »ich weiß doch, dass man alles von ihm erbitten darf, bloß kein Interview. Ich befürchte sogar, ihn mit einem solchen Wunsch am Ende noch aus dem Südbahnhotel zu verscheuchen. Ich rate Ihnen aber etwas. Schreiben Sie ihm einen Brief; er ist ein höflicher Mensch, er wird bestimmt antworten. Und auch seine Antwort könnte einem Interview gleichkommen!« Ich handelte dann auch dem

¹¹⁴ Dieses Treffen lässt sich nicht belegen.

¹¹⁵ Geboren als Karl Rosenbaum (1872–1940) änderte er zu einem nicht genauer bekannten Zeitpunkt seinen Namen zu Rostler, mutmaßlich um nicht unmittelbar als jüdisch erkennbar zu sein. Er begann am 18. Juni 1899 als Portier des Südbahnhotels und blieb es bis 1932. An sich ein Original, wurde er durch das literarische Porträt im dritten Akt von »Das weite Land« »unsterblich«. Schnitzler widmete ihm eine Erstausgabe von »Das weite Land« mit der Inschrift: »Herrn Karl Rostler, dem scharmantersten, mir persönlichsten aller Portiere«. [O. V.], Wie Schnitzler seine Menschen zeichnete. Was der Portier vom Südbahnhotel am Semmering erzählt. In: Neues Wiener Journal, 22. November 1931, S. 14f. Vgl. auch Rafael Hualla, Schnitzler-Held in Not. In: Der Morgen, Jg. 6, Nr. 31, 5. August 1935, S. 8.

¹¹⁶ Der Schauspieler Hugo Thimig (1854–1944) reiste für die Rolle des Rosenstock zehn Tage vor der Uraufführung auf den Semmering, um Rostler besser darstellen zu können (vgl. Tagebuch, 1. Oktober 1911).

Rat gemäß und legte den Brief ins Fach von Arthur Schnitzler.¹¹⁷ Zu Mittag hielt ich seine Antwort in der Hand. So ist der Wortlaut seines Briefes:

Lieber Herr Paál, es würde mich sehr freuen, Sie persönlich kennenlernen zu dürfen. Gerne würde ich mich mit Ihnen unterhalten, unter der strengen Bedingung allerdings, dass unser Gespräch in jeder Hinsicht privater Natur sein muss. Sie dürfen gar nicht erst an ein Interview denken. Ich bin überzeugt, dass Sie mich hierin verstehen. Das kann ich auf Ihren netten Brief erwidern. Herzlich grüßt Sie Ihr ergebener Arthur Schnitzler.

Ich hatte am nämlichen Tag viel zu tun und Schnitzler seinerseits hatte Besuch. Ich hoffte auf ein Treffen erst zu Abend, aber der Schriftsteller kam bereits am Nachmittag auf mich zu. Ich richtete mich im zur Zeit des Nachmittagsschläfchens menschenleeren Roten Salon des Hotels ein und tippte an irgendeiner Reportage, als jemand seine Hand auf meine Schulter legte. Ich wandte mich um. Hinter mir stand Arthur Schnitzler. Lächelnd sagte er:

– Störe ich Sie etwa?

– Wieso denn, ich bin ja froh, Sie sprechen zu dürfen – und mechanisch griff ich nach meinem Bleistift.

Er nahm mir lachend den Bleistift aus der Hand.

– Nur kein Bleistift! Es gibt doch ein Abkommen zwischen uns! Heute kein Interview!

Ohne ein Wort habe ich mich gefügt und der Schriftsteller setzte sich leicht und rasch auf die Rückenlehne des breiten Fauteuils, strich sich über den weißen Bart und zog lachend einen goldenen Bleistift aus seiner Rocktasche hervor.

– Wissen Sie, wie viele Bleistifte ich besitze? Ich selbst weiß es nicht. In jeder meiner Taschen muss sich mindestens einer befinden.

Und lächelnd zog er die Bleistifte aus seinen Hosen-, Westen- und Rocktaschen; einen nach dem andern. Es gab da allerlei Sorten. Klein, dick, grün und auch einen mit einer blauen und einer roten Spitze. Sie hatten eine Federung und die Spitze von einem jeden war abge-

¹¹⁷ Dieser Brief ist mit 27. Juli 1931 datiert und wird heute im Nachlass Schnitzlers in der Cambridge University Library aufbewahrt (Signatur Schnitzler, B 1015).

stumpft.¹¹⁸ Wir fingen uns zu unterhalten an und aus diesem Gespräch entstand dann das möglicherweise interessanteste Interview meiner Journalistenlaufbahn.

*

– Wissen Sie, warum ich nie ein Interview gebe? – fing Arthur Schnitzler an. – *Weil es so etwas wie ein ehrliches Interview gar nicht gibt.* Es gibt dreierlei Arten des Interviews.¹¹⁹ Gespräche mit Politikern, Schauspielerinnen und Schriftstellern. Das Interview mit dem Politiker kann nie aufrichtig sein, der Politiker sagt immer das Gegenteil dessen, was er denkt, er zeigt nie sein Herz, vielleicht deshalb nicht, weil er keines hat. Wie entsteht eigentlich ein Interview? Ein Mensch fragt und der andere antwortet auf diese Fragen. Der Politiker antwortet aber niemals auf die Fragen, die an ihn gerichtet werden, sondern sagt immer nur das, von dem er haben will, daß es gedruckt werde. Und die Schauspielerin? Für sie ist es ganz egal, was gefragt und was geschrieben wird, für sie ist es nur wichtig, daß ihr Name recht oft in die Zeitung komme.

Mit einem Schriftsteller aber kann man kein Interview machen. Wenn ein Schriftsteller etwas zu sagen hat, dann schreibt er es selbst und betraut damit keinen anderen. Nur ich selbst bin ja imstande, meine eigenen Gedanken richtig wiederzugeben, einem anderen ist dies unmöglich. Der Schriftsteller kann nie mit Worten, sondern nur mit dem Geschriebenen sprechen.

»Stellen sie sich vor«, fährt Schnitzler fort, »daß hier ein Grammophon steht. Die feine Nadel überträgt jedes Wort unseres Gesprächs auf die Platte. Und der Setzer der Druckerei setzt nach keinem Manuskript, sondern nach seinem Gehör, einfach von der Platte weg. Was für ein Durcheinander müßte da herauskommen!

¹¹⁸ Die vielen Bleistifte erwähnt auch der Portier Karl Rostler. ([O. V.], Wie Schnitzler seine Menschen zeichnete [wie Anm. 115], S. 14).

¹¹⁹ Ab hier folgt der Text der autorisierten deutschsprachigen Veröffentlichung aus dem »Neuen Wiener Journal« (Jób Paál, Gespräch mit Artur Schnitzler. Warum der Dichter nichts von Interviews hält und warum kein gutes Porträt von ihm existiert. In: Neues Wiener Journal, Jg. 39, Nr. 13540, 2. August 1901, S. 5).

Wissen Sie, warum ich kein Interview gebe? Ich stehe zum Interview ähnlich wie zum Porträt. Von mir hat man noch kein gutes Porträt gemalt, das größte Genie ist außerstande, ein richtiges Charakterporträt desjenigen zu malen, der ihm bloß ein- oder zweimal sitzt. Um ein richtiges Porträt zu malen, müßte der Maler viele Jahre hindurch sein Modell studiert haben. Nur eine langjährige Freundschaft zwischen Modell und Künstler befähigt letzteren, ein lebenswahres Porträt zu schaffen. Ähnlich ergeht es mir. Ich lebe mit den Personen, die ich in meinen Arbeiten beschreibe, durch viele Jahre hindurch in enger Freundschaft und nur so ist es mir möglich, sie richtig zu zeichnen. Mit mir könnte nur der ein Interview machen, der jahrelang an meiner Seite lebte und mich durch und durch kennt. Er müßte um meine Gedanken, meine Seele und alle meine Eigenschaften wissen. Ein Interview mit einem Schriftsteller ist nämlich nichts anderes als ein Porträt desselben und niemand auf der Welt ist imstande, von mir nach einer einmaligen Sitzung ein Porträt zu malen. Auch nicht in Form eines Interviews.«

Ich versuche eine Frage: »Woran arbeiten Sie jetzt, Meister?« Lächelnd weicht mir Schnitzler aus.

»Ich habe schon gesagt, daß es heute kein Interview geben wird. Und außerdem könnte ich Ihnen auch nicht sagen, woran ich jetzt arbeite. Ich arbeite immer an vielem zugleich. Ich habe meine ganz besondere Arbeitseinteilung. Zuerst mache ich mir meine Notizen, aus denen diktiere ich in die Maschine; wenn aber das Diktat fertig ist, dann fängt meine eigentliche Arbeit an.«¹²⁰ Während unseres Gesprächs kam mein Sohn zu uns. Vor Ehrfurcht zitternd bittet er den Meister um ein Autogramm. »Wie alt bist du, mein Sohn« – fragt Arthur Schnitzler, schüchtern antwortet das Kind. »Fünfzehn...«

Schnitzler wird nachdenklich... »*Fünfzehn... schönes Alter... als ich so jung war, sind meine ersten Novellen erschienen...* Wenn ich wieder zu Hause in Wien sein werde, schicke ich dir sie zu...«

... Er verschickte sie dann auch wirklich. Mit einer warmherzigen Widmung an den Fünfzehnjährigen...

¹²⁰ Hier endet die Übereinstimmung mit dem Neuen Wiener Journal. Eine Erwähnung des Literaturwissenschaftlers Otto P. Schinnerer, die im Journal folgt, ist gestrichen.

Er war ein kleines, weißbärtiges Männlein mit wunderbar blauen Augen. Er war stolz auf seine ungarische Herkunft. Sein Großvater war Tischler in Nagykanizsa und berühmt in seinem Fach. Arthur Schnitzler wollte in diesem Jahr Nagykanizsa aufsuchen, den Ort, woher sein Vater, der spätere berühmte Wiener Arzt, einst als armer Student nach Wien aufgebrochen war... Schnitzler mochte die Berge sehr... Stundenlang konnte er auf die Kiefern starren und dem Treiben der flinken Eichhörnchen zusehen.

Jób Paál¹²¹

7. Hans Habe, Letztes Gespräch mit Arthur Schnitzler, 25. Dezember 1931

**Letztes Gespräch mit Arthur Schnitzler.
Über sich selbst als Arzt, über Steinach und Voronoff, über die
Erotik, über Lenin und den Krieg**

In der Edlacher¹²² Einsamkeit, unter den Almwiesen von Semmering, habe ich Arthur Schnitzler zum letzten Mal getroffen. Als ich ihn ersuchte, sich über aktuelle Themen und über sich selbst zu äußern, sträubte er sich zunächst. Schließlich begann er doch zu lächeln. Fortwährend spielte dann ein melancholisches, nachdenkliches Lächeln um seinen Mund. Einst mag das das teils sarkastische, teils herablassende, teils höhnische, teils traurige Lächeln des Anatol gewesen sein; in den letzten Jahren gewann die Traurigkeit Oberhand; von der leichtsinnigen Melancholie des Anatol ist nur noch reine Melancholie übrig geblieben; von blasierter Resignation nur noch die Resignation.

¹²¹ Jób Paál, Schnitzler Artur utolsó interjúja. In: Délmagyarország, Jg. 7, Nr. 24/3, 25. Oktober 1931, S. 6.

¹²² Edlach an der Rax, heute zu Reichenau an der Rax gehörend, war ein beliebter Gebirgskurort, keine 100 Kilometer südlich von Wien. Ein Aufenthalt in Edlach lässt sich für 1931 nicht belegen, schon gar nicht, wie es später im Text heißt, im Herbst.

Wie wenn er bemerkt hätte, dass ich eben diese Veränderung, dieses stille Verwelken beobachtete, wandte er sich unvermittelt mir zu:

– Nein, Sie sind im Irrtum, *ich bin nicht müde, bloß resigniert*. Ja, glauben Sie mir, trotz aller Bitternisse meines Lebens hänge ich mit Leidenschaft am Leben. Und ich werde es immer heiß lieben – denn nie im Leben werde ich Philosoph sein. *Lebensfreude ist gleich Neugierde*. Philosophische Menschen sind nie neugierig. Sie haben das Leben in ein System gezwängt und finden sich damit ab. Für mich ist jedoch noch jedes Erlebnis eine Sensation! *Langeweile kenne ich nicht, die Langeweile ist ebenso eine Krankheit wie die Blindheit*.¹²³ Nie im Leben habe ich über etwas nachgedacht. Gedanken habe ich, die kommen und gehen von selbst. Denken ist kein Beruf.

Das Gespräch mäanderte hierhin und dorthin. An diesem Herbstnachmittag ging es um allerlei Dinge, bloß nicht um die Antworten, die ich erbitten wollte. Jetzt, wo er gestorben ist, und sein Tod mich der Pflicht zur Diskretion enthebt, darf ich alles sagen, was ich damals von ihm gehört habe. Ich rekonstruiere das ganze Gespräch aus meinem Gedächtnis.

Zunächst sprach *Schnitzler*, der Arzt. Von der Lebensfreude waren wir zu den berühmten Operationen von *Steinach*¹²⁴ und *Voronoff*¹²⁵ übergewechselt. Als er über medizinische Fragen sprach, schien er

¹²³ Dies ist die erste aus Vierecks Interview entlehnte Stelle. Um einen Eindruck von Habes Vorgangsweise zu ermöglichen, sei an dieser Stelle seine Vorlage zitiert: »Nein«, antwortete Schnitzler und strich über seinen Bart, »ich bin kein Philosoph. Glücklicherweise gibt es kein philosophisches System, das die Vielfalt des Weltalls erschöpft. Gerade diese Vielfalt des Lebens, die sich jeder dauernden Einteilung entzieht, läßt mich täglich fröhlich atmen. Das Alter gibt meiner Neugier die Würze. Je älter ich werde, je mehr Nutzen ziehe ich aus jeder Erfahrung. Jedes Jahr macht mich reicher.« / »Dann«, sagte ich, »langweilen Sie sich also nie.« / »Langeweile ist Ziererei, wenn nicht eine Krankheit. Sie spiegelt einen Gemütszustand, den ich verabscheue. Ich entsinne mich eines Schulkameraden, der bei dem Tode eines anderen zu mir sagte: »Ich wollte, ich wäre an seiner Stelle.« Ich habe den Jungen dieser Pose wegen nie mehr leiden können.« (Viereck, Die Welt Arthur Schnitzlers [wie Anm. 13, S. 98f.)

¹²⁴ Eugen Steinach (1861–1944) war einer der populärsten medizinischen Forscher seiner Zeit. Er versprach durch Vasektomie oder Hodentransplantationen die Alterung des Mannes in Griff zu bekommen und wollte auf diese Weise auch Homosexualität »heilen«. Schnitzler war persönlich mit ihm bekannt.

¹²⁵ Serge Voronoff (1866–1951) versuchte gleichzeitig in Paris, was Steinach in Wien unternahm, nämlich durch Hodentransplantationen lebensverlängernde Effekte zu erzielen.

äußerst ernst; ich hatte das Gefühl, er baue in sich eine Trennwand zwischen dem Spiel und der Wirklichkeit auf.

– *Voronoff* macht jünger, *Steinach* experimentiert – sagte er. – Von der Verjüngung erwarte ich gar wenig. *Mens sana in corpore sano* – sehr schöner Gedanke, bloß es stimmt gerade sein Gegenteil. Man muss die Seelen verjüngen, dann verjüngt sich vielleicht auch der Körper. Interessantes Problem für Dichter: Das Leben von einem, dessen Körper verjüngt wurde, und dabei blieb er innerlich alt. Aber bei *Steinach* geht es nicht darum. Auch *Kolumbus* wollte ja nach Indien – und hat Amerika entdeckt. Als Arzt *will ich in der Weiterentwicklung der Steinach'schen Methode den Weg zur Heilung des Krebses erblicken*. Zunächst ist das freilich nur eine vage Ahnung. Jedenfalls wird das Schiff von *Steinach*, das ist meine Überzeugung, ganz woanders anlegen, als wohin es einst aufgebrochen ist.¹²⁶ Er hielt inne. Ich wollte das Gespräch auf literarische Themen lenken, also fing ich über eines der berühmtesten Dramen des Arztes *Schnitzler* zu sprechen an, über *Professor Bernhardi*. Ich entsann mich, das Stück wurde im November 1918 in Wien aufgeführt.¹²⁷ In den Straßen dröhnten Revolutionslieder, in den Theatern brach man die Aufführungen ab, allein *Schnitzlers* Stück wurde zu Ende gespielt, vor dicht besetzten Sitzreihen, bei stürmischem Applaus. Ich glaube mich nicht zu erinnern, dass *Professor Bernhardi* seither aufgeführt worden wäre.¹²⁸

– Ich denke, heutzutage hält man das Thema ein bisschen für verstaubt – sagte *Schnitzler*. – *Was solls?, heute beschäftigen halt andere Probleme die Leute, keine ärztlichen und keine religiösen Fragen*. Ob die Priester zu den Sterbenden vorgelassen werden oder nicht – man kümmert sich heute einfach um andere Dinge.

– Ich weiß doch am besten, dass es in *Professor Bernhardi* nicht darum geht – fuhr er fort. – Das Stück *Bernhardi* ist einfach die Tragödie des großen Menschen. Im Stück schmieden der Kultusminister und der Mediziner zusammen eine Verschwörung. Das ist kein Zufall. Das

¹²⁶ Diese Stelle ist eine Paraphrase aus dem Interview Vierecks (wie Anm. 13).

¹²⁷ Am 21. Dezember 1918 im Deutschen Volkstheater. Eine Aufführung zur Zeit der Monarchie war politisch nicht durchzusetzen gewesen.

¹²⁸ Das Stück war nahezu durchgehend im Programm des Deutschen Volkstheaters und wurde z.B. am 11. September 1928 neu einstudiert.

ist die heilige Allianz der Mittelmäßigkeit und der Dummheit. Vom Kultusminister bis zum Kliniker gehören sie alle zum Ku-Klux-Klan der Mittelmäßigkeit. Dieser Ku-Klux-Klan richtet sich aber nicht gegen die Einwanderer, sondern gegen den großen Menschen.¹²⁹ Bernhardt ist das Genie, das immer allein ist, sogar im Kreis seiner Freunde: *Löwenstein* pocht stets auf seine Prinzipien, *Cyprians* Leben ist ein einziger Kompromiss und *Pflugfelder*¹³⁰ ist immer aufgeregt. *Bernhardt* bleibt also allein...

Er sprach über *Bernhardt*, als ob er über sich selbst spräche. Über sein Privatleben wurden während des ganzen Gesprächs kaum ein paar Worte gesprochen, doch aus allem habe ich gespürt, dass er doch über sich selbst spricht, über sein Leid, sein Leben. Sein Sohn lebte nicht in Wien,¹³¹ seine Tochter starb einen Freitod,¹³² seine Frau ist ihm mit einem jungen, unbedeutenden Musiker durchgegangen.¹³³ Ich fragte ihn, ob er sich selbst wirklich für den Dichter der Erotik und der Liebe halte.

– Wenn ich einmal Zeit hätte, mich mit mir selbst zu beschäftigen – erwiderte er – würd’ ich nur zu gern versuchen, diesem Irrtum auf den Grund zu gehen.

– Und der *Reigen*, der *Anatol*?

– Ja, Sie könnten noch ein paar weitere Titel erwähnen. Ich bin kein Dichter der Liebe, ich weiß jedoch, dass *die Liebe alles durchdringt und auch jenseits davon die wichtigste Antriebskraft des Lebens bleibt*. Der zweitwichtigste Motor des Lebens: das soziale Problem. Doch die sozialen Probleme ändern sich von Tag zu Tag. *Über die Probleme der Erotik walten ewige Gesetze*. Ein ewiger Kreislauf – ein ewiger Reigen.¹³⁴ Ich für meinen Teil interessiere mich daher weit mehr für die sozialen und

¹²⁹ Es handelt sich wieder um eine Paraphrase aus dem Viereck-Interview (wie Anm. 13).

¹³⁰ In der ungarischsprachigen Vorlage steht »Flugfelder«.

¹³¹ Heinrich arbeitete als Schauspieler vor allem in Berlin.

¹³² Diese hier angespielten Details aus dem Privatleben hätte Schnitzler nicht mitgeteilt. Lili Schnitzler (1909–1928) hatte früh geheiratet und sich bei einem Ehestreit mit einer Pistole selbst erschossen. Ob absichtlich oder unabsichtlich, ist nicht zu klären. Über die Tragödie wurde in der Presse ausgiebig berichtet.

¹³³ Gemeint ist der Komponist und Pianist Wilhelm Grosz (1894–1939). In Partnerschaft mit ihm hatte Olga Schnitzler nach Kriegsende versucht, ihre Gesangskarriere aufzunehmen. Das wurde einer der zentralen Punkte, der die Scheidung am 26. Juni 1921 vorbereitete.

¹³⁴ Im Drucktext steht auf Deutsch: »ein ewiges Reigen«.

medizinischen, denn für Liebesprobleme.¹³⁵ Ich glaube aber fest, dass *man sich weder ärztliche noch soziale Probleme ohne Liebesprobleme vorstellen kann*. Ich bin kein Dichter der Erotik, vielmehr der Schriftsteller des stärkstmöglichen Lebensinstinkts.

– In alten Lustspielen begegnete häufig der Ausdruck: *Cherchez la femme!* Was meinen Sie, was ist denn eigentlich die Freud'sche Theorie? Das ewige *Cherchez la femme! Hinter allem Möglichen steckt eine Frau, sogar hinter den sozialen Problemen, auch hinter den Heldentaten, den Krankheiten*. Professor *Freud* nannte mich seinen seelischen Zwillingbruder.¹³⁶ Darauf bin ich stolz, da ich *Freud* für das größte lebende Genie halte. Schon allein deshalb können wir keine Zwillingbrüder sein. Und auch aus einem weiteren Grund: Freud ist ein Dichter. Und ich – bin Arzt. Das klingt wohl kurios, aber es stimmt irgendwie doch...

Ich fragte ihn, wen er unter den heute lebenden Großen Männern verehere. Er brauchte nicht nachzudenken, um zu antworten:

- Keinen einzigen Politiker.
- Auch Mussolini nicht?
- Auch Mussolini nicht.¹³⁷
- Von den Schriftstellern?

– Thomas und Heinrich *Mann*, *Wassermann*, Alfred *Kerr* und noch viele mehr.¹³⁸ Ich lese sehr gern und ich kann jedes Buch genießen, wie wenn ich selbst nie etwas schreiben würde. Die Politik zu verehern vermag ich nicht, nur die Menschen, die Persönlichkeiten. *Demgemäß habe ich eine einzige politische Überzeugung: den Antibolschewismus. Nicht etwa aus parteipolitischen Gründen, sondern weil der Bolschewismus den Unterschied*

¹³⁵ Zitat aus Viereck (wie Anm. 13).

¹³⁶ Direktes Zitat aus Viereck (wie Anm. 13). Freud hat Schnitzler in seinem Brief vom 14. Mai 1922 – eine Gratulation zum 60. Geburtstag – als eine »Art von Doppelgänger« bezeichnet, aber auch gebeten, das nicht zu verbreiten (Sigmund Freud, Briefe an Arthur Schnitzler. In: Neue deutsche Rundschau 66, 1955, Nr. 1, S. 95–106, hier S. 97).

¹³⁷ Das dürfte der Reflex eines italienischen Texts aus dem Jahr 1928 sein. Schnitzler hatte, als er beim Besteigen eines Schiffes am Hafen interviewt werden sollte, ein Gespräch verweigert. Der Redakteur dichtete Aussagen hinzu, etwa, dass Schnitzer Mussolini bewundere ([O. V.], Arturo Schnitzler di passaggio per il Molo Bersaglieri. In: Il piccolo, Jg. 6, 1. Mai 1928, S. VI).

¹³⁸ Bis auf Alfred Kerr ebenfalls aus dem Interview Vierecks (wie Anm. 13) entnommen.

zwischen den Menschen leugnet,¹³⁹ während der Dichter ein Seher dieser Unterschiede zwischen den Menschen ist. Ein Kommunist kann kein Dichter sein.

– Toller zum Beispiel ist also kein Dichter? – Beileibe nicht. *Er ist der verachtenswerteste Typ: der Salonbolschewik. Der Kommunist im Seidenhemd.*¹⁴⁰

Jetzt wirkte auch seine Stimme verändert. Sie klang härter und es war, wie wenn sich auch seine Gesichtsmuskeln gespannt hätten. Sein Griff an den Spazierstock wurde fester. In diesem Augenblick wohnte weder seiner Stimme noch seinem Gesicht noch seinen Gesten etwas vom legeren, spielerischen Dichter des *Anatol* inne.

– Wer weiß, warum man mich für den Dichter der wienerischen Verweichlichung hält. Glauben Sie mir, es gibt niemand, der diese Wiener »Gemütlichkeit« mehr hassen würde als ich. Ich kann überhaupt sehr stark hassen, meine Antipathien sind viel intensiver als meine Sympathien. Mein stärkster Hass gilt drei Namen: *Wilson*, *Poincaré* und *Lenin*.¹⁴¹ Dieses Dreigestirn führte die Welt in Schuld und Unglück. *Poincaré* gehört zum Typ *Cicero* – und ich schwärmte schon als Gymnasiast für *Catilina*, nicht für *Cicero*, diesen missgelaunten, unangenehmen Winkeladvokaten. Solch ein Winkelanwalt war *Poincaré*. *Lenin* ist der Totengräber der europäischen Kultur. Und *Wilson* ist die Freiheitstatue der Unwissenheit und der geographischen und politischen Unbildung. Ein Verrückter der Freiheitsdiktatur.

– Aber sprechen wir über etwas anderes. Die Jungen wollen mich nicht mehr verstehen, – sagt er, – sie haben mir vorgehalten, dass im Zentrum des Geschehens im vor wenigen Jahren entstandenen *Spiel im Morgengrauen*¹⁴² ein junger Leutnant steht; in der Vorkriegszeit in einer Morgendämmerung bringt ein Fiaker den Helden von Baden nach Wien. Doch sie irren, wenn sie meinen, die Welt sei für mich 1914

¹³⁹ Bis hierher weitgehend direkt aus Vierecks Interview (wie Anm. 13).

¹⁴⁰ Die Verachtung für den »Salonbolschewik« ist Viereck entnommen, die Anwendung auf Toller – untypisch für Schnitzler – ist Zufügung Habes. Auch hier könnte eine frühere Affäre mitklingen. 1919, als Ernst Toller zum Tod verurteilt worden war, gab es einen Protest mehrerer Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Es stellte sich aber schnell heraus, dass die meisten ungefragt als Unterstützer angeführt worden waren. Zu diesen gehörte Schnitzler, der sich in einem Leserbrief gegen die unerlaubte Verwendung seines Namens verwahrte (Eine Erklärung Dr. Arthur Schnitzlers. In: Neue Freie Presse, 13. Juni 1919, S. 5).

¹⁴¹ Paraphrase aus Viereck (wie Anm. 13).

¹⁴² In der ungarischsprachigen Vorlage steht der Titel auf Deutsch, aber falsch: »Fahrt in Morgengrauen«.

stehengeblieben. *Ich habe nur erkannt, dass die ewigen menschlichen Probleme sich seither nicht geändert haben.* Spüren Sie da den Unterschied? Sehen Sie sich mal einen Soldatenfilm an. Lauter Uniformen, Sporenklirren, Habachtstellung. Und die Uniform ist ja nichts, sie ist die Leere selbst. Es ist völlig einerlei, ob Uniform oder Ziviltracht. Wichtig ist doch nur der Mensch, der in der Uniform oder der Ziviltracht steckt. Die moderne Zeit hat da keine Änderungen mit sich gebracht. Wenn man ein unbemanntes Kriegsflugzeug erfindet, bei dem lediglich ein Schaltapparat irgendwo von einem Menschen bedient werden muss, so wird dieser einzige Mensch am Schaltapparat mich bedeutend mehr interessieren als der ganze komplizierte Mechanismus, der, mit einem Menschen verglichen, immer lächerlich primitiv sein wird.¹⁴³

Als wir beim Spaziergang wieder nach Edlach zurückgekehrt sind, grüßten die Leute in der Nähe des Hotels respektvoll den Dichter. Den Dichter der Wiener Leute, des »süßen Wiener Mädls«, der alten Wiener Gassen und der jovialen Hofräte. *Schnitzler* selbst hielt sich nicht für den Dichter dieser Motive. Vom »süßen Wiener Mädls«, von alten Wiener Gassen, von den alten Wiener Leuten und den jovialen Hofräten hat er auch während des ganzen langen Gesprächs kein einziges Wort gesagt.

Hans Habe¹⁴⁴

¹⁴³ Weitgehend eine Paraphrase aus Viereck (wie Anm. 13).

¹⁴⁴ Hans Habe: Utolsó beszélgetés Arthur Schnitzlerrel. In: Magyar Hirlap, 25. Dezember 1931, S. 26.

Rudolf Kassner und Martin Buber Eine fast vergessene Beziehung

Zeugnisse einer Verbindung zwischen Rudolf Kassner (1873–1959) und Martin Buber (1878–1965) sind bis heute nahezu unbekannt geblieben.¹ In Biographien und Werken der Forschungsliteratur sucht man den Namen des jeweils anderen meist vergeblich,² obwohl der Kontakt über Kaiserreich, Weimarer Republik, Nazi Herrschaft, Shoah und zwei Weltkriege hinweg durch Briefe, Büchersendungen und Äußerungen gegenüber Dritten Bestand hatte – als eindrucksvolles Beispiel jener »Contemporaneität« oder »Zeitgenossenschaft« der Geister, mit deren »Geheimnis« sich Hugo von Hofmannsthal, beider Freund

¹ Rudolf Kassners Briefe an Martin Buber verwahrt das Martin Buber Archive der Israelischen Nationalbibliothek in Jerusalem; sie stellte freundlicherweise Kopien der Dokumente zur Verfügung. Mrs Tamara Goldschmidt Brison (The Martin Buber Literary Estate) genehmigte den Abdruck der Buber-Photographie und der Briefe, ebenso das Deutsche Literaturarchiv in Marbach a.N., bei dem sämtliche Rechte an Werken und Briefen Kassners liegen. Ihnen sei für ihr Entgegenkommen herzlich gedankt. Besonderer Dank gilt Herrn Dr. Stefan Litt, dem für die deutschen Bestände zuständigen Archivar und Kurator für allgemeine Geisteswissenschaften an der Israelischen Nationalbibliothek, der meine Fragen mit geduldiger Zuverlässigkeit beantwortete. – Kassners letzter Brief (Nr. 21) – sein Dank für Bubers verlorenes Glückwunschtelegramm zum 80. Geburtstag – ist faksimiliert und in normalisierter Rechtschreibung abgedruckt in: Martin Buber, Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten. In 3 Bänden hg. und eingel. von Grete Schaeder in Beratung mit Ernst Simon und unter Mitwirkung von Rafael Buber, Margot Cohn und Gabriel Stern. Heidelberg 1975 (künftig zitiert als BW mit römischer Bandzahl): hier BW III, S. 687 und S. 352.

² Aus der Buber-Literatur, in der Kassners Name fehlt, seien beispielhaft genannt: Hans Kohn, Martin Buber. Sein Werk und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte Mitteleuropas 1880–1930. Köln 1961; Gerhard Wehr, Martin Buber in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (Rowohlts Monographien 147). Reinbek bei Hamburg 1968; Maurice Friedman, Martin Buber's Life and Work. The Early Years 1878–1923. London / Tunbridge Wells 1982; Gerhard Wehr, Martin Buber. Leben – Werk – Wirkung. Gütersloh 2010; Dominique Bourel, Martin Buber. Was es heißt, ein Mensch zu sein. Biografie. Aus dem Französischen übers. von Horst Brühmann. Gütersloh 2017. Allein in BW I und BW III wird Kassner erwähnt. Auf Kassners Seite sind vor allem die Buber-Hinweise in den Kommentaren zu den »Sämtlichen Werken« zu beachten: Rudolf Kassner, Sämtliche Werke. Im Auftrag der Rudolf Kassner Gesellschaft hg. von Ernst Zinn und (ab Band III) Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1960–1991 (künftig zitiert als: KW mit römischer Bandzahl) sowie in den jeweils gesondert zitierten Briefausgaben Kassners; ferner die gelegentlichen Bemerkungen in: Alphons Clemens Kensik, Narziss. Im Gespräch mit Rudolf Kassner. 1947–1958. Zürich 1985.

und Weggefährte, bis in seine späten Lebensjahre »zu beschäftigen nie« aufgehört hat.³

Schon lange vor der ersten persönlichen Begegnung im Frühjahr 1908 in Berlin – ihr sollte nur ein einziges weiteres Treffen nach dem Ersten Weltkrieg in München folgen – hatte Buber die Schriften des viereinhalb Jahre älteren Kassner aufmerksam zur Kenntnis genommen. Der war nach Universitätsjahren in Wien und Berlin⁴ mit einer bei Jakob Minor (1855–1912) angefertigten literaturwissenschaftlichen Dissertation über den »Ewigen Juden in der Dichtung«⁵ am 19. Dezember 1896 in Wien zum Doktor der Philosophie promoviert worden,⁶ hatte während eines längeren Aufenthalts in London seinen geistigen und gesellschaftlichen Horizont erweitert und – wie Buber – den Beruf des freien Schriftstellers gewählt. Zum Jahrhundertbeginn hatte

³ Vgl. Hofmannsthals Briefe an Rudolf Borchardt, 13. November 1912 (BW Borchardt [1994], S. 129); Katharina Kippenberg, 25. Januar 1924 (BW Insel, S. 907); Thomas Mann, 11. Januar 1925 (Fischer-Almanach 82, 1968, S. 25); Hans Carossa, 13. Juli 1927 (Carossa-Archiv, Rittsteig; s. Helmut A. Fiechtner, Hugo von Hofmannsthal. Der Dichter im Spiegel der Freunde. 2. Aufl. Bern / München 1963, S. 184); Karl Wolfskehl, 17. Juli 1927 (Edgar Salin, Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis. Umgestaltete und wesentlich erweiterte Auflage. München / Düsseldorf 1954, S. 222; Manfred Schlösser [Hg.], Karl Wolfskehl. 1869–1969. Leben und Werk. Katalog. Darmstadt 1969, S. 112f.).

⁴ Bei Kassners akademischen Lehrern, den Philosophen Friedrich Jodl (1849–1914) und Laurenz Müllner (1848–1911), wird auch Buber im Sommersemester 1897 und in den Jahren 1901/02 studieren. Beide hatten Kassner am 12. November 1896 das Rigorosum im Nebenfach Philosophie abgenommen (vgl. Rudolf Kassner, Briefe an Tetzl. Hg. von Ernst Zinn und Klaus E. Bohnenkamp. Pfullingen 1979, S. 150) und werden 1903 Bubers Dissertation »Zur Geschichte des Individuationsproblems (Nicolaus von Cues und Jakob Böhme)« betreuen (s. unten S. 102 mit Anm. 38). Auch im Berliner Sommersemester 1898 wird Buber bei Kassners einstigen Lehrern, dem Germanisten Erich Schmidt und dem Philosophen Wilhelm Dilthey, studieren, ferner u.a. bei Georg Simmel, Friedrich Paulsen und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, dem Großmeister der Altertumswissenschaften (vgl. Bourel, Martin Buber [wie Anm. 2], S. 50 mit S. 276, Anm. 93).

⁵ Das Exemplar in Form der eigenhändigen Niederschrift ist seit Beginn der 1940er Jahre in den Wiener Bibliotheken nicht mehr nachzuweisen. Erhalten geblieben ist nur die Abschrift einzelner Kapitel, die Kassners vertrauter Freund Alphons Clemens Kensik (1907–1978) im Sommer 1941 aus dem Original von einer Bekannten hat anfertigen lassen. Der solcherweise überlieferte Text, etwa ein Drittel der Abhandlung, liegt jetzt gedruckt vor: Rudolf Kassners Dissertation »Der ewige Jude in der Dichtung«. Auszüge aufgrund einer Abschrift hg. von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 2, 1994, S. 21–78.

⁶ Zum Haupt- und Nebenrigorosum sowie zu Minors zwiespältigem Gutachten über Kassners Arbeit vgl. Kassner, Briefe an Tetzl (wie Anm. 4), S. 149–151.

er mit dem Erstlingswerk »Die Mystik, die Künstler und das Leben«⁷ in intellektuellen Kreisen erhebliches Aufsehen erregt; und auch seine nächsten Bücher – »Der Tod und die Maske«,⁸ »Der indische Idealismus«⁹ und »Die Moral der Musik«¹⁰ – hatten rühmenden Zuspruch gefunden – nicht zuletzt bei Hugo von Hofmannsthal, der im Februar 1902 Rudolf Alexander Schröder anvertraut hatte: »Von neuen Menschen wird mir Herr Rudolf Kassner immer wichtiger und interessanter.«¹¹ Zwei Jahre später, im Brief an Oscar Bie, den Herausgeber der »Neuen Rundschau«, hatte er in Kassner »die Möglichkeit des bedeutendsten literary man« gesehen, »des bedeutendsten Kulturschriftstellers, den wir in Deutschland je hatten.«¹² Und nach abermals zwei Jahren hatte er am 11. März 1906 einen Brief an Martin Buber noch einmal geöffnet, um die dringende Frage zu stellen:

Kennen Sie die Schriften von Rudolf Kassner? Dies sind die einzigen Produkte unserer Zeit, denen ich in geistiger Hinsicht, in Hinsicht auf das Verstehen meiner selbst innerhalb meiner Epoche u.s.f. unendlich viel verdanke, ganz unverhältnismäßig viel mehr als dem Nietzsche zum Beispiel? Kennen Sie diese Bücher? / Ich nenne Ihnen: »Der indische Idealismus« und »Die Moral der Musik« im Verlag Bruckmann. Nächstens erscheint ein Band bei Fischer (Hebbel, Kierkegaard etc. besprechend).¹³ Bitte setzen Sie sich zu diesen Schriften in ein Verhältnis. Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Antwort.¹⁴

Möglicherweise verdankt sich dieses Postscriptum dem Umstand, dass Buber am 24. Februar 1906 zu Hofmannsthals eben erschienenem

⁷ Die Mystik, die Künstler und das Leben. Über englische Dichter und Maler im 19. Jahrhundert. Accorde. Leipzig 1900; jetzt in: KW I, S. 5–313.

⁸ Der Tod und die Maske. Gleichnisse. Leipzig 1902: KW I, S. 315–428.

⁹ Der indische Idealismus. Eine Studie. München 1903: KW I, S. 429–490.

¹⁰ Die Moral der Musik. Sechs Briefe des Joachim Fortunatus an irgend einen Musiker, nebst einem Vorspiel: Joachim Fortunatus' Gewohnheiten und Redensarten. München 1905: KW I, S. 491–755.

¹¹ Vgl. BW Kassner (2005), S. 18.

¹² Hugo von Hofmannsthal, Briefwechsel mit Max Rychner, mit Samuel und Hedwig Fischer, Oscar Bie und Moritz Heimann. S. Fischer Almanach 87. Frankfurt a.M. 1973, S. 83; BW Kassner (2005), S. 46; zur Datierung auf Februar 1904 s. ebd., S. 45, Anm. 158.

¹³ Gemeint ist der Band »Motive. Essays«, der im Mai 1906 bei S. Fischer in Berlin erscheint mit den Texten: Sören Kierkegaard; Noten zu den Skulpturen Rodins; Die Ethik der Teppiche; Der Abbé Galiani; Robert Browning und Elisabeth Barrett; Emerson; Charles Baudelaire; Hebbel. Jetzt in KW II, S. 37–175; vgl. die »Bibliographischen Daten«, ebd., S. 518–521.

¹⁴ BW I, S. 236.

Drama »Ödipus und die Sphinx« (Berlin 1906) mit, wie der Dichter formuliert, »starker Teilnahme« geschrieben hatte, er trage von der Lektüre »unauslöschbar [...] den stärksten, reichsten, seltsamsten, unanalysierbarsten <Eindruck>, den ich in diesen zehn Jahren von einer Dichtung empfangen habe. Das, was Sie einmal als Mythos bezeichnet haben, ist darin auf eine ewige Art lebendig geworden, wie in unserer Zeit nur noch in den Werken Rodins« – ein Urteil, das Hofmannsthal an die vier Tage zuvor gelesenen Zeilen Kassners gemahnt haben mag, der, ähnlich wie Buber, »die innere Sicherheit, die Fundamente des Ganzen« und die »wundervolle Einheit des Symbolischen u. Theatralischen (ich sage absichtlich nicht: Dramatischen)« in bei ihm seltener Eindeutigkeit hervorgehoben hatte.¹⁵

Umgehend erwidert Buber, seit April 1905 im literarischen Hauptberuf Lektor beim Verlagshaus Rütten & Loening in Frankfurt a.M.,¹⁶ am 15. März aus Florenz, wo er sich von November 1905 bis Ende Mai 1906¹⁷ aufhält:

Rudolf Kassner ist einer der sehr wenigen Menschen, deren Worte ich immer lese und aufnehme. Ich habe ihn zuerst, vor Jahren, in einem Aufsatz der Wiener Rundschau kennen gelernt; da überraschte er mich tief und ergriff mich, wie seine Auffassung eines Dichters (Jules Laforgue) die meine ergänzte, ja geradezu wie eine Kuppel überwölbte und zur Einheit vollendete. Seither habe ich alles von ihm Veröffentlichte gelesen. Von den zwei Schriften, die Sie nennen, scheint mir »Der indische Idealismus« (wie es mächtigen Geistern in der Zeit der Fülle zu ergehen pflegt, so ja auch Nietzsche in der »Geburt der Tragödie«) Beziehungen noch mehr zu stiften als vorzufinden; hingegen ist »Die Moral der Musik« zweifellos eines der großen Deutungsbücher. Ich habe Kassners Schriften – auch seinen Platon¹⁸ – hier mit und freue mich ihrer; schon wenn ich sie

¹⁵ BW I, S. 235, und BW Kassner (2005), S. 79f.

¹⁶ Zum Anstellungsvertrag vgl. Carsten Wurm, 150 Jahre Rütten & Loening... mehr als eine Verlagsgeschichte. 1844–1994. Berlin 1994, S. 84. Zu Bubers Lektorat von 1905 bis 1917 ebd., S. 86; zur Sammlung »Die Gesellschaft« ebd., S. 83.

¹⁷ Vgl. Bubers Adressangaben »Florenz« oder »z. Zeit Florenz« in den Briefen dieser Zeit: BW I, S. 233–240; s. unten S. 109 mit Anm. 67.

¹⁸ Bisläng waren bei Eugen Diederichs drei Bände in Kassners Übersetzung erschienen: »Platons Gastmahl« (Leipzig 1903), »Platons Phaidros« (Jena / Leipzig 1904) und »Platons Ion / Lysis / Charmides« (Jena / Leipzig 1905); im nächsten Jahr folgt »Platons Phaidon« (Jena 1906); s. unten S. 101, Anm. 31.

ansehe, habe ich ein Gefühl der Dauer (ein Gefühl, das einem vor den Werken dieser Zeit selten gewährt ist).¹⁹

Bei dem genannten »Aufsatze der Wiener Rundschau« – schon im ersten Heft dieser Zeitschrift vom 15. November 1896 war der achtzehnjährige Buber mit einem »Schauder« auf Hofmannsthals »Lebenslied« »Den Erben lass verschwenden...« gestoßen²⁰ – handelt es sich um den Essay »Die Moral der Legende (Zu einem Buche Jules Laforgues)« aus dem 8. Heft des 5. Jahrgangs vom 15. April 1901.²¹ In ihm stellt Kassner den 1860 in Montevideo (Uruguay) geborenen französischen Dichter des Symbolismus und der Décadence, der von Ende 1881 bis Mitte September 1886 in Berlin als Vorleser der Kaiserin Augusta (1811–1890), Gattin Wilhelms I. (1797–1888), wirkte und, an Lungentuberkulose erkrankt, nach Paris zurückgekehrt und dort siebenundzwanzigjährig am 20. August 1887 verstorben war,²² zum ersten Mal einem deutschsprachigen Publikum vor²³ – als den »wohl feinsten und bi-

¹⁹ BW I, S. 236f.

²⁰ Martin Buber-Werkausgabe. Im Auftrag der Philosophischen Fakultät der Heinrich Heine Universität Düsseldorf und der Israel Academy of Sciences and Humanities hg. von Paul Mendes-Flor und Bernd Witte. Gütersloh 2001–2019 (künftig zitiert als: MBW mit Bandangabe; hier: MBW 1: Frühe kulturkritische und philosophische Schriften 1891–1924. Bearb., eingel. und komm. von Martin Treml. Gütersloh 2001, S. 24f. Ähnlich schreibt Buber in der späten »Erinnerung« zum »Lebenslied«, »das mir aus einem auf der Gasse gekauften Heft entgegenklang«; »es war von einem verfaßt, der Hofmannsthal hieß und wie ich bald erfuhr, nur um wenige Jahre älter als ich war« (in: Die neue Rundschau 68, 1957, H. 4, S. 575–576; jetzt in: MBW 7: Schriften zu Literatur, Theater und Kunst. Lyrik, Autobiographie und Drama. Hg., eingel. und komm. von Emily D. Bilski, Heike Breitenbach, Freddie Rokem und Bernd Witte. Gütersloh 2016, S. 272f.).

²¹ Rudolf Kassner, Die Moral der Legende (Zu einem Buche Jules Laforgues). In: Wiener Rundschau. Jg. 5, Nr. 8, 15. April 1901, S. 174–179; jetzt in: KW II, S. 394–405. – Bereits vier Monate zuvor hatte Kassner im Essay »Zum Tode Oskar Wildes« Laforgue als einen Dichter zitiert, der »vielleicht am besten die Kultur des Flaubert'schen Ideals« darstelle (Wiener Rundschau. Jg. 5, Nr. 1, 1. Jänner 1901, S. 9–12 = KW II, S. 380–387, hier S. 384).

²² Vgl. François Ruchon, Jules Laforgue. Sa Vie – Son Œuvre. Genf 1924; Jean-Jacques Lefrère, Jules Laforgue. Paris 2005.

²³ Helga Mitterbauer (Die Netzwerke des Franz Blei. Kulturvermittlung im frühen 20. Jahrhundert. Tübingen/Basel 2003, S. 93) übersieht Kassners Beitrag und stellt fest, »die Rezeption Jules Laforgues« beginne mit der 1905 in Stuttgart als »Sagenhafte Sinnspiele« erschienenen Übersetzung der »Moralités« durch Paul Wiegler (1878–1949); ebenso Mario Zanucchi, Transfer und Modifikation. Die französischen Symbolisten in der deutschsprachigen Lyrik der Moderne. 1890–1906. Berlin / Boston 2016, S. 134f.

zarrsten Geist unter den Dichtern, die man unter dem Namen ›Jungfrankreich‹ kennt.«²⁴

Kassners Beschäftigung mit Laforgue wurzelt nicht zuletzt in den begeisterten Berichten Houston Stewart Chamberlains, der mit diesem »leuchtendsten Genie« eng befreundet war,²⁵ und der Kassner, als er mit ihm ab Januar 1901 in persönlichen Kontakt tritt, »viel von Laforgue« erzählt hatte.²⁶ Unter diesem Eindruck hatte Kassner im März 1903 eine für den Insel-Verlag bestimmte Übertragung der »*Moralités légendaires*«²⁷ erwogen,²⁸ jenes »Meisterwerks«, das, nach Chamberlains Urteil, »bleiben« werde: »In sechs Erzählungen dichtet er hier Mythen und Legenden in der Weise um, daß sie ihm zum Gefäß seiner Weltanschauung, seiner Urteile über Menschen und Dinge, seiner Launen und seines Übermutes dienen, namentlich auch Raum gewähren seiner ätzenden Satire und seinem liebevollen Humor [...].«²⁹ Dem Gedanken war jedoch unvermittelt Eugen Diederichs' Auftrag zum »Platoübersetzen in die Quere« gekommen. Als er im Februar 1903 dem führenden Berliner Gräzisten Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff vorgetragen hatte, er »beabsichtige einige Werke von Plato, in erster Linie Phaidon und Symposion, in einer einwandfreien Verdeutschung und äußerlich ästhetischen Ansprüchen genügender Ausstattung herauszugeben, sodaß nicht bloß Fachgelehrte Leser sind, sondern Plato auf weite Kreise wieder zu wirken beginnt«,³⁰ hatte

²⁴ Kassner, *Die Moral der Legende* (wie Anm. 21): KW II, S. 397.

²⁵ Chamberlain (1855–1927) an Kassner, 13. Mai 1900. In: Rudolf Kassner – Houston Stewart Chamberlain. Briefe und Dokumente einer Freundschaft. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp. Münster 2020, S. 57.

²⁶ Vgl. ebd., S. 56–58.

²⁷ Jules Laforgue, *Moralités légendaires*. Paris 1887. Das Buch, vom Dichter noch selbst zum Druck vorbereitet, war postum im November 1887 erschienen. – Eine deutsche Übersetzung von Klaus Ley ist jetzt bequem in der Bibliothek Suhrkamp Bd. 731 zugänglich: »Hamlet oder Die Folgen der Sohnestreue und andere legendenhafte Moralitäten« (Frankfurt a.M. 1981).

²⁸ Vgl. Rudolf von Poellnitz (1865–1905), damaliger Leiter des Insel-Verlags, an Kassner, 20. März 1903. – Sämtliche zitierten Briefe aus der Korrespondenz Kassners mit dem Insel-Verlag, mit Rudolf von Poellnitz oder Anton und Katharina Kippenberg aus den Jahren 1902 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, liegen im Archiv des Insel-Verlags im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar (GSA).

²⁹ Houston Stewart Chamberlain, *Lebenswege meines Denkens*. München 1919, S. 333f.

³⁰ Eugen Diederichs, *Leben und Werk*. Ausgewählte Briefe und Aufzeichnungen. Hg. von Lulu von Strauß und Torney-Diederichs. Jena 1936, S. 69.

er, nach Wilamowitz' vermutlicher Absage, kurzentschlossen Kassner mit dieser Aufgabe betraut,³¹ dessen Erstlingswerk »Die Mystik, die Künstler und das Leben« er Anfang 1900 verlegt hatte. Als Folge wird Kassner »vorläufig von einer Laforgue-Übersetzung absehen«, räumt jedoch ein, er wolle grundsätzlich »Laforgue gern übersetzen, aber dabei auch verdienen«.³²

In merkwürdiger Koinzidenz hatte wenige Wochen zuvor – am 8. Februar 1903 – Buber beim selben Insel-Verlag angefragt, ob man »geneigt« sei, »eine Laforgue-Uebersetzung (Die Moralités Légendaires und eine Auswahl aus den Poésies, den Mélanges posthumes und den in die ne varietur-Ausgabe³³ nicht aufgenommenen Kleinigkeiten) zu verlegen«; die Moralités sollten »nahezu vollständig« aufgenommen werden, »die übrige Prosa etwa zur Hälfte; bei der Lyrik sei »die Mitarbeit namhafter Uebersetzer sicher«.³⁴

Das ambitionierte Projekt fällt in eine Zeit, da Buber nach Semestern in Wien, Leipzig, Berlin und Zürich zum Studienabschluss nach Wien zurückgekehrt war. In den vorangegangenen Jahren hatte er sich, obwohl noch Student, im Dienst der neu erwachten zionistischen Bewegung vielfach als Mitarbeiter und Herausgeber bewährt. Ab September 1901 hatte er mehrere Monate die 1897 von Theodor Herzl gegründete Wochenzeitung »Die Welt« redaktionell geleitet, mit dem Ziel, sie zu »Organ und Centrale der jungjüdischen Geistes- und Kunstbewegung« zu machen.³⁵ 1902 hatte er zu den Gründern des »Jüdischen Verlags« in Berlin gehört und sich rastlos für das Unterneh-

³¹ Das Vorhaben entwickelt sich bald zum Plan einer Gesamtausgabe, die Kassner allerdings aus inneren Beweggründen 1906 nach der »Phaidon«-Übersetzung aufgeben wird. Die fehlenden Dialoge werden bis 1910 von Otto Kiefer (1876–1935) und Karl Preisendanz (1883–1968) in sieben weiteren Bänden vorgelegt (vgl. Ulf Diederichs, Eugen Diederichs und sein Verlag. Bibliographie und Buchgeschichte 1896–1931. Göttingen 2014, S. 354).

³² Kassner an Rudolf von Poellnitz, 9. April 1903. Am 22. April beruhigt ihn Poellnitz: »Es ist mir ganz recht, wenn ich Laforgue vorläufig nicht zu drucken brauche, da für dieses Jahr doch schon sehr viele Sachen in Vorbereitung sind.«.

³³ Gemeint ist die dreibändige Ausgabe der Œuvres complètes de Laforgue. Paris: Société du Mercure de France 1901–1903. Bd. 1: Poésies; Bd. 2: Moralités Légendaires; Bd. 3: Mélanges Posthumes.

³⁴ GSA: Insel-Buber. 120/9. Poellnitz antwortet am 9. März 1903, er werde gern eine Laforgue-Übersetzung bringen und bittet um Zusendung des Manuskriptes. Das Vorhaben wird jedoch weder von Buber noch von Kassner weiter verfolgt.

³⁵ Buber an Theodor Herzl, 11. August 1901: BW I, S. 161.

men samt dessen »Jüdischem Almanach« eingesetzt;³⁶ hatte sich um die Belange einer zu errichtenden »Jüdischen Hochschule« gekümmert sowie Konzept und Inhalt der – vorderhand nicht verwirklichten – Monatsschrift »Der Jude« als »Revue der jüdischen Moderne« entwickelt³⁷ und neben all dem seine Dissertation über die Geschichte des Individuationsproblems nicht aus dem Auge verloren. Sie »ist das Ergebnis umfassender Recherchen. Die Vorarbeiten lassen keinen Zweifel daran, dass die Behandlung Nicolaus von Cues' und Jakob Böhmes gerade einmal zwei Abschnitte einer dem Entwurf nach auf bis zu zehn Kapitel angelegten Arbeit zur Geschichte des Individuationsproblems ausmacht«, die von Aristoteles bis Leibniz hätte führen sollen.³⁸ Solch kräftezehrende Aufgaben³⁹ samt »literarischen Plänen, die <ihn> nicht loslassen«,⁴⁰ fordern ihren Tribut: »Ich bin schwer leidend, liege oft halbe Tage in Krämpfen auf dem Sofa, kann weder an meiner Dissertation noch an sonst etwas arbeiten«, lautet Ende 1902 das verzweifelte Bulletin.⁴¹ Und so nimmt es nicht wunder, dass er, wie zahlreiche andere Vorhaben, schließlich auch den Laforgue beiseite legt, statt dessen seine Doktorarbeit in gedrängter Form zusammenfasst und sie im November 1903 bei der Philosophischen Fakultät in Wien einreicht. Am 19. Juli 1904 wird er, betreut von Kassners einstigen akademischen Lehrern, den Philosophen Friedrich Jodl und Laurenz Müllner, zum Dr. phil. promoviert,⁴² ohne freilich Laforgue ganz aus dem Blick zu

³⁶ Vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 98–101; Anatol Schenker, Der Jüdische Verlag 1902–1938. Zwischen Aufbruch, Blüte und Vernichtung. Tübingen 2003.

³⁷ Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 104f. Erst 1916 wird Buber den Gedanken aufgreifen und zusammen mit dem Verleger Salman Schocken (1877–1959) die – 1928 wieder eingestellte – »Monatsschrift« »Der Jude« gründen. Vgl. Eleonore Lappin, Der Jude, 1916–1928: Jüdische Moderne zwischen Universalismus und Partikularismus. Tübingen 2000.

³⁸ Die Arbeit ist, wie Kassners Dissertation (s. oben Anm. 5), ungedruckt geblieben, da seinerzeit in Wien keine Veröffentlichungspflicht besteht. Die handschriftliche Vorlage von 34 Blättern aus dem Martin-Buber-Archiv in Jerusalem ist seit 2013 in der Buber-Werkausgabe zugänglich: MBW 2.1 (Mythos und Mystik. Frühe religionswissenschaftliche Schriften. Hg., eingel. und komm. von David Groiser. Gütersloh 2013), S. 75–102. Zur Entstehung ebd., S. 279–286, das Zitat auf S. 282.

³⁹ Vgl. Friedman, Martin Buber's Life (wie Anm. 2), S. 54–62.

⁴⁰ Buber an Theodor Herzl (1869–1904), 11. August 1901: BW I, S. 161.

⁴¹ Buber an Chaim Weizmann (1874–1952), 12. Dezember 1902: BW I, S. 179.

⁴² Die Prüfung im Nebenfach Kunstgeschichte legt Buber bei den Professoren Alois Riegl (1858–1905) und Franz Wickhoff (1853–1909) ab; vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 75; Kohn, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 22. Während der beiden ersten Wiener Semester im

verlieren. Im Nachlass jedenfalls findet sich unter dem Titel »Jules Laforgue: Kosmische Ironie« das undatierte Manuskript – samt textidentischer Maschinenabschrift – einer offenbar als Vortrag gedachten Abhandlung über Laforgues Lyrik, die freilich auf Kassner und dessen Darstellung nicht eingeht.⁴³

Die bewundernde Zustimmung zu Kassners Werk, die Buber am 15. März 1906 im zitierten Brief an Hofmannsthal zum Ausdruck gebracht hatte, wird er nach mehr als einem halben Jahrhundert im Gespräch mit Werner Kraft überraschend relativieren. Unter dem 6. Oktober 1959, sechs Monate nach Kassners Tod am 1. April 1959, protokolliert Kraft:

Am Schluß unserer Unterhaltung bittet mich Buber um Lektüre, da er nachts drei Stunden brauche für das Einschlafen und da die großen Russen, weil sie ihn zu tief angehen, ihn schlaflos machen. Ich schlage ihm halb zufälligerweise den »Blinden Schützen« von Kassner vor. Er lehnt ab, zu den Zen-Ideen vom Bogenschießen bedürfe es keines Tiefsinns. Das sei eine eindeutige Lehre von der Konzentration, über die Eugen Herrigel in seinem Buch alles klar und verständlich gesagt habe. Kassner sei zu tief. Er hat ihn gut gekannt. Er sei ein reiner Geist-Mensch gewesen, der im Grunde nur durch die Kraft seines Willens so lange gelebt habe. Er ist nicht auf Krücken gegangen, sondern mit einer Maschine. Buber begreift nicht, wie er so habe leben können, aber er habe es mit ungeheurer Energie bewerkstelligt. Er könne kein Buch von Kassner zum zweiten Mal lesen.⁴⁴

Winter 1896/97 und Sommer 1897 hatte er außerdem die Vorlesungen von Ernst Mach und Alfred Freiherr von Berger belegt und wohl dabei Hugo von Hofmannsthal kennengelernt, der dieselben Veranstaltungen besucht; vgl. MBW 1 (wie Anm. 20), S. 301; Ursula Renner, Eine deutsch-österreichische Bildungsoffensive. Ludwig Gurlitt und Hugo von Hofmannsthal im Kontext. Mit Materialien und Dokumenten. In: HJb 27, 2019, S. 43–129, hier S. 82.

⁴³ Martin Buber Archive, ARC. Ms. Var. 350 02 70. Freundliche Auskunft von Dr. Stefan Litt, Jerusalem.

⁴⁴ Werner Kraft (1896–1991), Gespräche mit Martin Buber. München 1966, S. 63f. Kritisch merkt er zu Bubers Aussage an: »Ich bin nicht dieser Meinung. Trotz stärkster Einwände habe ich manches viele Male gelesen«; so beispielsweise Kassners Erinnerungsbuch »Die zweite Fahrt« (Erlenbach-Zürich 1946: KW VII, S. 313–592), das er »eines der merkwürdigsten autobiographischen Bücher« nennt, »die es überhaupt gibt« (Hochland 63, 1971, H. 1, S. 45–59; aufgenommen in: Werner Kraft, Herz und Geist. Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur. Wien/Köln 1989, S. 357–375). Ähnlich hat Max Brod (1884–1968), Bubers alter Bekannter und Weggenosse, das Buch »mit Erschütterung und in einer seltsamen Belebung meines Jugendgefühls gelesen« (La Rivista »Commerce« e Marguerite Caetani. Briefwechsel mit deutschsprachigen Autoren. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Sophie Levie. Rom 2012, S. 175–340, S. 295).

»Der blinde Schütze. Aussagen eines imaginären Zen-Adepten. Gewidmet der Seele der Hündin Laika, umgebracht 1957 im Weltall«⁴⁵ war als letzte von Kassner zu Lebzeiten besorgte Arbeit Ende Januar 1959 erschienen.⁴⁶ Kraft hatte den Text, der an einer Stelle versteckt auf Bubers »Moses«-Buch Bezug nimmt,⁴⁷ augenscheinlich mit wachem Interesse gelesen und dort den künftig von ihm oft und gern in freier Wiedergabe angeführten Satz gefunden: »Da Müßige, bloße Fragesteller den alten Zenmeister Rinzai darum angingen, was Weisheit sei, antwortete er kurz und unwirsch: nicht weise sein, sich dumm stellen und sich davon machen«. »Verständlicher«, so fügt er hinzu, »kann man kaum sein. Aber *ist* das verständlich? Es bedarf ungeheurer Anstrengungen des Geistes, um zwischen der Unverständlichkeit und der Verständlichkeit der Welt das Wagnis des Geistes zu leben. Rudolf Kassner ist vorläufig einer der letzten, die es gewagt haben.«⁴⁸

»Ein Jahr vor dem 80.« Geburtstag hatte Kassner Eugen Herrigels (1884–1955) Buch »Zen in der Kunst des Bogenschießens« (Konstanz 1948) gelesen, das sich auf die Schriften und Lehren des japanischen Zen-Meisters Daisetz Teitaro Suzuki (1869–1966) stützt. Die Vorstellung des blind sein Ziel treffenden Zen-Schützen hatte ihn »nicht losgelassen«. Sie hatte »immer größere Bedeutung für mich, in mir« gewonnen und einen »Wendepunkt« markiert: »Und so arbeiteten sich in einer stürmischen Aufzeichnung, Worte, Sätze, Aphorismen unter heftigster Wehr und Gegenwehr vor«,⁴⁹ wobei es ihm nicht um eine, wie Buber argwöhnt, »tiefsinnige« Interpretation fernöstlicher Zen-Philosophie geht, sondern um das, was er »mein Zen« nennt: um ureigene

⁴⁵ Die Widmung gilt der Hündin Laika, die im Rahmen der sowjetischen Mission »Sputnik 2« als erstes Lebewesen am 3. November 1957 in einer Druckkabine in eine Umlaufbahn um die Erde geschossen worden war. Sie starb nach neueren Angaben offenbar schon wenige Stunden nach dem Start des Satelliten, der beim Wiedereintritt in die Atmosphäre am 14. April 1958 verglühte.

⁴⁶ Zuerst gedruckt in: Die Neue Rundschau 69, 1958, H. 4, S. 603–654. Mit kleinen Änderungen in Orthographie, Zeichensetzung und stilistischen Details wird das Stück nach Kassners Tod aufgenommen in den Sammelband: Der Gottmensch und die Weltseele. Drei nachgelassene Essays. Erlenbach-Zürich/Stuttgart 1960, S. 7–81; jetzt in: KW X, S. 523–596; zur Entstehung und Druckgeschichte ebd., S. 1022–1028.

⁴⁷ Siehe unten S. 210 f.

⁴⁸ Kraft, Herz und Geist (wie Anm. 44), S. 374f., mit Bezug auf KW X, S. 524.

⁴⁹ Vgl. Kassner, Gespräche (wie Anm. 2), S. 13.

Fragen und Überlegungen eines »christlichen Zen«, zu dessen Imagination er sich durch das bloße Wort vom »blinden Schützen« inspiriert gefühlt hatte: »Mon Zen«, so hatte er der jungen Freundin Mme Jacqueline de Beaumont erklärt, »est tout basé sur l'idée du Christ comme je le conçois, sur le Christ tout mystique.«⁵⁰ Und im nämlichen Sinn hatte er seinen »Eckermann« Alphons Clemens Kensik gefragt: »Ja, meinen Sie, ich sei dazu da, den Teitaro Suzuki zu wiederholen oder am Herrigel herumzukritisieren?«⁵¹

Buber hätte also bei einer Lektüre dieser in hochkonzentriertem einjährigen Schaffensprozess entstandenen Prosa durchaus neue Aspekte entdecken können, die über die von ihm konstatierte »eindeutige Lehre von der Konzentration« des Bogenschießens weit hinausgehen. Ebenso hätte er sich eingedenk der früheren persönlichen Begegnungen mit Kassner an dessen Art der Fortbewegung erinnern mögen, die jedenfalls über Jahrzehnte hin keiner »Maschine« bedurfte, von der Buber offenkundig durch Schweizer Freunde erfahren hatte. In seinem neunten Lebensmonat war Kassner an Kinderlähmung erkrankt und »eines Morgens regungslos, ohne Herrschaft über die Glieder, einem Toten gleich, von der Amme in der Wiege liegend, aufgefunden« worden.⁵² Nach einer ständig von »wirklichen, keineswegs eingebildeten Schmerzen«⁵³ begleiteten Kindheit und Jugend hatte er sich nach Abschluss des Studiums im Frühjahr 1897 in der Hessingschen Orthopädischen Heilanstalt zu Göggingen einer mehrmonatigen qualvollen Behandlung unterworfen, in deren Folge er sich dann bis ins hohe Alter »mehr mittels seiner mächtigen Schultern«, »die durch zwei Stöcke, welche die Arme verlängerten, direkten Kontakt mit der Erde suchten und fanden, als auf seinen leblosen geschienten Beinen« fortzubewegen vermochte.⁵⁴ Erst zu Beginn des Jahres 1953, nach einer be-

⁵⁰ KW X, S. 1022f. Kassners Briefe an Mme de Beaumont aus den Jahren 1952 bis 1959 liegen jetzt in der Bibliothèque nationale de France zu Paris.

⁵¹ A[lphons] C[lemens] Kensik, Zwischen Frage und Antwort. Im Gespräch mit Rudolf Kassner. In: Neue Zürcher Zeitung, 7. September 1958. Sonntagsausgabe. Literatur und Kunst, Bl. 5, Sp. 7.

⁵² KW VII, S. 315.

⁵³ Ebd., S. 321f.

⁵⁴ Hermann von Keyserling (1880–1946), Reise durch die Zeit. Innsbruck 1948, S. 158; vgl. Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 33–35.

drohlichen Krankheit, die ihn monatelang ans Bett gefesselt und seine körperliche Beweglichkeit entscheidend verschlechtert hatte, hatte der befreundete Zürcher Pharmakologe Hans Fischer (1892–1976) seinen Kollegen Hans Debrunner (1889–1974), Ordinarius für Orthopädie in Basel, gebeten, eine hölzerne »Gehschule« (nach Art heutiger Rollatoren) anzufertigen, mit deren Hilfe Kassner das Gehen notdürftig wiedererlernte, bis er in den letzten Lebensjahren ganz auf den Rollstuhl angewiesen war.

Zwischen diesen auseinanderstrebenden Eckpunkten vom März 1906 und Oktober 1959 bewegt sich Bubers Verhältnis zu Kassner. Seine Briefe sind bedauerlicherweise verloren, ihre Inhalte im Glücksfall aus Kassners Antworten zu erschließen, die sich ihrerseits als Dokument einer jener lockeren Verbindungen präsentieren, wie sie Kassner oft lebenslang auch über schroffe Zeitgräben hinweg aufrechtzuerhalten verstand. Obwohl die schmale Korrespondenz, in erster Linie durch Kassners Teilnahme an Bubers Reihe »Die Gesellschaft« bestimmt, über weite Strecken ruht, bleibt unterschwellig eine geistige Nähe gewahrt, die dank des nie erlahmenden Interesses für die wechselseitige Produktion ihren Niederschlag in Widmungsexemplaren und Büchersendungen findet, von denen – bis auf eine Ausnahme⁵⁵ – bislang keine Spuren ans Licht gekommen sind.⁵⁶

Ganz unberührt bleibt das Thema des Judentums, zu dem Kassner – trotz gelegentlicher früher antisemitischer Töne⁵⁷ – 1928 utopisch anmerkt: »Der Deutsche und der Jude haben so viel Gemeinsames, daß die Symbiose beider von der Natur vorherbestimmt erscheint«⁵⁸ – eine Feststellung, die er möglicherweise vor dem Hintergrund der öffentlich

⁵⁵ S. unten S. 169; Nr. 23.

⁵⁶ Bubers Bibliothek in Heppenheim umfasste rund zwanzigtausend Bände (vgl. Schalom Ben-Chorin, Zwiesprache mit Martin Buber. Erinnerungen an einen großen Zeitgenossen. [1966]. Neuausgabe zum 100. Geburtstag Martin Bubers. Gerlingen 1978, S. 23; Wehr, Buber. Leben [wie Anm. 2], S. 179, S. 207). Sie sind in der Hauptsache zerstört oder unauffindbar verstreut. Wenige Teile, vornehmlich seine Handexemplare, finden sich im Jerusalemer Nachlass, doch gehören, laut freundlicher Mitteilung von Dr. Stefan Litt, Kassners Bücher nicht dazu. Ähnlich ist Kassners Bibliothek, soweit sie nach der Übersiedlung in die Schweiz in seiner Wiener Wohnung verblieben war, sorgloser Auflösung zum Opfer gefallen.

⁵⁷ Vgl. dazu Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 32 mit Anm. 142.

⁵⁸ Rudolf Kassner, Von der Eitelkeit (1928); in: Ders., Das physiognomische Weltbild. München 1930, S. 63–86, hier S. 82 (= KW IV, S. 372f.).

geführten Debatte getroffen hatte, welche Martin Buber und Hermann Cohen seit Mitte des Ersten Weltkriegs über »eine deutsch-jüdische Symbiose« geführt hatten.⁵⁹ Hilde Domin (1909–2006), selbst verfolgte Jüdin, hat diesen Satz im Oktober 1941 im Exil der Dominikanischen Republik bei der Lektüre des »Physiognomischen Weltbilds« in Erinnerungen an einstige Gespräche mit ihrem Mann Erwin Walter Palm (1910–1988) mit »grösstem Interesse« wiedergelesen.⁶⁰

Erstaunlich, dass Kassners erstes Buch »Die Mystik, die Künstler und das Leben« weder in den Briefen von und an Hofmannsthal noch in späteren Verlautbarungen Erwähnung findet. Hatte sich Buber doch seit 1900 »unter dem Einfluss der deutschen Mystik von Meister Eckhart bis Angelus Silesius« mit der »Mystik in ihren verschiedenen historischen Ausformungen« befasst,⁶¹ Daher dürfte auch er dieses in literarischen Kreisen hochgelobte Werk studiert und es samt anderen Kassner-Schriften nach Florenz mitgenommen haben. Dorthin hatte er sich »von der aktiven Tätigkeit in der zionistischen Bewegung« zurückgezogen, um seine wissenschaftliche Arbeit an einer später aufgegebenen kunsthistorischen Habilitationsschrift zu fördern,⁶² vor allem aber um sich in das weite Feld der Mystik zu versenken, insbesondere in das »Geheimnisland« des ostjüdischen Chassidismus.⁶³ An Hofmannsthal schreibt er im Anschluss an seine Kassner-Eloge vom 15. März 1906: »Wenn es Ihnen recht ist, übersende ich Ihnen demnächst einen Band [...]; er enthält einige Märchen und Legenden eines jüdischen Mystikers des 18. Jahrhundert, des Rabbi Nachman von Bratzlaw, die ich

⁵⁹ Vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 237–252; s. auch unten S. 174 mit Anm. 349.

⁶⁰ Hilde Domin, Die Liebe im Exil. Briefe an Erwin Walter Palm aus den Jahren 1931–1959. Hg. von Jan Bürger und Frank Duffner unter Mitarbeit von Melanie Reinhold. Frankfurt a.M. 2009, S. 177.

⁶¹ Wehr, Buber. Leben (wie Anm. 2), S. 79. Vgl. insgesamt den Band MBW 2.1 »Mythos und Mystik« (wie Anm. 38).

⁶² Vgl. Grete Schaeder in: BW I, S. 4; allerdings sind die »Bemühungen, den Gegenstand von Bubers Habilitationsschrift genauer zu bestimmen, bis jetzt erfolglos geblieben« (MBW 7 [wie Anm. 20], S. 53).

⁶³ Wehr, Buber. Leben (wie Anm. 2), S. 67; Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 143; vgl. Klaus S. Davidowicz, Martin Bubers Weg zum Chassidismus. In: Wien und die jüdische Erfahrung 1900–1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus. Hg. von Frank Stern und Barbara Eichinger. Wien / Köln / Weimar 2009, S. 155–173.

aufgefunden und bearbeitet habe.«⁶⁴ Und wenn er einen Spruch des Rabbi mit dem Satz kommentiert: »Das ist doch eine eigentümliche einfache Formel für den[,] Eckhart, den Upanishads und dem Chassidismus gemeinsamen Gedanken«,⁶⁵ ruft er programmatisch Namen auf, die jetzt und in der Folge seine Auseinandersetzung mit dem Mythos allgemein und dem jüdischen Mythos im Besonderen prägen werden⁶⁶ und die, abgesehen vom Chassidismus, auch für Kassners Denken und Schreiben bestimmend bleiben.



Abb. 1.: Martin Buber an seinem Schreibtisch in Berlin (um 1910)
(Martin Buber Archive: Israelische Nationalbibliothek Jerusalem)

⁶⁴ Das Buch »Die Geschichten des Rabbi Nachman. Ihm nacherzählt von Martin Buber« erscheint Ende Dezember 1906 bei Rütten & Loening in Frankfurt a.M. In Hofmannsthals Bibliothek ist ein teilweise unaufgeschnittenes Exemplar erhalten geblieben mit der undatierten Widmung »Hugo von Hofmannsthal / in grosser Dankbarkeit« (SW XL Bibliothek, Nr. 451).

⁶⁵ BW I, S. 237f.

⁶⁶ Vgl. das Kapitel »Encounter with Mysticism« in: Friedman, Martin Buber's Life (wie Anm. 2), S. 76–93.

Ende Mai 1906 verlässt Buber Florenz und macht auf dem Rückweg am 31. Mai in Freiburg i.Br. Station bei Fritz Mauthner, der den Gast tief beeindruckt als »un homme singulier, de grande valeur. Juif polonais, ami de Landauer, sioniste athée« porträtiert⁶⁷ und noch im selben Jahr den Essay »Die Sprache« als IX. Band zur »Gesellschaft« beisteuern wird, jenem großangelegten Projekt einer »Sammlung sozialpsychologischer Monographien«, die Buber ab Sommer 1905 in der »Literarischen Anstalt Rütten & Loening« in Frankfurt a.M. herausgibt.⁶⁸

Sie auch dürfte im Hintergrund wechselseitiger Erwartungen stehen, als Kassner und Buber zwei Jahre später, im Frühjahr 1908, in Berlin zusammenkommen. Da Empfehlungsschreiben nicht überliefert sind, bleibt die Frage einer möglichen – auch mündlichen – Vermittlung durch Hofmannsthal offen, der sich vom 21. Februar bis 1. April in Berlin aufhält. Dass er den dort vorübergehend anwesenden Rudolf Borchardt bei Buber einführt, belegt dessen Brief vom 17. März 1908: »Wenn es Ihnen Vergnügen macht mir zu begegnen – und nach dem was Herr von Hofmannsthal mir sagt, darf ich es annehmen, so bitte ich Sie, mich morgen, *Mittwoch*, im Laufe des *Vormittags*, telephonisch anzurufen, damit wir Zeit und Ort festsetzen können.«⁶⁹

Buber hatte sich Anfang 1905 nahe der Hauptstadt niedergelassen, zunächst allein in Hermersdorf, einem östlich gelegenen kleinen Dorf

⁶⁷ Vgl. Jacques Le Rider, Fritz Mauthner. Scepticisme linguistique et modernité. Une biographie intellectuelle. Paris 2012, S. 103–115, hier S. 111; Gustav Landauer – Fritz Mauthner, Briefwechsel 1890–1919. Bearb. von Hanna Delf. München 1994, S. 134. In MBW 11.1 (Schriften zur politischen Philosophie und zur Sozialphilosophie. Teilbd. 1: 1906–1938. Hg. und komm. von Stefano Franchini), S. 425, wird der Florenzaufenthalt irrtümlich und vage bis »Juni 1906« ausgedehnt.

⁶⁸ Zum handschriftlichen Vertrag vom 11. April 1905 vgl. Erhard R. Wiehn: Zu Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft«. Ein fast vergessenes Stück Soziologiegeschichte in Erinnerung an den 25. Todestag ihres Herausgebers. In: Jahrbuch für Soziologiegeschichte, 1991, S. 183–208, hier S. 183. Zu Zielen und Aufgaben des Unternehmens s. Bubers »Geleitwort zur Sammlung«, das dem ersten Band (Werner Sombart, Das Proletariat) auf den römisch paginierten Seiten V bis XIV vorangestellt ist (Martin Buber. Eine Bibliographie seiner Schriften 1897–1978. Zusammengestellt von Margot Cohn und Rafael Buber. München u.a. 1980, Nr. 75, mit falschen Seitenangaben); jetzt in: MBW 11.1 (wie Anm. 67), S. 101–110, der zugehörige Kommentar ebd., S. 423–431.

⁶⁹ Rudolf Borchardt – Martin Buber. Briefe, Dokumente, Gespräche. 1907–1964 (Schriften der Rudolf Borchardt-Gesellschaft 2). In Zusammenarbeit mit Karl Neuwirth hg. von Gerhard Schuster. München 1991, S. 39. Auch Bubers erste persönliche Begegnung mit Richard Beer-Hofmann findet in eben diesen Tagen am Abend des 18. März statt (vgl. ebd., S. 136).

der Märkischen Schweiz, dann, nach dem Florentiner Zwischenspiel, ab Ende Dezember 1906 im Vorort Zehlendorf, wo er in der ersten Etage des Hauses Annastraße 12⁷⁰ über ein Jahrzehnt hin mit Frau und Kindern⁷¹ die Stätte seines Lebens und Wirkens findet, bis er im Kriegsjahr 1916 nach Heppenheim an der Bergstraße übersiedelt. Kassner trifft am 29. April in Berlin 1908 ein. Er hat einige im heimatlichen Groß-Pawlowitz kurz vor der Abreise erhaltene Exemplare seiner »Melancholia« im Gepäck,⁷² die er Freunden und Bekannten, unter ihnen gewiss auch Buber, zu überreichen gedenkt. Bekannt geworden sind jeweils mit »Berlin, Mai 1908« datierte Widmungsexemplare für den Studienfreund Gottlieb Fritz, für Anna Chamberlain, Otto von Taube, den Maler Ernst Noether und dessen Frau Emma sowie Marie und Hans Olden.⁷³

⁷⁰ Abgebildet bei Kurt Trumpp (Hg.), Zehlendorf in der Kaiserzeit. Vom Dorf zum Vorort. Ein Bildbericht. Berlin 1982, S. 105.

⁷¹ Buber hatte seine Frau Paula, geb. Winkler (1877–1958), im Sommer 1899 in Zürich kennengelernt. Die beiden Kinder Rafael (1900–1990) und Eva (1901–1992) werden unehelich geboren, da erst nach Paulas offiziellem Übertritt zum Judentum die Heirat am 20. April 1907 in Berlin möglich wird; vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 151f.

⁷² Rudolf Kassner, Melancholia. Eine Trilogie des Geistes. Berlin 1908: 8°, 258, (6) S. Der Text jetzt in KW II, S. 177–372; vgl. die »Bibliographischen Daten« ebd., S. 521f. – Von Groß-Pawlowitz hatte Kassner am 27. und 28. April Widmungsexemplare an Hugo von Hofmannsthal (BW Hofmannsthal [2005], S. 112), Houston Stewart Chamberlain (Kassner – Chamberlain [wie Anm. 25], S. 408), Marie von Thurn und Taxis (Rudolf Kassner an Marie von Thurn und Taxis. Briefe [1902–1933] und Dokumente. Teil II: 1907–1933. Mitgeteilt und komm. von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 23, 2015, S. 82), und andere geschickt.

⁷³ Vgl. Briefe an Tetzl (wie Anm. 4), S. 263; Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 408; Rudolf Kassner und Otto von Taube. Eine Dokumentation aufgrund der Briefe Kassners an Taube. Mitgeteilt von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 14, 2006, S. 239–367, S. 272; die Exemplare für Taube, Noether und Olden in Privatsammlung, Stuttgart). Noether hatte im Juni 1907 in Rom eine beeindruckende Porträtzeichnung Kassners angefertigt (abgebildet in: Rudolf Kassner zum achtzigsten Geburtstag. Gedenkbuch. Hg. von A[l]phons]. Cl[emens] Kensik und D[ani]el Bodmer. <Erlenbach–Zürich 1953>, nach S. 80; BW Kassner [2005], S. 103; BW Bruckmann, S. 339–554, hier S. 347. – Marie Olden, geb. Latzel (1878–1954), Tochter des Rittergutsbesitzers Alfred Latzel (1842–1888) aus Barzdorf in Österreichisch-Schlesien, Kassners heimliche Jugendliebe, der er 1896 in seiner Novelle »Sonnengnade« in der Gestalt der Malerin ein literarisches Denkmal gesetzt hatte (KW II, S. 375–379), hatte 1903 den Schriftsteller und Schauspieler Hans Olden (1859–1932) geheiratet und lebt in Berlin (vgl. Klaus E. Bohnenkamp, »Paris möchte sich Ihnen immer mehr von seinen guten Seiten zeigen«. Zwei Briefe Rainer Maria Rilkes an Marie Olden; in: JbDSG 49, 2005, S. 36–50, bes. S. 36–38).

Er steigt in der »Pension Heuckelum«, Keithstraße 16, ab,⁷⁴ trifft »einigemal« Bubers akademischen Lehrer und Freund Georg Simmel,⁷⁵ verkehrt mit Otto von Taube, der von seinem derzeitigen Studienort Halle herüberpendelt,⁷⁶ sowie mit Arthur Holitscher, dem Bekannten aus frühen Münchner Tagen, der seit Herbst 1907 als Lektor im Berliner Verlag von Bruno Cassirer arbeitet⁷⁷ und zu Bubers weiterem Bekanntenkreis zählt. Das genaue Datum der Begegnung ist nicht dokumentiert; doch scheint sie harmonisch und fruchtbar verlaufen zu sein. Einzelne Gesprächsthemen sind aus späteren Anspielungen abzuleiten, so etwa Bubers Plan einer Sammlung »ekstatischer Konfessionen«,⁷⁸ die er Eugen Diederichs am 20. Juni 1907 angeboten und zu der Alfred Mombert am 7. Dezember desselben Jahres Quellenhinweise aus den Upanishaden beigesteuert hatte.⁷⁹ Auch dürfte er dem Gast, als Gegengabe zu dessen »Melancholia«, das Buch »Die Legende des Baal-Schem« ausgehändigt haben, welches kurz zuvor bei Rütten und Loening in zweitausend Exemplaren erschienen war⁸⁰ und zu dem Borchardt am 3. April angemerkt hatte: »Gelesen habe ich [...] nur weni-

⁷⁴ Der »Baedeker« (Berlin und Umgebung. 17. Aufl. Leipzig 1910, S. 7) verzeichnet unter den Pensionen »im Westen«: »Keithstr 16, *van Heuckelum*, 120 Z<immer>«.

⁷⁵ Vgl. Kassner an Elsa Bruckmann, 16. August 1908, mit der rückblickenden süffisanten Anmerkung: »Er [Simmel] ist wirklich sehr gescheit und dringt mit seinen Gedanken überall hinein, wenn er auch gleich wieder herausfliegt« (BW Bruckmann, S. 449).

⁷⁶ Vgl. Kassner – Taube (wie Anm. 73), S. 271f. – Taube hatte nach dem Abschluss seines Jurastudiums und einer Anstellung im preußischen Staatsdienst zum Sommer 1906 das Studium der Kunstgeschichte in Leipzig, Berlin und Halle aufgenommen. In Berlin hatte er während eines Privatissimums bei Georg Simmel im Wintersemester 1906/07 Martin Buber kennengelernt, dessen »damals dunkle, bärtige glutäugige Erscheinung« ihm im Gedächtnis bleibt: »Den Weisen, den ich später in ihm verehren lernte, ließ sein Bild noch nicht vermuten« (Otto Freiherr von Taube, Stationen auf dem Wege. Erinnerungen an meine Werdezeit vor 1914. Heidelberg 1969, S. 75f.; vgl. auch Georg Simmel, Gesamtausgabe, Bd. 22: Briefe 1880–1911. Bearb. und hg. von Klaus Christian Köhnke. Frankfurt a.M. 2005, S. 555f.).

⁷⁷ Vgl. KW X, S. 406–408; Arthur Holitscher, Mein Leben in dieser Zeit. Der »Lebensgeschichte eines Rebellen« zweiter Band (1907–1925). Potsdam 1928, S. 49–53.

⁷⁸ Kassner wird sich am 29. September 1909 nach dem Buch erkundigen, s. unten S. 129: Brief Nr. 5.

⁷⁹ BW I, S. 257, S. 259.

⁸⁰ Martin Buber, Die Legende des Baal-Schem. Frankfurt a.M. 1908 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 96). Die »Einführung« (S. I–VII) ist auf »Ravenna im Herbst 1907« datiert; das Impressum auf der Rückseite des Titelblatts lautet: »Published February 20, 1908.« Hugo von Hofmannsthal hatte in Berlin am »21. III. 08« ein Widmungsexemplar erhalten (SW XL Bibliothek, S. 104, Nr. 454), und Georg Simmel hatte am 28. März für die »Zusendung« gedankt (Simmel, Briefe 1880–1911 [wie Anm. 76], S. 621).

ges, das allerdings wol vom Allerschönsten, und so viel sehe ich auch wol, dass dies kein Buch ist das mir in einem Zuge zu lesen möglich wäre. Ich will mich mit der Zeit vertiefen, und Ihnen das Meine sagen, mit der Zeit.«⁸¹ 1904 hatte Buber das zugrundeliegende hebräische Werk entdeckt, das, wie er in der »Einführung« erläutert, »aus einer Nachricht und einundzwanzig Geschichten« besteht:

Die Nachricht sagt das Leben der Chassidim, einer ostjüdischen Sekte, die gegen Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstand und noch in unseren Tagen entartet fortbesteht. Die Geschichten erzählen das Leben des Stifters dieser Sekte, des Rabbi Israel ben Elieser, der Baal-schem, das ist Meister des wundersamen Gottesnamens, genannt wurde und von etwa 1700 bis 1760, zumeist in Podolien und Wolhynien, lebte. [...]. Die chassidische Legende hat nicht die strenge Macht, in der die Buddhalegende redet, und nicht die innige, die die Sprache der Franziskuslegende ist. [...] in engen Gassen und dumpfen Kammern ging sie von un gelenken Lippen zu bange lauschenden Ohren, ein Stammeln gebär sie und ein Stammeln trug sie weiter – von Geschlecht zu Geschlecht.

Ich habe sie aus den Volksbüchern, aus Heften und Flugblättern empfangen, zuweilen auch aus lebendigem Munde; aus dem Munde von Leuten, die noch das Stammeln gehört hatten. Ich habe sie empfangen und neu erzählt. Ich habe sie nicht übertragen, wie irgend ein Stück Literatur, ich habe sie nicht bearbeitet, wie irgend einen Fabelstoff, ich habe sie neu erzählt als ein Nachgeborener.⁸²

Mit dieser ›Neuerzählung‹, deren »Bearbeitungsmethode« er später als »allzu frei« verwerfen wird,⁸³ setzt Buber die 1906 mit den »Geschichten des Rabbi Nachman« eröffnete »Serie von Dokumenten« zur »Existenz einer jüdischen Mystik« fort, die er Eugen Diederichs Anfang 1903 als Teil eines »Sammelwerks über europäische Mystik« vorgeschlagen hatte.⁸⁴ Ein Fingerzeig, dass in Berlin weitere gemeinsame ›mystische‹ Interessen zum Thema werden, steckt offensichtlich

⁸¹ Borchardt – Buber (wie Anm. 69), S. 39.

⁸² Buber, Die Legende des Baal-Schem (wie Anm. 80), S. If.

⁸³ So im »Vorwort« zu: Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim. Zürich 1949 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 805), S. 13. Vgl. auch Bubers späte Bemerkung vom 13. Dezember 1959, er habe »damals erst seine Form des Erzählens gesucht« (Werner Kraft, Gespräche mit Martin Buber [wie Anm. 44], S. 68f.).

⁸⁴ Vgl. Buber an Eugen Diederichs, 21. Februar 1907, sowie den früheren Hinweis vom 10. Februar 1903 an Gustav Landauer, »daß Diederichs auf meinen Plan eines Sammelwerkes über die europäische Mystik (I. die deutsche, mit einem Anhang über Swedenborg, II. die slawische, III. die jüdische) einzugehen beginnt« (BW I, S. 253 und S. 186).

in Kassners späterer Frage nach Bubers »chinesischem Mystiker« Tschuang-Tse mit dem augenzwinkernden Zusatz: »Eigentlich: unser chinesischer Mystiker, ein wenig.«⁸⁵

In den Mittelpunkt der Unterredungen aber rückt Buber zweifellos das Projekt seiner »Sammlung sozialpsychologischer Monographien«, die er unter dem Reihentitel »Die Gesellschaft« seit 1905 besorgt. Kassner hatte vermutlich schon im Frühjahr 1905 in Wien durch Chamberlain oder Hofmannsthal davon erfahren, als Buber sie – vergeblich – zur Mitarbeit eingeladen hatte.⁸⁶ Auch mag das eine oder andere Bändchen aus Hofmannsthals Hand zu Kassner gelangt sein, da, wie Buber versichert hatte, »die Bände der ›Gesellschaft‹ [...] immer gleich nach Erscheinen« nach Rodaun geliefert werden sollten.⁸⁷

Unermüdlich mit der Fortführung befasst⁸⁸ – die anfangs rasche Erscheinungsfolge hatte ab 1907 merklich nachgelassen; bis Ende 1908 liegen 24 Bände vor – sieht Buber sein von der Lektüre ausgehendes Kassner-Bild im persönlichen Umgang offenbar bestätigt und erkennt in ihm einen jener für die »Gesellschaft« gesuchten »Schriftsteller«,

⁸⁵ S. Brief 12, unten S. 142.

⁸⁶ Vgl. BW I, S. 232 (Hofmannsthal an Buber, 17. Juli 1905), S. 235 (Buber an Hofmannsthal, 2. Februar 1906) und S. 235f. (Hofmannsthal an Buber, 11. März 1906); Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 314f., sowie die entsprechenden Belege bei Wiehn, Zu Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft« (wie Anm. 68). Zu »Martin Buber und Chamberlain« s. Sven Brömsel, Exzentrik und Bürgertum. Houston Stewart Chamberlain im Kreis jüdischer Intellektueller. Berlin 2015, S. 276–284.

⁸⁷ Auf Hofmannsthals Bitte vom 11. März 1906: »[...] wollen Sie diese Sendung bitte selbst kontrollieren, nicht dem (wohl etwas geizigen und unhöflichen) Verlag überlassen«, hatte Buber am 15. März zugesichert: Die Bände »werden Ihnen selbstverständlich immer gleich nach dem Erscheinen zugeschickt werden« (BW I, S. 236). In Hofmannsthals nachgelassener Bibliothek ist außer Kassners »Der Dilettantismus« (SW XL Bibliothek, S. 391: Nr. 1557) kein weiteres Exemplar der »Gesellschaft« erhalten geblieben. Zu Kassners Kenntnis verschiedener »Gesellschaft«-Bände; s. unten Anm. 155.

⁸⁸ Von den der Zählung nach 40 Bänden, die zwischen 1906 und 1912 erscheinen, sind wegen des erweiterten Umfangs vier als Doppelbände ausgewiesen (Bd. XIV/XV: »Der Staat« von Franz Oppenheimer, Bd. XXVIII/XXIX: »Die Frauenbewegung« von Ellen Key; Bd. XXXV/XXXVI: »Die Arbeiterbewegung« von Eduard Bernstein und Bd. XXXVII/XXXVIII: »Das Heer« von Carl Bleibtreu). Vgl. Wiehn, Zu Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft« (wie Anm. 68); Hans Diefenbacher, Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft« – 100 Jahre danach. In: Werner Sombart, Das Proletariat (Die Gesellschaft, Neue Folge 1). Hg. von Hans Diefenbacher und Friedhelm Hengsbach. Marburg 2010, S. XV–XXVII; ders., Martin Bubers Sammlung »Die Gesellschaft« – eine neue Edition nach 100 Jahren. In: Dialog, Frieden, Menschlichkeit – Beiträge zum Denken Martin Bubers. Hg. von Wolfgang Krone, Thomas Reichert und Meike Siegfried. Berlin 2011, S. 250–256.

»die das Miteinanderleben und Aufeinanderwirken von Menschen zum Gegenstande ihres dichterischen Werkes gemacht haben«. ⁸⁹ Er trägt ihm eine Studie über den »Dilettantismus« als »bestimmendes Motiv der gegenwärtigen Gesellschaft« ⁹⁰ an, in der Erwartung, dass Kassner zu den »Berufenen« gehöre, die »selbständig denken und arbeiten« und sich gewöhnlich wenig oder nichts dreinreden« lassen. ⁹¹

Aus dem Abstand von viereinhalb Jahren erinnert sich Kassner am 26. Dezember 1912 »eines Gespräches« mit Buber auf dem Weg »zum Theater«. ⁹² Das Medium des Theaters bedeutet für beide Männer seit ihren frühen Wiener Jahren ein formendes Lebenselement, zu dem Kassner in seiner »Erinnerung an Berlin« (1947) bekennt: »Ich bin in all diesen Jahren ein richtiger Theatermann gewesen und habe mich erst ganz wohl und im Gleichgewicht mit mir selbst gefühlt, wenn ich abends aus dem Dunkel der vierten Galerie des Burgtheaters auf die Bühne unten im Lichte starren durfte.« ⁹³ Und Buber berichtet aus Anlass seines 80. Geburtstages: »Mit achtzehn Jahren kam ich nach Wien auf die Universität. Was da am stärksten auf mich wirkte, war das Burgtheater, in das ich mich oft Tag um Tag nach mehrstündigem »Anstellen« drei Treppen hoch stürzte, um einen Platz auf der obersten Galerie zu erbeuten.« ⁹⁴ Vorbehaltlos stimmen sie in der Verehrung Eleonora Duses überein. Kassner hatte sie zum ersten Mal im Winter 1899 im Wiener Raimund-Theater gesehen und begeistert ausgerufen: »das ist große Kunst, Kunst an sich selbst und keine Schauspielerei wie bei den anderen«. ⁹⁵ Und noch Ende 1958 wird er ihr ein bewunderndes

⁸⁹ Buber an Hermann Stehr, 20. Mai 1905: BW I, S. 230f.

⁹⁰ So der vermutlich von Buber verfasste Verlagstext zu Kassners »Dilettantismus«, s. unten S. 155f.

⁹¹ Martin Buber, Geleitwort zur Sammlung (wie Anm. 68), S. XIV (=MBW 11.1 [wie Anm. 67], S. 106f.).

⁹² S. unten S. 167: Brief Nr. 21.

⁹³ KW IX, S. 227–232, hier S. 227. Im nachgelassenen »Vorwort« zu einer italienischen Ausgabe des »Buchs der Erinnerung« (1943) heißt es: »Durch drei Jahre hindurch wurden die meisten Abende der Woche auf der vierten Galerie dieses Theaters zugebracht. Man war jung, hatte die Augen eines Luchses und die Ohren einer Eule« (KW VII, S. 615). Vgl. KW VII, S. 104–116; KW IX, S. 252–260.

⁹⁴ Martin Buber, Erinnerung (wie Anm. 20), S. 575–576 (=MBW 7, S. 272f.). Vgl. auch Maurice Friedman, Martin Buber and the Theatre. New York 1969; sowie Bubers »Gespräch nach dem Theater« im 1913 veröffentlichten »Daniel« (wie unten Nr. 23), S. 85–123.

⁹⁵ Briefe an Tetzl (wie Anm. 4), S. 69: 14. Dezember 1899.

Gedenkblatt als »letzter Mänade« widmen, unter welchem Bild auch Hofmannsthal sie 1903 gesehen hatte.⁹⁶ Ähnlich starke Eindrücke hatte Buber im Winter 1905 in Florenz gewonnen, als er sie im Teatro della Pergola in Maurice Maeterlincks »Monna Vanna« erlebt. Er würdigt sie am 14. Dezember im Essay »Die Duse in Florenz«, seinem ersten Theater-Aufsatz überhaupt, und hebt im Vergleich zu den drei Darstellerinnen der Titelfigur, die er zuvor in Berlin und Wien gesehen hatte, ihre Leistung gebührend hervor: »Das angebliche Drama dieses Namens ist bekanntlich mehr von Gedanken als von Impulsen gemacht [...], kurzatmig, stilarm, eine Historie ohne Größe. Teresina Geßner⁹⁷ und Stella Hohenfels konnten es für die Wenigen nicht retten, George Leblanc hat es uns vollends zuwider gemacht.⁹⁸ Die Duse läutert es, verwandelt es, macht ein Werk der großen Kunst daraus.«⁹⁹ Am Burgtheater war »Monna Vanna« mit Stella Hohenfels und Josef Kainz in den Hauptrollen »endlich auch bei uns« am 17. Januar 1903 zur Aufführung gelangt, während Georgette Leblanc mit ihrer »recht mäßigen« Truppe das Stück am 29. und 30. Januar im Carl-Theater präsentiert hatte.¹⁰⁰ Beide Aufführungen, so darf man annehmen, hatten Buber und Kassner besucht, ohne einander persönlich zu kennen. Als

⁹⁶ Rudolf Kassner, Erinnerung an Eleonora Duse: KW X, S. 597–609 (Entstehungsgeschichte und Erläuterungen ebd., S. 1041–1048); Hugo von Hofmannsthal, Die Duse im Jahre 1903 (SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, S. 22–26).

⁹⁷ Teresina Geßner (1865–1921), ital.-österreich. Schauspielerin am Deutschen Theater in Berlin. Hier war »Monna Vanna« am 8. Oktober 1902 in der Regie von Otto Brahm aufgeführt worden. Anders als Buber hatte der Rezensent der »Berliner Börsen-Zeitung« vom 9. Oktober 1902, S. 7, im Gegensatz zu sämtlichen männlichen Hauptdarstellern (unter ihnen Albert Bassermann und Max Reinhardt) gerade Teresina Geßner als »die einzige« gelobt, »die eine edle schauspielerische Leistung bot, keusch und überzeugend, fesselnd und erschütternd [...], Berlin hat keine Schauspielerin, die neben ihr in dieser gefährlichen Rolle bestände.«.

⁹⁸ Stella von Hohenfels (1857–1920), österreich. Schauspielerin am Burgtheater und Georgette Leblanc (1869–1941), französ. Sängerin und Schauspielerin, Lebensgefährtin Maurice Maeterlincks.

⁹⁹ Die Schaubühne 1, 1905, Nr. 15, S. 422–424 (jetzt in: MBW 7 [wie Anm. 20], S. 415–417). In derselben Zeitschrift wird Kassner im Folgejahr mit einem Teilabdruck seines Aufsatzes »Über Hebbel« vertreten sein (= KW II, S. 165–175; vgl. die »Bibliographischen Daten«, ebd., S. 521).

¹⁰⁰ Vgl. die Kritiken der »Neuen Freien Presse« vom 18. Januar (S. 11) und 30. Januar (S. 9), die Frau Hohenfels einen »Triumph der Darstellerin« zusprechen und »Madame Maeterlinck« das Vermögen bescheinigen, mit ihren »ganz prachtvollen Momenten« »starkes Interesse hervorzurufen«. Vgl. auch Briefe an Tetzl (wie Anm. 4), S. 212, S. 250; BW Bruckmann, S. 349, S. 350f.

dann die Duse im folgenden Jahr vom 6. bis 13. Oktober im Theater an der Wien erneut mit »Monna Vanna« auftritt, feiert die Presse sie mit ähnlichen Argumenten wie Buber. »Die Zeit« unterstreicht am 10. Oktober 1904 in der Rubrik »Theater und Kunst« (S. 3), »daß nichts, was vorher unter diesem Titel bei uns agiert wurde, nur annähernd an diese Gestalt heranreicht, die wir gestern von der Duse gesehen. [...] Man muß das gesehen haben, wenn man das Schönste kennen will, was die Bühne der Gegenwart zu bieten hat«. Und Hermann Bahr meint: »Diese Rolle ist eigentlich nur ein Mantel. Alles andere hat der Dichter der Schauspielerin überlassen.«¹⁰¹

Kassner ist auch jetzt in Berlin, wenngleich er die Stadt selbst als »Pöbelstadt« schmäh,¹⁰² vom Theater fasziniert, vor allem von der Regiekunst Max Reinhardts. Am 4. Mai nennt er sie Chamberlain gegenüber »wohl genial«, und weiß sich darin mit Buber einig, der 1940, ein Menschenalter später, anmerkt: »Wenn die deutsche Kultur sich einmal wieder darauf besinnen wird, was Juden für die deutsche Bühne getan haben, wird sie sich gewiss des Namens Max Reinhardts erinnern, der die spezifische Kunst des théâtre pour le théâtre in glänzender Weise neubelebt hat.«¹⁰³ Unter demselben 4. Mai 1908 schreibt Kassner an Marie von Thurn und Taxis: »Gut sind einige Theater, vielmehr drei bis vier Schauspieler u. die Regie Reinhardts. Letztere sogar genial und ganz einzig dadurch, daß sie immer Kunst bleibt. Ich wünschte Sie hätten vorgestern mit mir Aristophanes Lysistrata gesehen.«¹⁰⁴ Ob es diese Vorstellung war, zu der er Buber »im Wagen« begleitet hat, wissen wir nicht. Zieht man Bubers frühe Verbindung zu

¹⁰¹ Hermann Bahr, *Glossen. Zum Wiener Theater 1903–1905*. Berlin 1907, S. 343.

¹⁰² So Kassner an Chamberlain am 17. Juni 1908 aus dem »großen, einzigen« London: Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 418.

¹⁰³ Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 411; Buber in seinem Jerusalemer Vortrag »Über die Aufführung der Habima«: MBW 7 (wie Anm. 20), S. 448.

¹⁰⁴ Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 84f. – Aristophanes' »Lysistrata« in der Bearbeitung von Leo Greiner (1876–1928) stand unter der Regie Max Reinhardts seit dem 27. Februar 1908 auf dem Programm der Berliner Kammerspiele. In der Titelrolle brilliert Gertrud Eysoldt (vgl. Heinrich Huesmann, *Welttheater Reinhardt*. München 1963, Nr. 363), die Kassner, von Hofmannsthal brieflich als »einer meiner engeren Freunde« empfohlen, bereits bei seinem Berlinbesuch im September 1903 persönlich kennengelernt hatte (vgl. BW Kassner [2005], S. 55f.). Zur Aufführung s. die Theater-Anzeige in »Berliner Tageblatt und Handelszeitung« vom 2. Mai 1908. Morgenausgabe. 2. Beiblatt, S. 12.

Hofmannsthal und dessen Werk in Betracht,¹⁰⁵ vor allem seine intime Kenntnis von »Der Thor und der Tod«, das er im während des ersten Wiener Studienjahrs 1896/97 geschriebenen Aufsatz »Zur Wiener Literatur« als »Hofmannsthals tiefgründigste und wahrhaftigste Arbeit« gerühmt hatte, als ein »Gedicht, das den Namen ›eine Legende unserer Seele‹ verdient«,¹⁰⁶ läge es nahe, an eine Aufführung dieses kleinen Seelendramas in den Berliner Kammerspielen zu denken, die mit Reinhardts Inszenierung und herausragender Besetzung lockt: Neben Reinhardt als Kammerdiener spielen Oskar Beregi den Tod, Alexander Moissi den Claudio, Camilla Eibenschütz Claudios Geliebte, Paul Wegener den Jugendfreund und Gertrud Eysoldt Claudios Mutter. Das Geigensolo für den Auftritt des Todes hatte Eugen d'Albert komponiert.¹⁰⁷ Nach der Premiere vom 30. März 1908, der Hofmannsthal ebenso wie den vorangegangenen Proben beigewohnt hatte, war sie im fraglichen Zeitraum am 4. und 19. Mai wiederholt worden.¹⁰⁸ Allerdings hatte Kassner – anders als Hofmannsthal, der seinem Vater am 31. März telegraphiert hatte: »wundervolle aufführung schoene wirkung«¹⁰⁹ – Vorbehalte angemeldet und am 12. Juni Lili

¹⁰⁵ In dem in Anm. 106 genannten Aufsatz »Zur Wiener Literatur« zitiert Buber einen inhaltsreichen Brief Hofmannsthals vom »Beginn dieses Jahres« 1896. Das Dokument ist verloren; s. aber Bubers ausführliches Zitat über Hofmannsthals »Lebenslied« in: Trunken von Gedichten. Eine Anthologie geliebter deutscher Verse. Ausgewählt und komm. von Thomas Mann u.a. Hg. von Georg Gerster. Zürich 1953, S. 143; jetzt in: MBW 7 (wie Anm. 20), S. 239. – In welchem Maße Hofmannsthal und sein Werk Buber bis ins hohe Alter beschäftigen, zeigen exemplarisch die Jerusalemer Gespräche mit Werner Kraft aus den Jahren 1955 bis 1964: Kraft, Gespräche mit Martin Buber (wie Anm. 44, S. 170: Namenregister s.v.).

¹⁰⁶ Der Zeitschriftenaufsatz »Z literatury wiedzieskiej« (s. Anm. 105), am 19. Juni und 3. Juli 1897 in polnischer Sprache in einer Warschauer Kulturzeitschrift (»Wochenschau für Gesellschaftsleben, Literatur und Schöne Künste«) erschienen, ist Bubers erste Veröffentlichung überhaupt (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 1). Unter dem Titel »Zur Wiener Literatur« ins Deutsche übersetzt jetzt in: MBW 1 (wie Anm. 20), S. 119–129 (Kommentar ebd., S. 309f.; das Zitat wird im Kommentar nicht nachgewiesen und war auch sonst nicht zu ermitteln). Neben Hofmannsthal äußert sich Buber in keckem, leicht altklugen Ton zu Hermann Bahr, Peter Altenberg und Arthur Schnitzler als den vier großen Vertretern des »Jung-Wien«.

¹⁰⁷ Vgl. Huesmann, Welttheater (wie Anm. 104), Nr. 369, sowie SW III, S. 431, mit den Zeugnissen ebd., S. 470–473.

¹⁰⁸ S. die entsprechenden Theateranzeigen in »Berliner Tageblatt und Handelszeitung« vom 4. und 19. Mai 1908.

¹⁰⁹ SW III, S. 473.

Schalk¹¹⁰ mit Blick auf ihren »großen Freund Hugo« wissen lassen: »Sein ›Thor u. Tod‹ in Berlin war kein Vergnügen. Auf der Bühne kommen dann eine Menge unerträglicher Verlogenheiten heraus, über die der Leser höchst reizend hinweg getäuscht wird.«¹¹¹

»Damals«, so Kassners Rückschau, habe er sich »vor« Buber »versprochen«, »von der Literatur, vom Worte, zu lassen«,¹¹² womit er das literarische Programm seiner zweiten Schaffensepoche formuliert, an deren Eingang der »Dilettantismus« stehen wird.¹¹³ Mit dessen Niederschrift – so die offenkundige Absprache – sei freilich erst im kommenden Frühjahr, nach der Heimkehr von den geplanten Auslandsreisen, zu rechnen.

Von Berlin begibt sich Kassner bis um den 20. Mai¹¹⁴ nach London und verbringt die Sommermonate in Cornwall und Schottland, derweil Buber auf seinem Weg nach Vahrn bei Brixen¹¹⁵ Ende Juli in Wien Kassners Freund Houston Stewart Chamberlain aufsucht. Des-

¹¹⁰ Kassners hier und im Folgenden zitierte Briefe an Lili Schalk, geb. von Hopfen (1873–1967), Gattin des Dirigenten und zeitweiligen Direktors der Wiener Staatsoper Franz Schalk (1863–1931), verwahrt die Wienbibliothek im Rathaus zu Wien.

¹¹¹ Ähnlich kritisch bemängelt der Rezensent der »Berliner Börsen-Zeitung« vom 31. März 1908 (2. Beilage, Nr. 153), »daß Hofmannsthal die dramatische Ader fehlt. Er ist kein Dramatiker [...]. Die Tendenz, die Moral des Stückes, wird niemand besonders originell nennen können. Eindruck hat die Dichtung nicht gemacht.« Auf Hofmannsthals »Tor und Tod« folgt am selben Abend die »Alltagstragödie« »Nju« des russischen Dichters Ossip Dymow (1878–1959), die das Urteil erntet: »Dymow ist so wenig Dramatiker wie Hofmannsthal.«

¹¹² S. unten S. 167; Brief Nr. 21.

¹¹³ Die Werk-Einteilung in drei Schaffensstufen legt Kassner in hohem Alter seinem Deuter und Gesprächspartner Alphons Clemens Kensik in teleologisch ausgerichteter Selbstinterpretation vor (vgl. Kassner-Gedenkbuch [wie Anm. 73], S. 243): Die »Erste Epoche« umfasst die Werke von der Novelle »Sonnengnade« (1895) bis zur »Melancholia« (1908); die »Zweite« reicht vom »Dilettantismus« (1910) über »Zahl und Gesicht« (1919) bis zu »Der Gottmensch« und »Anschauung und Beobachtung« (1938); die »Dritte« von den Erinnerungsbüchern (1938/1946/1949) über die Essays zum »Neunzehnten Jahrhundert« (1947), zur Zeitgeschichte und zur Christologie bis zum postum veröffentlichten Band »Der Gottmensch und die Weltseele« (1960).

¹¹⁴ Kassner hatte Chamberlain am 27. April aus Groß-Pawlowitz mitgeteilt, er werde »3 Wochen« in Berlin bleiben, und dieselbe Nachricht am Folgetag in Briefen an Marie von Thurn und Taxis und Otto von Taube wiederholt (Kassner – Chamberlain [wie Anm. 25], S. 409; Kassner – Taxis II [wie Anm. 72], S. 82; Kassner – Taube [wie Anm. 73], S. 271). Mit Blick auf die Abreise schreibt er der Fürstin am 4. Mai: »Ich bleibe noch bis ca. 21. hier« [Kassner – Taxis II, S. 85] und präzisiert den Termin am nächsten Tag im Brief an Rilke: »Bin bis 20. hier« (Rainer Maria Rilke und Rudolf Kassner. Freunde im Gespräch. Briefe und Dokumente. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp. Frankfurt a.M. / Leipzig 1997, S. 23).

¹¹⁵ Vgl. BW I, S. 263–268.

sen Tagebuch verzeichnet am 25. Juli 1908: »Dr. Buber 4½ bis 6 Uhr« sowie weitere Treffen am 27., 29. und 31. Juli 1908.¹¹⁶

Während Buber in Südtirol verweilt, bricht Kassner am 16. Oktober von Tilbury¹¹⁷ zu Schiff nach Indien, Birma und Ceylon (Sri Lanka) auf.¹¹⁸ Mehr als vier Monate erkundet er den Subkontinent und gewinnt entscheidende Eindrücke und Erkenntnisse, die ihn veranlassen, das einstige Indienbild, wie er es 1903 im »Indischen Idealismus« dargelegt hatte, bei dessen Neuausgabe im Jahre 1912 radikal zu revidieren. In der Rückschau des Jahres 1938 hält er dazu mit Anspielung auf Martin Luthers Schrift »Von der Freiheit eines Christenmenschen« (1520) fest:

Ich habe in Indien erst das Heidentum erfassen gelernt. Ich habe dort aus der lebendigsten Anschauung gelernt, was das eigentlich heiße, wenn einer sagt: Das Heidentum sei ohne Innerlichkeit im letzten und tiefsten und einzigen Sinne. Ohne jene spezifische Innerlichkeit also, darin die »Freiheit des Christenmenschen« wurzelt. Alle Bücher, die ich vorher über indisches Wesen gelesen hatte, wissen davon nichts. Ich habe meinen »Indischen Idealismus« nicht mehr auflegen lassen, weil auch darin nichts davon gewußt wird.¹¹⁹

Anfang März 1909 verlässt er Colombo und schifft sich nach Ägypten ein. Hier vermitteln ihm die »Könige auf den Reliefs der Tempelbauten von Karnak und Luxor« grundlegende Einsichten über die Begriffe »Maß« und »Größe«, die er drei Jahre später in seinem Traktat »Von den Elementen der menschlichen Gre« fruchtbar machen wird.¹²⁰ Ende des Monats reist er von Kairo auf dem Seeweg nach Brindisi und weiter nach Rom, wo er, am 2. April angekommen,¹²¹ sich augenscheinlich bald mit Franz Blei (1871–1942), dem Herausgeber der Münchner Zweimo-

¹¹⁶ Vgl. Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 426.

¹¹⁷ Tilbury, am nördlichen Themseufer 40 Kilometer unterhalb der London Bridge gelegen, ist der wichtigste Hafen für London (Karl Baedeker, London und Umgebung. 16. Aufl. Leipzig 1909, S. XIX).

¹¹⁸ An Lili Schalk (wie Anm. 110), 19. September 1908. Zur Reiseroute vgl. KW VII, S. 675f.

¹¹⁹ KW VII, S. 205. – Der indische Idealismus. Eine Studie (1903) in: KW I, S. 429–490 (s. oben Anm. 9); Der indische Gedanke (KW III, S. 105–137) s. unten S. 168f.: Nr. 22.

¹²⁰ S. unten S. 162; Nr. 20. – Im Kapitel »Das Maß« behandelt Kassner »die Größe der von den Göttern unmittelbar mit den höchsten Gaben beschenkten Könige auf den Reliefs der Tempelmauern von Karnak und Luxor« (KW III, S. 71f.); vgl. auch KW IV, S. 221, über die »Größe« des Königs »an den Tempelwänden«.

¹²¹ Vgl. den Brief an Gerty von Hofmannsthal, Luxor, 25. März 1909: BW Kassner (2005), S. 129.

natszeitschrift »Hyperion«,¹²² über einen Teildruck aus dem »Dilettantismus« verständigt.¹²³ Blei hatte 1902 Kassners »Der Tod und die Maske« in der Wiener Wochenschrift »Die Zeit« (Bd. 32, 9. August 1902, S. 94) sowie 1905 »Die Moral der Musik« in der »Österreichischen Rundschau« (Jg. 3, H. 31, 1. Juni 1905, S. 225–228) besprochen und später wird er ihm eines der satirisch-tierischen Kurzporträts im »Großen Bestiarium der modernen Literatur« als »Bohrwurm« widmen, der wegen seiner »Eigentümlichkeit in gewissen Zirkeln schöngestigen Tischrückens gern gezeigt« werde, während Buber knapp als »das bekannte heilige Tier der Juden« apostrophiert wird (Berlin 1922, S. 43 und S. 24). Persönlich kennengelernt hatten sich Kassner und Blei anlässlich der Wiener Erstaufführung von André Gides »Roi Candaule« in Bleis Übersetzung am 27. Januar 1906 im Wiener Volkstheater.¹²⁴

Im Rückgriff auf die Verabredung des vergangenen Jahres in Berlin stellt Kassner in seinem ersten erhalten gebliebenen Brief an Buber das Manuskript des »Dilettantismus« für den kommenden Herbst in Aussicht:

¹²² Zum »Hyperion« und seinem Programm vgl. Walter Richard Beane, *Solutions for Problems in Prewar Germany. The Journal »Hyperion«*. Diss. Ann Arbor (MI) 1986 (gedruckt: 1989); Hildegard Nabbe, *Zwischen Fin de Siècle und Expressionismus. Die Zeitschrift »Hyperion« (1908–1910) als Dokument elitärer Tendenzen*. In: *Seminar. A Journal of Germanic Studies* 22, 1986, S. 126–143; und zuletzt Gabriele von Bassermann-Jordan, *Eine entschlafene Zeitschrift (1911). Franz Kafkas Rezension der Zweimonatsschrift »Hyperion« (1908–1910) als frühe Poetik*. In: *JbDSG* 63, 2019, S. 313–333; bes. S. 319–329.

¹²³ Entsprechende Zeugnisse sind, wie die gesamte Korrespondenz zwischen Kassner und Blei, nicht erhalten geblieben. – Der überlieferte Briefwechsel zwischen Buber und Blei (Hartmut Walravens, *Martin Buber und Franz Blei. Briefe 1909–1917* [?]. In: *Planen und Gestalten. Festgabe für Günter Baron*. Hg. von Antonius Jammers unter Mitarbeit von Martin Hollender und Ralf Breslau. Berlin 2001, S. 339–356; hier S. 341) zeigt, dass Blei sich auch in anderen Fällen um Vorabdrucke von Texten aus Bubers »Gesellschaft« bemüht hat.

¹²⁴ Vgl. Rudolf Kassners Briefe an André Gide. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Claude Foucart. In: *JbDSG* 30, 1986, S. 83–127, hier S. 116–118; Franz Blei – André Gide, *Briefwechsel 1904–1933*. Hg. von Raimund Theis. Darmstadt 1997, S. 45–48; Franz Blei, *Schriften in Auswahl*. Mit einem Nachwort von Albrecht P[aris] Gütersloh. München 1960, S. 271; Ders., *Erzählung eines Lebens*. Mit einem Nachwort von Ursula Pia Jauch. Wien 2004, S. 354.

1. Kassner an Buber¹²⁵

HOTEL
ANGLO-AMERICAN
ROME.
8/IV 09
<Donnerstag>

Sehr verehrter D^r. Buber!

Wie ist es also mit dem »Dilettantismus« für Ihre Sammlung? Wollen Sie ihn? Ich bin dazu aufgelegt u. möchte ihn im Sommer machen u. Sie hätten ihn im Herbst. Bitte recht bald um Antwort! Und ich möchte ein Stück daraus in Fr. Bleis Zeitschrift vorher veröffentlichen – dagegen haben Sie doch nichts?! Was sollten Sie auch dagegen haben? Wie gesagt, es wird nicht sehr umfangreich, dafür aber recht zur Sache u. aus dem Wesentlichen heraus. Hätte auf keinen Fall die Sache früher machen können. Meine Nerven waren nicht gut. Indien hat mir viel geholfen. Bin seit 8 Tagen zurück u. jetzt hier. So gern wie immer. Und Sie? Wie ist Ihre Gesundheit? Letzten Sommer war es nicht gut, erinnere ich mich.

Bitte antworten sie mir *sehr* bald hierher, vielleicht bin ich schon fort. Doch man schickt mir ihn¹²⁶ nach.

Alles Gute.

Rudolf Kassner

Mit seiner Schlussfrage bezieht sich Kassner auf den »nicht gut<en>« Eindruck, welchen er im Mai 1908 von Buber gewonnen hatte. Dessen Gesundheitszustand hatte sich Ende des Jahres weiter verschlechtert, als er sich am 18. Dezember einer Stirnhöhlenoperation hatte unterziehen müssen, über deren Auswirkungen er am 13. Januar 1909 Karl Wolfskehl klagt: »Das Schlimmste war, daß durch den Eingriff nicht bloß die Stirnhöhle, sondern auch die zum Gehirn führenden Bahnen in ihrem Leben gestört waren.«¹²⁷ In seiner offenbar umgehenden Antwort an Kassner hatte er wohl die beruhigende Kunde wiederholt, wie sie

¹²⁵ Briefbogen mit Hotel-Aufdruck.

¹²⁶ Sc.: den Brief. Hervorhebungen, die im Original durch Unterstreichung gekennzeichnet sind, werden hier und im Folgenden jeweils durch Kursivierung wiedergegeben.

¹²⁷ BW I, S. 270, S. 271.

Rudolf Borchardt zwei Wochen zuvor gelesen und mit den Worten kommentiert hatte:

Es ist mir eine höchst glückliche Beruhigung gewesen, von Ihnen zu hören, dass es sich um Belästigung und Behinderung aber nichts was wie Gefahr aussieht, handelt. Das Wort ›Stirnhöhle‹ hat für mich von Fällen her die ich kenne einen entsetzlichen Klang, daher mein Schrecken. Nun höre ich hoffentlich bald dass alles sich zum Besseren gekehrt hat.¹²⁸

Dass Buber in seinen verlorenen Zeilen das »Dilettantismus«-Angebot postwendend begrüßt, erhellt aus Kassners Brief an Elsa Bruckmann (1865–1946) vom 12. April, in dem er, noch in Rom, ankündigt, er werde sich »den Sommer« über »theils in Pawlowitz theils in Böhmen«¹²⁹ mit »einer kleinen Sache für Bubers ›Gesellschaft‹ Dilettantismus« beschäftigen.¹³⁰ Am 16. April begibt er sich von Rom nach Viareggio, verbringt dort mit Alexander und Marie von Thurn und Taxis 14 erholsame Tage in der noblen »Villa Carovigno«¹³¹ und geht kurz vor der Heimreise auf Bubers Nachricht ein:

2. Kassner an Buber

Viareggio 28/IV 09
<Mittwoch>

Verehrter Dr. Buber!

Dank für Brief. Machen wir also einen Contract. Lieferungszeit 1. October. Im allgemeinen bin ich ja überpünktlich, doch man weiß ja nicht. Bin auf einer Automobiltour von hier aus durch Oberitalien nach Venedig, wo ich ein paar Tage bleibe. Bitte dorthin ferma in posta den Contract. Nach dem 15. Mai bin ich in Wien. – Kommen Sie nicht durch auf dem Wege nach Italien?

Alles Gute also! Manchmal ist mir als könnte der »Dilettantismus« etwas Gutes, Ruhiges Reifes werden! Doch habe ich bald zwei Jahre

¹²⁸ BW I, S. 270, S. 271; Borchardt – Buber (wie Anm. 69), S. 40: 23. März 1909.

¹²⁹ D.h. im mährischen Heimatdorf Groß-Pawlowitz sowie auf dem Thurn und Taxis'schen Schloss Lautschin in Böhmen.

¹³⁰ BW Bruckmann, S. 461. Ein von Buber zu gleicher Zeit in die italienische Hauptstadt gesandtes Exemplar seiner soeben erschienenen »Ekstatischen Konfessionen« gelangt jedoch nicht in Kassners Hand, s. Brief Nr. 5: unten S. 129.

¹³¹ Kassner an Elsa Bruckmann, Rom, Montag, den 12. April 1909: »Fahre am Freitag nach Viareggio zu den Taxis« (BW Bruckmann, S. 461).

die Feder nicht in der Hand gehabt u. so muss ich mir die Worte erst wieder von weit zusammenbringen u. eigentlich wieder schreiben lernen. Doch so ist es ja immer.

Ihr

Rudolf Kassner

Von Viareggio begleitet er die Taxis' in deren ›Mercedes‹¹³² über Venedig und Duino, das hoch über der adriatischen Küste gelegene Felsenschloss der Fürstin, zurück nach Wien und bezieht am 21. Mai¹³³ die »Pension Schönbrunn« in Hietzing, Auhofstraße 1,¹³⁴ in der er bereits von Herbst 1907 bis Anfang April 1908 gewohnt hatte¹³⁵ und die, mit gelegentlichen Unterbrechungen, bis zur Übersiedlung nach Bayern im Sommer 1915 sein Wohnsitz bleiben wird. Als ihm dort der von Buber nach Viareggio gesandte und während der Autofahrt offenbar in Vergessenheit geratene Verlagsvertrag in die Hände fällt, bringt er das Dokument eilends auf den Postweg:

3. Kassner an Buber

Wien 10/6. 09

<Donnerstag>

Verehrter Dr. Buber!

Habe ganz vergessen Ihnen den Vertrag unterschrieben zurückzuschicken. Hier ist er also!¹³⁶

¹³² Vgl. dazu BW Thurn und Taxis, S. 89, Anm. 3.

¹³³ Gleichlautende Nachrichten an Elsa Bruckmann (BW Bruckmann, S. 462) und Otto von Taube (Kassner – Taube [wie Anm. 73], S. 275) bestätigen unter dem 22. Mai 1909: »Bin seit gestern hier.«.

¹³⁴ Adolph Lehmann's allgemeiner Wohnungs-Anzeiger: nebst Handels- u. Gewerbe-Adressbuch für d. k.k. Reichshaupt- u. Residenzstadt Wien u. Umgebung. Wien 1908. Bd. 1, S. 334, verzeichnet unter »Hotels (Gasthöfe) und Fremdenbeherberger«: »Mayer, Jenny (Pension Schönbrunn). XIII. Auhofstr. 1«.

¹³⁵ Vgl. BW Kassner (2005), S. 109f. – Lehmann's Wohnungsanzeiger (wie Anm. 134) registriert die »Einwohner von Wien (mit Ausschluß der Gewerbegehilfen, Tagelöhner, Dienstboten und Nicht-Selbständigen)«. Da Kassner keine ›selbständige‹ Wohnung hat, bleibt er ungenannt.

¹³⁶ Das Dokument ist, laut freundlicher Auskunft von Frau Wiebke Gröbel-Uhlig (Handschriftenabteilung, Ref. Nachlässe und Autographen | Verlagsarchive der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz) im Archiv des Verlags nicht erhalten geblieben.

Ich bin noch hier Ende Juni u. fahre am 2. Juli aufs Land nach Mähren! Hoffe also sehr Sie zu sehen.

In Wien nicht viel Neues, in der Literatur viel Geschwätz u. Affenthum neben dem Guten. Kennen Sie »Die Hände« von O. Březina? Man bewundert es sehr u. ich finde es sehr – wie soll ich sagen. Nun ist es eben nichts.

Ihr

Rudolf Kassner

Wien XIII. Auhofstrasse 1
Pension Schönbrunn

Der Gedichtzyklus »Ruce« (Prag 1901) des tschechischen Dichters Otokar Březina (eigentlich Václav Jebavý) (1868–1929) war 1908 in der Übersetzung von Emil Saudek (1876–1941)¹³⁷ unter dem Titel »Hände« in Wien erschienen und hatte einen gewissen Ruhm erlangt, an den Kassner Rilke noch am 25. August 1919 erinnern wird.¹³⁸ Saudek hatte sich um eine Verbindung zu Kassner bemüht und schließlich am 25. Oktober 1908 Březina, dem wohl selbst an einem Kontakt zu Kassner gelegen war, mitgeteilt: »Seit langem habe ich nach Dr. Rudolf Kassner gesucht. Heute erfuhr ich aus Berlin von der Redaktion der Neuen Rundschau, dass er in Groß Pawlowitz in Mähren sei!! ... Ich nehme an, mein Brief würde Kassner, wenn er immer noch in Mähren ist, zu Ihnen nach Jaroměřice¹³⁹ locken. Es würde mich nicht überraschen. Von seiner Feder erwarte ich viel.«¹⁴⁰ Saudeks Versuche waren vorderhand jedoch ergebnislos geblieben. Statt dessen hatte Stefan Zweig im Januar 1909 bei

¹³⁷ Der Schriftsteller und Übersetzer Dr. jur. Emil Saudek wohnt im IX. Wiener Bezirk, Canisiusgasse 27 (Lehmann's allgemeiner Wohnungs-Anzeiger [wie Anm. 134]. Bd. 2, S. 964). Hauptberuflich ist er bei der »Anglo-österreichischen Bank« in Wien beschäftigt; vgl. František Špurný, Saudek, Emil. In: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950 (ÖBL), Bd. 9. Wien 1988, S. 437.

¹³⁸ Kassner – Rilke (wie Anm. 114), S. 127.

¹³⁹ Otokar Březina lebt seit 1901 als Lehrer im mährischen Jaroměřice, deutsch: Jarmeritz.

¹⁴⁰ Sämtliche zitierten Saudek-Dokumente liegen im Fonds O. Březina des Literární archiv Památníku národního písemnictví: Literaturarchiv des Nationalen Literaturmuseums in Prag (LA PNP). Kopien stellten freundlicherweise Tomas Pavlíček und Jana Štursová zur Verfügung. Den tschechischen Wortlaut hat jeweils Frau Dr. Lucie Merhautová, Prag, für mich ins Deutsche übertragen. Ihr verdanke ich weiterführende Hinweise und Anmerkungen zu diesem Komplex. Vgl. ihre Besprechung des Briefwechsels Hofmannsthal – Bahr in: Institut pro studium literatury. eforum, 5. Januar 2015, sowie ihren Beitrag im vorliegenden HJb.

einer zufälligen Begegnung im fernen Indien¹⁴¹ Kassner auf Březinas Gedichtband hingewiesen.¹⁴² Saudek, von Zweig über die Vorgänge informiert, hatte dem »lieben Meister« Březina am 3. Mai 1909 berichtet: »Rudolf Kassner hatte Zweig in Indien getroffen und hatte sich für Sie sehr interessiert. Sobald er nach Wien kommt, werde ich ihn aufsuchen« – und am 14. Juni hinzugefügt: »Rudolf Kassner ist in Wien. Ich habe ihm das Buch geschickt. Er hat noch nicht geantwortet.« Kassners zu erwartender Dank ist nicht überliefert. Er dürfte, nach der knappen skeptischen Bemerkung im obigen Brief an Buber, zurückhaltender ausgefallen sein als der Hofmannsthals,¹⁴³ welcher, so Saudek am 3. Mai 1909, »Ruce« sehr liebgewonnen und bereits zum zweiten Mal versprochen [habe], gewiss darüber zu schreiben«. Wiederholt zitiert Saudek in eigener tschechischer Übersetzung Hofmannsthals auf den 25. Oktober 1908 datierten Brief: »Ich werde das Buch öfter und zu ruhigen Stunden in die Hand nehmen und bin fast sicher, dass es mir geben wird, wonach meine Einbildungskraft öfter aber vergeblich begierig war: eine Emanation aus der Gemütsiefe des tschechischen Wesens – eine Vergeistigung dessen, was in der so zu Herzen gehenden Landschaft, in der Bildung und dem Ausdruck von Gesichtern mir so oft entgegengetreten ist und mich nachdenklich gestimmt hat.«¹⁴⁴

¹⁴¹ Zeitgleich und auf ähnlicher Route wie Kassner hatte Zweig in Begleitung des Schriftstellers Hermann Bessemer von Ende November 1908 bis Anfang März 1909 Indien bereist (Stefan Zweig, *Leben und Werk im Bild*. Hg. von Donald Prater und Volker Michels. Frankfurt a.M. 1981, S. 85). Kassner berichtet seiner Cousine Marie Olden am 11. Januar aus Rangun, dass »zwei jüdische Schriftsteller aus Wien in Indien unterwegs« seien (DLA), und am 21. Januar 1909, inzwischen zurück in »Calcutta«, teilt er Elsa Bruckmann und Gerty von Hofmannsthal mit: »Der Zweig läuft hier in Indien herum« (BW Kassner [2005], S. 125; BW Bruckmann, S. 457).

¹⁴² Zweig, nach Wien zurückgekehrt, widmet dem Buch eine hymnische Anzeige, die kurz zuvor am 6. Juni in der »Österreichischen Rundschau« (Bd. XIX, 6. Juni 1909, S. 440–450) erschienen war. Den Text wird Hofmannsthal in gekürzter Form in den von ihm herausgegebenen »Österreichischen Almanach auf das Jahr 1916« (S. 36–46) übernehmen und ihm auf S. 35f. Březinas Gedicht »Meine Mutter« vorausschicken. Vgl. Hugo von Hofmannsthal – Stefan Zweig, *Briefe. 1907–1928*. Hg. von Jeffrey B. Berlin und Hans Ulrich Lindken. In: HB 26, 1982, S. 86–116, bes. S. 95–97, 113. Auch in die »Tschechische Anthologie«, das 21. Bändchen der im Insel-Verlag veröffentlichten »Österreichischen Bibliothek«, nimmt Hofmannsthal 1917 Gedichte von Březina auf, diesmal in der Übertragung von Paul Eisner. Vgl. Martin Stern, *Hofmannsthal und Böhmen* (2). In: HB 2, 1969, S. 102–135, bes. S. 106f., S. 124, S. 126f.

¹⁴³ Das Buch ist in Hofmannsthals Bibliothek erhalten geblieben, ebenso die 1920 bei Kurt Wolff erschienene (von Hofmannsthal nicht aufgeschnittene) Sammlung: »Winde von Mittag nach Mitternacht. In deutscher Nachdichtung von Emil Saudek und Franz Werfel« mit einer tschechischen Widmung des Autors vom »10.VII.1920«: SW XL Bibliothek, S. 97: Nr. 428 und Nr. 429.

¹⁴⁴ Der Brief findet sich in Saudeks Abschrift in LA PNP. Die ausgehobenen Sätze hat Willy Haas im April 1929 im Rahmen einer Sonderseite zum Tode Březinas in der »Literarischen Welt« (Jg. 5, Nr. 15. Freitag, 12. April 1929, S. 3) mit kleinen Abweichungen veröffentlicht. (Eine

Während Martin Buber den Sommer 1909 wieder in Tirol verbringt,¹⁴⁵ hält sich Kassner ab Anfang Juli bei der Familie seines ältesten Bruders Oscar im mährischen Groß-Pawlowitz auf:

Ich gehe hier jeden Tag den selben Feldweg zwischen Korn-, Weizen-, Rüben- u. Pferdebohnen Feldern spazieren u. das thut mir sehr gut u. ich komme jeden Tag vielmehr Abend wie von einem Abenteuer zurück. Arbeite ganz gut am »Dilettantismus«. Aber nicht mit allzuviel Interesse. Mich langweilt alles Abhandelnde u. ich versuche es mir genießbar zu machen, dadurch dass <ich> es von vornherein in Fragmente zerschlage. Denke viel über anderes, mir auch manches Gute eingefallen. Doch habe absolut nicht das imperieuse Bedürfnis zu schreiben. Finde, dass ich mir damit augenblicklich nichts zu beweisen habe. Und habe noch manches zu verlernen. Lese ein paar gute Sachen.¹⁴⁶

Mitte August besucht er für »kurze Zeit« seine Verwandten mütterlicherseits in Österreichisch-Schlesien,¹⁴⁷ vor allem die hoch verehrte und geliebte Tante Auguste (1829–1917) in Jauernig, eine Schwester seines Vaters und Gattin seines Onkels Philipp Josef Latzel (1803–1897), der in Barzdorf bei Jauernig die erste Zuckerfabrik der Provinz gegründet hatte.¹⁴⁸ Von hier beantwortet er Bubers mit dessen Tiroler Sommeradresse versehene Frage nach dem Fortgang des »Dilettantismus«:

zweite Äußerung stammt von »Richard Dehmel †«.) Es bleibt offen, woher Haas sie kannte und ob er sie mit Hofmannsthals Erlaubnis publiziert hat. In BW Haas fehlen diesbezügliche Hinweise. Die Herausgeber des Briefwechsels Hofmannsthal – Zweig merken mit Bezug auf den »12. April 1929« als das Druckdatum der »Literarischen Welt« irrtümlich an: »Viele Jahre später hat auch Hofmannsthal sich mit diesem Stoff beschäftigt« (wie Anm. 142, S. 112, Anm. 42).

¹⁴⁵ Zu Bubers Urlaubsort Volderwald bei Hall in Tirol vgl. Karl Baedeker, Südbayern, Tirol und Salzburg. 33. Aufl. Leipzig 1908, S. 226. Hier hatte er schon den Sommer 1906 verbracht (vgl. BW I, S. 244–247; Bourel, Martin Buber [wie Anm. 2], S. 149). Zum diesjährigen Aufenthalt vgl. seine Briefe aus Hall vom 1. und 12. August 1909 an den Schriftsteller Abraham Halberthal (1881–1965) (in: <https://www.kotte-autographs.com/en/autograph/buber-martin>) [1.8.2019].

¹⁴⁶ Kassner an Lili Schalk (wie Anm. 110), 30. Juli 1909 aus Groß-Pawlowitz.

¹⁴⁷ So an Gerty von Hofmannsthal im Rückblick des 15. Septembers 1909: BW Kassner (2005), S. 131.

¹⁴⁸ KW VII, S. 396f., S. 732. Vgl. Julius Kaßner, Familien-Erinnerungen. Gewidmet dem Andenken meines am 3. Mai 1888 leider zu frühverstorbenen lieben Neffen des Rittergutsbesitzers Alfred Latzel zu Barzdorf. Lüben 1892; ferner: <http://www.familie-berg-oberschlesien.de/familie-latzel-barzdorf-oberschlesien> [20.8.2020].

4. Kassner an Buber¹⁴⁹

Jauernig Oest. Schlesien 19/8 09
<Donnerstag>

Verehrter Dr. Buber.

Vor Ende Sept. haben Sie das Ms. nicht. Dann aber sicher. Hoffentlich gefällt es Ihnen. Es wird nicht sehr umfangreich sein, aber dafür gesättigt.

Hoffentlich erholen Sie sich sehr im Sommer.

Ihr

Rudolf Kassner

Kurz danach ist er bei Alexander und Marie von Thurn und Taxis in Böhmen zu Gast und lässt Elsa Bruckmann am 2. September wissen: »Lautschin ist mir diesmal besonders angenehm; ich mache sehr große Spaziergänge in den riesigen Wäldern hier, arbeite an meinem Dilettantismus [...]«. ¹⁵⁰ Am 6. September zurück in Wien, ¹⁵¹ bezieht er auf der »Wieden« vorübergehend ein neues Domizil: »Wohne in der Alleegasse ¹⁵² in einer schönen Wohnung. 2 große Zimmer u. Balkon im 1½ Stock. Ich werde Thees geben, allerdings nur für 1–2 Personen. Und sehr bescheiden.« ¹⁵³ In dieser Umgebung schließt er das »Dilettantismus«-Manuskript ab und schickt es verabredungsgemäß »Ende Sept.« »recommandiert« ¹⁵⁴ nach Berlin:

¹⁴⁹ Postkarte. Poststempel: Jauernig, 19. VIII. 09. Adresse: H. Dr. Martin Buber / Hall in Tirol / Volderwald. Am unteren Rand der Schriftseite von fremder Hand zugefügt: 19.8.09.

¹⁵⁰ BW Bruckmann, S. 463f. Auch Gerty von Hofmannsthal kann am 15. September lesen: »Lautschin war gut, ganz gut« (BW Kassner [2005], S. 131).

¹⁵¹ BW Bruckmann, S. 463.

¹⁵² Alleegasse 12. Die Straße wird 1921 – als Dank für finanzielle Hilfe Argentiniens nach dem Ersten Weltkrieg – in »Argentinierstraße« umbenannt.

¹⁵³ An Gerty von Hofmannsthal, 15. September 1909: BW Kassner (2005), S. 139.

¹⁵⁴ S. unten Brief Nr. 6.

5. Kassner an Buber

Wien 29/IX 09.

<Mittwoch>

Verehrter Dr. Buber!

Zwei Sachen werden Sie mir gleich zugestehen: dass ich pünktlich bin u. dann dass ich an Ihrem Rath oder Ihrer Erlaubnis mich auf 40 Seiten zu beschränken festgehalten habe. Ich fürchte es ist ein wenig gar kurz den Worten, Zeilen u. Seiten nach. Doch das müssen Sie auf sich nehmen. Man könnte ja eine grössere Type wählen u. recht beträchtliche Zwischenräume zwischen den einzelnen Abschnitten (es ist mir etwas daran gelegen, den Untertitel »Fragmente« zu haben) zu lassen.

Aufrichtig gestanden ist es mir immer unmöglicher aus einem Satze zwei Sätze zu machen u. kurz mehr zu schreiben als eben dasteht. Es ist mir ganz unmöglich, jetzt besonders, wo ich mehr überlegen als producieren will. Übrigens ist das Ganze nicht schlecht, hat ein Niveau u. ist durchaus einheitlich im Inneren, schon darum bestehe ich auf »Fragmente«. Ich glaube man wird zu diesen 40 Seiten länger brauchen als zu Burkhardts oder Davids oder Anderer 80 – 100. Sagen Sie das dem Verleger:¹⁵⁵ dem Leser wird das ja beim Lesen selber auffallen – wahrscheinlich wieder unangenehm.

Wie geht es Ihnen? Was machen Ihre Nerven? Sind Sie überhaupt schon von Tirol zurück?¹⁵⁶ Ich will den Winter über in Wien sein u. im Frühjahr ev. nach Paris.

¹⁵⁵ Wilhelm Ernst Oswalt (1877–1942), der nach dem Tod seines Vaters Heinrich Oswalt (1830–1891) 1901 die Geschäftsleitung des 1844 gegründeten Verlags übernommen hatte. – Die vergleichende Bemerkung zum Umfang bezieht sich auf die beiden Monographien »Die Zeitung« von J<akob> J<ulius> David (1859–1906) und »Das Theater« von Max Burckhard (1854–1912), die mit jeweils 98 Seiten 1906 bzw. 1907 als Bd. V und Bd. XVIII der »Gesellschaft« erschienen waren.

¹⁵⁶ Buber beendet seinen Sommeraufenthalt Mitte Oktober 1909. Kassners Nachrichten Nr. 6 und Nr. 7 vom 2. und 6. Oktober 1909 gehen noch nach Tirol; Bubers Brief an Abraham Halberthal vom 21. Oktober 1909 (s. oben Anm. 145) kommt wieder aus Berlin.

Will nicht viel schreiben, dafür aber etwas Wissenschaft treiben u. russisch lernen.¹⁵⁷

Von gemeinsamen Bekannten habe ich noch niemand gesehen. Wenn ich den ersten gesehen haben werde, werde ich wissen, jetzt bricht der Winter herein, das ist immer so. Darum bleiben wir noch ein wenig allein u. sozusagen im Sommer.

Kann ich Ihre Ekstatiker haben? Oder muß ich sie mir kaufen?

Also bitte recht bald um Antwort.

Alles Gute

Ihr

Rudolf Kassner

Haben Sie Artzibaschef gelesen?¹⁵⁸ Thuen Sie es!

Die Frage nach den »Ekstatikern« gilt Bubers »Auswahlband ekstatischer Konfessionen«, den er Eugen Diederichs am 16. Juni 1907 als »Äußerungen inbrünstiger Menschen aus vielen Zeiten und Völkern, die ich seit mehreren Jahren sammle«, angeboten hatte. Am 20. Juni hatte er ergänzt:

Es sind Mitteilungen visionärer, traumbegnadeter Menschen über ihr innerlichstes Leben. Diese Mitteilungen habe ich seit Jahren gesammelt: in Büchern, die ich mir anschaffte und in denen ich die bedeutenden Stellen anzeichnete, und in Notizen über Werke, die mir leihweise zugänglich waren. [...] Ich hätte es gern gesehen, wenn die Sachen bei Ihnen herauskämen, da mir, wie Sie wissen, die Art Ihrer Editionen zusagt. Auch schien es mir, daß das Buch, das ganz verschollene, für die Seele der Menschheit aufs Höchste wichtige Dokumente vereinigen soll, in Ihren Verlag gehört. [...] Das Ganze hat für mich einen durchaus episodischen Charakter und kann ebensogut warten oder ganz unterbleiben.¹⁵⁹

¹⁵⁷ Dieser im Briefwerk früheste Hinweis auf Kassners Studium des Russischen (s. auch unten S. 134: Brief Nr. 9) legt die Vermutung nahe, er gehe schon jetzt mit dem Gedanken an eine Russlandreise um, die er 1911 antreten wird.

¹⁵⁸ S. unten S. 132f.

¹⁵⁹ Eugen Diederichs, Selbstzeugnisse und Briefe bedeutender Zeitgenossen. Düsseldorf 1967, S. 165–167; die Briefe vom 16. und 20. Juni 1907 mit Auslassungen und kleinen orthographischen Varianten auch in BW I, S. 256f.

Die am 24. August 1907 abgeschlossene Druckvorlage hatte Buber dem Verleger zwei Tage später zugesandt¹⁶⁰ und im folgenden Frühjahr in Berlin auch mit Kassner über das Projekt gesprochen.¹⁶¹ Bald nach der öffentlichen Auslieferung¹⁶² hatte er im April 1909 ein für Kassner bestimmtes Exemplar nach Rom geschickt, das jedoch, wie dessen knappe Bemerkung in Brief Nr. 7 zeigt, sein Ziel nicht erreicht. Von der Existenz des Buches hatte Kassner indes durch Hofmannsthal¹⁶³ oder vielleicht auch durch Franz Blei erfahren, der seinerseits am 7. April 1909 Buber »für den Genuß« gedankt hatte, »den ich unlängst von der Lektüre Ihrer ›Ekstatischen Konfessionen‹ hatte«. ¹⁶⁴

Im bereits am 29. September geäußerten Zweifel, ob Buber »überhaupt schon von Tirol zurück« sei, hält es Kassner für geraten, auf einer dorthin gerichteten Postkarte noch einmal den Abgang seines »Dilettantismus«-Manuskriptes zu melden:

6. Kassner an Buber¹⁶⁵

<Wien,> 2/10 09
<Samstag>

Verehrter Dr. Buber!

Vor drei Tagen habe ich Ihnen das Ms. nach Berlin recommandiert geschickt – Sie werden es wohl.¹⁶⁶ Selbstverständlich habe ich nichts dagegen, wenn es Ende Oct. erscheint. Im Gegentheil. Nur will ja der

¹⁶⁰ Buber an Diederichs, Donnerstag, den 22. August 1907: »Ich schließe übermorgen das Manuskript ab und sende es Ihnen am Montag«, dem 26. August (Diederichs, Selbstzeugnisse und Briefe [wie Anm. 159], S. 167).

¹⁶¹ Vgl. die erinnernde Frage nach dem ursprünglichen Titel »Ekstasen« in Brief Nr. 7, unten S. 131.

¹⁶² Offenkundig waren schon Mitte Dezember 1908 Vorexemplare ausgegeben worden: vgl. Bubers Begleitbrief an Karl Wolfskehl vom 17. Dezember 1908 und Alfred Momberts Dank vom 5. Januar 1909 (BW I, S. 270f.; Alfred Mombert, Briefe 1893–1942. Ausgewählt und hg. von B[enjamin] J[oseph] Morse. Heidelberg / Darmstadt 1961, S. 30).

¹⁶³ In Hofmannsthals Bibliothek ist ein in Halbpergament gebundenes Exemplar ohne persönliche Widmung erhalten geblieben: SW XL Bibliothek, Nr. 488.

¹⁶⁴ Buber – Blei (wie Anm. 123), S. 341, mit dem Zusatz: »Ihre Einleitung zu dem Buche läßt mich den Wunsch aussprechen, von Ihnen etwas für den *Hyperion* zu bekommen« – ein »Wunsch«, den Buber nicht erfüllen wird.

¹⁶⁵ Postkarte. Poststempel: Wien 50 <das Post- und Telegraphen-Amt Nr. 50 ist zuständig für den IV. Bezirk Wieden, in dem Kassner derzeit wohnt> / 3.10.09. Adresse: H. Dr. Martin Buber / Hall in Tirol / Vorderwald.

¹⁶⁶ So in HS. Zu ergänzen: »erhalten (haben)« oder ähnliches.

Hyperion Einiges daraus bringen u. man muss ihn dann eben darauf aufmerksam machen.

Viele Grüße

Rud. Kassner.

IV. Alleegasse 12

Buber bestätigt postwendend den Empfang der aus Berlin nachgeschickten Sendung und geht, Kassners Antwort zufolge, auf Einzelheiten des »Dilettantismus«-Drucks ein, erkundigt sich nach dem Verbleib seiner »Ekstatischen Konfessionen«, bittet um Präzisierung der knappen Kassnerschen Lektüreempfehlung »Artzibaschef« und erwähnt eine künftige Reise nach Wien.

7. Kassner an Buber¹⁶⁷

<Wien, 6. Oktober 1909>

<Mittwoch>

Verehrter Dr. Buber! Vielen Dank für Brief. Freut mich *sehr* daß Ihnen die Sache gefällt. Den Titel machen Sie nur wie Sie wollen.¹⁶⁸ Hat Blei schon geschrieben, was er will?¹⁶⁹ Habe kein Buch »Confessionen« von Ihnen in Rom erhalten. Hätte es nicht ursprünglich Ekstasen heißen sollen? Dass Sie nach Wien kommen ist gut. Halten Sie nur an

¹⁶⁷ Postkarte. Poststempel: Wien 50 / 6.X 09. Adresse: H. Dr. Martin Buber / Hall in Tirol / Volderwald. Am unteren Rand der Schriftseite neben Kassners Datierung von fremder Hand zugesetzt: 6.10.09.

¹⁶⁸ Offenbar hatte Buber die Überschrift »Der Dilettantismus« gefordert, um die Einheitlichkeit der Reihe zu wahren, deren Haupttitel sämtlich den bestimmten Artikel tragen. Kassner hingegen hat die artikellose Überschrift »Dilettantismus« bevorzugt, wie sie der »Hyperion«-Vorabdruck und der Nachdruck in den »Essays« von 1923 bieten (s. unten S. 144 und S. 190). Darüber hinaus sind in Analogie zur Gesamtreihe Initialen an die Stelle einer Nummerierung der Einzelabschnitte getreten, welche Kassner im »Hyperion« und in den »Essays« beibehält. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW III, S. 825f.

¹⁶⁹ Diesbezügliche Zeugnisse fehlen im Briefwechsel Buber – Blei (wie Anm. 123). – Buber wird Blei im Sommer 1910 im italienischen Forte dei Marmi persönlich kennenlernen (s. unten S. 154) und 1917 in einem kämpferischen Artikel dessen antisemitische Vorurteile gegenüber den polnischen Juden als »scheußliche Verzerrung« und dreiste »Lügen« anprangern (Die Polnischen und Franz Blei. In: Der Jude 1, 1917, H. 11, S. 774–777; MBW 3 [Frühe jüdische Schriften. 1900–1923. Hg., eingel. und komm. von Barbara Schäfer. Gütersloh 2007], S. 327–332).

diesem Vorsatz fest. Ja, ich meine Ssanin und dann die Revolutionären Geschichten.¹⁷⁰

Herzliche Grüße

Ihr

Rud. Kassner

Wien 6/10. 09

Der Roman »Ssanin« des russischen Schriftstellers Michail Petrowitsch Artzybaschew (1878–1927) war 1908 in St. Petersburg veröffentlicht worden. Eine erste Übertragung ins Deutsche durch Stefania Goldenring erscheint im selben Jahr in der Berliner Schreiterschen Verlagsbuchhandlung. Daneben besorgen André Villard und Sergej Bugow eine autorisierte Übersetzung, die Mitte September 1908 bei Georg Müller in München herauskommt. Sie wird auf Antrag der Münchner Staatsanwaltschaft am 23. November 1908 beschlagnahmt, da der Roman »geeignet« sei, »das Scham- und Sittlichkeitsgefühl eines normal empfindenden Lesers in geschlechtlicher Beziehung gröblichst zu verletzen«. Nach zahlreichen positiven Gutachten – unter anderen äußern sich Schriftsteller und Wissenschaftler wie Ludwig Ganghofer, Wilhelm Weigand oder Franz Muncker – hebt das Gericht den Beschluss am 16. März 1909 auf und gibt das Buch frei. Die rasch verbreitete zweite Auflage erscheint als: M. Artzybaschew: Ssanin. Mit einer Einleitung von André Villard, einem Vorwort des Verlegers, und sämtlichen die Konfiskation des Werkes in deutscher Sprache betreffenden Gerichtsbeschlüssen und Sachverständigengutachten.¹⁷¹ Auf sie dürfte sich Kassner beziehen. Am 30. Juli 1909 hatte er Lili Schalk berichtet, er »lese ein paar gute Sachen. Artzybaschew und anderes«. Vier Wochen danach, am 2. September, hatte er auch Elsa Bruckmann geraten: »Sie wollen Bücher wissen. Ich lese gar nicht viel, deutsche Sachen besonders selten. Der Russe Artzybaschew mit seinem Ssanin, seinen ›Revolutionären Geschichten‹ hat mir einen großen Eindruck gemacht, einen sehr großen.«¹⁷² Und noch ein Jahr später, am 1. Juli 1910, lobt er Gerty von Hofmannsthal: »Gut, daß Sie Artzybaschew lesen. Das Buch ist gut, dabei bleibt es. Trotz allen erotischen Aufdringlichkeit

¹⁷⁰ M. Artzybaschew, *Revolutionsgeschichten*. Aus dem Russischen übersetzt von S[ergej] Bugow und A[ndré] Villard. Mit einer Einleitung von A. Villard, einer autobiographischen Skizze und einem Bildnis. München 1909.

¹⁷¹ Vgl. Angelika Hecht, *Sanin Sells! Zur Rezeption von Michail Arzybaševs Roman »Ssanin«*. Diplomarbeit zum akademischen Grad Magistra der Philosophie (Mag. phil.) Wien 2013: http://othes.univie.ac.at/28134/1/2013-04-24_0506009.pdf.

¹⁷² BW Bruckmann, S. 463.

ten. Es muß wohl in mir ein Russe sein, ich finde mich selbst in ihren Büchern wieder u. auch andere sehen es.«¹⁷³

Inzwischen schickt Buber als Ersatz für die verlorengegangenen »Ekstatischen Konfessionen« ein wahrscheinlich abermals eigenhändig zugeeignetes Exemplar an Kassner:

8. *Buber an Kassner*

<Oktober 1909>

Ekstatische Konfessionen

Gesammelt von Martin Buber

Eugen Diederichs. Jena MDCCCCIX¹⁷⁴

Diese »ausgesprochen schöne Ausgabe« und ihre »beispielhafte Ausstattung«, »von Diederichs bis ins kleinste Detail sorgfältig gestaltet«, ist charakteristisch für die neue, nicht zuletzt von Diederichs gepflegte Buchkunst der Zeit.¹⁷⁵ Titelblatt und Einband entwarf – wie schon bei den »Geschichten des Rabbi Nachman« und der »Legende des Baal-Schem« – der mit Buber befreundete Graphiker und Buchgestalter Emil Rudolf Weiß (1875–1942).¹⁷⁶ Kassners Dank verspätet sich, da er, wie so oft, »unfähig« ist, »mit dem Urteil über eine bedeutende Sache bald fertig zu sein«.¹⁷⁷ Denn das Buch entfaltet ein weitgespanntes Panorama mystischer Zeugnisse aus unterschiedlichen Zeiten und Kulturen – von Asien über den Orient bis hin zu europäischen und deutschen Mystikern, die Buber ausgewählt und, wo nötig, selbst übersetzt hat: Indien, die Sufis und ihre Nachfolger, Plotin und die Gnosis, Hildegard

¹⁷³ BW Kassner (2005), S. 138. In Hofmannsthals Bibliothek fehlen Bücher von Artzibaschew.

¹⁷⁴ 8°; XXVIII, 239 S. (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 99); jetzt in: MBW 2.2: Ekstatische Konfessionen. Hg., eingel. und komm. von David Groiser. Gütersloh 2012.

¹⁷⁵ So Paul Mendes-Flohr im »Nachwort« zu: Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von Martin Buber. Mit einer Einführung von Martin Buber, Ekstase und Bekenntnis. Heidelberg 1984, S. 242.

¹⁷⁶ In der Festschrift »Emil Rudolf Weiß zum fünfzigsten Geburtstage« (Leipzig 1925; vgl. Der Insel-Verlag. Eine Bibliographie 1890–1969. Bearb. und hg. von Heinz Sarkowski. Frankfurt a.M. 1970, Nr. 1891) ist Buber mit »Zwei Malergeschichten« vertreten (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 314). Sie werden in das Erste Heft des Achten Jahrgangs des »Inselsschiffs (Weihnachten 1926)« übernommen (Sarkowski, Insel-Verlag, Nr. 2044,1; nicht in der Buber-Bibliographie), dessen Zweites Heft (Ostern 1927, S. 119–125) Kassners »Erinnerungen an Rainer Maria Rilke« enthält (KW IV, S. 281–287).

¹⁷⁷ BW Kassner (2005), S. 79: 20. Februar 1906.

von Bingen und Heinrich Seuse, Katharina von Siena, Teresa von Jesu, Jakob Böhme, Meister Eckhart und Anna Katharina Emmerich, Lao-Tse und seine Schüler werden neben jüdischen, nordischen, niederländischen, italienischen, spanischen und französischen Beispielen versammelt, begleitet von Auszügen aus dem indischen »Mahābhāratam«, jenem, wie Kassner einst erläutert hatte, »ungeheuren Epos, welches den Indischen Nationalkampf der Kuru- und Pandusöhne schildert«.¹⁷⁸

9. Kassner an Buber

Wien 9/11 09.
<Dienstag>

Sehr verehrter Dr. Buber!

Ich hätte Ihnen schon lange für Ihre schöne Sammlung »Ekstatische Confessionen« danken wollen, aber ich wollte erst darin so viel wie möglich lesen u. heimisch werden. Es ist etwas sehr Schönes, durchaus organisch u. zweckgemäß. Gar nicht Anthologie, Gott sei Dank! Dafür aber ist etwas vom Gebetbuch darin u. das ist gut.

Ich möchte noch ein kleines Capitelchen über den Dilettantismus der sogenannten »individuellen Erziehung«, von der heute so vieles quatscht, in mein kleines Büchlein einfügen u. wäre froh, wenn ich bald die Correcturfahnen hätte, da ich so alles am besten übersehe u. am besten weiß, wo das etwa einzusetzen wäre.

Wann bringt der Blei etwas daraus? Hat er sich mit Ihnen schon in Verbindung gesetzt?

Lerne jetzt russisch, werde wohl bald an das Lesen gehen können. Tschechow oder anderes.¹⁷⁹

¹⁷⁸ KW I, S. 433.

¹⁷⁹ Am 31. Oktober hatte Kassner auch Elsa Bruckmann mitgeteilt: »Ich lerne russisch« (BW Bruckmann, S. 468). Im kommenden Frühjahr wird er das Studium in Paris fortsetzen und dort »in Rilkes Zimmer im Hotel Biron«, dem heutigem Musée Rodin in der rue de Varennes 77, »einen ganzen Monat lang« »bei einer kleinen fetten, blonden Russin« Russisch lernen und die zuvor erworbenen Kenntnisse im Zuge einer gemeinsamen Lektüre von Turgenjews »Väter und Söhne« ausbauen, »um sich auf Rußland vorzubereiten« (KW X, S. 331; BW Kassner [2005], S. 136; Paris, 20. Mai 1910).

Wie geht es Ihnen? Wann kommen Sie nach Wien?
Alles Herzliche
Ihr

Rud. Kassner

Sollten Sie Hollitscher sehen, so bitte grüßen Sie ihn sehr.

Kassner hatte sich, spätestens nach einem Vortrag Ludwig Gurlitts über »Die Ziele der Mittelschule und Erziehungsfragen«, den er am 19. November 1907 in Wien gehört hatte,¹⁸⁰ mit Vorstellungen und Bestrebungen der seit der Jahrhundertwende viel diskutierte Schulreform befasst.¹⁸¹ Er kannte wahrscheinlich die berühmteste Programmschrift kindgerechter Erziehung – Ellen Keys »Jahrhundert des Kindes« (1900), das 1902 bei S. Fischer in der autorisierten Uebersetzung von Francis Maro <d.i. Marie Franzos, 1876–1941> erschienen war. Mit seiner – im Fortgang freilich nicht verwirklichten – Ankündigung eines »Capitelchens« über die »sogenannte individuelle Erziehung« weckt er sehr wahrscheinlich das Interesse Bubers, der sich künftig selbst grundlegend mit Fragen der Erziehung und Bildung auseinandersetzen wird.¹⁸² Schon 1907 hatte er den genannten Ludwig Gurlitt für die Monographie »Die Schule« als XVI. Band der »Gesellschaft« gewonnen, und auch Ellen Key, die am 1. Dezember des Vorjahres Rilke die »Legende des Baal-Schem« »als das christlichste Buch seit das [!] neue Testament!!« dringend zur Lektüre empfohlen hatte,¹⁸³ arbeitet in Bubers Auftrag seit 1908 »langsam, langsam« an einer Studie

¹⁸⁰ Vgl. Kassner – Chamberlain [wie Anm. 25], S. 389 mit Anm. 1881.

¹⁸¹ Zum Thema vgl. Peter Zillig, Individualität. In: Wilhelm Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik, Bd. 4. 2. Aufl. Langensalza 1906, S. 521–542, der die von Wilhelm von Humboldt als »Hauptvertreter« propagierte »individuelle Erziehung« der seinerzeit herrschenden »Häufenerziehung« entgegenstellt. Wolfgang Scheibe, Die reformpädagogische Bewegung 1900–1932. Eine einführende Darstellung. 10. erw. Aufl. Weinheim / Basel 1994; Jürgen Oelkers, Reformpädagogik. Eine kritische Dogmengeschichte. 4. Aufl. Weinheim / München 2005; Wolfgang Keim / Ulrich Schwerdt, Schule. In: Handbuch der Reformpädagogik in Deutschland (1890–1933). Teil 1: Gesellschaftliche Kontexte, Leitideen und Diskurse. Hg. von Wolfgang Keim und Ulrich Schwerdt. Frankfurt a.M. 2013, S. 657–686.

¹⁸² Vgl. Bubers »Schriften zu Jugend, Erziehung und Bildung« aus den Jahren 1917 bis 1966 (MBW 8. Hg., eingel. und komm. von Juliane Jacobi. Gütersloh 2005); s. auch Fritz Bohnsack, Schule – Verlust oder Stärkung der Person. Bad Heilbrunn 2008; ders., Martin Bubers personale Pädagogik. Bad Heilbrunn 2008.

¹⁸³ Ellen Key an Rilke, 1. Dezember 1908 (Rainer Maria Rilke – Ellen Key, Briefwechsel. Hg. von Theodor Fiedler. Frankfurt a.M. / Leipzig 1993, S. 219). Vgl. auch Ellen Keys Brief an Buber vom 23. September 1908: »Dieses Buch war mir eine Offenbarung von nicht geahnten Tiefen« (BW I, S. 265f.).

über »Die Frauenbewegung«, die sie schließlich 1909 als Doppelband XXVIII/XXIX der Reihe vorlegen wird.

Kassners Grüße an Arthur Holitscher, den gemeinsamen Bekannten und gelegentlichen Reisegefährten, kann Buber spätestens am 13. Januar 1910 ausrichten, als sich »Buber, Holitscher u.a.« bei der sogenannten »Donnerstagsgesellschaft« begegnen,¹⁸⁴ die »jeden Donnerstag in einer Weinstube am Kurfürstendamm« mit dem »von uns allen geschätzten Moritz Heimann« als »Mittelpunkt« zusammenkommt. Die Mitglieder und gelegentlichen Gäste, ein »Kreis befreundeter Dichter, Maler, Musiker und sonstiger Bewohner der künstlerisch-geistigen Welt« – unter ihnen Emil Orlik, Emil Rudolf Weiß, Gerhart Hauptmann, Oskar Loerke, Georg Simmel, Walter Rathenau – setzen diese Treffen in der »Weinstube Eugen Steinert, Kurfürstendamm 22, 3 Häuser von der Ecke Joachimsthalerstraße« bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs fort.¹⁸⁵

Da Bubers Entgegnung auf diesen und einen weiteren – verschollenen – Brief ungewohnt lange auf sich warten lässt, greift Kassner alsbald wieder zur Feder:

10. Kassner an Buber

Wien Alleeasse 12

18/11 09.

<Donnerstag>

Verehrter Dr. Buber!

Da ich auf meine zwei Briefe keine Antwort erhalten habe, so nehme ich an daß sie verloren gegangen sind u. will diesen daher für alle Fälle recommandieren.

¹⁸⁴ Oskar Loerke notiert am 15. Januar 1910 zum 13. Januar ins Tagebuch: »Donnerstags-tisch bei Steinert. Es waren da die Maler: Orlik, E. R. Weiß [...], Dichter u. Schriftsteller: Hei-mann, Stucken, Holitscher, v. Hatvany, M. Buber [...], der Verleger Diederichs« (Oskar Loerke, Literarische Aufsätze aus der »Neuen Rundschau« 1909–1941. Hg. von Reinhard Tgahrt. Hei-delberg / Darmstadt 1967, S. 385).

¹⁸⁵ Arthur Holitscher, Mein Leben in dieser Zeit (wie Anm. 77), S. 76f. Vgl. auch Emil Ru-dolf Weiß an Anton Kippenberg, 5. Mai 1915. In: Die Insel. Eine Ausstellung zur Geschichte des Verlages unter Anton und Katharina Kippenberg. Marbach a.N. 1965, S. 88; Oskar Loerke. 1884–1964. Eine Gedächtnisausstellung zum 80. Geburtstag des Dichters im Schiller-National-museum Marbach a.N. Hg. von Reinhard Tgahrt. Marbach a.N. 1964, S. 20–23; S. Fischer und sein Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil. Hg. von Friedrich Pfäfflin und Ingrid Kussmaul. Marbach a.N. 1985, S. 187–189; Kirsten Steffen, »Haben sie mich gehasst?« Antworten für Martin Beradt (1881–1949). Schriftsteller, Rechtsanwalt, Berliner jüdischen Glaubens. Oldenburg 1999, S. 152–158.

Im ersten habe ich Sie gebeten mir recht bald die *Fahnen*correcturen meines Dilettantismus zukommen zu lassen, da ich etwas was mir wichtig erscheint einfügen möchte u. ich dazu am besten imstande bin, wenn ich das Ganze schon gedruckt übersehe. Sie wissen eben so gut wie ich, daß es vom Geschriebenen bis zum Gedruckten immer noch ein Werden gibt (Simmelisch gesprochen)¹⁸⁶

Im 2ten Brief habe ich Sie gebeten mir die 600 Mk Honorar zu schicken, da ich sie recht brauche. Ich glaube damit nicht etwas besonderes zu wollen, da im Vertrage es steht, daß das Honorar bei Ablieferung des Ms. auszuzahlen sei.

Und dann habe ich Ihnen noch Schönes über Ihre Confessionen gesagt,¹⁸⁷ was ich aber nicht wiederholen will.

Und wann kommen Sie nach Wien?

Bitte also recht bald um Erledigungen des Ganzen.

Ihr

sehr ergeb.

Rud. Kassner

Von den genannten Briefen ist nur der erste (Nr. 9) vom 9. November 1909 erhalten geblieben. Doch auch auf das zweite Schreiben ist, wie Kassners lapidare Erwiderung zeigt, Buber eingegangen, wobei er die verspätete Reaktion mit seinem schlechten Gesundheitszustand begründet hatte.

¹⁸⁶ Nach freundlicher Auskunft von Herrn Prof. Dr. Hans-Peter Müller (Humboldt-Universität, Berlin) ist diese Bemerkung nicht als Simmel-Zitat nachzuweisen. »Vielleicht« stamme sie aus Kassners oben (S. 111 mit Anm. 75) erwähnten Gesprächen mit Simmel im Frühjahr 1908 in Berlin. Überdies sei »Simmeln« damals ein geflügeltes Wort« gewesen, mit der Bedeutung: »aus einer empirischen Mücke einen veritablen philosophischen Elefanten zu machen«. Anders benutzt Kassner das Verb, wenn er ein von Simmel handschriftlich signiertes Exemplar »gesim-melt« nennt (BW Bruckmann, S. 429).

¹⁸⁷ Im »ersten« Brief Nr. 9, oben S. 134.

11. Kassner an Buber¹⁸⁸

<Wien, 23. November 1909>

<Dienstag>

Verehrter Herr Buber!

Vielen Dank für Brief. Hoffentlich geht es Ihnen wieder gut. Habe weder Correcturen noch Honorar bekommen.¹⁸⁹

Mit besten Grüßen

Ihr

Rudolf Kassner

Wien 23/11 09

Kassners Nachricht vom 10. Dezember an Elsa Bruckmann, der »Dilettantismus« werde »erst im Frühjahr« erscheinen,¹⁹⁰ geht wohl ebenfalls auf Bubers verlorene Antwort zurück, die auch dessen Wiener Vortrag am 23. Januar 1910 angekündigt haben dürfte. Wir wissen nicht, ob Kassner diesem »interessanten Abend« beiwohnt, der Buber und Jakob Wassermann »am Vortragstische« vereint. Er hätte, da er an besagtem Mittag bei Fürstin Marie von Thurn und Taxis in deren Wiener Stadtpalais in der Victorgasse 5 zum »Déjeuner« geladen ist,¹⁹¹ die Gelegenheit am Abend durchaus nutzen können. Allerdings fehlt dafür jeglicher Beleg.

Seit der junge Ernst Elijah Rapoport (1889–1952), der Buber besonders nahesteht und »zwischen 1910 und 1920 eine Art zweiter Sohn für ihn« wird,¹⁹² am 4. Juni 1910 vage an eine Rede Bubers »über unser Mutterland« »bei der Feier des Vereins »Bar Kochba« in Wien«¹⁹³ erinnert hatte,¹⁹⁴ zieht die Buber-Forschung dieses Ereignis, wenn überhaupt, bestenfalls als unbelegte

¹⁸⁸ Postkarte. Poststempel: Wien 50 / 23.XI.09. Adresse: Dr. Martin Buber / Zehlendorf bei Berlin.

¹⁸⁹ Zeugnisse zur weiteren Abwicklung zwischen Autor und Verlag sind nicht überliefert.

¹⁹⁰ BW Bruckmann, S. 470.

¹⁹¹ Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 106.

¹⁹² Grete Schaeder, in: BW I, S. 59.

¹⁹³ Im Referat der »Jüdischen Volksstimme« vom 2. Februar 1910, S. 5, über den »Palästina-Abend als Einleitung der Feierlichkeiten, welche die jüd. akad. Verbindung »Bar Kochba« anlässlich ihres 25semestrigen Bestandes am Mittwoch, dem 26. Januar, abhält«, wird Buber nicht genannt. Die Verwechslung Rapports lag nahe, da die »Bar-Kochba«-Feier und der Doppelvortrag im Abstand von drei Tagen stattfinden.

¹⁹⁴ BW I, S. 284.

Möglichkeit in Betracht.¹⁹⁵ Dokumentarisch bezeugt wird sie jedoch durch einen bisher nicht beachteten Artikel des Wochenblatts »Jüdische Volksstimme« vom 26. Januar 1910 (S. 3), die in der Rubrik »Wiener Nachrichten« berichtet:

Ein interessanter Abend

Auf Einladung des Vereines »Theodor Herzl«¹⁹⁶ erschienen Sonntag, den 23. Jänner l. Z., im Kursalon (Stadtpark)¹⁹⁷ Martin Buber und Jakob Wassermann am Vortragstische. Da der Abend der Schöpfung jüdischer Dichter gewidmet war, hielt Martin Buber in diesem Sinne die Einleitungsrede »Der Jude und sein Werk«. Buber ging von der Erkenntnis aus, daß im Juden der Dualismus bestehe und daß eben das Bestreben, die Freiheit aufzuheben und Einheit zu erlangen, den Juden zum Schöpfer gemacht hat. Aus diesem Streben ging Gott hervor, die Idee der Erlösung und das messianische Ideal. Darum war der Jude in allen Epochen sich gleich, in jedem Kampf, den er seit Jahrtausenden zu führen hat. In den Zeiten der Verfolgung war der Kampf der Juden nicht mehr der um Einheit, sondern um die Wahrung der Art. In dem furchtbaren Märtyrium des Golus¹⁹⁸ erlahmte in diesem Widerstreit das Streben nach Einheit. Im Innern aber lebte es fort und sein heimliches Wesen erzeugte die Mystik. Von neuem ist es nun erwacht und es bildet jetzt zugleich das Streben nach dem Judentum. Dieses Streben aber muß jeden einzelnen beseelen, dann ist das Ziel zu erreichen. Buber streifte in wenigen Worten die östliche Dichtung in hebräischer Sprache. Wenn sie auch nicht von großer Bedeutung sind, sagte er, so muß man sie doch als die ersten Zeugnisse schöpferischer Kraft seit dem Chassidismus bezeichnen. Der jüdische Künstler, meinte Buber, auch wenn er auf anderen Gebieten, als dem jüdischen, tätig ist, bleibt stets Jude, er schafft unbewußt Sym-

¹⁹⁵ Zu den Erklärungsversuchen dieser interpretationsbedürftigen Bemerkung vgl. BW I, S. 284 (mit Anm. 3) sowie Barbara Schäfers kritische Einwände, mit der Vermutung, die Rede sei »wahrscheinlich« vor ihrer gutdokumentierten Präsentation in Prag am 2 April 1910 »zuerst in Wien vorgetragen« worden (MBW 3 [wie Anm. 169], S. 415 und S. 439).

¹⁹⁶ Den Wiener »Verein zionistischer Hochschüler Theodor Herzl« hatte Hugo Zuckermann (geb. 1881, gefallen 1914), der deutsch-böhmische Jurist, Dichter, Übersetzer und Herausgeber der Wiener Zeitschrift »Unsere Hoffnung«, 1900 gegründet; vgl. Recht und Politik in Bayern zwischen Prinzregentenzeit und Nationalsozialismus. Die Erinnerungen von Philipp Loewenfeld. Hg. von Peter Landau und Rolf Rieß. Ebelsbach 2004, S. 142; Eva Edelmann-Ohler, Sprache des Krieges. Deutungen des Ersten Weltkriegs in zionistischer Publizistik und Literatur. Berlin 2014, S. 92.

¹⁹⁷ Der Kursalon im Stadtpark (Wien I, Johannesgasse 33) war 1865 bis 1867 von der Gemeinde Wien nach Plänen Johann Garbens (1824–1876) im Stil italienischer Renaissance erbaut und am 8. Mai 1867 eröffnet worden. Er entwickelte sich bald zu einem beliebten Tanz- und Konzertlokal und zum Treffpunkt der Wiener Gesellschaft (Richard Groner, Wien wie es war. Wien / Leipzig 1922, S. 253 mit Abb. nach S. 248).

¹⁹⁸ Das jiddische Wort »Golus« (hebräisch »Galut«) bezeichnet die Diaspora der Juden.

bole und wirkt an der prozessualen Erlösung zur Einheit. Mit einem auf die Ausführungen sich beziehenden Zitat aus Perez Drama »die goldene Kette«¹⁹⁹ schloß Buber seinen mit enthusiastischem Beifall aufgenommenen Vortrag. Jakob Wassermann las hierauf aus seinem Roman »Alexander in Babylon« das Kapitel »Die Nächte zwischen den Strömen« vor und eine Novelle, »Die Pest im Vintschgau«.²⁰⁰ Eine feine und wundervolle Naturschilderung, meisterhaftes Erfassen und Darstellung der Seelenkämpfe und eine leichte und dabei eindrucksvolle Sprache konnte man den geistvollen Handlungen beider Arbeiten entnehmen. K. u. k. Hofschauspieler Konrad Löwe²⁰¹ rezitierte zum Schluß in der bekannten, hinreißenden Art das Gedicht Bialiks »Die Toten der Wüste«, ²⁰² Samuel Frugs Gedicht »Aber die Sterne«²⁰³ das ein schwermütiges, geistvolles Gebet enthält und aus Martin Bubers »Legenden des Baalschem« die wunderschöne Erzählung »Der Psalmsager«.²⁰⁴ Reicher Beifall belobte den Künstler, wie das durchwegs vornehme Publikum den ganzen Abend hindurch den interessanten Darbietungen ehrlichen Applaus nicht vorenthielt.

¹⁹⁹ Der polnische Dichter Jizchak Leib Perez (1852–1915, zum Geburtsjahr vgl. Salomon Winger, Jizchak Leib Perez. In: Große Jüdische National-Biographie. Bd. V. Czernowitz 1931, S. 3) gehört zu den Begründern der modernen jiddischen Literatur. Er gilt als »der hervorragendste jiddische Dramatiker« (Brockhaus-Enzyklopädie. Bd. 14. Leipzig / Mannheim 1972, S. 367) und als »beherrschende geistige Persönlichkeit des polnischen Judentums« (Ruth R. Wise, I. L. Peretz and the Making of Modern Jewish Culture. Seattle 1991, S. 8). Buber wird ihn 1915 in einem Vortrag würdigen (in Bruchstücken gedruckt als: »I. L. Perez« und »Von jüdischen Dichtern und Erzählern«; jetzt in: MBW 3 [wie Anm. 169], S. 59–61 und S. 63–65) und fünf Jahre später zu Perez' »Drei Dramen« (»Die Nacht auf dem alten Markt«, »Die goldene Kette« und »In Fesseln«. Wien / Berlin 1920) ein »Geleitwort« beisteuern. – Das 1907 veröffentlichte Drama »Di goldene kejt« (1907) erscheint 1917 in der »Nachdichtung« von Hugo Zuckermann und Siegfried Schmitz als »Die goldene Kette. Das Drama einer chassidischen Familie«.

²⁰⁰ Jakob Wassermanns historischer Roman »Alexander in Babylon« war 1905 bei S. Fischer in Berlin erschienen. Seine Novelle »Die Pest im Vintschgau« wird 1911, ebenfalls bei S. Fischer, im Sammelband »Der goldene Spiegel. Erzählungen in einem Rahmen« veröffentlicht.

²⁰¹ Konrad Loewe (1856–1912) gehört seit 1895 dem Ensemble des Burgtheaters an; vgl. Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950 (ÖBL). Bd. 5. Wien 1972, S. 284f.

²⁰² Chaim Nachman Bialik (1873–1934), Gedichte. Aus dem Hebräischen übertragen von Ernst Müller. Hg. unter Mitwirkung der Vereinigung Hat'chijah in Wien. Köln / Leipzig 1911, S. 123ff. – Ende 1922 wird Buber Bialik anlässlich dessen 50. Geburtstags als »großen Dichter« feiern (Der Dichter und die Nation. Bialik zu Ehren. In: Jüdische Rundschau, Jg. 27, H. 103/104, 29. Dezember 1922, S. 671: MBW 3 [wie Anm. 169], S. 66).

²⁰³ Das jiddische Gedicht »Aber die Sterne« (»Sand und Sterne«) des russischen Dichters Simon Frug (1859–1916) ist in der deutschen Übertragung von Theodor Zlocisti (1874–1943) abgedruckt bei Samuel Meiseis, »Moderne Jargonlyrik«. In: Ost und West. Illustrierte Monatschrift für das gesamte Judentum 7, 1907, S. 380.

²⁰⁴ Buber, Die Legende des Baal-Schem (wie Anm. 80), S. 153–162: Der zweite Kreis: Der Psalmsager.

Buber wird die Rede am 4. April 1910 im Prager Jüdischen Gemeindehaus wiederholen²⁰⁵ und Ende des Jahres unter dem Titel »Der Jude und sein Werk« drucken lassen.²⁰⁶ Als er den Text 1911 in stark überarbeiteter Gestalt als zweiten Vortrag mit der neuen Überschrift »Das Judentum und die Menschheit« in den berühmt gewordenen Band »Drei Reden über das Judentum« aufnimmt,²⁰⁷ verzichtet er auf die Wiedergabe der Szene aus Perez' »Goldener Kette«, in der »all das, was ich hier vom Wesen des Juden und vom Sinn des Judentums angedeutet habe, in eigentümlicher Weise zum Ausdruck kommt [...].«²⁰⁸ Dass gerade dieser »schöne Schluss aus Perez' »Goldener Kette« fehle, bedauert am 22. September 1911 Hans Kohn, der spätere Biograph und Buber-Deuter,²⁰⁹ während Ernst Elijah Rapoport schon am 27. Juli moniert hatte: »Manche besonders schöne Stellen z. B. vermisste ich sehr ungern. Und im ganzen ist es wohl das, was Sie im Vorwort sagen, die ›fast intime‹ Sprache, die in mir das Gefühl löste, als wäre sie ganz an mich gerichtet, kommt gemildert vor.«²¹⁰

Bald nach Bubers Wiener Vortrag erhält Kassner samt einem Begleitbrief, der offenbar einen baldigen Druckbeginn ankündigt,²¹¹ die ersten »Dilettantismus«-Fahnen, deren Korrekturen er angesichts der ärgerlichen Verzögerungen in aller Eile besorgt:

²⁰⁵ Vgl. MBW 3 (wie Anm. 169), S. 415 und S. 439.

²⁰⁶ In: Jüdischer Almanach 5670. Wien. Vereinigung Bar-Kochba. 1910, S. 9–15 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 107). Einen Sonderdruck schickt Buber an den befreundeten Philosophen Constantin Brunner (1862–1937) (Constantin Brunner, *Ausgewählte Briefe 1884–1937*. Hg. von Jürgen Stenzel und Irene Aue-Ben-David. Göttingen 2012, S. 180f.). Der undatierte Dankesbrief – »für Sendung, und ihr Vortrag wundervoll« – wird in BW I, S. 295, auf Mitte 1911 gesetzt mit dem Hinweis (in Anm. 1): »Wahrscheinlich 1911 nach der Übersendung der ›Drei Reden über das Judentum‹ geschrieben«, wogegen Brunners Singular »ihr Vortrag« steht.

²⁰⁷ Martin Buber, *Drei Reden über das Judentum*. Frankfurt a.M. 1911 (MBW 3 [wie Anm. 169], S. 219–256; Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 112). Enthalten sind »Das Judentum und die Juden«, »Das Judentum und die Menschheit« und »Die Erneuerung des Judentums«.

²⁰⁸ MBW 3 (wie Anm. 169), S. 236.

²⁰⁹ BW I, S. 299.

²¹⁰ BW I, S. 297. Buber hatte in der unbetitelten Vorbemerkung geschrieben: »Freunde, die diese Reden gehört haben, forderten mich auf, sie zu veröffentlichen. Ich habe lange damit gezögert, weil es mir sehr gegenwärtig blieb, wie sie entstanden waren: von einem Juden zu Juden gesprochen, vornehmlich an einen Kreis junger Menschen gerichtet, aus der Eingebung subjektiven Mitlebens und in einer Sphäre unmittelbarer Wirkung. Ich wollte den Gegenstand nicht in dieser fast intimen Sprache so fragmentarisch vortragen und ohne Belege vor die Augen von Lesern bringen [...].« (MBW 3 [wie Anm. 169], S. 219).

²¹¹ Vgl. die entsprechende Anspielung in Brief 13 vom 4. März 1910.

12. Kassner an Buber

<Wien, Ende Januar / Anfang Februar (?) 1910>

Sehr verehrter Dr. Buber!

Hier die Fahnen. Ich möchte auf alle Fälle noch eine Correctur. Der Abschnitt, den ich einfügen wollte, gefällt mir jetzt nicht u. paßt auch nicht herein.²¹² Lassen Sie doch bitte die Zwischenräume zwischen den Abschnitten recht groß werden u. sein. Das Buch hat einen ganz angenehmen Umfang. Ich würde überhaupt es am Liebsten haben, wenn jeder neue Abschnitt, jedes neue »Fragment« mit einer neuen Seite[n] begänne. Thuen Sie es wirklich! Es paßt sehr zum Stil des Ganzen. Schließlich ist auf diesen wenigen Seiten nicht wenig gesagt.

Thut mir leid, daß ich Sie zu Ostern nicht treffen werde.²¹³ Bin in München u. von da gehe ich auf ein paar Wochen nach Italien. Was macht Ihr chinesischer Mystiker?²¹⁴ Eigentlich: unser chinesischer Mystiker, ein wenig?

Was macht Hollitscher? Grüßen Sie ihn bitte sehr.

Ihnen alles Herzliche.

Rudolf Kassner

Kassners Geduld wird in der Folge auf eine harte Probe gestellt. Als »6 Wochen« nachrichtenloser Wartezeit verstreichen, spiegelt dieser Verzug ein offenbar verlagsinternes Problem, das bereits bei den ersten Bänden der »Gesellschaft« zu Tage getreten war. Damals schon hatte Buber die »etwas verzögerte« Drucklegung bedauert;²¹⁵ und Georg Simmel hatte über Monate hin nicht eintreffende Korrekturen und das verspätete Erscheinen seiner Monographie

²¹² Kassner denkt zeitweilig daran, das Thema der »individuellen Erziehung« in seinem kommenden Traktat »Von den Elementen der menschlichen Größe« aufzugreifen. Jedenfalls eröffnet er dem Insel-Verleger Anton Kippenberg am 15. August 1910 aus Saint Lunaire (s. unten S. 154): »Es wird heißen Erziehung mit dem wichtigeren Untertitel: Von den Elementen der menschlichen Größe.« Allerdings spielt dieser Aspekt im abgeschlossenen Buch (s. unten S. 162: Nr. 20) keine Rolle.

²¹³ Ostern fällt in diesem Jahr 1910 auf den 27. März. Zu Bubers Aufenthalt in Wien s. unten S. 145.

²¹⁴ Gemeint ist der chinesische Philosoph Tschuang-Tse (zweite Hälfte des vierten bis erste Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr.); s. unten S. 153 und S. 160: Nr. 17 und Nr. 19.

²¹⁵ Buber an Hofmannsthal, 24. Februar 1906: BW I, S. 235.

»Die Religion« beklagt, die als zweiter Band der »Gesellschaft« – entgegen der Impressumsangabe: »Published October 22, 1906« – erst nach dem 20. November 1906 ausgeliefert worden war.²¹⁶ Ganz allgemein hatte Gustav Landauer, der in der »Gesellschaft« mit der Monographie »Die Revolution« vertreten ist, am 5. Juli 1907 im Brief an Fritz Mauthner festgestellt: »Der Verleger ist ein Bummel, und ich weiß, daß Buber sich sehr darüber ärgert.«²¹⁷

Und so bringt sich auch Kassner nach mehrwöchiger Pause leicht entnervt bei Buber in Erinnerung:

13. Kassner an Buber²¹⁸

<Wien,> 4/3 10.
<Freitag>

Verehrter Dr. Buber!

Ja wo bleibt denn der »Dilettantismus«? Es hieß doch schon vor 6 Wochen, er werde gedruckt.

Ende März gehe ich auf einige Zeit weg u. ich möchte es bis dahin schon haben.

Alles Gute!

Rud. Kassner

IV Alleeasse 12.

Drei Wochen später, unmittelbar vor seiner Abreise im Nachtzug nach München – am Dienstag, dem 22. März, hatte Kassner Elsa Bruckmann telegraphisch unterrichtet: »komme donnerst frueh absteige marienbad«,²¹⁹ – mahnt er erneut mit fliegender Feder:

²¹⁶ Georg Simmel, Briefe 1880–1911 (wie Anm. 76), S. 533 (13. Januar 1906) und S. 557f. (20. November 1906).

²¹⁷ Landauer – Mauthner, Briefwechsel (wie Anm. 67), S. 162.

²¹⁸ Postkarte. Poststempel Wien 50 / 5.III.10. Adresse: Herrn Dr. Martin Buber / Zehlendorf bei Berlin.

²¹⁹ Die Freundin verzeichnet dann in ihren Tagesnotizen am Gründonnerstag, dem 24. März, Kassners Ankunft und: »Mittags Kassner, Abends Kassner« (BW Bruckmann, S. 474, mit Anm. 2).

14. Kassner an Buber²²⁰

<Wien, 23. März 1910>

<Mittwoch>

Bitte nur recht bald um die Revision. Wohne in München im Hotel Marienbad.²²¹ Fahre am 3ten ca. nach Florenz. Bis dahin möchte ich sie schon haben.

Alles Gute.

Kassner

Inzwischen war im März der schon 1908 mit Franz Blei verabredete Teildruck des »Dilettantismus« im »Hyperion« erschienen, der mit diesem Doppelheft sein Erscheinen einstellt.²²² Ohne Hinweis auf das kommende Buch waren unter dem Titel »Dilettantismus. Fragmente« die am Textrand mit den römischen Ziffern I bis IX nummerierten Abschnitte 1–6 und 8–11 der Buchfassung vorgelegt worden. Der siebente Abschnitt fehlt. Abschnitt IX im »Hyperion« (Abschnitt 10 der Buchfassung) schließt – ohne Markierung – den in der Buchfassung folgenden Abschnitt 11 in gekürzter Form mit ein. Die geringen, vornehmlich stilistischen Änderungen in der Buchfassung sind das Ergebnis von Kassners Fahren- und Revisionsarbeit.²²³

²²⁰ Postkarte; Poststempel: Wien 50. 23. III. 10. Adresse: Dr. Martin Buber / Zehlendorf bei Berlin / Annastr. – Am Kopf von fremder Hand nach dem Poststempel zugefügt: 23.3.10.

²²¹ Das von Kassner, Hofmannsthal, Rilke und anderen Freunden stets gern gewählte Hotel »Marienbad« in der Münchner Barerstraße 1.

²²² Auf S. 188f. formuliert Franz Blei als »Der Herausgeber« »seinen« Abschied an den Leser« und bemerkt, es sei »vom Beginn an die Absicht gewesen«, »die Zeitschrift zwei Jahre und nicht länger zu führen«. Demgegenüber dürften zur Einstellung finanzielle Schwierigkeiten angesichts der aufwendigen und teuren Produktion vor allem des Kunstteils sowie ein Zerwürfnis zwischen Blei und dem Verleger Hans von Weber beigetragen haben, nicht zuletzt auch Bleis Wunsch, »nach Paris überzusiedeln, was er mit der Redaktionsarbeit am Münchner »Hyperion« nicht vereinbaren kann« (Bassermann-Jordan, Eine entschlafene Zeitschrift [wie Anm. 122], S. 328 mit weiterführenden Literaturangaben).

²²³ Hyperion. II. Folge, Bd. 2, H. 11/12. München 1910, S. 29–38; vgl. die »Bibliographischen Daten« in: KW III, S. 826. – Als Blei am 16. Mai 1910 Georg Müller mögliche Autoren für dessen Verlag empfiehlt, nennt er mit Blick auf diesen Vorabdrucks auch »Rudolf Kassner »Der Dilettantismus« und gebraucht dabei merkwürdigerweise nicht die artikellose Überschrift des Zeitschriften-, sondern die des zu erwartenden Buchdrucks (Hartmut Walravens / Angela Reinthal, Franz Blei als Berater des Verlegers Georg Müller. Franz Bleis Briefe an Georg Müller. Wien 2015, S. 111).

Ohne diesen Druck zu erwähnen, bricht Kassner, früher als geplant, am 29. März von München nach Florenz auf, während zu gleicher Zeit Buber, wie angekündigt,²²⁴ nach Wien reist und am nächsten Tag im Kunstsalon Hugo Heller²²⁵ einen Vortrag hält, zu dem das »Neue Wiener Journal« am 31. März (S. 6) meldet:

»Im Kunstsalon Heller übte gestern Dr. Martin Buber mit dem Vortrag chassidischer, im östlichen Getto vor hundert Jahren entstandenen Legenden, die um die Gestalt des Religionsstifters Baal-Schem gewoben sind, eine starke Wirkung aus [...] und fesselte die Zuhörer durch die wundersamen, oft tief ergreifenden Mythen aus einer fernliegenden Welt. Wir kommen auf den Vortrag in eingehender Weise noch zurück« – was am 1. April (S. 3) unter dem Titel »Legenden. Vortrag von Dr. Martin Buber« in Form eines sprachmächtigen Referates mit kritischen Untertönen geschieht:

Hundertjährige Legenden, die um den Begründer der chassidischen Sekte, um den Baal-Schem gesponnen sind, gab vorgestern der Schriftsteller Dr. Martin Buber in seinem im Kunstsalon Heller gehaltenen Vortrage. Es ist eine Mythenwelt, die in der Enge und in der Not des östlichen Getto entstanden ist, aus der Sehnsucht und aus den Träumen der jüdischen Volksseele, der Baal-Schem eine neue Mystik und die Erkenntnis einer neuen Weltschönheit, die allen Dingen immanent ist, gab. Buber gab eine Einleitung zu seinen Nachdichtungen und hob darin die starke mythenbildende Kraft des Judentums hervor. In der Bibel erscheine sie von den späteren Bearbeitern unterdrückt, da man die Befürchtung hegte, daß die Legende die Kraft des Gesetzes schwächen werde. Aber der Mythos lebte fort auch in der Diaspora, trieb Blüten aus allen großen Geschehnissen im jüdischen Leben. Baal-Schem setzte dem abstrakten talmudischen Gedanken die Göttlichkeit alles Irdischen und aller Erscheinungen des Lebens entgegen. Einen wundervollen seelischen Gehalt gab er dem Gebet. Kawanah nannte er jene tiefe Versenkung in Gott, jene Konzentration aller Gefühle, die in ihrer Stärke alles Wünschen zu verwirklichen vermag. Die Legenden sind die Ausstrahlungen der Kawanah, der mystischen, messianischen Sehnsucht der Chassidim. Die Sagen sind auch um die Nachfolger des Baal-Schem, um die Zaddikim, die Heiligen gewoben. Die Legenden haben sich zumeist durch mündliche Ueberlieferung, zum Teil auch durch die Schrift erhalten. Buber vereinigte sie in sei-

²²⁴ Vgl. Kassners bedauernde Bemerkung in Brief Nr. 12: oben S. 142.

²²⁵ Die Wiener Buchhandlung Hugo Heller & Cie veranstaltet in ihren Geschäftsräumen am Bauernmarkt 3 regelmäßig Kunstausstellungen und Vortragsabende. Vgl. Sabine Fuchs, Hugo Heller (1870–1923). Buchhändler und Verleger in Wien. Eine Monographie. Diplomarbeit zur Erlangung des Magistergrades der Philosophie aus der Studienrichtung Germanistik an der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien. Wien, März 2004 (<https://www.wienbibliothek.at/sites/default/files/files/buchforschung/fuchs-sabine-hugo-heller.pdf>) [20.8.2020].

nem Werke über den Baal-Schem, umkleidete aber die wunderbar tiefen, naiv gehaltenen Erzählungen mit einem Wortprunk, der aus Nietzsches »Zarathustra« hergeholt scheint. So verloren sie an ursprünglichem Duft, an Bodenständigkeit und einfacher Schönheit, und die fremde, schwerbeladene Form erdrückte oft den einfachen Sinn. Sie erzählen von der tiefen Sehnsucht des Baal-Schem nach dem heiligen Lande. Einst in der Nacht vernahm der Zaddik ein tiefes Rauschen, ein klagendes Rufen. Die entweihte, von Barbaren zerstampfte und verwüstete Erde Zions rief ihn an, damit sein Wort sie erlöse und zu neuem Leben erwecke. Seine Seele erzitterte vor Trauer, als er diese Stimmen der Heimatserde vernahm, und er beschloß, die Urheimat aufzusuchen, die vergessene und verlassene. Aber da erscholl Gottes Wort, das ihm gebot, im Elend der Fremde zu verbleiben. Die Seele des Baal-Schem geriet in Irrnisse und wußte nicht mehr, wem sie gehorchen dürfe. Die Sehnsucht jedoch wuchs und wuchs und wurde stärker als Gottes Stimme. Da machte sich Baal-Schem mit seinem Schüler auf den Weg nach dem Heiligen Lande. Schweigsam wanderte er und fand kein Wort für das, was sein Innerstes bewegte. Seine Augen füllten sich mit Trauer, sein Herz mit Verzagtheit. In einer Nacht legte er sich unterwegs in den Sand, um auszuruhen. Da sah er sich in einem Kahn auf ein unendliches Meer Hinausgetrieben. Er sah nichts als Wasser ringsum, keine Erde und kein Licht. Ganz leer ward seine Seele und keine Stimme sprach mehr zu ihr. Da wußte der Heilige, daß er nicht weiter wandern dürfe und kehrte um. Die Stimme der alten Erde befragte bange die Stimme der Luft: »Was vernimmst du von weit her?« »Ich höre die heimkehrenden Schritte dessen, der sich aufgemacht hatte, dich zu erlösen.« Da trauerte die alte Erde. In den Lüften aber war ein Tönen: Es sind die Schritte dessen, der wiederkehren wird.« Dies der kurz gefaßte Inhalt der Legende »Jerusalem«.²²⁶

In einer anderen, tiefergreifenden Legende wird von einem Schüler des Baal-Schem erzählt, dessen Gebet eine unsagbare Kraft innewohnte. Ihn hatte der Meister zum Vorbeter am Versöhnungsfeste bestellt. In dem Vorbeter lebte nun der heiße Wunsch, seinen Gefühlen im Mussafgebet eine solche Kraft zu verleihen, daß sie auf ihren Flügeln die Sehnsucht und den Schmerz der ganzen Gemeinde mittragen könnten, stark, um den Messias herbeizurufen. Und er straffte seine Seele an wie einen Bogen. Der Versöhnungstag kam, der Meister blieb still und die Gemeinde wartete. Plötzlich fragte Baal-Schem mit leiser Stimme: »Wer soll denn das Mussaf vorbeten?« Niemand wagte eine Antwort und alle waren erstaunt. Da sagte einer schüchtern: »Hast du nicht, Meister, deinen Schüler David zum Vorbeter bestellt?« – »Der weiß nichts und soll am Versöhnungsfest vorbeten?« Da wurde der Schüler blaß vor Scham und ein furchtbarer Kummer kam über ihn. Er sah sich geschmäht vor der ganzen Gemeinde und kannte keine Schuld. Es war ein bitterliches Weinen in ihm. Der

²²⁶ Jerusalem. In: Martin Buber, Die Legende des Baal-Schem (wie Anm. 80), S. 88–93.

Meister aber rief noch einmal: »Da kein anderer da ist, so gehe hin, David, und bete.« David betete und alle seine Tränen stiegen ins Gebet, seine ganze Herzensnot. Seine Stimme war ein einziges Weinen, und es geschah, daß der ganze entflammte Schmerz der Gemeinde sich ihr anheftete. Das Gebet bekam Flügel und erlöste die Seelen. Als es Abend wurde, sank der Vorbeter zu Füßen des Meisters und rang hier sprachlos vor dem Gestrengen. Mit verklärten Gesichtern standen all die anderen. Endlich fragte der Vorbeter: »Warum schmähtest du mich, Meister? Welche Schuld sahst du an mir?« – »Gar keine«, erwiderte Baal-Schem. »Aber du hattest in Vermessenheit deine Seele wie einen Bogen gestrafft, wolltest mit dem Messias ringen und einen Thron umfassen. Konntest du das? Da habe ich dich klein gemacht und dir einen Kummer gegeben. Nun ist dein Gebet stark geworden vor Schmerzen und hat Gott erreicht.« Da sank der Schüler in die Arme des Meisters und es war auf seinem Gesichte ein Widerstrahl der Milde und Weisheit des Meisters.²²⁷

Da ist ferner die sinnreiche Legende vom Seder der Unwissenden. Der Zaddik hatte eben das Fest der ersten Pessachnacht (Ostern) gefeiert und lag da und fühlte sich glücklich, daß alles in Schönheit und nach Gottes Gebot geschah. Er hatte die Osterbrote emporgehoben, die bitteren Kräuter gegessen und den dem Elias geweihten Kelch getrunken. Der vielen ägyptischen Wunder hatte er gedacht und Gott für die Erlösung des Volkes Israel aus dem ägyptischen Frondienst gepriesen. Aber nun empfand er, daß Gott sich ihm nicht neigte. Er rief die Stimme an, aber sie antwortete nicht. Da begann der Zaddik zu verzagen. »Habe ich nicht alles getan,« rief er schmerzlich, »nicht die Kräuter gegessen und die Osterbrote, und war meine Seele nicht ganz bei dir? Warum grollst du mir?« Aber ein Unwissender, ein armer Wasserträger hatte in seiner Einfalt, der Fröhlichkeit des Herzens Gottes Wohlgefallen mehr gefunden als der gelehrte Zaddik. Er hatte seinen Becher erhoben und Gott in einfachen Worten für die Befreiungstat gepriesen. Der Meister ließ den unscheinbaren Mann zu sich kommen und die Erkenntnis wurde ihm, daß dem Höchsten das Stammeln der Unwissenden mehr gilt, als die stolze Weisheit und die Selbstgefälligkeit der Klugen. In Demut neigte sich der Meister vor dem armen, mühebeladener Mann, der den Weg zu Gott gefunden.²²⁸

Eine wunderbare Poesie schimmert in diesen Legenden, eine Phantasie, die mitten in der Armseligkeit und Not des Lebens Märchen weiter schafft. Von einer tiefen Religiosität, einem die ganze Natur belebenden Pantheismus sind sie erfüllt, und sie gleichen der legendären Wunderkraft des Baal-Schem, der allen Dingen, die er berührte, Leben zu geben vermochte. Sie spiegeln die innersten Seelentiefen eines Volkes.

²²⁷ Das Rufen. In: Ebd., S. 240–246.

²²⁸ Diese Legende fehlt im gedruckten Buch.

Mitte April begibt Kassner sich von Florenz nach Schloss Duino, kehrt am 23. April ins heimatliche Wien zurück und wendet sich nach kurzem Zwischenaufenthalt nach Paris, wo er am 6. Mai im Hotel Ste. Anne absteigt:²²⁹ »Zehn Jahre war ich nicht hier. In diesem Falle ist es unendlich viel. Unendlich viel!«²³⁰

15. Kassner an Buber

Hotel Ste Anne.
10, Rue Ste Anne
Paris.
<9. Mai 1910>
<Montag>

Verehrter Dr. Buber!

Will Ihnen nur meine Adresse mittheilen. Hoffentlich kriege ich bald meinen Dilettantismus. Jetzt werde ich Sie also nicht sehen wenn Sie im Mai in Wien sind.²³¹

Wie geht es Ihnen? Hätte gerne mit Ihnen in Wien gesprochen. Kommen Sie nach Paris. Und lassen Sie den kleinen Hollitscher nicht allein reisen.²³²

Herzlichst
Ihr

Rud. Kassner

9/5 10.

In seiner postwendenden Antwort auf Kassners Mahnbrief dürfte Buber beschwichtigend zur Geduld geraten, in der Hauptsache aber Kassners Urteil

²²⁹ So vorausschauend aus Wien am 29. April 1910 an Fürstin Taxis: Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 109. Der »Baedeker« (Paris. 18. Aufl. Leipzig 1912, S. 6) listet das Hotel mit 110 Zimmern, »östlich der Avenue de l'Opéra« und »in der Nähe des Palais Royal« unter den Gasthöfen »ersten und zweiten Ranges« auf.

²³⁰ Kassner an Elsa Bruckmann, Anfang Mai 1910: BW Bruckmann, S. 476f.

²³¹ Ein Wien-Besuch Bubers im Mai 1910 war anhand der gedruckt zugänglichen Dokumente nicht zu ermitteln.

²³² Arthur Holitscher hatte Kassner offenbar unterrichtet, er werde ebenfalls nach Paris kommen; vgl. das P.S. in Kassners Brief Nr. 16, unten S. 149. Dokumente der Korrespondenz zwischen Holitscher und Kassner sind bislang nicht aufgetaucht.

über den russischen Philosophen Aron David Gurewitsch erbeten haben, dessen Witwe an ihn herangetreten war und wahrscheinlich von einem früheren Kontakt zu Kassner gesprochen hatte.

16. Kassner an Buber

Hotel Ste Anne,
10, Rue Ste Anne
Paris.
12/5 10.
<Donnerstag>

Verehrter Dr. Buber!

Ich bin ganz Ihrer Ansicht, was die Werke des Gurewitsch angeht. Er war ein armes, überreiztes, krankes Gehirn. Frau G. war zweimal an mich herangetreten mich für Ihres²³³ Mannes Werk bei einem Verleger zu verwenden. Doch konnte ich es auf keinen Fall vertreten. Würde Ihnen auch abrathen. Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen, das Interessanteste daran seien die Schamlosigkeiten. Ja, eigentlich haben wir aber nur an der²³⁴ Schamlosigkeiten von Göttern ein xxxxxxx²³⁵ Vergnügen. Götter dürfen schamlos sein. Für uns Menschen ist wenn es hoch kommt nur böses Beispiel.

Viel Glück für Italien.²³⁶

Ihr

Rudolf Kassner

Der gute Rebbe lässt grüßen.

Der jungverstorbene russische Philosoph Aron David Gurewitsch (1876–1902), ältestes Kind einer jüdischen Kaufmannsfamilie aus Witebsk, war mit 16 Jahren nach Berlin gekommen und nach Studienjahren hier und in Zürich (bei Richard Avenarius) als Zwanzigjähriger mit der Arbeit »Zur Geschichte des

²³³ Lies: ihres.

²³⁴ Lies: den.

²³⁵ Nicht zu entziffern.

²³⁶ Zu Bubers Sommer in Italien s. unten S. 154.

Achtungsbegriffes und zur Theorie der sittlichen Gefühle« in Würzburg zum Dr. phil. promoviert worden. Mit seiner Frau Maria, geb. Markowitsch, war er in die Schweiz gezogen und hatte nach deren Zeugnis

voller Jubel, vollkommen frei und restlos versöhnt [...] an seinem letzten Tage das Haus <verlassen>, um seinen täglichen Morgenspaziergang zu machen, und – kehrte nicht wieder. Man fand ihn am andern Tag im Thunersee in der Nähe des Ufers stehend unter dem Wasser. Beim Baden schien er in einen Strudel geraten und versunken zu sein.²³⁷

Im November 1903 hatte die Witwe Kassner um Hilfe bei der Veröffentlichung der nachgelassenen Schriften ihres Gatten gebeten, der sich in einem kleinen, aber gewichtigen Beitrag mit Kassners Erstlingswerk »Die Mystik, die Künstler und das Leben« kritisch-zustimmend auseinandergesetzt hatte.²³⁸ Diese schriftliche Anfrage hatte Kassner seinerzeit bei einem Besuch im Hause des britischen Autors Houston Stewart Chamberlain vergessen und sie am Folgetag mit der Bemerkung zurückerhalten: »Sie haben das armselige kleine Briefbögelchen hier liegen lassen. Alles was vom absoluten Egoisten – dem armen Schlucker – übrig bleibt; bald nimmt sich die Markowitsch ein andres »Genie« u. dann ist er auf immer ausgelöscht.«²³⁹ Unermüdlich auf der Verlagsuche hatte sich Maria Gurewitsch – sie lebt inzwischen in Berlin-Schmargendorf – im Frühjahr 1910 an Buber gewandt²⁴⁰ und ihm nach vorangehender Vereinbarung am 14. April »das Manuscript« zugeschickt. Aus seiner Antwort liest sie »mit Genugthuung heraus«, »dass das Manuscript in Ihnen doch einen Freund gewonnen hat, und ich hoffe sehr darauf, dass Sie mir mit Rath und That helfen es auf irgend welche Weise aber doch vollständig herauszugeben«, selbst wenn er die »Synthese des Manuscriptes als einen Irrweg« betrachte. In dieser Situation holt Buber Kassners Meinung ein und sieht sich wohl in der eigenen Distanz grundsätzlich bestärkt. Gleichwohl wahrt er die Verbindung zu Maria Gurewitsch, rät ihr, »das Werk in autobiographische Form <zu> bringen« und mit Oesterheld & Co, dem 1906 in Wilmersdorf gegründeten jüdischen Verlag für Literatur, Kunst und Wissenschaft, Verhandlungen aufzunehmen. Im Mai 1911 fragt sie in aller Vorsicht: »Wäre es vielleicht möglich, dass Sie geneigt sein könnten auf sich die Aufgabe zu nehmen, der Herausgeber zu

²³⁷ Maria Gurewitsch, Nachwort zu: Aron D. Gurewitsch, *Zur Grundlegung einer Synthese des Daseins*. Berlin 1931, S. 333, Anm. 1.

²³⁸ Aron D. Gurewitsch, *Der Ästhet und die ästhetische Weltanschauung*. In: *Zur Grundlegung einer Synthese des Daseins* (wie Anm. 237), S. 212–214.

²³⁹ Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 244: 20. November 1903.

²⁴⁰ Acht handschriftliche Briefe Maria Gurewitschs zwischen dem 14. April 1910 und dem 7. Juni 1911 verwahrt das Martin Buber Archive in der Israelischen Nationalbibliothek zu Jerusalem (257b1–257b8), von wo mir freundlicherweise Kopien zur Verfügung gestellt wurden.

sein den der Verleger hier vermisst?«, ehe sie Anfang Juni 1911 »die Manuscripte« zurückbittet, »damit ich für den Sommer sie in druckfertige Form bringe:«²⁴¹ Vorderhand jedoch gehen ihre Schritte ins Leere. Erst zwei Jahrzehnte später wird sie den Nachlass unter dem Sammeltitle »Zur Grundlegung einer Synthese des Daseins« veröffentlichen²⁴² und im Vorwort anmerken: »Das vorliegende Werk ist in den zweiten und dritten Teilen ein Auszug aus Tagebüchern in chronologischer Reihenfolge. Ein Jahr vor seinem Tode hat der Verfassers es zusammengefasst und dazu den ersten Teil – die Grundlegungen – in ihren Hauptabschnitten geschrieben.«

Zu einem ganz anderen Ergebnis als Kassner, Chamberlain oder Buber kommt nach Jahren Bubers Freundin, die Schriftstellerin und philosophische Deuterin deutschen und jüdischen Geisteslebens Margarete Susman (1872–1966), die er einst in Berlin in einem Privatseminar Georg Simmels kennen gelernt hatte.²⁴³ Nach eingehender Beschäftigung mit Gurewitschs Werk versteht sie den » unbekannt gebliebene<n>, von der Geschichte gar nicht aufgenommene<n> junge<n> Denker« als einen »der letzten grossen Mystiker des Abendlandes«,²⁴⁴ und am 4. September 1934 fragt sie Buber nach »dem um die Jahrhundertwende lebenden, früh verstorbenen Philosophen Gurewitsch«, »der ein wundervolles u. sehr seltsames metaphysisches Buch geschrieben hat. Kennen Sie es? Es sind herrliche, wenn auch nicht spezifische, so doch ganz jüdischem Geist stammende Kapitel darin.«²⁴⁵

Hinter dem in Kassners Postskriptum genannten »guten Rebbe« steht wieder Arthur Holitscher, der seinen Pariser Aufenthalt im Frühjahr 1910 nur ganz allgemein mit den Worten streift: »In Paris wieder, wochenlang, Monate, melancholisch den Spuren der Jugendzeit folgend [...]«.²⁴⁶ Kassner hingegen lässt am 20. Mai 1910 Gerty von Hofmannsthal wissen: »Sehe einige

²⁴¹ Maria Gurewitsch an Buber, 14. April 1910, 19. Mai 1910, 26. November 1910; 5. und 27. Mai 1911, 7. Juni 1911.

²⁴² S. oben Anm. 237. Das Buch wird 1935 im Rascher-Verlag, Zürich / Leipzig, nachgedruckt.

²⁴³ Georg Simmel hatte ihr und Getrud Kantorowicz – »Meinen Freundinnen« – seine Studie »Die Religion« gewidmet, die im Oktober 1906 als 2. Band in Bubers »Gesellschaft« erschienen war.

²⁴⁴ Margarete Susman, *Gestalten und Kreise*. Zürich 1954, S. 312–332: »Ein Frühvollendeter«.

²⁴⁵ DLA, Nachlass Susman, zitiert bei Barbara Hahn, *Das Böse. Begegnungen mit Büchern von Aron Gurewitsch und Otto Weininger*. In: *Grenzgänge zwischen Dichtung, Philosophie und Kulturkritik. Über Margarete Susman*. Hg. von Anke Gilleir und Barbara Hahn. Göttingen 2012, S. 231–243, hier S. 237, Anm. 16: Am Satzschluss möglicherweise zu lesen: »ganz jüdischem Geist <ent>stammende Kapitel«.

²⁴⁶ Arthur Holitscher, *Mein Leben in dieser Zeit* (wie Anm. 77), S. 82.

28/6 10.

Karlener Dr. Buber!

Sei
Pagen, was. H. den mit den Bekannten
ung. Der Verlag sucht nach uns
Leit auf die Fragen. Die Zeit muss
an ein neues Langweiliges sein werden.
Zu ein Kommen sein zueinander.
Sein Kommen ist ein Kommen.
Es wird gemacht werden.
Nur wenn es nicht ist. Und das
Hinter. Es hat wo (nicht) in po-
gruppig. Vor. Und

Rud. Kassner

20 Margaret St.

London, W.

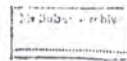


Abb. 2.: Rudolf Kassner an Martin Buber, London, 28. Juni 1910
(Martin Buber Archive: Israelische Nationalbibliothek Jerusalem)

Menschen. Rilke, Gide, Rysselberghe²⁴⁷ etc. Holitscher ist auch wieder da«,²⁴⁸ und Lili Schalk kann unter dem 6. Juni lesen: »[...] sehe nicht zu viele Menschen. Ausser Hollitscher, doch den behandle ich mehr als Legat als Person.« Zugleich erfährt sie, dass er »in ca 2 Wochen nach London« gehe.²⁴⁹ Wenn dann der Blake-Forscher Archibald G. Russell, ein Weggefährte aus frühen Londoner Tagen, dem gemeinsamen Freund Otto von Taube auf einer undatierten Karte, ebenfalls aus Paris, meldet: »Kassner [...] left on Tuesday«, dürfte mit diesem Tuesday« der 21. oder der 28. Juni 1910 gemeint sein,²⁵⁰ auf welchen Tag Kassners Zeilen an Buber als erste überlieferte Nachricht aus der britischen Hauptstadt datiert sind:

17. Kassner an Buber

<London,> 28/6 10.
<Dienstag>

Verehrter Dr. Buber!

Sagen Sie, was ist denn mit dem Dilettantismus? Der Verlag antwortet mir nicht auf die Fragen. Die Sache fängt an ein wenig langweilig zu werden. Bin in London für einige Zeit. Im Sommer wohl wieder Frankreich. Es wird gearbeitet werden.

Was macht Ihr Chinese?²⁵¹ Und Ihre Gesundheit? Und wo stecken Sie geographisch?

Viele Grüße

Rud. Kassner

20 Margaret St.
London W.

²⁴⁷ Théo van Rysselberghe (1862–1926), der wohl bedeutendste flämische Maler des Pointilismus (vgl. Ronald Feltkamp, Théo van Rysselberghe. 1862–1926. Paris 2003), bei dem Kassners Cousine Marie Olden im folgenden Jahr Malunterricht nehmen wird; vgl. Klaus E. Bohnenkamp: »Paris möchte sich Ihnen immer mehr von seinen guten Seiten zeigen«. Zwei Briefe Rainer Maria Rilkes an Marie Olden. In: JbDSG 49, 2005, S. 36–50; hier S. 43.

²⁴⁸ BW Kassner (2005), S. 135f.

²⁴⁹ Vgl. BW Bruckmann, S. 478, Anm. 1.

²⁵⁰ Kassner – Taube (wie Anm. 73), S. 276, Anm. 168.

²⁵¹ S. oben S. 142 mit Anm. 214. Gemeint sind die »Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse« (s. unten Nr. 18 und Nr. 19), von denen Buber bei der Berliner Begegnung im Mai 1908 und / oder in einem seiner vorangehenden Briefe gesprochen hatte.

»Geographisch« hält sich Buber im Sommer 1910 im italienischen Forte dei Marmi in der Provinz Lucca auf. Im Rückblick des 28. August bekennt Franz Blei: »Überhaupt war eine gute Hand über Forte, denn ich habe auch Sie dort gefunden und bin sehr dankbar dafür.«²⁵² Wenig später weist er Georg Müller in einem undatierten Schreiben darauf hin, Bubers »Adresse« sei »bis 20. September Forte dei Marmi«.²⁵³ Doch verlängert Buber seinen Aufenthalt über diesen Termin hinaus. Jedenfalls wird Georg Simmels am 20. September 1910 an die Heimatadresse Zehlendorf gerichteter Brief von fremder Hand noch am selben Tag nach »Forte dei Marmi / Provinz Lucca / Italien« umadressiert, und Buber selbst unterrichtet Gustav Landauer erst am 10. Oktober aus Berlin: »[...] nun sind wir (schon einen Tag) wieder hier«.²⁵⁴

Als Kassner in der dritten Julidekade von London nach Frankreich zurückkehrt, lässt er sich im kleinen bretonischen Seebad St. Lunaire nieder²⁵⁵ und arbeitet den Sommer über, »bei Ebbe auf den dunklen Steinen des Meeresstrandes sitzend«,²⁵⁶ an seinen »Elementen der menschlichen Größe«, die er als gültige Ausführung dessen betrachtet, was er im »Dilettantismus« als Skizze vorgelegt hatte.²⁵⁷ Kurz nach der Ankunft erreicht ihn die von Buber oder dem Verlag ausgehende Kunde, der »Dilettantismus« sei bereits »erschieden«, doch seien, »alle meine Exemplare verloren gegangen. Hörte es erst gestern.«²⁵⁸

Die in den frühen Augusttagen vom Verlag eiligst nachgelieferten Belegexemplare

Der
Dilettantismus
von
Rudolf Kassner
Frankfurt am Main
Literarische Anstalt
Rütten & Loening

²⁵² Vgl. Buber – Blei (wie Anm. 123), S. 342f.

²⁵³ Franz Bleis Briefe an Georg Müller (wie Anm. 223), S. 140.

²⁵⁴ Georg Simmel, Briefe 1880–1911 (wie Anm. 76), S. 850, und BW I, S. 286.

²⁵⁵ An Rilke heißt es am 23. Juli: »Seit vorgestern bin ich wieder in Frankreich, in der Bretagne« (Kassner – Rilke [wie Anm. 114], S. 31).

²⁵⁶ KW VII, S. 97; s. auch unten Anm. 264.

²⁵⁷ Kassner an H. St. Chamberlain, 6. August 1910: Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 465.

²⁵⁸ Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 110; das Tagesdatum des Poststempels »xx. 7. 10.« ist nicht zu entziffern.



Abb. 3.: Rudolf Kassner, *Der Dilettantismus* (1910), Doppeltitel
(Privatarchiv Stuttgart)

erscheinen als »Vierunddreissigster Band« der »Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Martin Buber«, ²⁵⁹ Die Ausstattung folgt derjenigen der gesamten Reihe: Die Abschnittsgrenzen sind durch Initialen – die erste zweifarbig – markiert. ²⁶⁰ Auf Seite <XVI> findet sich in den Verlagsanzeigen ein bemerkenswerter Text zum »Dilettantismus«, der aus der Feder Martin Bubers stammen dürfte:

Dieses kleine Buch ist eine Zeitpsychologie in nuce. Man könnte fragen, ob denn der Dilettantismus so bestimmend für die gegenwärtige Gesell-

²⁵⁹ 8°, 69, (2) S. Deck- und Titelblatt schwarz und rot gedruckt. – S. <1, oben rechts in sechszeiligem Blocksatz>: DIE GESELLSCHAFT / Sammlung sozialpsycho-/logischer Monographien / Preis eines jeden Bandes / leicht kartoniert M. 1.50 / in Leinwand gebdn. M. 2.00. – S. <2>: Die / Gesellschaft / Sammlung sozialpsycho-/logischer Monographien / Herausgegeben / von / Martin Buber / Vierunddreissigster Band: / Rudolf Kassner: / Der Dilettantismus. – Auf den vorgeschalteten S. <I> bis <XVI>: Verlagsanzeigen über die Bände I bis XXXV/XXXVI der Reihe. – Der Text in der leicht übergangenen Gestalt der zweiten Auflage von 1923 jetzt in: KW III, S. 7–47; vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW III, S. 825f.

²⁶⁰ Im Ersten Band meldet eine in späteren Bänden – so auch im »Dilettantismus« – weggefallene Vorbemerkung in farbigem Druck oberhalb des Impressums (S. <4>): »Einband- und Vorsatz-Zeichnung stammen von Peter Behrens / Die Initialen zeichnete Hermann Kirchmayr«. Mit Behrens (1868–1940) und Kirchmayr (1857–1938) zeichnen zwei der bedeutendsten Vertreter des Jugendstils und des modernen Designs für die Gestaltung verantwortlich.

schaft sei. Der *innere* Dilettantismus, von dem Kassner erzählt, ist es. Der alte Dilettant war ein Sammler und Flötenbläser. Der moderne ist ein Individualist und Kritiker. Er hat mit keiner Art echter Lebensgestaltung etwas zu schaffen; er ist durchaus unecht. Er lebt in Surrogaten; er denkt Surrogate, er tut Surrogate. Er kennt keinen Glauben und keine Umkehr. Er mischt alles und »entwickelt sich«. Er besitzt weder Sensibilität noch Form, aber er affektiert den Künstler. In Wahrheit hat er mit dem Künstler nichts gemein. Der Künstler sucht das ihm Verwandte, der Dilettant das ihm Fremde. Er hat kein Du. kein Objekt, das ihm erwidert. Er ist unsicher und geistreich. So hat er auch mit dem Mann von Welt nichts gemein, der nicht geistreich ist, sondern Gemeinsinn hat. Gemeinsinn, Formsicherheit und die lebendige Wirklichkeit der Tradition schützen die Zeiten der Kultur, die Zeiten, die von dem Künstler und dem Weltmann bestimmt sind, vor dem Dilettanten. Unsere Zeit ist dem modernen Dilettanten ausgeliefert, dem Herzlosen und Formlosen, der ohne Größe und Maß ist.

Kassner leitet die eingetroffenen Bändchen Freunden und Bekannten wie Elsa Bruckmann, Hugo von Hofmannsthal, Houston Stewart Chamberlain, Lili Schalk oder Fürstin Taxis zu, jeweils mit der Widmungsdatierung »St. Lunaire (Bretagne) August 1910«.²⁶¹ Eine Eingangsbestätigung oder ein Dankeswort an Buber sind nicht überliefert. Wohl aber ist eine kleine Rezension Thassilo von Scheffers (1873–1951) zu beachten, des Lyrikers und Dichters, der sich mit seinen eleganten Übertragungen antiker Dichtungen von Homers »Ilias« und »Odyssee« bis zu den Werken Hesiods, Vergils und Ovids einen Namen machen wird und hier als exzellenter Kassner-Kenner auftritt. In seiner Besprechung der Bände 33 und 34 der »Gesellschaft« stellt er Kassners »Dilettantismus« neben »Die Erotik« von Lou Andreas-Salomé und führt aus:

[...] Völlig anders in Stil und Rhythmus ist Kaßners »Dilettantismus«. Man konnte erwarten, daß der Wiener Essayist gerade bei diesem Thema seinen ganzen Geist und auch die Schärfe zersetzender Ironie walten lassen würde, und wird das auch durchweg bestätigt finden. Um die Kaßnerschen Bücher mit vollem Genuß zu lesen, muß man selber sehr weit in innerer Kultur gediehen sein, man muß sie Satz für Satz in ihrem²⁶² manchmal scheinbar paradoxen und verblüffenden Ergebnissen zu verstehen suchen, und man muß schließlich, ich möchte sagen, ein Feinschmecker des geistvollen und des brillanten Stils sein, selbst da, wo wir vielleicht bei tieferer Schürfung nur das Spiel eines kapriziösen Blendwerks erkennen. Denn leugnen will ich nicht, daß Kaßner mit der Zeit

²⁶¹ Vgl. Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 111f.; an Lili Schalk ([wie Anm. 110] 29. August 1910: »Haben Sie meinen D. erhalten?«); BW Bruckmann, S. 480 (12. August 1910: »unlängst«), BW Kassner (2005), S. 139; Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 464f. (5. August 1910).

²⁶² Lies: ihren.

immermehr geistvoll und geistreich zuweilen verwechselt. Immer aber wird man seine Lektüre mit ganz neuen Erkenntnissen des Kulturgangs belohnt finden. Zum Thema des »Dilettantismus« befand sich Kaßner nun gewissermaßen an der Quelle; auch ist der ganze Vorwurf dermaßen ein Kind unserer Zeit, daß wirklich vielleicht erst unsere Generation über den »Dilettantismus« schreiben konnte. Wie mit einem Seziersmesser deckt Kaßner jede Faser im Herzen des Dilettanten auf, eine ungeheuer Beobachtung und Menschenkenntnis spricht aus jedem Abschnitt. Man soll aber nicht erwarten, daß hier nun der Dilettantismus in Bausch und Bogen zu Tode gepredigt wird; nein, dazu ist Kaßner ein viel zu tiefer Erkennen, der jede Erscheinungsform bis in die Schluchten des Mystischen zu verfolgen imstande ist, und der auch wohl weiß, wie hier ein durch alle Zeiten gehender Typus unter Umständen selbst seine Berechtigung, ja seine Notwendigkeit findet, die meist in einer Gegenwirkung liegt. Ich würde *jedem* raten, dies Buch zu lesen, denn es wird kaum einen geben, der hier nicht einen Spiegel oder ein Korrektiv für irgend einen Winkel seines Herzens fände.²⁶³

Während des in St. Lunaire geführten »wahren Sommerlebens« hatte Kassner die »Elemente der menschlichen Größe« weiter vorangetrieben²⁶⁴ und Anton Kippenberg am 15. August mitgeteilt, er »arbeite an etwas, das nicht umfangreich werden kann u. viel sagen soll, also eine sehr expressive Art des Druckes fordert. [...] Ich glaube, es wird etwas Starkes und Einfaches.« Am 6. September nach Paris zurückgekehrt,²⁶⁵ erreicht ihn ein den »Dilettantismus« betreffender Vorschlag der Fürstin Taxis, zu dem er Anfang Oktober schreibt:²⁶⁶ »Natürlich habe ich nichts gegen eine Übersetzung des D. durch die Gräfin

²⁶³ In: Xenien. Eine Monatsschrift für Literatur und Kunst 5, 1912, Januarheft, S. 62–64. Zur Wirkung und Bedeutung von Kassners »Dilettantismus« s. auch Claudia Schmolders, Physiognomik des Sohnes. Rudolf Kassner, eher psychoanalytisch betrachtet. In: Rudolf Kassner. Physiognomik als Wissensform. Hg. von Gerhard Neumann und Ulrich Ott. Freiburg i.Br. 1999, S. 163–193, hier S. 167f.

²⁶⁴ Kassner an Elsa Bruckmann, 12. August 1910 (BW Bruckmann, S. 480) und an Gerty von Hofmannsthal, 5. September 1910 (BW Kassner [2005], S. 141). Noch 16 Jahre später, am 22. September 1926, bestätigt er der Fürstin Marguerite Caetani (1880–1963): »The ›Elements‹ were written from the beginning to the end in France, first in St. Lunaire in Brittany (me sitting on the those big black stones in the very sea) and then in Paris in October 1910« (Kassner – Caetani [wie Anm. 44], S. 187f.).

²⁶⁵ An Marie Taxis, St. Lunaire, 5. September 1910: »Gehe morgen nach Paris« (Kassner – Taxis II [wie Anm. 72], S. 112f.).

²⁶⁶ Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 114 (undatiert).

Beaume. Wer ist sie?²⁶⁷ Ich glaube, das was ich über Frankreich sage,²⁶⁸ braucht nicht unbedingt ein Hindernis zu sein, da gerade diesen Abschnitt eine andere Revue, die *Nouvelle Rev. Française* übersetzen wollte.²⁶⁹ Eine Übertragung durch die Gräfin kommt allerdings infolge ihres baldigen Todes am 7. Februar 1911²⁷⁰ nicht zustande. Auch die spätere – von Kassner als »ausgezeichnet« gelobte – französische Version durch Marie Taxis selbst²⁷¹ bleibt ungedruckt – anders als ihre Übersetzung der »Elemente der menschlichen Größe«, die im Herbst 1926 im »Commerce« erscheint.²⁷²

Paris, die für ihn »schönste Stadt der Welt«,²⁷³ verlässt Kassner am 13. November 1910 in der Gewissheit, der »Dilettantismus« scheine »allgemein sehr zu gefallen«.²⁷⁴ Dabei hat er nicht nur das enthusiastische Urteil Rilkes vom 17. August vor Augen,²⁷⁵ sondern auch Hofmannsthals am 8. September der Fürstin Taxis übermittelte Einschätzung: »was für ein vorzügliches Buch eines wirklich von ihm geschaffenen genre, Philosophie im alten Sinn«.²⁷⁶ Zunächst bleibt er »einige Tage« in Berlin²⁷⁷ – ohne Kontakt zu Buber aufzunehmen,

²⁶⁷ Comtesse Isabelle Gontran de La Baume-Pluvinel, geb. Crombez (1858–1911); Besitzerin des Palazzo Dario in Venedig und befreundet mit Pierre Louÿs, Henri de Régnier, Anna de Noailles und Marie von Thurn und Taxis. Unter dem Pseudonym Laurent Évrard tritt sie mit Gedichten, Novellen und Romanen an die Öffentlichkeit; vgl. Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 14, Anm. 298; Margaret Plant, Venice, Fragile City. 1797–1997. New Haven 2003, S. 250.

²⁶⁸ Über den in Frankreich selten zu beobachtenden Dilettantismus und dessen Auswirkungen handelt Kassner auf den Seiten 14f. und, ausführlicher, auf S. 52–55 (= KW III, S. 14f., S. 36–38).

²⁶⁹ In Ermangelung weiterer Zeugnisse bleibt offen, ob Kassner im April des vorigen Jahres 1909 in Rom (s. oben S. 119f.) bei einer Begegnung mit André Gide (vgl. Rudolf Kassners Briefe an André Gide [wie Anm. 124], S. 123, Anm. 192) das eben begonnene »Dilettantismus«-Projekt zur Sprache gebracht und der Freund als einer der Herausgeber der »Nouvelle Revue Française« eine letztlich nicht verwirklichte Teilübersetzung in Betracht gezogen hatte.

²⁷⁰ Im Pariser »Figaro« vom 8. Februar 1911 (S. 1) erscheint aus der Feder des französischen Kritikers und Schriftstellers André Beaunier (1869–1925) der Nachruf »La comtesse de La Baume«.

²⁷¹ Kassner – Rilke (wie Anm. 114), S. 150. Zur Übertragung s. Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 175; Kassner – Caetani (wie Anm. 44), S. 183f.

²⁷² Rudolf Kassner, Des éléments de la grandeur humaine. Traduit de l'allemand par la princesse Alexander de la Tour et Taxis. In: Commerce IX. Automne 1926, S. 107–170; vgl. dazu Kassner – Caetani (wie Anm. 44), S. 186–188.

²⁷³ An Elsa Bruckmann, 17. September 1910: BW Bruckmann, S. 484.

²⁷⁴ Ebd., S. 483.

²⁷⁵ Kassner – Rilke (wie Anm. 114), S. 34f.

²⁷⁶ BW Thurn und Taxis, S. 157f. – Bubers enger Freund Gustav Landauer wird im folgenden Jahr unter dem Titel »Vom Dilettantismus« knappe Bemerkungen zu diesem »Zeitphänomen« beisteuern, ohne Kassner und dessen Studie zu nennen (Gustav Landauer, Der werdende Mensch. Aufsätze über Leben und Schrifttum. Hg. von Martin Buber. Potsdam 1921, S. 78–83).

²⁷⁷ So vorausschauend an Gerty von Hofmannsthal, Paris, 17. Oktober 1910 (BW Kassner [2005], S. 145). Er logiert im Hotel »Der Fürstenhof« am Potsdamer Platz und unterrichtet An-

wahrscheinlich aufgrund jener labilen Stimmung, die er Anton Kippenberg gegenüber am 15. Januar 1911 rückblickend in die Worte fasst: »Nach Paris war ich dumm und überhaupt herunter«. Am 24. November fährt er weiter ins böhmische Lautschin und erhält hier wohl in Bubers Auftrag vom Verlag die eben ausgelieferten »Reden und Gleichnisse des Tschuang-tse«:

18. Buber (oder in Bubers Auftrag) an Kassner

<November 1910>²⁷⁸

Reden und Gleichnisse
des
Tschuang-Tse
Deutsche Auswahl
von
Martin Buber
Im Insel-Verlag Leipzig
1910²⁷⁹

Kassners Dank beschränkt sich auf den begeisterten Zuruf:

ton Kippenberg auf einer undatierten Briefkarte kurz vor dem 19. November 1910: »Ich bin also schon hier und bleibe höchstens bis 24.« (GSA).

²⁷⁸ Bubers Widmung an Gerhart Hauptmann ist auf den 12. November 1910 datiert (vgl. Gerhart Hauptmann, Tagebücher 1906–1913. Nach Vorarbeiten von Martin Machatzke hg. von Peter Sprengel. Frankfurt a.M. / Berlin 1994, S. 637), und Georg Simmel dankt am 14. November »herzlich« für das Buch: »Was Sie aus der chinesischen Philosophie mitteilen, ist von außerordentlicher Bedeutung u. hat die aus der Tiefe hervorbrechende Wucht, wie Sätze Meister Eckharts« (Georg Simmel, Briefe 1880 – 1911 [wie Anm. 76], S. 871; in BW I, S. 287, die falsche Lesung: »[...] und hat dies aus der Tiefe hervorbrechende Muß, [...]«).

²⁷⁹ 8°, (4), 123, (3) S.; Einband von Emil Rudolf Weiß (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 103; Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 1783; jetzt in: MBW 2.3: Schriften zur chinesischen Philosophie und Literatur. Hg., eingel. und komm. von Irene Eber. Gütersloh 2013, S. 51–101).

<Lautschin, Ende November 1910>

Tschuang-Tse ist eines der wundervollsten Bücher der Welt.
Vielen Dank!

Rud. Kassner

Das Urteil wiederholt er am 26. November nahezu wortgleich im Brief an Anton Kippenberg: »Bubers Chinesenbuch ist eines der schönsten Bücher der Welt u. sehr gut übersetzt. Ich gratuliere Ihnen dazu.«²⁸¹ Trotz dieses enthusiastischen Lobes wird er merkwürdigerweise in Werk und Brief erst nach Jahren an einer einzigen Stelle indirekt auf den chinesischen Denker eingehen und in seiner 1947 entstandenen »Erinnerung an Berlin« feststellen, es seien »kaum größere Gegensätze zu denken als die zwischen Chinesen und Deutschen. [...] Trotz allem, was gelegentlich über die geistige Verwandtschaft zwischen Tschuang-Tse und Goethe geschrieben wird.« Dabei bezieht er sich nicht auf Bubers Ausgabe, sondern wohl auf Richard Wilhelm, der in der Einleitung zu seiner Gesamtübersetzung Parallelen zwischen dem Chinesen und Goethe zieht.²⁸²

Hofmannsthal, in dessen Bibliothek ein Exemplar mit späterer Widmung an Grete Wiesenthal »Gretl | von | Hugo | 1911« erhalten geblieben ist (SW XL Bibliothek, Nr. 2640), wird Anton Kippenberg am 22. August des nächsten Jahres bitten, für das »Programmbüchlein«²⁸³ »2 (nicht mehr als 2) von den

²⁸⁰ Postkarte: Der Text steht auf der Vorderseite neben dem Adressenabschnitt: Dr. Martin Buber / Zehlendorf bei Berlin / Annastrasse 12. Rückseite unbeschrieben; österreichische Briefmarke mit nicht zu entzifferndem Poststempel und vermutlichem Absendeort »Lautschin« oder »Loučen«. Die am oberen Rand der Vorderseite von fremder Hand zugefügte Datierung »Juni 1910« ist nicht zu halten, da das Buch erst im November 1910 erscheint und Kassner sich im Juni 1910 in Paris und London aufgehalten hat (s. oben S. 152f.).

²⁸¹ Kippenberg hatte »das Buch des Tschuang-Tse« am 8. November auch Rilke zugesandt, der nach zehn Tagen »Vielen Dank für alles« sagt, »besonders auch für den Tschuang-Tse, ein Buch von wunderbaren Gültigkeiten« (Rainer Maria Rilke, Briefwechsel mit Anton Kippenberg. 1906 bis 1926. Hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg. Bd. 1. Frankfurt a.M. / Leipzig 1995, S. 233, S. 235).

²⁸² KW IX, S. 234, mit dem erläuternden Hinweis (ebd., S. 844) auf: Dschuang Dsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland. Aus dem Chinesischen übertragen und erläutert von Richard Wilhelm. Jena 1912, S. XIII, S. XXIf.

²⁸³ Gemeint ist das Textbuch: Grete Wiesenthal in Amor und Psyche und Das fremde Mädchen. Szenen von Hugo von Hofmannsthal. Berlin 1911 (Weber IV 8; vgl. SW XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, S. 351f.).

herrlichen chinesischen Gleichnissen abdrucken« zu dürfen,²⁸⁴ und Buber selbst wird 1951 die Neuausgabe des Bändchens, »nachdem es seit Anbruch der Hitlerzeit verschollen war«, »der Erinnerung an Hofmannsthal« widmen, »der es zu seinen Lieblingsbüchern zählte.«²⁸⁵

Buber hatte für das »Büchlein« aus den 33 Kapiteln des Tschuang-Tse, die damals noch nicht ins deutsche Schrifttum aufgenommen waren (eine nahezu vollständige Wiedergabe durch Richard Wilhelm liegt seit 1912 vor), erst von englischen Werken ausgehend, dann mit Hilfe chinesischer Mitarbeiter das Original vergleichend, die kleine Auswahl hergestellt [...].²⁸⁶ In der Hauptsache hatte er sich an die Übersetzung des britischen Diplomaten und Sinologen Herbert A. Giles (1845–1935)²⁸⁷ gehalten, gelegentlich die Übertragung des schottischen Missionars James Legge (1815–1897) zu Rate gezogen²⁸⁸ und darüber hinaus die Unterstützung Wang Jingtaos, des damaligen Gastlektors und chinesischen Sprachlehrers am Seminar für Orientalische Sprachen der Universität Berlin, in Anspruch genommen, der für ihn auch in anderen Fällen aus dem Chinesischen ins Deutsche übersetzt.²⁸⁹

In Lautschin sucht Kassner, seinen Traktat »Von den Elemente der menschlichen Größe« endgültig zu »beschließen u noch einmal durch<zu>sehen. So im Januar werden Sie es wohl haben«, erklärt er Anton Kippenberg am 26. November. Allerdings wird der Plan durch einen schweren Sturz vereitelt, der ihn ans Bett fesselt, seinen Aufenthalt in Lautschin unfreiwillig bis in die letzte Dezemberdekade verlängert²⁹⁰ und den möglichen Besuch von Bubers Wiener Vortrag »Ueber Erneuerung des Judentums« am Abend des 14. Dezember im »Festsaal des Architektenvereins. 8 Uhr«²⁹¹ verhindert. Nach Wien in die vertraute Pension »Schönbrunn« in Hietzing zurückkehrt, »spinnt« er das »fort«, was er in Paris »in den Tuilerien begonnen« hatte,²⁹² und geht

²⁸⁴ BW Insel, Sp. 416. Aufnehmen wird er die Stücke: »Der Grillenfänger« und »Der Glückenspieler« – »Aus den Gleichnissen des Tschuang-Tse« (Deutsch von Martin Buber).

²⁸⁵ Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl von Martin Buber. Zürich: Manesse Verlag 1951 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 856), S. 6.

²⁸⁶ So Bubers »Vorbemerkung« zur Neuausgabe (wie Anm. 285), S. 5f. = MBW 2.3 (wie Anm. 279), S. 130; vgl. ebd., S. 357f.

²⁸⁷ Chuang Tzu, Mystic, Moralism and Social Reformer. Translated by Herbert A. Giles. London 1899.

²⁸⁸ The Sacred Books of China. The Texts of Taoism. Translated by James Legge. Part I and II. In: The Sacred Books of the East. Transl. by Various Oriental Scholars and Ed. by F. Max Müller. Bd. XXXIX, XL. London 1891.

²⁸⁹ Vgl. Irene Eber in: MBW 2.3 (wie Anm. 279), S. 19f. und S. 359f.

²⁹⁰ An Elsa Bruckmann, Lautschin, 13. Dezember 1910: BW Bruckmann, S. 494.

²⁹¹ Neues Wiener Journal, 14. Dezember 1910, S. 7. – Der Vortrag wird 1911 als dritter in die »Drei Reden über das Judentum« (wie Anm. 207) aufgenommen.

²⁹² Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 116f.: 9. Januar 1911.

»fast gar nicht unter die Leute, bis nicht meine Arbeit fertig ist.«²⁹³ Am 25. Februar 1911 leitet er dem Insel-Verleger das Manuskript der »Elemente« mit der dringenden Bitte zu, »bald mit dem Druck zu beginnen«: »Denn Ende April gehe ich auf lange Zeit nach Rußland u. bis dahin möchte ich alles erledigt haben.« Die Herstellung zieht sich jedoch bis Ende Juni 1911 hin, obwohl Kassner, seit Anfang Mai in St. Petersburg, in immer neuen Anfragen auf die Auslieferung drängt. Zwei Vorexemplare gehen ihm, laut Verlagsmitteilung vom 22. Juni, »Anfang nächster Woche«, mit der Versicherung zu: »Ende nächster Woche wird dann die Versendung Ihres Buches an den Buchhandel erfolgen.«²⁹⁴ Am 19. Juli schließlich dankt er aus Moskau Anton Kippenberg für die »Ausstattung des Buches« und bittet, ein broschiertes Exemplar an »Dr. Martin Buber Zehlendorf bei Berlin Annastraße 12« zu schicken. Der Auftrag wird drei Tage später ausgeführt.²⁹⁵

20. In Kassners Auftrag an Martin Buber

<22. Juli 1911>
<Samstag>

Von den Elementen
der
menschlichen Grösse
Von
Rudolf Kassner
(Motto:) *Ubi magnitudo, ibi veritas*
*Augustinus*²⁹⁶
Leipzig
im Insel-Verlag
1911²⁹⁷

²⁹³ BW Bruckmann, S. 495: 13. Januar 1911.

²⁹⁴ Vgl. Kassner – Rilke (wie Anm. 114), S. 51f.

²⁹⁵ Der Brief ist im Archiv des Insel-Verlags (GSA) dem Konvolut Martin Buber: 128/23 zugeordnet; das verlagsinterne Zeichen der Erledigung trägt das Datum: »22/VII/12« (statt richtig: <19>11).

²⁹⁶ Augustinus, De trinitate 8,1,2: »quapropter ubi magnitudo ipsa veritas est, quidquid plus habet magnitudinis, necesse est ut plus habeat veritas«. Den Wortlaut hat Kassner prägnant in diese vier Worte zusammengezogen.

²⁹⁷ 8°; (VI), 58, (2) S. – S. (V): Dem Prinzen Alexander von Thurn und Taxis gewidmet (Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 889). – Zur zweiten Auflage von 1921 s. unten

Ein Dank Bubers ist nicht überliefert. Dass er jedoch über die schmale Schrift sehr wohl im Freundeskreis gesprochen hat, legt Gustav Landauers Frage vom 10. August 1912 nahe, »*in welchem Verlag*« »Kaßners Buch von den Elementen der menschlichen Größe erschienen« sei.²⁹⁸

Von seiner ausgedehnten Russland-Reise, die ihn weit in die asiatischen Gebiete des Zarenreichs bis Turkestan, Samarkand und an die Grenzen Chinas geführt hatte, kehrt Kassner Ende Oktober 1911 nach Wien in die »Pension Schönbrunn« zurück. Durch eine inspirierende Bergson-Lektüre – »Lese Bergson. Mit Bewunderung. Wir berühren uns *durchaus* was mir eine große Genugthuung ist« – wird er im Dezember angeregt, »auf das hin einmal« seine »Moral der Musik« »durchzusehen«.²⁹⁹ Er fasst den Entschluss, das 1905 bei Bruckmann in München veröffentlichte Buch »nicht umzuarbeiten, – es wird kaum etwas mehr darin stehen als das was jetzt schon d’rin ist – sondern zu kürzen, von einigen mir heute entsetzlich schlechten Angewohnheiten, Nase-weisheiten, Unklarheiten, Affectationen zu reinigen, das Gute mehr zusammenzufügen« und auf diese Weise »aus einem mir gerade nicht sehr lieben Buch ein mir liebes, aus einer literarischen Sache eine wirkliche Geistessache zu machen. [...] Es wird ein ganz anderes Buch werden, es wird ein ruhigeres, ferneres, ein wenig auch fragenderes, menschlicheres Buch werden.«³⁰⁰ Dabei kommt es zu rigorosen Streichungen – »um $\frac{1}{2}$ kürzer«, lässt er Elsa Bruckmann am 22. Mai 1912 wissen: »Doch das Kürzen allein war es auch nicht.«³⁰¹ Radikal greift er in den Bestand des Textes ein, so dass, abgesehen vom Grundkonzept, ein neues Werk entsteht, welches das bezaubernd Anekdotische und Erzählende der früheren Fassung tilgt und damit ganz der mittleren Schaffenspoche zuzurechnen ist.

Noch vor Abschluss der Fahnenkorrekturen teilt er Anton Kippenberg am 25. Juli 1912 aus Sils Maria mit, die

Neuen Blätter möchten auch etwas aus der Moral der Musik bringen, ich bin dafür u. denke mir, Sie werden auch nichts dagegen haben. Er soll zu-

Anm. 395. Die mit einem Nachwort versehene dritte Auflage wird 1954 als Nr. 593 der Insel-Bücherei veröffentlicht (ebd., IB Nr. 593 [1]), jetzt in: KW III, S. 49–104.

²⁹⁸ Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen. Unter Mitwirkung von Ina Britschgi-Schimmer hg. von Martin Buber. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1929, S. 414.

²⁹⁹ An Elsa Bruckmann, 12. Dezember 1911: BW Bruckmann, S. 508. – Martin Buber wird sich erst Jahrzehnte später mit Bergson befassen (vgl. seinen 1943 gedruckten Beitrag »Zu Bergsons Begriff der Intuition« in: MBW 12: Schriften zu Philosophie und Religion. Hg. und eingel. von Ashraf Noor. Komm. von Dems. und Kerstin Schreck. Gütersloh 2017, S. 214–218) und am 11. August 1951 auf eine Frage Maurice Friedmans antworten: »Bergson hatte keinen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung meines Denkens. Ich habe ihn spät gelesen« (BW III, S. 290).

³⁰⁰ Kassner an Hugo Bruckmann, 19. Dezember 1911: BW Bruckmann, S. 510f.

³⁰¹ BW Bruckmann, S. 513.

gleich mit einem Artikel über mich u. dem Abschnitt über die Chimäre³⁰² erscheinen. Ich überlasse es ganz den Neuen Blättern, welchen Abschnitt sie wählen wollen.

Die Redaktion der 1912 von Carl Einstein gegründeten und zuerst in Berlin, dann in Hellerau bei Dresden erscheinenden Zeitschrift »Neue Blätter« hatte noch im selben Jahr der österreichische Verleger und Übersetzer Jakob Hegner (1882–1962) übernommen.³⁰³ »Herr Hegner«, so Anton Kippenberg an Rilke am 14. Februar 1913, »gibt, wie Sie wohl wissen, die »Neuen Blätter« heraus, ein sehr ernsthaftes und anständiges kleines Organ, das unter anderen besonders nachdrücklich für Männer wie Kassner, Buber, Claudel, Jammes eintritt.«³⁰⁴ Von Kassners Denken und Arbeiten fasziniert,³⁰⁵ stellt Hegner für das nur zwölfseitige Neunte Heft der Ersten Folge auf den (ab Heft 1 fortlaufend durchpaginierten) Seiten 67 bis 76 drei ausgewählte Kassner-Texte zusammen: »Das Symbol (oder die Welt von Innen)« (aus der Neuauflage der »Moral der Musik«: S. 50–73 = KW III, S. 413–427), »Der Gott und die Chimäre« (aus »Von den Elementen der menschlichen Größe«: S. 40–47 = KW III, S. 77–82) sowie »Redensarten des Joachim Fortunatus« (aus der Neuauflage der »Moral der Musik«: S. 8–12 = KW III, S. 386–388, wobei die Reihenfolge der fünf mit römischen Ziffern markierten »Redensarten« gegenüber dem Buchdruck verändert ist). Auf den Seiten 76 bis 78 folgt der Essay: »Der Indiskrete«, in dem der Psychoanalytiker Erwin Otto Krausz (1887–1968) seine Besprechung der »Elemente der menschlichen Größe« mit dem persönlichen Fazit beschließt: »Alles in Allem: dies Buch wie alle Bücher Kassners ist immens wichtig. [...] Ein außerordentlich gesunder, scharfer und wirklicher Geist deckt hier in dem Gewebe unsers heutigen Lebens geistige Lügen und ihre Entsprechungen in wirklichen, lebendigen Menschen auf. [...]« Das »letzte Wort« des Rezensenten »hat die Bewunderung für den Stolz und die Aufrichtigkeit, mit der er [Kass-

³⁰² Gemeint ist das Schlusskapitel: »Der Gott und die Chimäre« aus dem Traktat »Von den Elementen der menschlichen Größe«, wie oben Nr. 20, S. 40–47.

³⁰³ Vgl. die redaktionelle »Erklärung« in: Neue Blätter. 1. Folge, 6. Heft. 1912, S. 7. Vgl. Peter de Mendelssohns »Erinnerung an Jakob Hegner«. In: Ders., Unterwegs mit Reiseschatten. Essays. Frankfurt a.M. 1977.

³⁰⁴ Rilke – AKippenberg (wie Anm. 281), S. 380.

³⁰⁵ Hegner wird 1915 die Restbestände der ersten Auflage des »Indischem Idealismus« (1903) von Bruckmann für seinen Hellerauer Verlag in Dresden-Hellerau »mit allen Rechten erwerben« und vertreiben (BW Bruckmann, S. 518 mit Anm. 5). Hegners späteren Wunsch, »vom Insel-Verlag möchte ich gar zu gern den »Kassner« übernehmen«, werden Autor und Verleger ablehnen, zu Hegners Bedauern, der Anton Kippenberg am 14. Juli 1917 zu bedenken gibt: »Kassner – das tut mir leid. Wenn er auch »geht« – verzeihen Sie – in die richtigen Hände, glaube ich, kommt er nicht – wenigstens vorläufig noch nicht. Er nimmt »literarisch« ganz gewiß nicht die Stellung ein, die ihm gebührt. Aber darin werde ich Sie ja kaum bekehren« (Insel-Archiv: GSA, Weimar).

ner] seine heute literarisch nahezu noch gänzlich isolierte Position erträgt, und die dankbare Verehrung für die gestaltende, erzieherische Wirkung lebendigster, fruchtbarster Stunden, die Dankbarkeit für die besten Stunden meiner Jugend.«

Buber, der mit Hegner und dessen Verlag bis über den Zweiten Weltkrieg hinaus in Verbindung bleibt,³⁰⁶ unterrichtet aus dem Ferienort Riccione am 11. September 1912 – übrigens Kassners 39. Geburtstag – den »liebe<n> Landauer«: »[...] die Redaktion der neuen Blätter schrieb mir vor kurzem, sie wolle mir, wie neulich Kassner, eine Sondernummer widmen, ob ich damit einverstanden wäre.« Und er bittet ihn, den von der Redaktion gewünschten Buber-Essay für das geplante Heft zu übernehmen.³⁰⁷ In diesem Sinn fasst die Dritte Folge der »Neuen Blätter« (1913) ihr erstes und zweites Heft zu einem »Buberheft« zusammen, das elf Buber-Texte verschiedener Gattungen (S. 5–89) und Gustav Landauers Aufsatz über »Martin Buber« (S. 90–107) enthält.³⁰⁸

Auf Kassners drängenden Vorstoß vom 25. Juli 1912: »Hoffentlich bringen Sie bald die Moral der Musik«, reagiert der Insel-Verlag offenbar unverzüglich. Denn schon am 1. August schickt Kassner eine ausführliche »Versendungsliste« nach Leipzig und nimmt zu gleicher Zeit erste Belegexemplare in Empfang, für die er dem Verleger am 3. August »sehr« dankt: »Die Ausgabe ist wunderschön«.³⁰⁹

³⁰⁶ Vgl. Ben-Chorin, Zwiesprache (wie Anm. 56), S. 85. – Hegners Hellerauer Verlag veröffentlicht 1928 Bubers »Die chassidischen Bücher« (»Die Gesamt-Ausgabe enthält in neuer Bearbeitung, erweitert und ergänzt, alles, was Buber im Verlauf von 20 Jahren über die religiöse Bewegung des Chassidismus gestaltend, erzählend, ausdeutend geschrieben hat«) sowie nach dem Krieg in Köln und Olten im Verlag Jakob Hegner verschiedene Ausgaben der Bibelübersetzung und 1952 »An der Wende. Reden über das Judentum« (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 356 und Nr. 882).

³⁰⁷ BW I, S. 312.

³⁰⁸ Buber-Bibliographie (wie Anm. 68), Nr. 127. Landauers Beitrag wird 1921 in: Gustav Landauer, Der werdende Mensch [wie Anm. 276], S. 244–258) aufgenommen. – Bereits das Erste Heft der II. Folge (1912) hatte Bubers »Gespräch von der Richtung« (S. 5–20; aus »Daniel«, s. unten S. 169; Nr. 23) und Kassners »Das Glück und die Vollkommenheit« (S. 51–56; aus der 2. Ausgabe von »Der Tod und die Maske«, s. unten, Anm. 319) als Vorabdruck geboten, während in Heft 5/6 der II. Folge (1912) Kassners »Der Heilige« (aus dem »Indischen Gedanken«: KW III, S. 124–132) und Bubers »Das Wandbild. Nach dem Chinesischen« (aus den »Chinesischen Geister- und Liebesgeschichten«. Frankfurt a.M. 1911; Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 123) auf S. 43–58 und S. 59–65 nebeneinanderstehen.

³⁰⁹ Eine dritte Auflage, diesmal nur geringfügig übergangen, erscheint 1922 (s. unten Anm. 397). Sie ist dem Druck in KW III, S. 381–464, zugrunde gelegt (s.u. Anm. 311).

Rudolf Kassner
Die Moral der Musik
Aus den Briefen an einen Musiker
(Motto:) *Dov'è da sapere che la moralità
è bellezza della filosofia*
Dante »Il convito«³¹⁰
Leipzig
im Insel-Verlag
1912³¹¹

Auf der »Versendungsliste« fehlt Bubers Name, ebenso wie jeder andere dokumentarische Nachweis, demzufolge Kassner das Buch Monate später persönlich verschickt hätte. Vielmehr ist davon auszugehen, dass Buber es – wie künftig »Die Chimäre / Der Aussätzige« oder »Zahl und Gesicht«³¹² – selbst erworben und sich gegen Jahresende in einem verlorenen Brief dazu geäußert habe, auf den Kassner wahrscheinlich umgehend antwortet:

21. Kassner an Buber

Wien 26. 12. 12.
<Donnerstag>
XIII. Auhofstrasse 1

Verehrter Dr. Buber!

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Brief. Ich bekomme nicht vieler solcher. Die meisten Menschen sind auch in geistigen Dingen entweder nur eigensinnig oder frivol. Und für die kann ich allerdings nicht schreiben und für die will ich es auch nicht.

³¹⁰ »Il Convito« (»Il Convivio«), Trattato Terzo. Capitolo XV (Dantis Alagherii Opera Omnia II. Leipzig: Insel-Verlag 1921, S. 190): »Woher soll man wissen, dass Moral die Schönheit der Philosophie ist.«.

³¹¹ S.<2>: Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. (Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 881). Vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW III, S. 831. – Eine dritte Auflage, diesmal nur geringfügig übergegangen, erscheint 1922 (s. unten Anm. 397).

³¹² S. unten S. 171f. und S. 181.

Ich erinnere mich eines Gespräches mit Ihnen im Wagen zum Theater.³¹³ Ich glaube ich habe gehalten, was ich mir damals vor Ihnen versprochen habe. Von der Literatur, vom Worte, zu lassen. In dem Sinne habe ich auch die Moral der Musik umgearbeitet. Und in dem Sinne habe ich noch alles Künftige zu thun.

Ich bin sehr bei der Arbeit und weiß darum garnicht, ob u. wann ich nach Berlin kommen kann. Berlin sind für mich nur einige Menschen, darunter Sie.

Alles Gute u. nochmals vielen Dank.

Rudolf Kassner

Die »Insel« schickt Ihnen den Indischen Gedanken.

Schon zu Beginn der Umgestaltung der »Moral der Musik« hatte Kassner seinem Münchner Verleger Hugo Bruckmann (1863–1941) am 19. Dezember 1911 angedeutet: »Ein ähnliches Verfahren wäre dem Indischen Idealismus auch dienlich, es käme hier allerdings nur darauf an einige Schlampereien u. Chamberlainische Unwahrheiten über den Buddhismus aus zu mertzen u. das Andere auch mehr zusammen zu fügen – doch das ist nicht so dringend.«³¹⁴ Bruckmann war, wie schon bei der »Moral der Musik«, wiederum bereit gewesen, die Rechte dem Insel-Verlag zu überlassen. Doch hatte sich Kassners ursprünglicher Plan einer einfachen Überarbeitung als illusorisch erwiesen. Vor dem Hintergrund der während der Indienreise gewonnenen »bedeutsamen« Erfahrungen und Erkenntnisse war die einstige Stoßrichtung der Studie nicht mehr zu halten gewesen. Das »altarische« Indien »war durch das gegenwärtige lebendige, schreckliche und erhabene ganz und gar in den Hintergrund gedrückt worden«.³¹⁵ Am 23. Juli 1912 hatte er Anton Kippenberg erläutert, die Arbeit sei zu einer »ganz neuen Sache« geworden, die »kaum ein Wort vom alten Text bewahrt«. Und so wird am 4. Dezember auf Kassners Wunsch in den Verlagsvertrag der Nachtragsparagraph eingefügt: »An Stelle der ursprünglich beabsichtigten neuen veränderten Ausgabe ist ein völlig neues Buch getreten.« Es wird unter der Jahreszahl »1913« Mitte Dezember 1912 veröffentlicht. Die Freixemplare werden am 12. Dezember auf den Postweg gebracht.³¹⁶ Obwohl der im Brief an

³¹³ Im Frühjahr 1908; s. oben S. 114.

³¹⁴ BW Bruckmann, S. 510.

³¹⁵ KW VI, S. 262f., S. 522; s. oben S. 119.

³¹⁶ Widmungsexemplare an Gottlieb Fritz (Briefe an Tetzl [wie Anm. 4], S. 265), Hugo von Hofmannsthal (BW Kassner [2005], S. 165) und Houston Stewart Chamberlain (Kassner –

Buber angekündigte Versandauftrag in der überlieferten Verlagskorrespondenz fehlt, wird – Kassners charakteristische Zuverlässigkeit vorausgesetzt – das zugesagte Exemplar Buber erreicht haben.

22. In Kassners Auftrag an Buber

<Ende 1912?>

Der
indische Gedanke
von
Rudolf Kassner
Leipzig
im Insel-Verlag
1913³¹⁷

Ob diese Annahme auch für die stark gekürzte und vielfach veränderte Neuauflage³¹⁸ von Kassners »Der Tod und die Maske« gilt,³¹⁹ bleibt angesichts mangelnder Belege offen. Da Kassner ausnahmsweise keine Versandaufträge erteilt hatte, schickt der Verlag sämtliche Freixemplare am 17. April 1913 nach Wien, von denen handschriftlich zugeeignete Bände am 21., 22. und 23. April an Hugo von Hofmannsthal, Otto von Taube und Houston Stewart Chamberlain gelangen.³²⁰ Obwohl die Neuauflage im »Insel-Almanach auf das Jahr 1914« (Leipzig 1913, S. 192) unter den Neuerscheinungen des Jahres 1913 verzeichnet wird und im Textteil (S. 47–50) mit dem Gleichnis »Das Ärgernis« vertreten ist, dürfte Buber diese »Gleichnisse«, die von ihrer Entstehungszeit her noch den Hauch des literarischen Jugendstils verströmen, kaum zur Kenntnis genommen haben. Andererseits aber leitet er als Gegengabe zum zuletzt empfangenen »Indischen

Chamberlain [wie Anm. 25], S. 487) sind mit »Wien 17.12.12.« datiert, das Exemplar der nachgelieferten Vorzugsausgabe Nr. 11 (vgl. Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 879 VA) für Lili Schalk (Privatsammlung Stuttgart) trägt die Datierung »Wien 22.12.12.«.

³¹⁷ 8°, 48, (4) S. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW III, S. 828; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 879.

³¹⁸ Die erste Auflage war 1902 erschienen, s. oben Anm. 8.

³¹⁹ Der Tod und die Maske | von | Rudolf Kassner | Leipzig | Im Insel-Verlag | 1913. – 8°, 67, (5) S. – S. <2>: Zweite Auflage; S. <5>: G. Fritz | gewidmet. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW I, S. 761; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 886 A.

³²⁰ BW Kassner (2005), S. 166; Kassner – Taube (wie Anm. 72), S. 282; Kassner – Chamberlain (wie Anm. 25), S. 490.

Gedanken« dem Freund ein Widmungsexemplar seines neuen Werkes zu, das nach langer Vorarbeit Ende April 1913 im Insel-Verlag erschienen war.³²¹

23. *Buber an Kassner*

<Zehlendorf, Mai 1913>

Martin Buber

Daniel

Gespräche von der Verwirklichung

(*Motto:*) Deus in creatura mirabili et ineffabili modo creatur.

Scotus Erigena

Leipzig / im Insel-Verlag

1913³²²

(*auf dem Vorsatz:*)

Rudolf Kassner zu Dank und Gruss

Mai 1913 M.B.

Autor des gewählten Mottos – »Gott wird in der Kreatur auf wunderbare und unaussprechliche Weise geschaffen« – ist der um 810 bis 877 lebende Philosoph und Theologe irischer Herkunft Johannes Scotus Eriugena,³²³ der als Lehrer und Dichter am Hofe Karls des Kahlen in Paris wirkte und als einer der wichtigsten Denker des lateinischen Christentums zwischen Augustin und Anselm von Canterbury gilt.³²⁴ Das Zitat stammt aus dem dritten Buch seines Hauptwerks »Periphyseon« (Περὶ φύσεως: Über Naturen), dessen Titel seit dem 12. Jahrhundert zu »De divisione naturae« (»Über die Einteilung der Natur«) latinisiert wurde.³²⁵ Unter dieses Motto stellt Buber das Buch, welches er

³²¹ Vgl. MBW 1 (wie Anm. 20), S. 321.

³²² Kl.-8°, 154, (2) S.; geprägtes Halbleder mit Lederecken (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 126; Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 230: Privatsammlung Stuttgart). Jetzt in: MBW 1 (wie Anm. 20), S. 83–245.

³²³ Den von ihm selbst gebildeten Beinamen »Eriugena« (»der in Irland Geborene«) benutzt er nur einmal. Die in hoch- und spätmittelalterlichen Handschriften auftauchende Form »Eri-gena«, die auch Bubers Motto bietet, ist nicht authentisch und falsch gebildet (vgl. Maïeul Cap-puyns, Jean Scot Érigène. Sa vie, son œuvre, sa pensée. Louvain 1933, S. 3–7).

³²⁴ Vgl. Deirdre Carabine, John Scottus Eriugena. New York / Oxford 2000; Werner Beier-waltes, Eriugena. Grundzüge seines Denkens. Frankfurt a.M. 1994.

³²⁵ Johannis Scotti seu Eriugena Periphyseon. Cur. Eduardus A. Jeaneau. Corpus Chris-tianorum continuatio Mediaevalis Bd. CLXIII, S. 85: 678C:.

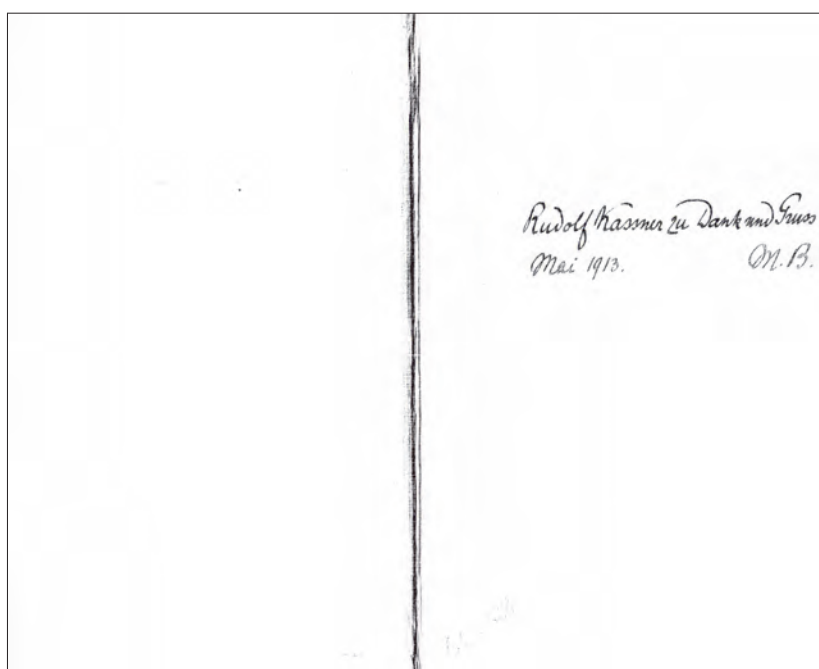
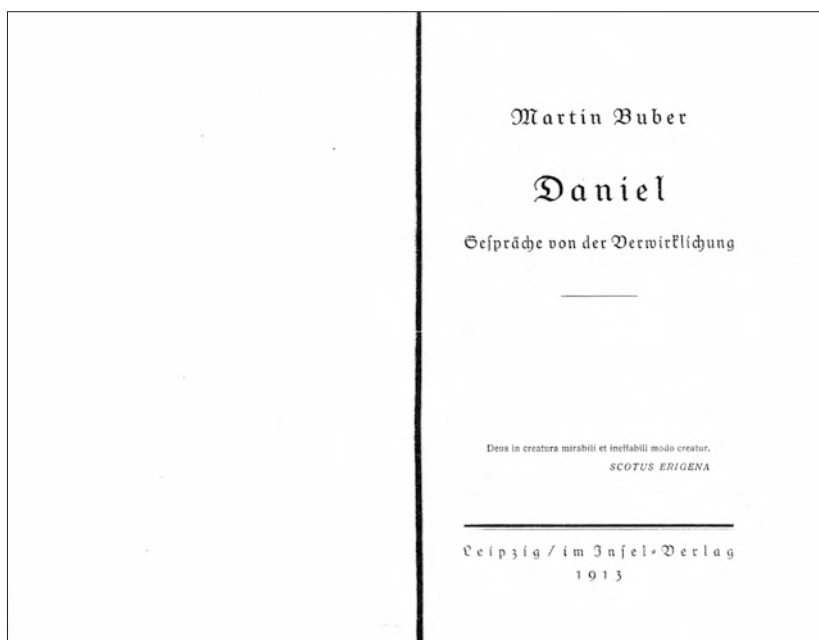


Abb. 4.: Martin Buber: Daniel, Widmung an Rudolf Kassner, Mai 1913
(Privatarchiv Stuttgart)

als sein erstes größeres philosophisches Werk betrachtet und das er Karl Wolfskehl am 29. April mit der Bitte ans Herz gelegt hatte, »den Daniel« »als das anzusehen [...], als was ich ihn immer stärker erkenne: meinen Anfang. Er ist daher, wenn ich ihn auch in den Wirbel werfe, nur für einige Menschen, zu denen Sie gehören, als persönliche Rede bestimmt.«³²⁶ Rilke, der zu diesen Ausgewählten zählt,³²⁷ zieht während der Lektüre am 20. Juli 1913 die ihm naheliegende Parallele: »[...] ich lese [...] das schöne Buch von Martin Buber. (Wie doch das, was in Kassner am Lakonischsten und Gedrängtesten ist, in anderen breiter sich aufregt, und ist doch dasselbe, ist das, was notthun wird, wenn die vielen täuschenden Überflüsse, von denen sich die Leute jetzt nähren, zu nähren meinen, fortfallen.)«³²⁸ Selbst ein so scharfer Buber-Kritiker wie Gershom Scholem³²⁹ begrüßt den »Daniel«, als er ihn 1917 mit Bubers folgenden Veröffentlichungen »Ereignisse und Begegnungen« und »Die Rede, die Lehre und das Lied«³³⁰ vergleicht: Er »ist Gold aus Ophir«, dem sagenhaften Goldland der hebräischen Bibel, »gegen dieses Geschwätz aus einer Hölle, von der noch Dante nichts geahnt. Dieses Buch hat mich begeistert: ich habe es gekauft«.³³¹

Wie Kassner diese fünf »Gespräche« – »Von der Richtung, Gespräch in den Bergen«, »Von der Wirklichkeit. Gespräch über der Stadt«, »Von dem Sinn. Gespräch im Garten«, »Von der Polarität. Gespräch nach dem Theater« und »Von der Einheit. Gespräch am Meer« –, die formal an seine eigenen vielfach erprobten Dialoge und Gespräche erinnern, aufgenommen hat, wissen wir nicht. Ein Dank oder Äußerungen gegenüber Dritten fehlen ebenso wie Lesespuren oder Anstreichungen im Widmungsexemplar.

Fortan scheint sich die Verbindung darauf zu beschränken, die Produktion des jeweils anderen mehr oder weniger aufmerksam zu verfolgen. So bittet Buber am 16. April 1915 den Insel-Verlag um »Kassners Chimäre«, die unter dem Doppeltitel »Die Chimäre / Der Aussätzige« bereits mehr als ein Jahr früher im Februar 1914 im Buchhandel erschienen war.³³² Es vereint »Die Chimäre«,

³²⁶ BW I, S. 328.

³²⁷ Am 10. Juni 1913 teilt er aus Bad Rippoldsau Anton Kippenberg mit: »[...] ich seh voraus, daß mir »Daniel«, das kleine Buch, das Sie mir kürzlich im Auftrage D^r Buber's sandten, auf meinen Wegen ein sehr bedeutender Begleiter werden wird« (Rilke – AKippenberg, Bd. 1 [wie Anm. 281], S. 412).

³²⁸ Ebd., S. 417.

³²⁹ Vgl. Klaus Samuel Davidowicz, Gershom Scholem und Martin Buber, Die Geschichte eines Missverständnisses. Neukirchen 1995.

³³⁰ S. unten Nr. 24.

³³¹ Gershom Scholem, Briefe an Werner Kraft. Hg. von Werner Kraft. Mit einem Nachwort von Jörg Drews. Frankfurt a.M. 1986, S. 49.

³³² Einige Vorauszemplare waren schon zu »Weihnachten 1913« ausgeliefert und Hofmannsthal und Marie Taxis zugeeignet worden; vgl. BW Kassner. (2005), S. 179; Kassner – Taxis II (wie Amm. 72), S. 136.

ein imaginäres »Gespräch« zwischen dem englischen Dichter »Lawrence Sterne« und einem fiktiven »Rektor Krooks« (S. 5–40) mit dem später entstandenen Text »Der Aussätzige (Apokryphe Aufzeichnungen Kaiser Alexander I. von Rußland)« (S. 41–66),³³³ welcher, laut zugefügter Fußnote (S. 43), nach einer »durch Jahrhunderte« tradierten »Legende« »die letzten Jahre seines Lebens unter dem Namen eines Feodor Kusmitsch in Sibirien verbracht« habe »und dort unerkant als Büsser für ein Mitwissen an der Ermordung seines Vaters Paul I. gestorben« sei.³³⁴ Ob Buber auf das Buch im »Insel-Almanach auf das Jahr 1914« gestoßen war, wo es noch unter dem von Buber zitierten Einzeltitel »Die Chimäre« als »im Jahre 1913 erschienen« angezeigt wird,³³⁵ oder wem er den verspäteten Hinweis zu verdanken hatte, wissen wir nicht. Jedenfalls geht ihm der Band, laut interner Verlagsnotiz, am »17. IV. 15« zu:

Rudolf Kassner
Die Chimäre
Der Aussätzige
Leipzig
im Insel-Verlag
1914³³⁶

Inzwischen tobt seit neun Monaten der Erste Weltkrieg. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaars im serbischen Sarajewo am 28. Juni 1914 hatte hektische diplomatische Aktivitäten ausgelöst, die am 28. Juli in die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien münden. Gleichzeitig proklamiert das Deutsche Reich als Verbündeter der Donaumonarchie den »Zustand drohender Kriegsgefahr« und erklärt am 1. August Russland, am 3. August Frankreich den Krieg. Am 4. August folgt Großbritanniens Kriegserklärung an Deutschland. Überstürzt war Kassner von seinem Sommeraufenthalt in Rom nach Wien zurückgekehrt und hatte am 27. August 1914 in Wien Marianne Eissler (1885–1969) geheiratet, jüngste Tochter des wohlhabenden Wiener Unternehmers Max Eissler (1851–1911)³³⁷ und seiner Ehefrau Aurelie, geb.

³³³ Elsa Bruckmann hatte am 6. September 1913 erfahren: Ich »mache mein neues Buch druckreif resp. habe sogar die Absicht etwas d'ranzustückeln« (BW Bruckmann, S. 529).

³³⁴ KW III, S. 167. – Zur Frage »Legende« oder »Tatsache« vgl. Martin Winkler, Zarenlegende. Alexander I. von Rußland. München 1948 (mit ausführlichen Literaturangaben).

³³⁵ Insel-Almanach auf das Jahr 1914. Leipzig 1913, S. 192.

³³⁶ 8°, 66, (2) S. – S. <5>: Die Chimäre / Ein Gespräch; S. <41>: Der Aussätzige / (Apokryphe Aufzeichnungen Kaiser Alexander I. von Rußland). Vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW III, S. 828f.; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 874: 1. Tsd.

³³⁷ Max Eissler war am 29. Juli 1911 »nach langem schweren Leiden im Alter von 61 Jahren in Baden bei Wien als »Chef der Firmen Josias Eissler & Söhne, G. Löwenfeld und St. Jaschka & Sohn etc. etc.« verstorben (so die Todesanzeige in der »Neuen Freien Presse« vom 30. Juli 1911, S. 28).

Kohn (1852–1938). Mariannes erste Ehe mit Dr. Victor Glaser (1885–?), Sekretär der Wiener Lombard- und Escompte-Bank,³³⁸ war kurz zuvor geschieden worden.³³⁹ Da Marianne »israelitischen« Glaubens ist, wird die Ehe nach mosaischem Ritus geschlossen.³⁴⁰ Kassner tritt aus der römisch-katholischen Kirche aus, deren Dogmatik er sich seit langem entfremdet hatte. Das Paar wohnt zunächst weiter in der »Pension Schönbrunn« in Hietzing.

Wie die meisten seiner Landsleute feiert Kassner im Hochgefühl nationalen Überschwangs die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft und mahnt in den frühen Augusttagen Gerty von Hofmannsthal: »Denken Sie daran, daß es doch ein *Glück* ist für eine große u. gerechte Sache eins zu sein mit allen u. jetzt, da Deutschland den Krieg will, ist die Sache eine große, eine Weltsache geworden.«³⁴¹ Am 24. August ruft er der Fürstin Taxis zu: »Deutschland erlebt jetzt seine größten Tagen [!], die deutsche Nation ist heute die erste der Welt und es ist ein Ruhm ihr anzugehören.«³⁴² Neun Tage später bekennt er Anton Kippenberg: »Über die große Zeit in der wir leben, fühlen wir alle gleich. Wie stark, groß, einzig ist doch das deutsche Volk jedesmal in der Noth! Glückliche, [...] alle die Menschen, die an dieser wunderbaren Erhebung eines ganzen Volkes unmittelbar u. mittelbar theilnehmen dürfen! Welche Armee! Welche Führung! Doch auch Österreich leistet sehr Großes«, während Elsa Bruckmann unter dem 26. September lesen kann: »[...] die Feder will jetzt nicht so recht in die Hand u. es ist alles so bedeutungslos, was man jetzt schreiben könnte. Oft beneide ich die im Felde, die alle sind jetzt im recht [!], ganz im Recht.«³⁴³

Ähnlich begeistert ist Buber, der, wie Kassner, vom Kriegsbeginn in Italien überrascht wird. In Pescara, seit dem 1. August »von der Welt abgeschnitten«, ist er »über das Persönliche weit hinaus [...] von dem was geschieht wie kaum zuvor im Leben erschüttert«. Er empfindet »die Zeit« als »wunderschön mit der Gewalt ihrer Wirklichkeit und mit dieser ihrer Forderung an jeden von uns«,³⁴⁴ und am 30. September gesteht er Hans Kohn: »Nie ist mir der Begriff ›Volk‹ so zur Realität geworden wie in diesen Wochen. Auch unter den Juden herrscht fast durchweg ein ernstes großes Gefühl. [...] Ich selbst habe leider gar keine Aussicht verwendet zu werden; aber ich versuche auf meine Weise mitzutun.« Er hofft auf baldige »deutsch-österreichische Siege« und betont: »[...] wenn ich schon nicht an die Front darf, so möchte ich doch in ihrer Nähe tätig sein. Für jeden, der in dieser

³³⁸ So Lehmann's Wohnungs-Anzeiger (wie Anm. 134) 1914. Bd. 2, S. 363.

³³⁹ Vgl. BW Bruckmann, S. 534, Anm. 1.

³⁴⁰ Der amtliche »Ehe-Schein« liegt in Kassners Splitternachlass in der Wienbibliothek im Rathaus in Wien (ZPH 573, Nr. 54).

³⁴¹ BW Kassner (2005), S. 184 (dort irrtümlich auf »Ende Juli 1914« datiert).

³⁴² Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 140–142.

³⁴³ BW Bruckmann, S. 536.

³⁴⁴ Buber an E. E. Rapoport aus Pescara, 10. August 1914, und aus Zehlendorf, 10. September 1914: BW I, S. 364f.

Zeit sich aufsparen will, gilt das Wort des Evangeliums Johannis: »Wer sein Leben liebt, wird es verlieren.« [...] Incipit vita nova!»³⁴⁵

Das zweite Zitat mag als Beleg dienen, dass Buber »das Italienische vorzüglich beherrschte und Dante im Original las«,³⁴⁶ genau wie Kassner, der im Sommer 1921 auf Schloss Lautschin gemeinsam mit Marie von Thurn und Taxis »mit *unendlicher* Freude« Dantes »Paradiso« liest: »Es ist *zu schön* – ich glaube das allerschönste [...]. Kassner brüllt und heult vor Entzücken!« lässt die Fürstin Rilke am 25. August und 2. September 1921 wissen. Und Kassner selbst erinnert sich: »Wir haben einmal die ganze »Divina Commedia« italienisch zusammen gelesen in einem meiner vielen Lautschier Sommer«,³⁴⁷ ein Ereignis, das sich wenig später in dem ausführlichen italienischen »Paradiso«-Zitat am Schluss der 1923 in Hofmannsthals »Neuen Deutschen Beiträgen« gedruckten Studie »Das Gottmenschentum und der Einzelne« widerspiegelt.³⁴⁸

Bubers nationaler Überschwang samt der politisch geradezu naiven Illusion, der Krieg werde die Gegensätze zwischen Juden und Nichtjuden beseitigen, trägt ihm den von Gustav Landauer in leidenschaftlichem Furor geprägten Titel »Kriegsbuber« ein³⁴⁹ – nicht zuletzt als Reaktion auf den allzu hochgestimmten Leitartikel »Die Losung«, mit dem Buber im April 1916 seine neugegründete Zeitschrift »Der Jude« eröffnet und in dem er die gemeinschaftsbildende Kraft des Krieges sowie den Krieg als Möglichkeit einer Reinigung durch den Geist zu beschwören sucht³⁵⁰ – zu einer Zeit, als Kassner den einstigen nationalen Rausch angesichts der katastrophalen Zustände des realen Kriegsalltags schon längst ernüchtert überwunden hatte.

Im Wirbel dieser Zeit entschließen sich beide Männer zu entscheidenden Änderungen in ihrem und ihrer Familien äußerem Dasein. Kassner setzt den lang bedachten Plan, Wien den Rücken zu kehren und sich in Bayern niederzulassen, im Frühjahr 1915 in die Tat um. Anfang April hatten die Eheleute »in Berchtesgaden für ein Jahr in großer Einsamkeit eine Villa, den

³⁴⁵ BW I, S. 370f., mit Bezug auf Johannes 12, 25, und Dantes »Vita nova« I,1 (Dantis Alagherii Opera Omnia II. Leipzig 1921, S. 3).

³⁴⁶ Ben-Chorin, Zwiesprache [wie Anm. 56], S. 85.

³⁴⁷ Rainer Maria Rilke – Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel. Besorgt durch Ernst Zinn. Mit einem Geleitwort von Rudolf Kassner. Zürich 1951. Bd. 2, S. 681 und S. 684; sowie KW VII, S. 304.

³⁴⁸ Neue Deutsche Beiträge, Erste Folge, H. 2. Unter Mitwirkung Anderer hg. von Hugo von Hofmannsthal. München, Februar 1923, S. 105–116; im selben Jahr aufgenommen in »Essays« (s. unten Nr. 29), S. 192–207.

³⁴⁹ BW I, S. 433: 12. Mai 1916. Vgl. Ulrich Sieg, Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg: Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe. Berlin 2001, S. 139–149.

³⁵⁰ Der Jude. Eine Monatsschrift 1, 1916, H. 1, S. 1–3; MBW 3 (wie Anm. 169), S. 286–289; vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 222–229.

Dietfeldhof«, ³⁵¹ gemietet und im Juli bezogen. ³⁵² Im folgenden April – »der neue Besitzer will uns nicht mehr« ³⁵³ – hatten sie in der Münchner Herschelstraße 13 ³⁵⁴ eine »sehr schöne Villa« gefunden, »möbliert, mit einem ungeheuer stillen Zimmer oben im letzten Stock für mich«. ³⁵⁵ Das Haus »in Bogenhausen, dem Villenviertel jenseits der Isar und von der Stadt durch den Englischen Garten getrennt«, ³⁵⁶ ist Teil einer Reihenhaushgruppe im historisierenden Stil, die 1910/1911 vom Bauunternehmer Jakob Heilmann (1846–1927) und dessen Schwiegersohn, dem bekannten Architekten Max Littmann (1862–1932), errichtet worden war. ³⁵⁷ Hier ist Marianne Kassner seit Mitte Juni 1916 gemeldet, während Kassner sich nach längerem Aufenthalt in Österreich erst Anfang September einfindet. Seither bietet das »reizende nordische Haus«, ³⁵⁸ »etwas abseits von den geistigen und politischen Tumulten«, ihm und den wenigen Freunden bis zum Herbst 1919 »ein Refugium der Ruhe und Distanz«. ³⁵⁹ Dass Buber von dem Ortswechsel weiß, bezeugt eine mit dieser Adresse versehene Versandorder vom November 1917 an den Insel-Verlag. ³⁶⁰ Auch wird er allem Anschein nach in eben diesem Haus im Februar 1919 zu Gast sein. ³⁶¹

Buber seinerseits hatte schon 1914 einen Umzug – ebenfalls nach München – ins Auge gefasst, dann aber – »wir haben damals in München nichts Passendes gefunden« – den »Mietsvertrag« in Berlin-Zehlendorf »auf ein Jahr verlängert«. ³⁶² Dieser Vorgang wird 1915 noch einmal wiederholt, bis Buber zum 1. April 1916 –

³⁵¹ Der »Dietfeldhof« gehört heute zur Gemeinde Bischofswiesen, Aschauerweiherstraße 103.

³⁵² Vgl. Kassner an Hugo und Elsa Bruckmann, 19. Juli 1915: »Da wäre man also installiert« (BW Bruckmann, S. 539).

³⁵³ An Gerty von Hofmannsthal, 3. Februar 1916: BW Kassner (2005), S. 192.

³⁵⁴ Seit 1926: Friedrich-Herschel-Straße.

³⁵⁵ BW Kassner (2005), S. 193: 12. April 1916.

³⁵⁶ Erich von Kahler, Versuch einer Erinnerung. In: Kassner-Gedenkbuch [wie Anm. 73], S. 59–70, hier S. 64. – Der 1885 in Prag geborene und 1900 mit der Familie nach Wien übergesiedelte Kulturphilosoph und Soziologe Erich von Kahler (gest. 1970) ist ein enger Jugendfreund Marianne Kassners. Durch sie lernt er Kassner nach dessen Heirat 1914 kennen und bleibt mit ihm und Marianne lebenslang freundschaftlich verbunden. 1953 würdigt er diese »Beziehung« als »eine der schönsten und kostbarsten meines Lebens« (ebd., S. 60). Noch früher als die Freundschaft mit Kassner setzt die mit Buber ein. Kahler gehört wie Arthur Salz (s. unten S. 188) und andere zu den Autoren des »Sammelbuchs« »Vom Judentum«, das, herausgegeben vom Verein Bar-Kochba in Prag, 1913 bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen war. Auf die Frage des Mitherausgebers Hans Kohn, »was die Mitarbeiter des Buches »Vom Judentum« machen?«, antwortet Buber am 5. August 1917: »Der einzige, von dem ich keine Nachricht habe, ist Kahler« (BW I, S. 505).

³⁵⁷ Vgl. die »Liste der Baudenkmäler in Bogenhausen«; wikiwand.com.de (Einzelbaudenkmäler).

³⁵⁸ So Ottonie von Degenfeld an Hugo von Hofmannsthal, 15. Juli 1919: BW Degenfeld, S. 408.

³⁵⁹ So Erich von Kahler: Versuch einer Erinnerung (wie Anm. 356), S. 64f.

³⁶⁰ S. unten S. 177 mit Nr. 24.

³⁶¹ S. unten S. 179.

³⁶² BW I, S. 365: 10. September 1914.

»glücklich und hoffentlich für immer« – mit der Familie nach Heppenheim an der Bergstrasse in die Werlestraße 2 übersiedelt, in ein »Häuschen zwischen Rhein und Odenwald, das wir für die nächsten Jahre zu unserem Wohnsitz erwählten und in dem es uns sehr wohl gefällt«. ³⁶³ Ob ihm hier die zweite Auflage von Kassners zuerst 1908 bei S. Fischer gedruckter »Melancholia« ³⁶⁴ zugeht, bleibt fraglich. Sie war vom Insel-Verlag unter der irreführenden Jahresangabe »1915« Anfang November 1916 ausgeliefert worden ³⁶⁵ – zu Kassners Verwunderung, da er Anton Kippenberg noch am 2. Oktober 1914 dringend widerraten hatte, das bereits ausgesetzte Werk »jetzt im Krieg erscheinen zu lassen«.

In den letzten Berliner Jahren hatte Buber das Projekt einer »Monatsschrift« »Der Jude« als »ein unabhängiges Organ für Erkenntnis und Förderung des lebendigen Judentums« mit aller Kraft vorangetrieben. Das Erste Heft, im April 1916 mit Bubers oben zitierter programmatischer Vorbemerkung »Die Losung« eröffnet, ³⁶⁶ nennt im Impressum schon »Heppenheim a. d. Bergstraße (Hessen)« als Adresse des »Herausgeber<s>: Dr. Martin Buber«. Er redigiert die eingehenden Artikel mit akribischer Sorgfalt und regt vielfach sachliche wie stilistische Besserungen an. So auch, als er am 15. Januar 1917 dem jungen Prager Publizisten Siegmund Kaznelson (1893–1959) rät, im Essay »Idee und Organisation« »jenen Teil der Zitate aus Kassner« zu streichen, »der nur zur Subtilisierung, nicht aber auch zur Klärung des Gedankenganges beiträgt«. ³⁶⁷ Daraufhin bietet der unter dem Pseudonym »Albrecht Hellmann (Prag)« gedruckte Aufsatz aus Kassners »Indischem Gedanken« nur zwei wörtliche Zitate zu Wesen und Vorstellung des Opfers. ³⁶⁸

Insgesamt nimmt die Reaktion der Zeitschrift Bubers Arbeitskraft so »sehr in Anspruch«, dass er »nur wenig Zusammenhängendes« zu schaffen vermag. Deshalb würden, so sein Hinweis vom 5. August 1917 an Hans Kohn, »zwei«

³⁶³ Buber an Ernst Elijahu Rappeport, Heppenheim 9. April 1916: BW I, S. 425. Das Haus ist seit 1978 unter dem Namen »Martin-Buber-Haus« Sitz des Internationalen Rats der Christen und Juden (ICCJ). Vgl. Andrea Thiemann und Hans-Georg Vorndran (Hg.), Who is MB? Katalog zur Ausstellung über Person und Ideen Martin Bubers. Heppenheim: Martin-Buber-Haus 2006, S. 6–21.

³⁶⁴ Rudolf Kassner, Melancholia. Eine Trilogie des Geistes. 2. Aufl. Leipzig 1915. 8°, (IV), 284, (2) S. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in: KW II, S. 522; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 880.

³⁶⁵ Der Insel-Verlag hatte am 6. November 1916 den Versand »für diese Woche« angekündigt und die Exemplare an Kassners alte Wiener Adresse geschickt. Daher gelangen sie erst beim zweiten Anlauf im Dezember nach München. Widmungsexemplare für Hugo von Hofmannsthal (BW Kassner. [2005], S. 196), Rainer Maria Rilke und Clara Rilke (Kassner – Rilke [wie Anm. 114], S. 109) sind dann jeweils mit »München Dezember 1916« datiert.

³⁶⁶ Wie oben Anm. 350.

³⁶⁷ BW I, S. 460.

³⁶⁸ In: Der Jude. Eine Monatsschrift 2, 1917/1918, H. 3, S. 163–175, mit den Zitaten (S. 172 und S. 173) aus dem Kapitel »Das Opfer (Von der menschlichen Tiefe)« in Kassners »Indischem Gedanken« (wie oben Nr. 22, S. 20 und S. 27: KW III, S. 117 und S. 121).

kommende »Aufsatzsammlungen allgemeinen Charakters« allein »Sachen« bringen, die »zum großen Teil bereits« andernorts gedruckt seien.³⁶⁹ Demgemäß heißt es in der Vorbemerkung zu »Ereignisse und Begegnungen«: »Von den drei Teilen dieses Buches ist der erste im Sommer 1907 geschrieben worden, der zweite in den Winter- und Frühlingsmonaten 1914, der dritte im Herbst desselben Jahres.«³⁷⁰ Und »Die Rede, die Lehre und das Lied« enthält, so Buber, die »Geleitworte dreier Bücher – der »Ekstatischen Konfessionen« (1909), der »Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse« (1910) und der Neuausgabe von Schiefners Übertragung des »Kalewala«³⁷¹ (1914)«. Sie »behandeln drei Erscheinungen des *Wortes*: den seiner Absicht nach zum Mißlingen verurteilten Versuch einer redenden Mitteilung des zuinnerst Erlebten, das »Bekenntnis«; den Aufstieg zur Verkündung des im Erlebnis Erschlossenen als des einen Notwendigen, zur Lehre; und das Ertönen des Seelengrundes im magisch gebundenen Lied. [...]«³⁷²

Am 14. November 1917 weist Buber den Insel-Verlag an, »Ereignisse u Die Rede etc.« »im Auftrag des Verf. [...] an Rudolf Kassner, München Herschelstr. 13«, zu senden.

24. In Bubers Auftrag an Kassner

<Mitte November 1917>

Martin Buber

Ereignisse und Begegnungen

Leipzig im Insel-Verlag 1917³⁷³

³⁶⁹ BWI, S. 503.

³⁷⁰ Die drei Teile sind: »Die Burg« (mit dem Text »Buddha«), »Die Fahrt« (mit den Stücken: »Der Altar«, »Mit einem Monisten«, »Helden«, »Bruder Leib«, »Leistung und Dasein«, »Der Dämon im Traum«) und »Der Augenblick« (mit »An das Gleichzeitige«).

³⁷¹ Kalewala, das National-Epos der Finnen. Nach der zweiten Ausgabe ins Deutsche übertragen von Anton Schiefner. Nach dem zu Helsingfors im Jahre 1851 erschienenen Druck bearbeitet und durch Anmerkungen und ein Nachwort ergänzt von Martin Buber. München 1914, S. 465–478 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 132: MBW 2.1 [wie Anm. 38], S. 152–164).

³⁷² Buber, Die Rede, die Lehre und das Lied (wie unten Anm. 374), S. 5–7.

³⁷³ 8°; (8), 96 (4) S. (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 174; Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 232: 1. und 2. Tsd.). Die Texte, zunächst selbständig im »Neuen Merkur« und den »Weißen Blättern« erschienen, jetzt in MBW 1 (wie Anm. 20), S. 247–276; die Drucknachweise ebd., S. 321–323.

Martin Buber
Die Rede, die Lehre und das Lied
Drei Beispiele
Leipzig im Insel-Verlag 1917³⁷⁴

Abermals ist keine schriftliche Reaktion Kassners überliefert. Andererseits möchte man sich gern vorstellen, dass beide Bücher zum Gesprächsthema mit Rilke geworden seien, der, von Berlin kommend, seit dem 10. Dezember 1917 (bis zum 7. Mai 1918) im Münchner »Hotel Continental« logiert. Ihm nämlich hatte Katharina Kippenberg – bereits am 10. Januar 1917 nennt sie in einem Atemzug »Kassner und Buber« als Beispiele »schwerer« Lektüren³⁷⁵ – die Bücher schicken lassen, und er hatte ihnen

gleich den Abend eingeräumt, an dem sie eintrafen; sie sind mir überaus nahe und ergiebig gewesen, besonders das kleinere, obwohl ich zwei der »Einleitungen« schon aus den früheren Orten kannte. Befreit von ihrer damaligen Aufgabe, geben sie nun, zusammen mit dem Kalewala-Aufsatz, ein großes umfassendes Bild von den Grenzen menschlich-äußerster Mitteilung. Und es ist, als wäre der entscheidende Rand von der Seite des Schweigens her ausgezogen.³⁷⁶

Im Gegensatz zu Rilke beurteilt der streitbare Gershom Scholem das Buch als »entsetzlich«: es »ist in *jeder* Hinsicht (buchhändlerisch, formal und inhaltlich, von den oberen Dingen ganz zu schweigen) von einer noch nicht dagewesenen Abscheulichkeit. Nicht nur in Hinsicht auf die vollkommene Sterilität und erschreckende Armut, die es offenbart, ist dies Buch ein Mißbrauch des jetzt schon wahrlich genug verteuerten Papiers [...]«. ³⁷⁷ Auch Franz Kafka wertet am 20. Januar 1918 »Bubers letzte Bücher« samt Kierkegaards gleichzeitig gelesenen »Entweder – Oder« als »abscheuliche, widerwärtige Bücher, alle drei zusammen«, und er fügt mit Blick auf »Entweder – Oder« hinzu: »fast der ganze Kassner wälzt sich einem aus ihm entgegen.«³⁷⁸

³⁷⁴ Kl.-8°, 126, (3) S. (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 175; Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 234; 1. und 2. Tsd.). – S. 5–7: Vorwort; S. 9–34: Ekstase und Bekenntnis; S. 35–94: Die Lehre von Tao; S. 95–126: Das Epos des Zaubers.

³⁷⁵ Rainer Mara Rilke – Katharina Kippenberg: Briefwechsel. Hg. von Bettina von Bomhard. Wiesbaden 1954, S. 203.

³⁷⁶ Rilke – Katharina Kippenberg (wie Anm. 375), S. 273: 13. Februar 1918.

³⁷⁷ Scholem, Briefe an Werner Kraft (wie Anm. 331), S. 48 (4. November 1917) und S. 49f. (undatiert).

³⁷⁸ Max Brod – Franz Kafka, Eine Freundschaft. Briefwechsel. Hg. von Malcom Pasley. Frankfurt a.M. 1989, S. 228; Franz Kafka. Briefe 1918–1920. Kommentierte Ausgabe. Hg. von Hans-Gerd Koch. Frankfurt a.M. 2013, S. 21.

Der mit Kassners Münchner Adresse versehene Versandauftrag Bubers legt die Vermutung nahe, es seien schriftliche Kontakte oder Hinweise – vielleicht durch den Insel-Verlag oder gemeinsame Freunde – vorausgegangen, dank derer Buber von den neuen Gegebenheiten im Leben des Freundes weiß. Jedenfalls findet in diesem Haus, das Kassner bis zum August 1919 bewohnt, jene »kurze Begegnung in München« statt, derer sich Kassner nach mehr als dreißig Jahren erinnert.³⁷⁹ Der »nicht vergessen<e> Besuch« ist in die zweite Februar-Dekade des ersten Nachkriegsjahres zu datieren, als Buber in der bayerischen Hauptstadt eine ihn »tief bewegende Woche in einem steten Verkehr mit den revolutionären Führern verbracht« hatte, »eine Woche deren furchtbar natürlicher Abschluß die Kunde von Eisners Ermordung war«.³⁸⁰ Der 1867 geborene Schriftsteller, Journalist und Politiker Kurt Eisner hatte, nachdem König Ludwig III. aus München geflohen war, am 8. November 1918 die Bayerische Republik als »Freistaat« ausgerufen und eine erste Regierung unter seiner Leitung gebildet. Als er am 21. Februar auf dem Weg zur Eröffnung des neuen Landtags, bei der er nach der verlorenen Landtagswahl seinen Rücktritt erklären will, von Anton Graf von Arco auf Valley (1897–1945) auf offener Straße erschossen wird,³⁸¹ befindet Buber sich auf der Heimreise nach Heppenheim.³⁸² In diese Münchner Tage fällt auch Bubers einzige persönliche Begegnung mit Rainer Maria Rilke, zu der er dem britischen Romanisten Benjamin Joseph Morse (1899–1977), der Bubers »Einfluß auf Rilke« nachgegangen war, nach fast zwanzig Jahren am 26. Juli 1947 erklären wird: »Ich bin Rilke nur einmal begegnet, in München, wo mich Karl Wolfskehl auf der Straße mit ihm bekannt machte; das Gespräch zwischen uns war, vielleicht infolge der Art des Kennenlernens, nicht sehr ergiebig.«³⁸³

Kassner, der, anders als Buber, die revolutionären Geschehnisse in München eher distanziert beobachtet, hatte im Verlauf des Treffens gewiss von seinem

³⁷⁹ Vgl. Kassners Brief vom 25. September 1953 (unten S. 204): »Ihr Besuch ist damit nicht vergessen«.

³⁸⁰ Buber an seinen späteren Schwiegersohn Ludwig Strauß (1892–1953) am 22. Februar 1919. In: Martin Buber – Ludwig Strauß, Briefwechsel. 1913–1953. Hg. von Tuvia Rübner und Dafna Mach. Frankfurt a.M. 1990, S. 66.

³⁸¹ Vgl. Thomas Manns Tagebucheintrag vom 21. Februar 1919: »K<atia Mann> platzte mit der eben telephonisch erhaltenen Nachricht ins Zimmer, daß Eisner ermordet sei, von einem Grafen Arco. Erschütterung, Entsetzen und Widerwille gegen das Ganze. Welches werden die Folgen sein? [...] Die Lage ist verworren« (Thomas Mann, Tagebücher 1918–1921. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a.M. 1979, S. 154f.).

³⁸² Vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 269.

³⁸³ BW III, S. 141. – Zu Rilkes Verhältnis zu Buber vgl. Benjamin Joseph Morses Briefwechsel mit Buber aus den Jahren 1947 und 1950 (BW III, S. 136f., S. 141f., S. 256f.) samt Bubers Erwähnungen (ebd., S. 211, S. 281, S. 290 mit S. 257, Anm. 1); ferner Morses ausführliche Studie: Rainer Maria Rilke and Martin Buber. In: Alles Lebendige meint den Menschen. Gedenkbuch für Max Niehans. Bern 1972, S. 102–128; Siegfried Mandel, Rilke's Readings and Impressions from Buber to Alfred Schuler. In: *Modern Austrian Literature* 15, 1982, S. 255–276.

langsam im Satz fortschreitenden Buch »Zahl und Gesicht« gesprochen – dem Hauptwerk seiner zweiten Schaffensepoche, an welchem er über die Kriegsjahre hin in immer neuen Anläufen und aus der Form gebrochenen Fassungen gearbeitet hatte. Bereits am 18. Dezember 1916 hatte er Anton Kippenberg eröffnet: »Ich komme allmählich mit meiner neuen Arbeit zu Ende. Sie hat mich nun schon vier Jahre beschäftigt, doch ich erwarte durch sie von mir und für mich so viel, daß ich die »letzte Fassung« wohl nicht so bald werde fertig gestellt haben. Sie wird wohl den Titel tragen: »Die Zahl und das Gesicht.« Die Überschrift orientiert sich an einem frei zitierten, in dieser prägnanten Form nicht nachzuweisenden Ausspruch Johann Caspar Lavaters (1741–1801), »daß alles im Gesicht Zahl sei«. Kassner hat ihn wohl selbst geprägt als Zusammenfassung von Äußerungen, die Wilhelm von Humboldt während seines Besuchs bei Lavater in Zürich vom 3. bis 5. Oktober 1789 im Tagebuch festgehalten hat.³⁸⁴ Zur Vorbereitung hatte sich Kassner seit dem Frühjahr 1913 intensiv mit höherer Mathematik und Physik befasst. Im 1956 geschriebenen Nachwort zur dritten Auflage bekennt er, fünf Jahre für das Werk gebraucht zu haben, »wenn ich die Jahre dazurechne, die für das Studium der Mathematik, der mathematischen Physik verwendet wurden. Es war das eine Zeit förmlicher Besessenheit von der Zahl, vom Zahlenmäßigen.«³⁸⁵ Im August 1918 hatte er dem Verlag das Manuskript zugeleitet und Anton Kippenberg am 11. Januar 1919 darauf hingewiesen, »wie dieses mein größtes u. *bei weitem* wichtigstes Buch alle anderen in sich aufgenommen u. auf einem höheren Plane in sich vereinigt hat.« Wegen des allzeit beklagten Mangels an Drucktypen schleppen sich die Satzarbeiten wieder quälend langsam hin. Ungeduldig erbittet Kassner aus München und im Laufe seines anschließenden Sommeraufenthaltes in Österreich aus Lautschin, Groß-Pawlowitz, Barzdorf und Wien die »Aushängebogen des jeweils Gedruckten« und die ihm zustehenden Belegexemplare, bis ihm endlich in Wien am 23. September »10 geh<eftete> und 15 geb<undene>« Bände zugehen.³⁸⁶ Zu den Empfängern persönlich überreichter oder zugesandter Widmungsexemplare wie »Hugo von Hofmannsthal« oder »Franz und Lili Schalk«³⁸⁷ gehört Buber offenkundig

³⁸⁴ Vgl. Wilhelm von Humboldts Tagbücher. Hg. von Albert Leitzmann. Bd. 1: 1788–1798 (Gesammelte Schriften. Hg. von der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften 14). Berlin 1916, S. 156; s. die Nachweise in KW III, S. 658.

³⁸⁵ KW III, S. 360.

³⁸⁶ Kassners am 9. und 16. September 1919 vorgetragene Bitte, die »Freiexemplare« an seine gegenwärtige Adresse in »Wien IV, Tilgnerstr 3« zu schicken, wird, laut Verlagsnotiz, am 23. September ausgeführt. Im »Insel-Almanach auf das Jahr 1919« (Leipzig 1918, S. 184) wird das Buch angezeigt: »Geheftet M. 5 - ; in Pappband M. 7.50«. Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176, Nr. 890) verzeichnet nur Exemplare in »Pappe«, die, mit unbedrucktem einfachen Papierumschlag ummantelt, im Pappschuber mit aufgeklebter Titelei geliefert werden (Privatsammlung Stuttgart).

³⁸⁷ Die Bände sind jeweils auf »Wien im October 1919« datiert: BW Kassner (2005), S. 205, sowie Privatsammlung, Stuttgart.

nicht. Er bestellt am 21. Oktober 1919 beim Verlag »Kassner, Zahl u Gesicht«, das, wie Kassner Anfang November berichtet, »in München« und »in einigen Buchhandlungen in Berlin ausverkauft« sei.³⁸⁸

Zahl und Gesicht
Nebst einer Einleitung: Der Umriss
einer universalen Physiognomik
von
Rudolf Kassner
(*Motto:*) Aber ich verkündige Euch, daß in diesem be-
seelten Leib, der nur klaftergroß ist, die Welt
wohnt. *Gotama Buddha*.³⁸⁹
Im Insel-Verlag zu Leipzig
1919³⁹⁰

Auch diesmal sind schriftliche Äußerungen Bubers weder an Kassner noch an Dritte bekannt geworden. Vielleicht empfand er das Werk als »zu tief« im Sinn seines oben zitierten Gesprächs mit Werner Kraft³⁹¹ und »reihete« das Buch »ein« – wie Thomas Mann, der nach unschlüssigem Blättern in dem am 18. November »im Auftrage des Verfassers« eingetroffenen Werk an »Sylvester« 1919 gesteht: »es ist zu spitzfindig und preziös, um recht zu mir reden zu können.« Erich von Kahler hingegen hatte darin »unvergeßliche« »physiognomische Tiefblicke« gefunden, »eine Versenkung in die Erscheinung, die dichteste Dichtung ist.«³⁹²

Seit geraumer Zeit hatte Kassner erwogen, seinen »Dilettantismus« »aus der verschollenen ›Gesellschaft‹ zu retten«, wie es Rilke schon am 28. Dezember 1916 Katharina Kippenberg als »sehr wichtig und schön« angeraten hatte.³⁹³ Zunächst freilich bleibt das Vorhaben über fast fünf Jahre in der Schwebe, bis Kassner – im Zusammenhang mit den energisch betriebenen Neufassungen seiner frühen

³⁸⁸ Auf Kassners undatierte Nachricht antwortet Kippenberg postwendend am 3. November 1919, sehr zufrieden mit dem »recht erfreulichen Absatz« des Werks.

³⁸⁹ Hermann Oldenberg, *Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde*. 3. Aufl. Berlin. 1897, S. 306.

³⁹⁰ 8°; (IV), 243, (5) S. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW III, S. 830; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 890: 1. und 2. Tsd. – Der Text in der überarbeiteten und mit einem Nachwort versehenen dritten Auflage von 1956 (ebd., Nr. 890 B: 5. Tsd.) jetzt in: KW III, S. 185–378.

³⁹¹ S. oben S. 103.

³⁹² Thomas Mann, *Tagebücher 1918–1921* (wie Anm. 381), S. 321 und S. 354; Erich von Kahler, *Die Auflösung der Form. Tendenzen der modernen Kunst und Literatur*. München 1971, S. 35; Ders., *Versuch einer Erinnerung* (wie Anm. 356), S. 59.

³⁹³ Rilke – Katharina Kippenberg (wie Anm. 375), S. 201.

Schriften »Melancholia«,³⁹⁴ »Von den Elementen der menschlichen Größe«,³⁹⁵ »Der Tod und die Maske«³⁹⁶ und der im Folgejahr ausgelieferten »Moral der Musik«³⁹⁷ – Kippenberg am 31. Juli 1921 fragt: »Wäre es nicht an der Zeit, die *Motive*«³⁹⁸ zu bringen? [...] Die Motive mit dem »Dilettantismus« und anderen seither gedruckten Aufsätzen »unter dem Titel Essays (1900–1921). [...] Es würde ein sehr anständiger Band werden [...]: Einige meiner besten Sachen wie der Dilettantismus u. der Hebbel-Essay«³⁹⁹ darunter.« Nach Kippenbergs hinhalten-dem Einverständnis bringt Kassner am 27. Dezember 1921 das Projekt für das »späte Frühjahr« erneut in Erinnerung und bekräftigt am 12. Januar 1922, die »Motive« – er wolle sie jetzt »einfach nur Essays« nennen – würden »zur rechten Zeit fertig vorbereitet sein«. Wegen der für den Neudruck erforderlichen Freigabe des »Dilettantismus« durch Rütten & Loening beschließt er, Bubers Vermittlung einzuholen, ist sich jedoch, da der Kontakt seit der Münchner Begegnung vom Februar 1919 offenbar eingeschlafen war, dessen Adresse nicht mehr sicher.

Vor demselben Problem steht Buber, als er Kassner sein neues Buch »Der große Maggid und seine Nachfolge« zuleiten will. Augenscheinlich war ihm entgangen, dass die Eheleute Kassner in der zweiten Julihälfte 1919 von München nach Oberstdorf gezogen waren⁴⁰⁰ und im Frühjahr 1921, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, Bayern endgültig verlassen hatten. Laut Eintrag der Wiener Einwohnerbehörde hatte sich Kassner am 18. Mai 1921 »mit Gattin, von Oberstdorf kommend,« in Wien, Tilgnerstraße 3 angemeldet. Die großbürgerliche Wohnung seiner Schwiegermutter Aurelie Eissler bleibt von nun an – auch nach deren Tod am 8. November 1938 – sein ständiges Domizil,⁴⁰¹ bis er im

³⁹⁴ S. oben S. 176 mit Anm. 364.

³⁹⁵ Die zweite Auflage der zuerst 1911 gedruckten Studie »Von den Elementen der menschlichen Größe« (s. oben Nr. 20, mit Anm. 297) wird im Verbund mit der zweiten Auflage des »Indischen Gedankens« (s. oben Nr. 22, mit Anm. 317) am 3. Mai 1921 ausgeliefert: Der Indische Gedanke / Von den Elementen der menschlichen Größe / von Rudolf Kassner. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1921. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in: KW III, S. 827; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 879 A: 1. und 2. Tsd.

³⁹⁶ S. oben S. 168 mit Anm. 319.

³⁹⁷ Nach der »zweiten, gänzlich umgearbeiteten Auflage« der »Moral der Musik«, die 1912 im Insel-Verlag erschienen war (s. oben S. 166 mit Anm. 311), kommt dort am 7. Juni 1922 eine »Dritte Auflage« heraus: Rudolf Kassner / Die Moral der Musik / Aus den Briefen an einen Musiker. Im Insel-Verlag / Leipzig 1922. 8°, 129, (3) S. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in: KW III, S. 831; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 881 A: 2000 Ex.

³⁹⁸ Der Sammelband »Motive« war im Mai 1906 bei S. Fischer in Berlin erschienen; s. oben Anm. 13.

³⁹⁹ Der »Hebbel«-Aufsatz aus den »Motiven« (S. 161–190) jetzt in: KW II, S. 153–175.

⁴⁰⁰ Vgl. BW Kassner (2005), S. 208f.

⁴⁰¹ Am 31. Dezember 1963 hat die damalige Rudolf Kassner-Gesellschaft am Haus eine Gedenktafel anbringen lassen: »In diesem Hause verbrachte / Rudolf Kassner / 1921–1945 / entscheidende Jahre / seines Schaffens / als Dichter und Denker« (Dokumentationsarchiv des

November 1945 in die Schweiz übersiedeln kann.⁴⁰² In dieser Situation nutzt Buber, wie Kassners Brief Nr. 26 bestätigt, den Umweg über den Leipziger Insel-Verlag:⁴⁰³

25. In Bubers Auftrag an Kassner

<Januar 1922>⁴⁰⁴

Martin Buber
Der große Maggid
und seine Nachfolge
Literarische Anstalt
Rütten & Loening, Frankfurt am Main
1922⁴⁰⁵

Mit dem umfangreichen Werk hatte Buber die frühen Sammlungen chassidischer Erzählungen – »Die Geschichten des Rabbi Nachman« (1906) und »Die Legende des Baal-Schem« (1908) – fortgesetzt und dazu im »Vorwort« (S. V) angemerkt:

österreichischen Widerstandes [Hg.], Gedenken und Mahnen in Wien 1934–1945. Gedenkstätten zu Widerstand und Verfolgung, Exil, Befreiung. Eine Dokumentation. Wien 1998, S. 129).

⁴⁰² Marianne Kassner behält die Wohnung bis zu ihrem Tod am 10. November 1969 bei und vermacht sie testamentarisch der Anthroposophischen Gesellschaft in Wien, die dort einen Waldorfschulkindergarten, eine Eurhythmieschule und ein Zentrum für Kultur und Pädagogik einrichtet.

⁴⁰³ In Bubers Korrespondenz mit dem Insel-Verlag fehlt ein Hinweis zum Versand des Buches an Kassner. Daher besteht die Möglichkeit, dass Moritz Heimann, Lektor des S. Fischer-Verlags, das Werk dem Insel-Verlag zur Weiterleitung zuschickt, als eines der bei ihm lagernden »andern zugekauften und nicht abgeschickten Exemplare«, von denen er am 19. Dezember 1921 im Brief an Buber spricht (BW II, S. 95).

⁴⁰⁴ Das Copyright <S. IV> trägt das Datum »1921«. Moritz Heimann schreibt am 19. Dezember 1921: »Der »Maggid« macht mir die Freude, daß ich, auch wenn ungestimmt, das Buch lesen, in ihm lesen kann; und das tue ich denn auch beinahe täglich. Und zwar mit großem Vergnügen [...]« (BW II, S. 95). Am 21. Januar 1922 dankt Florens Christian Rang (1864–1924) für die »Gabe Deines Buches über den großen Maggid und seine Nachfolge«, das »in meiner Frau <Emma> und mir einen tiefen Widerhall gefunden« hat (BW II, S. 96).

⁴⁰⁵ 8°, XCVI, 226 (2) S. (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 267). Das »Vorwort« steht auf S. <V>-XI; das in die Abschnitte »Geist«, »Leib« und »Schicksal« gegliederte »Geleitwort« auf S. XIII–XCVI (jetzt in: MBW 17: Chassidismus II. Theoretische Schriften. Hg., eingel. und komm. von Susanne Talabardon. Gütersloh 2016, S. 53–96).

Ich nehme mit diesem Geschichtenkreis die Reihe der Bücher, in denen ich den wesentlichen Gehalt der chassidischen Bewegung darzustellen suche, nach langer Unterbrechung wieder auf. Nicht als ob die Arbeit am ungeheuern Stoff und der Dienst an der Gestalt je geruht hätten: aber zum Werk gediehen sie erst wieder im letzten Abschnitt der Zeit, die seit dem Erscheinen der »Legende des Baalschem« (1907 [sic]) verstrichen ist. Was diese fünf oder sechs Jahre an Darlegung der chassidischen Lehre und Erzählung der chassidischen Sage hervorgebracht haben, soll nun mitgeteilt werden.

Da, wie gesagt, auch Kassner nicht weiß, ob Buber weiterhin im hessischen Heppenheim zu erreichen sei, erwägt er, den gemeinsamen Bekannten Richard Beer-Hofmann zu befragen, den eine lebenslange Freundschaft mit Buber verbindet,⁴⁰⁶ und der Buber auf dem 12. Zionistenkongress vom 1. bis 14. September 1921 in Karlsbad begegnet war.⁴⁰⁷ Ein dort für »Ende September« in Wien vereinbartes Treffen beider Ehepaare⁴⁰⁸ hatte Beer-Hofmann zwar kurzfristig verschieben müssen, dann aber am 12. Oktober unterstrichen: »Wie sehr meine Frau und ich uns freuen, Sie beide bald hier zu sehen, wissen Sie ja!«⁴⁰⁹ Obwohl Kassner in Wien weilt, war es zu keinem Kontakt mit Buber gekommen. Andererseits hatte sich dank Bubers inzwischen eingetroffener Buchsendung die Nachfrage bei Beer-Hofmann erübrigt:

⁴⁰⁶ Frühestes Zeugnis ist der kurze briefliche Dank »für die Übersendung des ›Tschuang-Tse‹« vom 1. November 1910: Alexander Košenina, »... was wir Juden tun, vollzieht sich auf einer Bühne – unser Los hat sie gezimmert.« Richard Beer-Hofmanns Briefwechsel mit Martin Buber (1910–1936). In: *Modern Austrian Literature* 29, 1996, Nr. 2, S. 45–81; hier S. 50; Richard Beer-Hofmann, *Briefe 1895–1945*. Hg. und komm. von Alexander Košenina (Werke Bd. 7). Oldenburg 1999, S. 24. – Vgl. auch Martin Bubers »Geleitwort« zu Beer-Hofmanns »Gesammelten Werke«. Frankfurt a.M. 1963.

⁴⁰⁷ BW II, S. 84–86; Richard Beer-Hofmann, *Daten*. Mitgeteilt von Eugene Weber. In: *Modern Austrian Literature* 17, 1984, Nr. 2, S. 13–42; hier S. 30. Auch Arthur Holitscher ist in Karlsbad zugegen und erinnert sich, dass Buber, trotz seiner »vergeistigten Kraft« – er hält Reden am 1. und 5. September (Martin Buber, *Der Jude und sein Judentum*. Gesammelte Aufsätze und Reden. Mit einer Einleitung von Robert Weltsch. Köln 1963, S. 467ff. und S. 309ff.) – »in den Handlungen des Kongresses nur wenig« hervorgetreten sei (Arthur Holitscher, *Reisen*. Potsdam 1928, S. 121, S. 140).

⁴⁰⁸ Buber an seine Frau Paula, 3. September 1921: BW II, S. 85.

⁴⁰⁹ Beer-Hofmann – Buber (wie Anm. 406), S. 51f., S. 78.

26. Kassner an Buber

Wien IV Tilgnerstr. 3
30. 1. 22.
<Sonntag>

Lieber Dr. Buber!

Ich wollte Ihnen dieser Tage schreiben u. schon Beer-Hofmann um Ihre Adresse bitten, da erhalte ich vom Inselverlag Ihr Buch u. darin steht gleich zu Anfang: Heppenheim.⁴¹⁰

Es handelt sich darum: ich möchte im Lauf des Jahres eine Sammlung von Aufsätzen von mir herausgeben bei der Insel u. dazu brauche ich den Dilettantismus Ihrer Sammlung. Kann ich das ohne weiteres haben? Was müsste ich ungefähr zahlen? (ich bin Besitzer von österreich. Kronen, weshalb ich auch jetzt hier lebe.⁴¹¹) Also sprechen Sie dem Verlag gegenüber ein mächtiges Wort, das sicher aus Ihren Lippen darf. Sie (=Verlag) sollen das Büchlein erstens freigeben u. zweitens wenn sie es freigeben nicht zu viel von mir verlangen (in Mark). *Ich wäre Ihnen sehr verbunden.*

Von Ihrem Buch habe ich nur die Einleitung gelesen. Die Darlegung des Begriffes der Gnostik ist die beste u. lebendigste, die ich kenne. Wann gehen Sie nach Palästina? Wie geht es Ihnen? Ich bin augenblicklich hirnlos. Wird wohl noch einige Zeit dauern.

Alles Gute von Ihrem

Dr. Rudolf Kassner

Zu der von Kassner genannten »Einleitung« hatte Buber im »Vorwort« (S. X) angemerkt: »Den Geschichten geht eine Einleitung voraus, in der ich zusammengefaßt habe, was mir das rechte Verständnis ihrer Eigentümlichkeit

⁴¹⁰ Das »Vorwort« ist auf S. XI mit: »Heppenheim an der Bergstraße, im Frühsommer 1921« gezeichnet.

⁴¹¹ Kassner war nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie als gebürtiger Mährer Staatsbürger der am 28. Oktober 1918 in Prag ausgerufenen Tschechoslowakischen Republik geworden. Schon im Vorjahr hatte er am 25. Februar 1921 im Brief an Rilke festgestellt »Das ammeisten [!] chimärenhafte Gebilde unserer Zeit ist wohl ein tschechoslowakischer Deutscher mit deutsch-österreich. K<ronen>« (Kassner – Rilke [wie Anm. 114], S. 135).

und ihres Zusammenhangs zu fördern geeignet schien; sie soll meine früheren Hinweise auf die chassidische Lehre und ihre Entwicklung ergänzen. Der erste Abschnitt spricht von der chassidischen Lehre, insofern das Wesen und die Berufung des Zaddiks aus ihr hervorgehen, der zweite von dem Wesen und der Berufung des Zaddiks, der dritte von den Zaddikim dieses Buchs, insofern sich in ihnen der Sinn der Lehre, aber auch deren Gang und deren Schicksal verkörpert haben.« Zur Gnosis liest man dann gleich zu Beginn des ersten Abschnitts:

Mythisch lebendig schon in iranischer Religiosität – uns überliefert in deren mandäische und manichäische Umbildung –, dann begrifflicher umrissen in mannigfacher Gnosis erscheint uns die Konzeption der in der Stoffwelt gefangenen Gottseele, die erlöst werden soll. Der gottentstrahlte Lichtglanz, der in die Finsternis gesunken ist, die Sophia, die in die Gewalt der niederen weltbeherrschenden Mächte geriet, die »Mutter«, die durch alle Leiden der Dinglichkeit schreiten muß –, immer ist es ein zwischen dem Urguten und dem Urbösen mittelndes Wesens, dessen Schicksal erzählt wird: ein preisgegebenes Wesen und doch ein Gottwesen, von seinem Ursprung abgetrennt und doch nicht abgetrennt; denn die Scheidung heißt Zeit und die Vereinigung Ewigkeit.⁴¹²

Da kein Brief Bubers mit der Ankündigung einer Palästinareise vorausgegangen ist, dürfte sich Kassner mit seiner Frage »Wann gehen Sie nach Palästina?« an entsprechende Hinweise während der Münchner Begegnung erinnern haben. Seit langem schon hatte Buber dazu aufgerufen, in Palästina mit der Pionierarbeit zu beginnen, und seit Ende des Ersten Weltkriegs selbst einen solchen Schritt immer wieder erwogen: »Persönlich will ich«, so hatte er Ernst Eljahu Rapoport am 27. Oktober 1918 mitgeteilt, »so bald als möglich nach dem Krieg mir endlich das Land ansehen; bis ich aber an eine Übersiedlung denken kann, werden wohl mehrere Jahre vergehen.«⁴¹³ Dass Palästina auch 1922 unverändert auf dem Reiseprogramm steht, bezeugt Franz Rosenzweigs Anspielung vom Ende Juli dieses Jahres auf »Ihre Rückkehr aus Palästina.«⁴¹⁴ Doch werden noch fünf weitere Jahre verstreichen, bis Buber im Frühjahr 1927 die so lang aufgeschobene erste Reise endlich antreten kann.⁴¹⁵

⁴¹² Buber, *Der grosse Maggid* (wie Nr. 25 mit Anm. 405), S. XVIIIf. = MBW 17 (wie Anm. 406), S. 55.

⁴¹³ BW I, S. 541f.; vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 274f.

⁴¹⁴ Der undatierte Brief stammt, wie Bubers Antwort vom 28. Juli zeigt, aus der »letzten Juliwoche 1922« (BW II, S. 108f.).

⁴¹⁵ Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 383, S. 388. – Am 7. März 1927 spricht Buber im Brief an Hermann Gerson von der bevorstehenden Abreise und seiner »Ende Mai erfolgenden Heimkehr« (BW II, S. 281).

Der von Kassner vorgetragenen »Dilettantismus«-Bitte nimmt Buber sich offenbar bereitwillig an. Den verlorenen Bericht über sein geplantes Vorgehen beim Verleger Wilhelm Ernst Oswald nimmt Kassner dankend zur Kenntnis:

27. *Kassner an Buber*⁴¹⁶

<Wien> IV. Tilgnerstraße 3.
<21. Februar 1922>
<Montag>

Lieber Dr. Buber.

Das ist sehr gut von Ihnen mit dem Verleger selber darüber zu sprechen u. ihm den für mich sehr günstigen Vorschlag zu machen.⁴¹⁷ Ich danke Ihnen sehr für die Absicht u. bitte Sie auch mich gelegentlich über d. Resultat zu verständigen.

Alles Gute von Ihrem

Dr. Rudolf Kassner
21. 2. 22.

Wann er diese »Verständigung« erhalten hat, wissen wir nicht – spätestens vor dem 28. Juni,⁴¹⁸ vielleicht schon vor dem 25. März, an welchem Tag er den Insel-Verlag beauftragt, an »Dr. Martin Buber« ein Exemplar der soeben veröffentlichten »Grundlagen der Physiognomik« zu schicken, was, laut Verlagsnotiz, am 30. März geschieht:

⁴¹⁶ Postkarte: Briefmarken abgelöst, daher kein lesbarer Poststempel. Adresse: Dr. Martin Buber / Heppenheim an der Bergstrasse / Hessen.

⁴¹⁷ Buber plädiert vermutlich dafür, den »Dilettantismus« ohne Ablösekosten freizugeben.

⁴¹⁸ S. unten S. 189 mit Anm. 424 mit der entsprechenden Bemerkung an Anton Kippenberg.

28. Im Auftrag Kassners an Buber

<30. März 1922>

<Donnerstag>

Die Grundlagen der Physiognomik

von

Rudolf Kassner

1922

Im Insel-Verlag zu Leipzig⁴¹⁹

Das am 28. November 1920 angekündigte »Grundlagen«-Manuskript war dem Verlag am 29. Juni 1921 zugegangen. Doch hatte auch diesmal wieder der Mangel an Schrifttypen den Satz über die nächsten Monate hin erheblich verzögert, bis Kassner schließlich am 4. und 25. März 1922 seine Freixemplare anfordert, die er »im März 1922« Hugo von Hofmannsthal, Fürstin Marie von Thurn und Taxis und Lili Schalk persönlich überreicht oder durch den Verlag an Elsa Bruckmann, Hermann von Keyserling und den auch mit Buber bekannten Heidelberger Sozialwissenschaftler Arthur Salz schicken lässt.⁴²⁰ Hervorgegangen aus einem öffentlichen Vortrag in München als Beispiel seiner ureigenen Physiognomik – »Der Begriff ›Physiognomik‹ zieht die Menschen an«, hatte er Anton Kippenberg am 3. Juni 1921 eröffnet: »Freilich gebe ich ihnen nicht die Physiognomik, die sie erwarten. Das ist dann meine Sache« –, behält der Text die persönliche Anrede bei, um derentwillen sich Rilke noch »eindringlicher [...] auf ›Zahl und Gesicht‹ hingewiesen fühlt und nun erst recht fähig, sich mit dem

⁴¹⁹ 8°; 106, (3) S. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW IV, S. 769f.; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 878: 1. und 2. Tsd. – Auf S. <107> die Bemerkung: »Diese Abhandlung ist aus einem Vortrag entstanden, der am 21. Januar 1921 in München gehalten wurde. Das ist der Grund, warum die Form der Anrede gewahrt wurde.« Allerdings hatte der überaus erfolgreiche Vortrag nicht am 21., sondern am 24. Januar 1921 im Museumssaal des Palais Porcia am Münchner Promenadeplatz stattgefunden (vgl. KW IV, S. 541f.). – Der Text in der überarbeiteten Fassung der zweiten Auflage von 1951 mit dem geänderten Titel »Von der Signatur der Dinge« jetzt in: KW IV, S. 5–73. Der neue Titel zitiert in deutscher Übersetzung Jakob Böhm 1635 erschienenes Werk »De signatura rerum« (vgl. KW IV, S. 544 mit bibliographischen Nachweisen).

⁴²⁰ Vgl. BW Kassner (2005), S. 224; Kassner – Taxis II (wie Anm. 72), S. 170; Lili Schalk (Privatsammlung Stuttgart); ferner Kassners Versendeauftrag an den Insel-Verlag vom 25. März.

große Buche völlig einzulassen. Solches meinten jawohl »die Grundlagen« auch bewirken zu sollen.«⁴²¹ Eine Reaktion Bubers ist nicht überliefert.

Bevor Kassner die Druckvorlage der seit Sommer 1921 geplanten Neuausgabe der einstigen »Motive« unter dem Titel »Essays« abschließt, wartet er die Auslieferung der dritten Auflage seiner »Moral der Musik« am 7. Juni 1922 ab.⁴²² Denn, so hatte er in anderem Zusammenhang grundsätzlich bekannt: »Bis ich ein Buch nicht in der Hand habe, kann ich mich nicht gut an ein anderes machen und fühle mich überhaupt gebunden.«⁴²³ Drei Wochen später, am 28. Juni, geht Anton Kippenberg das Manuskript der »Essays« mit dem Hinweis zu, der Band enthalte »das aus den Motiven, was mir noch gut erschien«, sowie neben einigen neuen Aufsätzen den »Dilettantismus«, den, wie er erst jetzt mitteilt, »Rütten + Loening freigab«.⁴²⁴ Als der Insel-Verlag dann nach dem 19. März 1923 das Erscheinen der »Essays« allzu voreilig für »in 14 Tagen« ankündigt, setzt Kassner am 27. März neben Hofmannsthal, Richard Beer-Hofmann, Rainer Maria Rilke und weiteren Freunden auch diesmal wieder »Martin Buber« auf das »Verzeichnis der Adressen«, an die ein gebundenes Exemplar »im Auftrag des Verfassers« zu schicken sei – eine Bitte, die der Verlag wegen neuerlicher Verzögerungen bei der Herstellung allerdings erst am 7. Mai ausführen kann. Wenn Kassner am folgenden Tage klagt, der für die »Essays« angesetzte Ladenpreis von 4.500, - Mark pro Band sei »schrecklich niedrig« – »Armes Land, armer Verleger, ärmster Autor, die sich um so wenig hergeben müssen« –, wirft das ein Schlaglicht auf die prekäre wirtschaftliche Lage mit ihrer galoppierenden Inflation, die nur unwesentlich gebessert wird, als nach vier Tagen eine Preisänderung auf je 5.500, - Mark gemeldet wird, wodurch sich das Gesamthonorar »um 285 000, - auf 1. 635.000,00 Mark« erhöhe.

⁴²¹ Kassner – Rilke (wie Anm. 144), S. 140: 13. Mai 1922.

⁴²² S. oben Anm. 397.

⁴²³ An Anton Kippenberg, 27. Dezember 1921 (GSA).

⁴²⁴ Ein entsprechendes Dokument ist nicht erhalten geblieben (vgl. oben Anm. 136). Kassner referiert eine Nachricht Bubers oder des Verlags.

29. Im Auftrag Kassners an Buber

<7. Mai 1923>

<Mittwoch>

Rudolf Kassner

Essays

1923

Im Insel-Verlag zu Leipzig⁴²⁵

Die »Noten« (S. <208>) erläutern mit teilweise irrigen oder ungenauen Angaben:

»*Das griechische Gesicht* und *Gogol* waren zuerst in der Jahreszeitschrift *Ganymed* (1921, 1922), *Das Gottmenschentum und der Einzelne* war in Hugo von Hofmannsthal's Neuen deutschen Beiträgen (II. Heft 1923) abgedruckt. / *Dilettantismus* ist 1909 [!] in Dr. Martin Bubers Sammlung »Kultur«⁴²⁶ bei Rütten & Loening erschienen. / *John Henry Newman* ist die Einleitung einer von mir besorgten Übersetzung von Newmans *Apologia pro vita mea* (Bruchstück) im Drei-Masken-Verlag (München). / Die anderen Essays sind in wesentlich verkürzter Fassung aus dem 1905 [!] bei S. Fischer erschienenen Band *Motive* herübergenommen. / *Der tiefste Sinn der Dichtung* erscheint hier zum erstenmal.«

Aus den Motiven übernommen sind die acht bearbeiteten und von Fall zu Fall im Titel veränderten Essays: »Hebbel«, »Baudelaire«, »Robert Browning und Elisabeth Barrett«, »Sören Kierkegaard« und die »Drei Jugendarbeiten«: »Rodin«, »Die Moral der Teppiche« und »Der Abbé Galiani«.

Den Schluss des Bandes (S. 192–207) bildet die Studie »Das Gottmenschentum und der Einzelne«. Sie ist Ergebnis einer erneuten tieflotenden Beschäftigung mit Sören Kierkegaard nach dem ersten großen Aufsatz von 1906, der hier (S. 157–191) in überarbeiteter und gekürzter Form geboten wird. In ihm hatte Kassner den dänischen Philosophen zum erstenmal einem deutschspra-

⁴²⁵ 8°, 207, (5) S. – S. <2>: Aus den Jahren 1900–1922. Vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW II, S. 519; Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 876: 1. und 2. Tsd. – Im Insel-Almanach auf das Jahr 1923, in dem wegen der rasanten Inflation jegliche Preisangaben fehlen, ist das Buch noch nicht verzeichnet; im Almanach auf das Jahr 1924 (S. 197) wird es in der Rubrik »Essaybücher« zum Preis von »M. 3.50« »im Pappband« aufgeführt.

⁴²⁶ Kassner verwechselt Bubers »Gesellschaft« mit der von Cornelius Gurlitt im Berliner Verlag Bard, Marquardt & Co. unter dem Titel »Die Kultur« herausgegebenen »Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen«, in der 1905 als erstes Bändchen Houston Stewart Chamberlains »Arische Weltanschauung« erschienen war.

chigen Publikum in angemessener Weise vorgestellt und war so zu einer der »great figures« geworden »in the German-language reception at the beginning of the twentieth century to have introduced and presented the thought of Søren Kierkegaard« und »exercised an influence on especially Rainer Maria Rilke (1875–1926), Hugo von Hofmannsthal (1879–1929), and the young Georg Lukács (1885–1971)«. ⁴²⁷ Inwieweit auch Martin Buber in diese Reihe gehört, wäre einer gesonderten Untersuchung wert. ⁴²⁸ Unverkennbar bleibt jedenfalls beider geistige Nähe zum Denken Kierkegaards, vor allem mit Blick auf dessen Kategorie des »Einzelnen«, mit der sie sich mehrfach auseinandersetzen.

So zählt Kierkegaard, wie Buber im Nachwort zu den »Schriften über das dialogische Prinzip« anmerkt, ⁴²⁹ nicht nur zu den Quellen des kommenden Hauptwerks »Ich und Du«, ⁴³⁰ vielmehr gehen auch die Aufsätze des Bandes »Die Frage an den Einzelnen« ⁴³¹ mit dem gewichtigen Beitrag »Der Einzige und der Einzelne« ⁴³² von Kierkegaard als dem »Durchdenker des Christentums« aus. Kassner seinerseits befasst sich nach der frühen grundlegenden Annäherung und dem jetzt vorgelegten »Das Gottmenschentum und der Einzelne« in fünf weiteren Versuchen bis ins 84. Lebensjahr hinein mit dem Dänen, ⁴³³ den er neben Pascal und Laurence Sterne zu seinen »hohen Ahnen« zählt. ⁴³⁴

⁴²⁷ Steen Tullberg, Rudolf Kassner. A Physiognomical Appropriation. In: Kierkegaard's Influence on Literature, Criticism, and Art (Kierkegaard Research: Sources, Reception and Resources 12). Hg. von Jon Stewart, Bd. 1: The Germanophone World. Farnham u.a. 2013, S. 141–156; mit weiterführenden Literaturhinweisen.

⁴²⁸ Vgl. dazu vorläufig: Peter Šajda, Martin Buber. No-One Can so Refute Kierkegaard as Kierkegaard Himself. In: Kierkegaard and Existentialism (Kierkegaard Research. Sources, Reception and Resources 9). Hg. von Jon Stewart. Farnham u.a. 2011, S. 33–62, bes. S. 38f.

⁴²⁹ MBW 4: Schriften über das dialogische Prinzip. Hg. und eingel. von Paul Mendes-Flohr; komm. von Andreas Losch unter Mitarbeit von Bernd Witte. Gütersloh 2019, S. 230f.

⁴³⁰ S. unten Nr. 30.

⁴³¹ Berlin 1936: Buber-Bibliographie (wie Anm. 68), Nr. 533: MBW 4 (wie Anm. 429), S. 151–195.

⁴³² Zuerst in: Synthese I, 12. 15. Oktober 1936, S. 300–308; Buber-Bibliographie, Nr. 543: MBW 4 (wie Anm. 429), S. 153–162; vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 494f.

⁴³³ »Sören Kierkegaard. Einleitung zu einer französischen Übersetzung seines Tagebuchs« (1927: KW VI, S. 231–240); »Zu Sören Kierkegaards fünfundsiebzigstem Todestag« (1930: KW VI, S. 296–301); »Sören Kierkegaard« (1955: KW X, S. 187–203); »Ein Klümpchen Erde« (1955: KW X, S. 204–219); »Zur Wandlung des Einzelnen« (1957: KW X, S. 368–373). Vgl. insgesamt KW VI, S. 650–652; Steffen Steffenson, Kassner und Kierkegaard. In: Orbis Litterarum 18, 1963, S. 80–90; Mathias Mayer, Stadien auf dem Lese-Weg. Kierkegaard-Lektüren im Ausgang von Rudolf Kassner. In: Neumann / Ott (Hg.), Kassner (wie Anm. 263), S. 109–122.

⁴³⁴ Kassner an Fürstin Marguerite Bismarck, geb. Gräfin Hoyos, 6. Dezember 1926; vgl. KW VI, S. 651.

Als spontane Gegengabe zu den »Essays« bittet Buber am 22. Mai 1923 den Insel-Verlag, ein Exemplar von »Ich u. Du in meinem Auftrag an Dr. Rudolf Kassner zu senden«. Das schmale Buch – es gilt als Bubers »Hauptwerk«, zu dem »ganze Bibliotheken von Kommentaren« verfasst wurden⁴³⁵ – war nach mehrjähriger intensiver Vorbereitung Anfang des Jahres erschienen,⁴³⁶ und Buber hatte bereits am 10. Februar überrascht feststellen können: »Der Inselverlag hat kurioserweise von selbigem I u D schon etwa 2000 Stück abgesetzt.«⁴³⁷

30. Im Auftrag Bubers an Kassner

<Ende Mai 1923>

Martin Buber

Ich und Du

MCMXXIII

Im Insel-Verlag zu Leipzig⁴³⁸

Schon zum Jahreswechsel 1918/19 hatte Buber beschlossen, sich vom begrenzten Problem des »eigentlich Jüdischen« abzuwenden und »die nächsten Jahre auf die endgültige Fassung meines Gedankensystems (das in den letzten zur Reife gekommen ist) [zu] verwenden«.⁴³⁹ Nach den verheerenden Ereignissen und umstürzenden Folgen des Ersten Weltkriegs hatte er die Frage nach den Grundlagen zwischenmenschlicher Beziehung neu aufgeworfen und eine »dialogische Philosophie« entwickelt, in der er dem Ich des Einzelnen das Du des Anderen gegenüberstellt – ein Ansatz, den er abermals unter das programma-

⁴³⁵ Vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 333.

⁴³⁶ MBW 4 (wie Anm. 429), S. 271. – Er werde ihm »Ich und Du« schicken lassen, hatte Buber am 14. Januar 1923 Ernst Elijahu Rapoport versprochen, der seinerseits am 5. Februar Eingang und Lektüre bestätigt (BW II, S. 153, 157).

⁴³⁷ Buber an Franz Rosenzweig: BW II, S. 158.

⁴³⁸ 8°, 137 (3) S. (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 283; Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 233: 1.-5. Tsd.). Jetzt in MBW 4 (wie Anm. 429), S. 7–109. Zur Genese, zu den Quellen und zur Rezeption ebd., S. 265–273; Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 323–338; Hans-Joachim Werner: »Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch«. Linien der Buber-Rezeption im deutschsprachigen Raum. In: Martin Buber neu gelesen. Hg. von Thomas Reichert, Meike Siegfried und Johannes Waßmer. Lich 2013, S. 13–36. Im selben Jahr wie »Ich und Du« erscheint übrigens »Das Ich und das Es« von Sigmund Freud (Leipzig 1923), den Buber einst vergeblich als Autor für seine »Gesellschaft« zu gewinnen gesucht hatte (vgl. Bourel, Martin Buber [wie Anm. 2], S. 133).

⁴³⁹ An Ernst Elijahu Rapoport, 27. Oktober 1918: BW I, S. 541f.

tische Dante-Motto »Incipit vita nova« stellt,⁴⁴⁰ unter dessen Signum er »Ich und Du« als »das erste Buch meines eigentlichen Lebenswerks« bezeichnet: »[...] mir ist ein Wort zu sagen auferlegt, dessen erste Silbe ich soeben ausgesprochen habe mit diesem Buch – es ist ein langes Wort, aber mit einem ganz einfachen Sinn.«⁴⁴¹ Ähnlich wie Kassner, der »Zahl und Gesicht«, dem opus summum seiner zweiten Schaffensepoche, mehr als fünf angestrenzte Arbeitsjahre gewidmet hatte, ringt Buber beharrlich um dieses Werk als Ansatz und Schlüssel seines philosophischen und theologischen Denkens. »Als ich (vor mehr als 40 Jahren)«, schreibt er 1957, »die erste Skizze dieses Buches entwarf, trieb mich eine innere Notwendigkeit an. Eine Sicht, die mich seit meiner Jugend immer wieder heimgesucht hatte und immer wieder getrübt worden war, hatte nun eine beständige Klarheit erlangt, und diese war so offenbar von überpersönlicher Art, daß ich alsbald wußte, für sie Zeugnis ablegen zu sollen.« Sein »wesentlichstes Anliegen« sei gewesen, »die enge Verbundenheit der Beziehung zu Gott mit der Beziehung zum Mitmenschen« in ihrer »zentralen Bedeutung« darzulegen.⁴⁴²

Ein Dank Kassners für dieses Grundwerk ist nicht überliefert; auch gegenüber Dritten hat er sich, soviel wir wissen, nicht dazu geäußert.

Im nächsten Jahr gehören Kassner und Buber zu den ausgewählten Insel-Autoren der Festschrift zu Anton Kippenbergs 50. Geburtstags am 22. Mai 1924.⁴⁴³ Buber steuert die kleine bretonische Legende »Das dämonische Buch«⁴⁴⁴ bei, Kassner vier physiognomische Skizzen aus seinem Ende Februar 1925 erscheinenden Buch »Die Verwandlung«.⁴⁴⁵ Aus ihm geht das Stück »Ein moderner Brummel« im Herbst 1925 in den »Insel-Almanach auf das Jahr 1926« ein, der zugleich Bubers japanische Legende »Zwiegespräch (Nach einer Lebensbeschreibung)« enthält.⁴⁴⁶ Zwanzig Jahre später sind beide an der Festgabe zu Kippenbergs 70. Geburtstag beteiligt. Da die von Katharina Kippenberg vorbereitete Sammlung im Kriegsjahr 1944 nicht mehr in Druck gehen kann, werden dem Jubilar die Manuskripte in einer Kassette überreicht, unter

⁴⁴⁰ Ebd., S. 542; zum Dante-Zitat s. oben S. 174 mit Anm. 345.

⁴⁴¹ An E. E. Rappeport, 14. Januar 1923: BW II, S. 153.

⁴⁴² So im Nachwort zur Neuauflage des Buches (Heidelberg 1958: Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 1086); jetzt in: MBW 4 (wie Anm. 429), S. 243–251.

⁴⁴³ Navigare necesse est. Eine Festgabe für Anton Kippenberg zum zweiundzwanzigsten Mai MCMXXIV. Hg. von Katharina Kippenberg (Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 1186: 500 Ex., nicht für den Handel).

⁴⁴⁴ Ebd., S. 172 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 296); jetzt in: MBW 2.1 (wie Anm. 38), S. 224.

⁴⁴⁵ Ebd., S. 186–188; vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW IV, S. 772.

⁴⁴⁶ Insel-Almanach auf das Jahr 1926. Leipzig 1925, S. 98–102 (KW IV, S. 83–87) und S. 38f. (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 315); vgl. Sarkowski, Insel-Verlag (wie Anm. 176), Nr. 2004.

ihnen Kassners Essay »Mythos und Geschichte«⁴⁴⁷ sowie Bubers »Zwiesgespräch«, das man, wohl den Zeitumständen geschuldet, aus dem »Insel-Almanach« auf das Jahr 1926 herübernimmt.⁴⁴⁸

Nach 1923 scheint der Briefwechsel zu ruhen. Die verworrenen Jahre der Weimarer Republik verbringen beide Männer in den nach außen hin gewohnten Bahnen ihres Arbeits- und Alltagslebens. Während Kassner unbeirrt in der Zurückgezogenheit der Wiener Gelehrtenstube – »man ist im äußeren Leben ein wenig an die Wand gedrückt«, schreibt er am 1. Januar 1926 an Anton Kippenberg – den Bau seines Werkes mit »Die Verwandlung« (1925), »Die Mythen der Seele« (1927) »Narciss oder Mythos und Einbildungskraft« (1928) und »Das physiognomische Weltbild« (1930) konsequent weiter aufführt, setzt Buber die redaktionelle Leitung der Zeitschrift »Der Jude« fort, übernimmt im März 1922 eine Lehrtätigkeit am zwei Jahre zuvor in Frankfurt a.M. eröffneten »Freien Jüdischen Lehrhaus«⁴⁴⁹ und ab dem Sommersemester 1924 einen Lehrauftrag für Religionswissenschaft und jüdische Ethik an der dortigen Universität.⁴⁵⁰ 1925 beginnt er mit dem epochemachenden Projekt der – bis 1929 gemeinsam mit Franz Rosenzweig in erster Fassung erarbeiteten – Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche, die dem masoretischen Grundtext möglichst nahe zu kommen sucht, und die in letztgültiger Gestalt erst im Februar 1961 vollendet wird.⁴⁵¹

Bei all dem sind sie sich beide Männer der Bedrohungen und Gefahren durch die nationalsozialistische »Bewegung« Adolf Hitlers durchaus bewusst. Kassners hatte sie von Anbeginn aus kritischer Distanz mit dunkler Vorahnung und Sorge beobachtet. Schon am 18. Dezember 1931 hatte er seiner vertrauten Gönnerin, der Fürstin Herbert Bismarck (1871–1945), Schwiegertochter des Eisernen Kanzlers, mit Nachdruck zugerufen: »Ich glaube *nicht* an Hitler.« Bei der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932 stimmt dann mehr als ein Drittel der deutschen Wähler für den »Führer« und seine Partei, die NSDAP, die zusammen mit der Deutschnationalen Volkspartei und den Kommunisten die Mehrheit erringen – ein hochbrisantes Ergebnis angesichts von über sechs Millionen Arbeitslosen in wirtschaftlich wie sozial aufgewühlter Notlage. Als

⁴⁴⁷ Nach Kassners Tod gedruckt im Insel-Almanach auf das Jahr 1961. Frankfurt a.M. 1960, S. 11–25 (Sarkowski, Insel-Verlag [wie Anm. 176], Nr. 2028); jetzt in: KW VIII, S. 605–616, mit den »Bibliographischen Daten« ebd., S. 815.

⁴⁴⁸ Vgl. Die Insel. Eine Ausstellung (wie Anm. 185), S. 325.

⁴⁴⁹ Vgl. Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 292, 314f.

⁴⁵⁰ Ebd., S. 339–341. 1930 wird der Lehrauftrag in eine Honorarprofessur für Religionswissenschaft umgewandelt; s. auch unten S. 196.

⁴⁵¹ Vgl. Ben-Chorin, Zwiesprache (wie Anm. 56), S. 160. Der vierte – und letzte – Band der endgültigen Sammlung »Die Schrift. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig, neubearbeitete Ausgabe in vier Bänden« erscheint unter dem Titel »Die Schriftwerke« 1962 bei Hegner in Olten und Köln.

Buber vom 2. bis 7. Januar 1933 am Treffen des Kögenger Bundes auf der Comburg teilnimmt, bekennt er seiner Frau Paula: »Was mich an der Tagung zwar nicht erregt, aber doch negativ affiziert hat, ist die Macht der Vorstellung eines ›totalen Staats‹ – dem also nicht bloß die Wirtschaft, sondern auch Recht, Wissenschaft, Religion unterworfen sind – über die Gemüter. [...] Es hatte etwas Trostloses, [...] gescheite und offenbar auch innerlich lebendige« Geister »die Hitler-Gefolgschaft ansagen zu hören.«⁴⁵²

Vier Wochen danach, am 30. Januar 1933, wird Adolf Hitler vom Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt und »ergreift« im Rahmen einer nationalkonservativen Koalition die »Macht«. Buber, wie viele seiner jüdischen Mitbürger, meint angesichts dieser »gegenwärtigen Koalition« zunächst noch, dass »an eigentliche Judenhetzen oder Judengesetzgebungsakte nicht zu denken [sei], nur an administrative Unterdrückung; eine antijüdische Legislative käme nur bei einer Machtverschiebung zugunsten der Nationalsozialisten in Betracht, die aber [...] kaum zu erwarten ist.« Und er fügt hinzu: »Die Hitlerei hat mir bisher direkt nichts getan, aber ich bin auf alles gefaßt.«⁴⁵³ Dieses »alles« wird nach nur wenigen Monaten in Form einschneidender antijüdischer Gesetzgebung rigoros in Kraft gesetzt. Jüdische und »undeutsche« Bücher gehen am 10. Mai 1933 in den öffentlich umjohlten Flammen der inszenierten Bücherverbrennung auf, und Buber klagt am 22. Juni: »In Deutschland sieht es nicht gut aus. Zum erstenmal kommt mir der Zweifel, ob ich hierzulande meine Arbeiten werde zu Ende führen können. Die Atmosphäre wirkt destruktiv auf das Atmungssystem der Seele.«⁴⁵⁴ Fünf Tage später lässt auch Kassner die Fürstin Bismarck wissen: »So trist wie ich es jetzt manchmal bin war ich mein ganzes Leben nicht«, nachdem er ihr bereits am 3. Mai erklärt hatte: »Ach es ist alles so dunkel vor einem<,> man hat kein Licht als das im Innern, gar keines...«. Entsetzt und voll banger Ahnung erlebt er 1938 den »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich.⁴⁵⁵ Am 16. März, einen Tag nach Hitlers triumphal bejubelter Rede auf dem Wiener Heldenplatz, lässt er die Freundin in einem wegen der Zensur englisch geschriebenen Brief nach »some of these sleepless nights of gloom and pity« wissen: »I have not much to loose. I am subject of the ČSR, I should say, I am more so than ever«. Allerdings erfülle es ihn »with great, great pity and perfect disgust«, dass nun »some friends of a life-time« zu »pariahs« würden.

⁴⁵² BW II, S. 457: 4. Januar 1933.

⁴⁵³ Buber an den Freund und zeitweiligen Mitarbeiter Ernst Simon (1899–1988), 14. Februar 1933: BW II, S. 465–467.

⁴⁵⁴ BW II, S. 493, an den Psychoanalytiker Hans Trüb (1889–1949).

⁴⁵⁵ »Vienna will become a sort of Leipzig«, prophezeit er der Fürstin am 16. März, nachdem er ihr am 26. Februar zugerufen hatte: »I feel very much Austrian in these days.«.

Dieser hellsehtig erkannten Entwicklung wird Buber sich letztlich entziehen. Er, der Jude, hatte bis dahin vielfache Drangsale und mutwillige Schikanen zu erdulden gehabt. Schon im Mai 1933 hatte er – »auf ein »naheliegender« Schreiben des Dekans hin« – »von der Abhaltung meiner Vorlesungen und Übungen im Sommersemester 1933 abgesehen«. ⁴⁵⁶ Im Oktober wurde ihm die Lehrerlaubnis entzogen und 1935 jede öffentliche Betätigung untersagt. Ungeachtet solcher Behinderungen und erniedrigender Hausdurchsuchungen durch die Gestapo war er als international anerkannter Wissenschaftler von krassen, lebensbedrohenden Übergriffen verschont geblieben. ⁴⁵⁷ Doch hatte ihm der öffentliche »Judenboykott« vom 1. April 1933 beklemmend klargemacht, dass »der jüdische Mensch von heute [...] der innerlich ausgesetzteste Mensch unserer Welt« sei und vor der Probe stehe: »Wird er standhalten?« oder »wird er in Stücke gehen?« ⁴⁵⁸ Um die innere Gegenkraft dieses bedrohten und erschütterten Judentums zu stärken, begreift er als vordringliche Aufgabe, das verunsicherte, brachliegende jüdischen Bildungswesen zu erneuern und ein entsprechendes »Bildungsamt« aufzubauen. »Ich denke jedenfalls«, hatte er Ende April 1933 betont, »trotz aller bisherigen und noch zu erwartenden Schwierigkeiten so lange als irgend möglich dazubleiben und nach Kräften an der Einrichtung eines jüdischen Bildungswesen-Nothaus mitzuwirken.« ⁴⁵⁹ Und so kann er im November 1933 das von Franz Rosenzweig 1919 gegründete und 1926 geschlossene »Freie Jüdische Lehrhaus« in Frankfurt a.M. wiedereröffnen und Ende Mai 1934 ebendort die Leitung der neugegründeten »Mittelstelle für jüdische Erwachsenenbildung bei der Reichsvertretung der Juden in Deutschland« übernehmen, in der sich »eine Art geistiger Widerstand gegen das NS-Gewaltregime formierte«. ⁴⁶⁰

⁴⁵⁶ BW II, S. 481.

⁴⁵⁷ Vgl. Ben-Chorin, Zwiesprache (wie Anm. 56), S. 23–29. – Beschwichtigend schreibt Buber am 28. März 1933 an Ernst Simon in Haifa: »Die Haussuchung bei uns hat sich in durchaus korrekten Formen vollzogen und ist, wie ja nicht anders möglich, ergebnislos verlaufen. Die Nachrichten darüber sind, wie ich leider feststellen mußte, in einem Teil der ausländischen Presse aufgebauscht und entstellt worden« (BW II, S. 475). Im rückblickenden Gespräch mit Werner Kraft berichtet er am 28. Januar 1959: »Er habe damals gehört, daß er für die Nazis tabu war« (Werner Kraft, Gespräche mit Martin Buber [wie Anm. 44], S. 45).

⁴⁵⁸ Martin Buber, Der jüdische Mensch von heute. In: Almanach des Schocken Verlags auf das Jahr 5654. Berlin 1933, S. 5 (MBW 20. Schriften zum Judentum. Hg. von Michael A. Fishbane und Paul Mendes-Flohr. Gütersloh 2005, S. 101).

⁴⁵⁹ BW II, S. 479.

⁴⁶⁰ Schalom Ben-Chorin, Begegnungen. Porträts bekannter und verkannter Zeitgenossen. Hg. von Verena Lenzen. Gerlingen 1991. S. 62; vgl. BW II, S. 473 mit Anm. 2; S. 479, 483 u.ö.; Grete Schaeder in: BW I, S. 104–111; Ernst Simon, Aufbau und Untergang. Jüdische Erwachsenenbildung im nationalsozialistischen Deutschland als geistiger Widerstand. Tübingen 1959; Wolf Thorsten Saalfrank, Jüdische Erwachsenenbildung im Dritten Reich. Martin Bubers Wirken in der nationalsozialistischen Juden- und Bildungspolitik (1997). München 2003 (eBook).

Noch im Frühjahr 1937 hält er »die totale Auswanderung« für vermeidbar und entwickelt Rudolf Pannwitz am 4. Februar seinen Plan, von November bis Juni »in Jerusalem« Vorlesungen zu halten und »den Rest des Jahres in Deutschland <zu> verbringen. Wir gedenken zunächst in der ersten Aprilhälfte für ein paar Monate nach Palästina zu fahren, um alles vorzubereiten.«⁴⁶¹ Im Mai tritt er die Reise an.⁴⁶² Gershom Scholem informiert Walter Benjamin am 10. Juli aus Jerusalem, Buber habe am 4. Juli »eine Wohnung hier gemietet, für die nächsten Jahre, fährt jetzt nach Deutschland zurück um seinen Umzug (nebst sehr stattlicher Bibliothek!) zu organisieren.«⁴⁶³ Hier leitet er die amtlich notwendigen Schritte zur begrenzten Ausreise ein. Nach zähen Verhandlungen wird sie ihm unter der Bedingung genehmigt, die Heppenheimer Wohnung vollständig eingerichtet zu hinterlassen. In einer Aktennotiz vom 18. Juni 1953 des Regierungspräsidiums Darmstadt zur Feststellung von Bubers Rückerstattungsansprüchen heißt es:

Buber siedelte im Jahre 1938 (März) nach Jerusalem über, wo er einen Lehrauftrag angenommen hatte. Aufgrund von Vereinbarungen mit zuständigen deutschen Behörden musste er seine Wohnung in Heppenheim mit allen Einrichtungsgegenständen und der Bibliothek zurücklassen. Es war vereinbart worden, während der Sommerferien an der Universität Jerusalem nach Deutschland zurückzukommen, um für die jüdische Erwachsenenbildung auch weiterhin tätig zu sein. Sollte deshalb nach wie vor als nicht ausgewandert und devisenrechtlich als Inländer gelten. Aus diesem Grund auch Reichsfluchtsteuer nicht erhoben.⁴⁶⁴

Er verlässt Deutschland, nachdem er, von vielen beglückwünscht, am 8. Februar 1938 seinen 60. Geburtstag gefeiert hatte. Mit Frau Paula und den beiden Enkeltochtern Barbara und Judith⁴⁶⁵ geht es »über die Schweiz [...] nach Italien und von dort mit dem Schiff ›Esperia‹ nach Haifa, wo man am 24. Mai eintrifft.«⁴⁶⁶ Im unter britischem Mandat stehenden Palästina – der Staat Israel wird erst zehn Jahre später, am 14. Mai 1948, von David Ben Gurion in Tel

⁴⁶¹ BW II, S. 637.

⁴⁶² Am 23. April 1937 kündigt er an: »Wir gedenken am 13. Mai in Haifa einzutreffen [...]. Das Weitere wird sich erst dort ergeben« (BW II, S. 645).

⁴⁶³ Walter Benjamin und Gershom Scholem, Briefwechsel. Hg. von Gershom Scholem. Frankfurt a.M. 1980, S. 244.

⁴⁶⁴ Who is MB? (wie Anm. 363), S. 15. Diesen und weitere Hinweise verdanke ich Frau Birgit Meurer vom Martin-Buber-Haus in Heppenheim.

⁴⁶⁵ Die Kinder des Sohnes Rafael (s. Anm. 71) und der Schwiegertochter Margarete, geb. Thüring (1901–1989), leben, seit die Eltern sich 1925 getrennt hatten, bei den Großeltern. Die Ehe war 1929 geschieden worden. Margarete Buber heiratet in zweiter Ehe den kommunistischen Politiker Heinz Neumann (1902–1937) und trägt fortan den Doppelnamen Buber-Neumann.

⁴⁶⁶ Wehr, Buber. Leben (wie Anm. 2), S. 207, nennt irrtümlich den »24. März«.

Aviv proklamiert – übernimmt er eine Professur für Sozialphilosophie an der Hebräischen Universität in Jerusalem und muss acht Monate später »aus der Schweizer Presse ersehen«, dass im Zuge der Reichsprogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 sein Heppenheim Haus »mit dem gesamten Inventar einschliesslich der wertvollen Bücherei [...] demoliert« worden war.⁴⁶⁷ »In Heppenheim haben sie mir, wie es scheint (so stand es in Schweizer Blättern und die verhüllten Nachrichten aus Deutschland klingen übereinstimmend) die gesamte Hauseinrichtung und den verbliebenen Bibliotheksteil (3000 Bände) zerstört, einen Teil auch wohl geplündert.«⁴⁶⁸ An eine wie immer geartete Rückkehr ist nun nicht mehr zu denken. Die deutschen Behörden stufen ihn als Auswanderer ein und verlangen die gesetzliche »Reichsfluchtsteuer« samt »Judenvermögensabgabe« in Höhe von 27000 Reichsmark,⁴⁶⁹ was am 2. Dezember 1940 zur Versteigerung des Heppenheimer Anwesens führt.⁴⁷⁰ Auf's Ganze gesehen aber erweist sich der schwierige und endgültige Weg nach Jerusalem als »das äußere wie innere Ziel seines Lebens«.⁴⁷¹ Dort lebt und wirkt er, abgesehen von gelegentlichen Reisen nach Europa und in die USA, bis zu seinem Tod am 13. Juni 1965. In der Rückschau auf die letzten Deutschland-Jahre wird er bekennen: »Die Hitlerzeit war die schrecklichste, die ich erlebt habe, aber auch in ihr war Heilsgeschichte, war Gott.... ich kann nur nicht sagen, wie und wo.«⁴⁷²

Ähnlich hätte Kassner sprechen können, der seinem einstigen Wiener Buchhändler Martin Flinker – Jude wie Buber – mit Blick auf die Jahre des NS-Regimes und des Kriegs im Sommer 1958 berichtet, er sei »in Lebensgefahr« und sein »Leben in dieser Zeit [...] geradezu furchtbar« gewesen.⁴⁷³ Entschieden lehnt er es ab, Hitlers Namen niederzuschreiben oder auszusprechen und redet statt dessen wütend und hilflos vom »Erbauer der Gasöfen«, vom »deut-

⁴⁶⁷ Buber an das Finanzamt Heppenheim, 5. Januar 1939; zitiert und abgebildet in: Who is MB? (wie Anm. 363), S. 13f.

⁴⁶⁸ BW III, S. 19: Buber am 8. Januar 1939 an den Biochemiker und Religionswissenschaftler Eduard Strauss (1876–1952), einstigen Mitarbeiter am Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt a.M. Auch er war 1938 – in die USA – emigriert.

⁴⁶⁹ Who is MB? (wie Anm. 363), S. 19; vgl. Buber an Hans Trüb, 5. Februar 1939: BW III, S. 21f.

⁴⁷⁰ Who is MB? (wie Anm. 363), S. 15; zur späteren Entschädigung (1951) s. ebd., S. 16–21. – Am 8. Mai 1941 wird ihm von der Universität Wien der Dokortitel entzogen und am 26. Mai die deutsche Staatsangehörigkeit aberkannt (Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945, Bd. 3: Deutsches Reich und Protektorat Böhmen und Mähren: September 1939–September 1941. Bearb. von Andrea Löw. München 2012, S. 172).

⁴⁷¹ Wehr, Buber. Leben (wie Anm. 2), S. 210.

⁴⁷² Ben-Chorin, Zwiesprache (wie Anm. 56), S. 28.

⁴⁷³ Martin Flinker, Wiedersehen mit Rudolf Kassner. In: Flinker-Almanach 1961. Paris 1961, S. 57.

schen Schänder«, von »so einem Diktator«, vom »Infamen« und, in grotesker Überzeichnung, vom »kubischen Monstrum von einem Menschen, der Ringe an den Zehen und wohl auch goldene Spangen um seine Elefantenschenkel gewunden trug«⁴⁷⁴ – ehe er 1944 durch mutigen persönlichen Einsatz seine jüdische Ehefrau Marianne, von der zu trennen er sich weigert, vor der Verschleppung nach Theresienstadt oder vor den Gasöfen von Auschwitz bewahren kann. Ihretwegen hatte die Reichsschrifttumskammer Mitte Februar 1944 ein Berufsverbot erlassen und bestimmt:

Da Ihre Ehefrau volljüdischer Abstammung ist, lehne ich Ihren Antrag auf Zulassung zu einer schriftstellerischen Tätigkeit aus grundsätzlicher Einstellung ab. Auf Grund vorstehender Entscheidung ist Ihnen jede Betätigung als Schriftsteller untersagt. Im Übertretungsfall müßte die Strafbestimmung des § 28 der ersten Durchführungsverordnung zum Reichskammergesetz gegen Sie in Anwendung gebracht werden.⁴⁷⁵

Entkräftet und bedroht von den zermürbenden »Terrorangriffen«, vor denen er sich wegen seiner Behinderung nicht in den Luftschutzkeller zu flüchten vermag, findet er allein im Werk Halt und Lebensgrund: »Die eigene Welt ist jetzt eine Festung«, hatte er Fürstin Bismarck am 7. Mai 1944 bekannt,⁴⁷⁶ ehe er im November 1945 – halbverhungert⁴⁷⁷ – auf Betreiben Carl J. Burckhardts in die Schweiz gebracht wird. Nach vorübergehenden Aufenthalten in Ermatingen und Frontenex bei Genf⁴⁷⁸ findet er Mitte August 1946 dank der Fürsorge des Winterthurer Handelsherrn Werner Reinhart im »Hotel Bellevue« im wallisi-

⁴⁷⁴ KW IX, S. 246, S. 279, S. 617; KW X, S. 349, S. 387.

⁴⁷⁵ Das Schreiben der Kammer zitiert Kassner am 17. Februar 1944 wörtlich im Brief an Max Mell (vgl. Klaus E. Bohnenkamp, Rudolf Kassner. »Kleiner Abstammungsnachweis« vom 20. Juli 1942. In: akten-kundig? Literatur, Zeitgeschichte und Archiv. Sichtung 10./11. 2007/2008, S. 379–383, hier S. 382). Der genannte Paragraph sieht in seiner verschärften Form seit der dritten Durchführungsverordnung vom 19. April 1937 »Ordnungsstrafen bis zu einhunderttausend Reichsmark« vor (freundliche Auskunft von Herrn Dietrich Pannier, Leitender Regiergungsdirektor an der Bibliothek des Bundesgerichtshofs in Karlsruhe).

⁴⁷⁶ Vgl. auch Milan Dubrovic, Veruntreute Geschichte. Wien / Hamburg 1985, S. 206f., mit der eindrucksvollen Schilderung einer »stoischen Teerunde« bei Kassner im Herbst 1944 nach einem schweren Luftangriff.

⁴⁷⁷ Hermann Broch an Daniel Brody, 12. Januar 1946: »Die Kassners sind in elendestem Zustand aus Wien herausgeholt worden, wo sie Furchtbares erlebt haben. Er war ja, wie Du weißt, seit jeher gelähmt, und ist nun mit 72 so schwach geworden, infolge Hungerns, daß er sich überhaupt kaum mehr zu bewegen vermag« (Hermann Broch – Daniel Brody, Briefwechsel 1930–1951. Hg. von Bertold Hack und Marietta Kleiss. Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Frankfurter Ausgabe. Historischer Teil LXXXIII. Nr. 37 vom 9. Mai 1972, S. 941).

⁴⁷⁸ Kassner ist zunächst Gast Werner Reinharts (1884–1951) in Ermatingen und, vor der endgültigen Übersiedlung nach Sierre, von Mai bis Juli 1946 Carl J. Burckhardts (1891–1974) in Frontenex; vgl. KW VIII, S. 741f.; KW IX, S. 753; KW X, S. 892, S. 1050.

schen Sierre einen letzten Lebensmittelpunkt,⁴⁷⁹ in dessen ungestörter Ruhe es ihm vergönnt ist, bis zum Tod am 1. April 1959 sein reiches und bedeutendes Alterswerk zu schaffen.

In den Jahren 1949/1950 ergibt sich eine eher nebensächliche Parallele, als Alfred Döblin in seiner Eigenschaft als Vizepräsident der unter Obhut der französischen Militärregierung am 9. Juli 1949 gegründeten »Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz« Kassner wie Buber zur Mitgliedschaft einlädt. Schon am 18. Juli 1949 hatte er Hans Henny Jahn mitgeteilt, die »Gründergruppe der Abteilung für Literatur«, »für die Herr von Molo, Wilhelm Schmidtbonn und ich zeichnen«, habe als weitere Mitglieder Wilhelm Hausenstein, Werner Bergengruen, Rudolf Kassner, Hermann Kasack, Annette Kolb« vorgeschlagen.⁴⁸⁰ Kassner lehnt in einem verlorenen Schreiben⁴⁸¹ ab und äußert sich gegenüber Annette Kolb am 13. März 1950:

Ja die Akademie. Ich habe zu innerst gar keine Beziehung zu so etwas, schon wirklich gar keine, habe nie eine gehabt, ebenso wenig zu Penclub u. dergleichen. Im 77sten überlässt man das anderen, schon gar, wenn man zu den anderen erst recht keine hat. Döblin wollte mich mit Schmidtbonn u. Hausenstein locken. Um Gottes willen! Und dann noch etwas [...]. Ich mag nicht eine deutsche Akademie, die der französische Chef de l'éducation zusammenruft (wie mit klatschenden Händen eine Gouvernante Kinder aus der Schule auf den Spielplatz ruft).⁴⁸²

Wenig später, am 24. März 1950, wendet sich Döblin an Martin Buber und erhält am 26. April mit »besonderem Dank« auch dessen Absage: »Ich vermag [...] aus Gründen allgemeiner Art, die mit der Akademie selber in keinem Zusammenhang stehen, der ehrenvollen Aufforderung nicht Folge zu leisten.« Der »offiziellen Antwort« fügt er eine »persönliche Mitteilung über die Gründe« bei: »Ich kann mich jedoch nicht dazu entschließen, an der Tätigkeit deutscher öffentlicher Institutionen teilzunehmen, denn dies erfordert einen Grad der Verbundenheit, zu dem ich mich nicht befähigt fühle.«⁴⁸³

Zu Anfang der fünfziger Jahre, nach den tiefen, durch NS-, Kriegs- und Nachkriegszeit bedingten Umbrüchen, kommt Kassner dem Werk Bubers

⁴⁷⁹ Vgl. dazu Flinker, Wiedersehen (wie Anm. 473), S. 57–59; Kassner – Taube (wie Anm. 73), S. 323f.

⁴⁸⁰ Alfred Döblin, Briefe. Olten / Freiburg i.Br. 1970, S. 397.

⁴⁸¹ Im Archiv der Mainzer Akademie fehlen entsprechende Dokumente. Anders als in diesem Fall wird Kassner im Frühjahr 1951 die von Otto von Taube initiierte »correspondierende Mitgliedschaft« der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München »gerne« annehmen; vgl. Kassner – Taube (wie Anm. 73), S. 343–348.

⁴⁸² Literaturarchiv Monacensia, München.

⁴⁸³ BW III, S. 248 und S. 249; Döblins verständnisvolle Erwiderung vom 4. Mai 1950 ebd., S. 250f.

»wieder näher«. ⁴⁸⁴ Zunächst, vermutlich auf Empfehlung Alphons Clemens Kensiks, beim Studium des schon 1932 veröffentlichten Buchs »Königtum Gottes«, ⁴⁸⁵ mit dem er sich im Rahmen seiner Idee vom »Gottmenschentum« kritisch befasst und auf das er in »Fülle der Zeit«, dem zweiten Teil der »Geburt Christi«, einer »Trilogie der Deutung«, ⁴⁸⁶ mit den Sätzen anspielt:

Ich finde, daß ein jüdischer Denker unserer Tage vom Königtum Gottes schreibt, das wiederkommen solle oder werde, davon, daß Gott wieder König werden müsse, wenn er es je gewesen sei. Es scheint mir aber, daß der Gottmensch, daß die Idee des Gottmenschen sich jener entgegenstelle, daß Gott König sei oder König würde. ⁴⁸⁷

Buber seinerseits hatte bei Reisen in die Schweiz über Dritte von den wechselnden Lebensumständen Kassners erfahren. Er hatte »Antheil« an dessen »Production genommen« ⁴⁸⁸ und sein »ungemindertes Interesse« an ihm als einem jener Menschen, die »guten Willens sind«, bewiesen. ⁴⁸⁹ Er lässt ihm das im März 1953 ⁴⁹⁰ ausgelieferte Buch »Gottesfinsternis« zuschicken, ⁴⁹¹ das, laut Bubers Vorbemerkung, »aus Gastvorlesungen entstanden« war, die er während

⁴⁸⁴ Vgl. unten S. 204, Brief Nr. 32.

⁴⁸⁵ Martin Buber, *Königtum Gottes. Das Kommende. Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte des messianischen Glaubens* von Martin Buber, Professor der Religionswissenschaft an der Universität Frankfurt a.M., Bd. 1. Berlin 1932 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 447. Von den geplanten zwei Bänden des Werks ist nur dieser erste Band erschienen. Die Kapitel des zweiten Bandes werden einzeln in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht). Jetzt in: MBW 15. Schriften zum Messianismus. Hg., eingel. und komm. von Samuel Hayim Brody. Gütersloh 2014, S. 93–241.

⁴⁸⁶ Rudolf Kassner, *Die Geburt Christi. Eine Trilogie der Deutung*. Erlenbach-Zürich 1951, S. 31–82 (= KW IX, S. 429–479). – Max Brod, Bubers Freund seit Prager Tagen, der 1939 ebenfalls nach Palästina ausgewandert war, teilt Kassner am 30. Mai 1952 aus Tel Aviv mit, er »studiere mit tiefem Interesse« »Die Geburt Christi« und »werde durch die Gedanken dieses opus magnum sehr erregt« (Kassner – Caetani [wie Anm. 44], S. 307).

⁴⁸⁷ Kassner, *Geburt Christi* (wie Anm. 486), S. 43 (KW IX, S. 441).

⁴⁸⁸ Vgl. Kassners Bemerkungen in Brief Nr. 32, unten S. 204f.

⁴⁸⁹ Vgl. Bubers Feststellung gegenüber Alfred Döblin vom 26. April 1950, er habe »durch öffentliche Äußerungen verschiedener Art« sein »ungemindertes Interesse für die deutschen Menschen, die guten Willens sind, bekundet« (BW III, S. 249).

⁴⁹⁰ Buber spricht am 2. Februar 1953 gegenüber Herbert Fritsche von der »im März deutsch in Zürich erscheinenden« »Gottesfinsternis« (BW III, S. 333).

⁴⁹¹ Vermutlich hat Walther Meier (1898–1982), der in Kassners Antwort Nr. 32 erwähnte »Verleger« der »Gottesfinsternis« und Gründer des Zürcher »Manesse-Verlags«, diese Aufgabe übernommen. Buber hatte ihn 1947 kennen und schätzen gelernt (vgl. Buber an den Verleger Salman Schocken, 17. Juli 1947: BW III, S. 138). Auch Kassner steht seit seiner Übersiedlung in die Schweiz mit Meier in Verbindung, der als von 1933 bis 1955 verantwortlicher Redakteur der »Neuen Schweizer Rundschau« (vgl. *Literarische Zeitschriften und Jahrbücher 1880–1970*. Hg. vom Deutschen Literaturarchiv. Bearb. von Dagmar Laakmann und Reinhard Tgahrt. Marbach a.N. 1972, Nr. 327) eine Reihe von Kassners Arbeiten veröffentlicht.

seines ersten Aufenthaltes in den USA zwischen November 1951 und April 1952 gehalten hatte, und denen im Druck einige frühere Aufsätze beigegeben sind.⁴⁹²

31. In Bubers Auftrag an Kassner

<Frühjahr bis Sommer (?) 1953>

Martin Buber
Gottesfinsternis
Betrachtungen
zur Beziehung zwischen Religion
und Philosophie
Manesse-Verlag⁴⁹³

Kassner nimmt es mit Interesse auf und hat nach der Lektüre, wie er Kensik am 25. September 1953 gesteht, »das Gefühl«, Buber »etwas schuldig geblieben« zu sein. Zutiefst berührt haben dürfte ihn vor allem der Befund: »Verfälschung des Himmelslichts, Gottesfinsternis ist in der Tat der Charakter der Weltstunde, in der wir leben.« Dabei mag er sich erinnert haben, dass er auf das in Grimms »Deutschem Wörterbuch« noch fehlende Wort »Gottesfinsternis«, das dank Buber in der Folge zum vielzitierten Leitbegriff werden sollte, schon 1935 in Franz Werfels Gedichtsammlung »Schlaf und Erwachen« gestoßen war und dort unter der Überschrift »Gottesfinsternis« hatte lesen können: »Auch an dem Glaubenshimmel deines Tages / Hängt plötzlich Gottesfinsternis...«.⁴⁹⁴

Zudem entdeckt er in Bubers Auseinandersetzung mit Martin Heidegger (1889–1976) eine überraschende Parallele zur eigenen kritischen Beschäftigung mit dem Freiburger Gelehrten, dessen »Holzwege«⁴⁹⁵ er wenig früher trotz

⁴⁹² In englischer Sprache war es zuvor »in New York« und »Ende Februar in London« veröffentlicht worden (Buber an Herbert Fritzsche, 2. Februar 1953; BW III, S. 333): *Eclipse of God: Studies in the Relation between Religion and Philosophy*. Übers. von Maurice S. Friedman, Eugene Kamenka et al. New York 1952 und London 1953 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 887 und Nr. 914).

⁴⁹³ <Zürich>: 8°, 162, (2) S. (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 918). Jetzt in: MBW 12 (wie Anm. 299), S. 359–444.

⁴⁹⁴ Franz Werfel, *Schlaf und Erwachen*. Neue Gedichte. Berlin / Wien / Leipzig 1935, S. 110. Der Autor hatte ihm seinerzeit ein Exemplar mit der eigenhändigen Widmung auf dem Vorsatz zugeeignet: »Für / *Rudolf Kassner* / von / *Franz Werfel* / Wien / 1935« (Privatsammlung Stuttgart).

⁴⁹⁵ Martin Heidegger, *Holzwege*. Frankfurt a.M. 1950.



Abb. 5.: Rudolf Kassner an seinem Schreibtisch in Sierre/Schweiz (September 1953)
(Privatarchiv Stuttgart)

aller Einwände und Widerstände mit spürbarer Faszination gelesen hatte. Ehe er dazu kommt, die ›gefühlte Schuld‹ zu begleichen, erreicht ihn zum 80. Geburtstag am 11. September 1953 ein – nicht erhalten gebliebenes – Glückwunschtelegramm Bubers,⁴⁹⁶ der, zum erstenmal wieder in Deutschland, am 24. Juni in Hamburg den ihm schon 1951 zuerkannten Hansischen Goethepreis entgegengenommen hatte⁴⁹⁷ und von gemeinsamen deutschen oder Schweizer Freunden⁴⁹⁸ an Kassners Festtag erinnert worden sein dürfte.

⁴⁹⁶ Buber hat das Telegramm möglicherweise in dem kleinen Kur- und Wallfahrtsort St. Märgen im Schwarzwald aufgegeben, wo ihm, wie er am 13. September anmerkt, »Ruhe verordnet worden« war (BW III, S. 351).

⁴⁹⁷ Vgl. BW III, S. 297f., 331, 337. Der Preis wird von 1949 bis 1959 jährlich, dann bis 2005 alle zwei Jahre an Persönlichkeiten aus europäischen Ländern verliehen, »die sich durch überragende völkerverbindende humanitäre Leistungen im Geiste Johann Wolfgang von Goethes ausgezeichnet haben«. Vgl. Susanne Hornfeck, Der Hansische Goethe-Preis. 1949–1999. Alfred-Toepfer-Stiftung FVS, Hamburg 1999.

⁴⁹⁸ Vielleicht durch den Zürcher Romanisten Theophil Spoerri, der mit Buber seit den zwanziger Jahren in Verbindung steht (in seinem Nachlass im Archiv für Zeitgeschichte der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich findet sich, laut freundlicher Auskunft von Frau Rosina Berger, ein Briefdossier »Buber, Martin, Prof. Dr., Heppenheim« aus der Zeit von 1924 bis 1932). Ab 1930 wird Spoerri zu einem der wichtigsten Freunde und Förderer Kassners

Ganz gegen seine Gewohnheit lässt der Jubilar bis zur Antwort fast zwei Wochen verstreichen, denn – so seine um Nachsicht bittende Begründung an Fürstin Marguerite Caetani vom 5. Oktober –: »Es waren ca 40 Menschen gekommen und einige sind über das Fest hinaus geblieben, dann hatte ich 200 u. mehr Briefe und Telegramme zu beantworten«. ⁴⁹⁹ Unter ihnen Bubers Gratulation, deren Schreibort und Datum ⁵⁰⁰ sich aus Kassners Nachricht an Alphons Clemens Kensik vom 25. September 1953 aus Sierre ergeben: »Ich schreibe gleich an Buber, der telegraphierte.«

32. Kassner an Buber ⁵⁰¹

<Sierre, 25. 9. 1953>

<Freitag>

Mein lieber Martin Buber!

Ich habe mich sehr gefreut über Ihr Telegramm. Nach der Lectüre Ihres so schoenen wie vom Grunde aus richtigen Buches: *Die Finsternis Gottes** <*am Seitenende: *recte Gottesfinsternis*> hatte ich schon das Gefühl, dass ich Sie einmal sehen u. sprechen möchte. Nach 45 Jahren damals in Berlin. Die kurze Begegnung in München, Ihr Besuch ist damit nicht vergessen. ⁵⁰²

Von mir u. meinem äusseren Leben werden Sie einiges wissen, dass Sie Antheil an meiner Production nehmen, dessen haben mich Leute in Zürich vergewissert. Mir ist Ihr Werk erst in letzter Zeit wieder näher gekommen; ich kann dem, was ich gelesen, nur sehr hohe Anerkennung zollen. Ich lese nicht mehr viel, ganz selten Neues, ich höre nur dorthin, wo Mensch und Werk auf eindringliche Art zusammen kommen. Was immer meine Form oder Art des Existentialismus gewesen ist. Von dem Tag an, da ich zu denken anfang. Das »Sein des Seins«

in der Schweiz (vgl. KW VI, S. 715). Am 11. September 1953 gehört er zu den geladenen Gästen an Kassners Geburtstagstafel im Hôtel Bellevue in Sierre.

⁴⁹⁹ Kassner – Caetani (wie Anm. 44), S. 314.

⁵⁰⁰ Vgl. die Diskussion in: BW III, S. 352, Anm. 1, mit dem Schluss, der Brief »dürfte nicht vor Anfang Oktober 1953 geschrieben sein«.

⁵⁰¹ BW III, S. 352; Faksimile-Abbildung ebd., S. 687.

⁵⁰² S. oben S. 110ff. und S. 179.

in der Heideggerschen Formulierung⁵⁰³ kam mir immer vor wie wenn einer, der statt zu gehen sich fort und fort auf die eigenen Füße träte.

Ich schicke den Brief an Ihren Verleger,⁵⁰⁴ da ich Ihre Heidelberger Adresse nicht weiss,⁵⁰⁵ auch nicht, ob Sie schon oder wieder in Jerusalem sind.

Alles Gute für die weiteren Jahre u. vielleicht einmal auf Wiedersehen!

Ihr

Rudolf Kassner

Der Heidegger-Hinweis gilt dem Kapitel »Religion und modernes Denken« der »Gottesfinsternis«, in dem Buber sich mit der Philosophie Sartres, Heideggers und C. G. Jungs auseinandersetzt, insbesondere mit deren jeweiliger Interpretation des Nietzsche-Ausspruchs »Gott ist tot« aus dem 125. Aphorismus der »Fröhlichen Wissenschaft«,⁵⁰⁶ den Heidegger in den »Holzwegen« (S. 193–247) analysiert hatte. Abschließend merkt Buber an: »Es ist hier nicht der Ort, Heideggers Lehre vom Sein kritisch zu erörtern. Ich will nur gestehen, daß für mich der Begriff eines Seins, der etwas anderes meint als die al-

⁵⁰³ Heidegger spricht allerdings vom »Sein des Seienden« und »Sein des Daseins« (Holzwege [wie Anm. 495], S. 75, S. 83 u.ö.; Sein und Zeit. 15. Aufl. Tübingen 1984, S. 6, S. 9, S. 41, S. 180ff. u.ö.). Buber selbst schreibt 1956 im Aufsatz »Dem Gemeinschaftlichen folgen« (s. unten Anm. 526, S. 595), dass »Heraklit [...] das Sein des Seienden in all seiner Vielfalt annimmt«, womit er anscheinend die Deutung Heideggers aufgreift, dass Heraklits Logos-Begriff »das Sein des Seienden« bezeichne (Martin Heidegger, Metaphysik und Nihilismus [Heidegger-Gesamtausgabe Bd. 67]. Frankfurt a.M. 1999, S. 135). Zu solchen Formulierungen erklärt Kassner 1959 im Nachlass-Essay »Der Gottmensch und die Weltseele« allgemein: »Die an Ursachen glauben, reden dann vom Sein des Seins. Es ist als <ob> ein Pfosten, den man in die Erde schlägt, damit er etwas trägt, Wurzel schlagen wollte, Baum werden wollte« (KW X, S. 678). Schon am 11. November 1953 hatte er ironisch im Brief an Hans Paeschke notiert »Mir kommen die Existentialisten vor wie so ein Eichhörnchen in einem um sich selber drehenden Käfig. Sein – Sein des Seins – Sein des Seins des Seins [...]« (KW X, S. 1068).

⁵⁰⁴ Gemeint ist wohl Walther Meier in Zürich, s. oben Anm. 491.

⁵⁰⁵ Vermutlich hatte Buber Heidelberg als Aufenthaltsort angegeben, so wie er vor Antritt der »diesmaligen Europareise« Albrecht Goes die Stadt als Adresse in Deutschland genannt hatte. Das jedenfalls legt Goes' Antwort vom 17. Juni 1953 nahe: »[...] jetzt bin ich froh, daß ich an das nahe Heidelberg schreiben kann; bitte grüßen Sie auch [...] Lambert Schneider von mir«. Und am 28. August 1955 erinnert er sich: »Es ist zwei Jahre her, daß ich Ihnen in der Heidelberger Pension zuerst begegnet bin« (BW III, S. 346, 399). – Lambert Schneider (1900–1970) war als junger Berliner Verleger im Mai 1925 mit dem Plan der Bibel-Übersetzung an Buber herangetreten (vgl. BW II, S. 218f.) und betreut nach dem Zweiten Weltkrieg, seit 1945 von Berlin nach Heidelberg übersiedelt, einen Hauptteil von Bubers deutschsprachigem Werk.

⁵⁰⁶ Buber, Gottesfinsternis, S. 76–114 (MBW 12 [wie Anm. 299], S. 399–420).

lem Seiendem inhärente Tatsache, daß es ist, unüberwindlich leer bleibt [...].«⁵⁰⁷

Hatte Buber sich spätestens seit 1938 öffentlich mit Heidegger befasst⁵⁰⁸ und 1948 in »Das Problem des Menschen«, der Grundlegung seiner dialogischen Anthropologie, Heideggers Menschenkunde ausführlich behandelt,⁵⁰⁹ entwickelt Kassner erst Anfang der fünfziger Jahre eine kritisch-interessierte Haltung, wobei auch ihm Heideggers fatale Nähe zum NS-Regime nicht verborgen geblieben war.⁵¹⁰ Er kennt das Hauptwerk »Sein und Zeit«⁵¹¹ und hatte Ende 1950 die eben veröffentlichten »Holzwege« gekauft und – wie Buber – gründlich studiert. Verschiedentlich äußert er sich direkt oder indirekt zu Heidegger⁵¹² und erklärt am 28. Februar 1951 dem Freund Theophil Spoerri: »Ich glaube, was Heidegger vor Gott rettet, ist: dass irgendwo in der Tiefe, dort wo Jaspers plan u. geniessbar wie eine Semmel von gestern ist, Heidegger wahnsinnig ist, eigen- und wahnsinnig, wodurch er einen Reiz bekommt wie eine Vulkanlandschaft, von der Jaspers

⁵⁰⁷ MBW 12 (wie Anm. 299), S. 405f. – Am 11. August 1951 hatte Buber Maurice Friedman angehalten, auf keinen Fall sein »Denken dem Heideggerschen an<zu>nähern, zu dem ich mehr in Gegensatz stehe als je« (BW III, S. 291).

⁵⁰⁸ Martin Buber, Die Verwirklichung des Menschen – Zur Anthropologie Martin Heideggers. In: *Philosophia – philosophorum nostri temporis vox universa*. Bd. 1/1–4. Belgrad 1938, S. 289–308 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 583).

⁵⁰⁹ Martin Buber, Das Problem des Menschen. Heidelberg 1948 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 788; jetzt in: MBW 12 [wie Anm. 299], S. 221–312): vgl. vor allem im »Zweiten Teil« (»Die Versuche unsrer Zeit«) den »Zweiten Abschnitt« (»Die Lehre Heideggers«). Das Manuskript hatte der Nationalökonom und Philosoph Kurt Singer (1886–1961), der seit 1931 eine Gastprofessur an der Universität Tokio bekleidet und ab 1939 in Australien lehrt, am 8. Juli 1944 aus Melbourne, »als Zeichen einer beglückenden Kontinuität« begrüßt und sich »noch gut des Gesprächs vor vielen Jahren, irgendwo in Europa,« erinnert, »in dem Sie Ihre Absicht einer solchen Auseinandersetzung mit Heidegger andeuteten« (BW III, S. 85f.).

⁵¹⁰ Am 29. und 30. Mai 1957 kommt es zu einem geheimnisumwitterten Treffen Bubers mit Heidegger in Altreuthe am Bodensee (vgl. MBW 6: *Sprachphilosophische Schriften*. Bearb., eingel. und komm. von Asher Biemann. Gütersloh 2003, S. 178–183), zu dem Buber auf entsprechende Fragen zu antworten pflegt »Ich habe gesagt, was ich ihm zu sagen hatte« (Bourel, Martin Buber [wie Anm. 2], S. 638). – Zum Themenkreis »Buber – Heidegger« vgl. David Novak, *Buber's Critique of Heidegger*. In: *Modern Judaism. A Journal of Jewish Ideas and Experience* 5, 1985, S. 125–140; Haim Gordon, *The Heidegger Buber Controversy. The status of I-Thou*. Westport / Conn. 2001; Meike Siegfried, *Abkehr vom Subjekt. Zum Sprachdenken bei Heidegger und Buber*. Freiburg i.Br. / München 2010.

⁵¹¹ Vgl. die Belege und Anspielungen in KW IX, S. 974, S. 984, S. 989f. – Buber seinerseits wird stets bekräftigen, »dass ›Sein und Zeit‹ eines der Grundwerke der abendländischen Philosophie bleibe, was immer man von dem Individuum Heidegger denken möge« (Bourel, Martin Buber [wie Anm. 2], S. 638).

⁵¹² Vgl. Hartmut Cellbrots gründliche Untersuchung »Kassner als Leser Heideggers«. In: Neumann / Ott (Hg.), *Kassner* (wie Anm. 263), S. 123–139.

nichts hat.« Auf Spoerris Einwand gesteht er eine Woche später, am 6. März, zu: »Ich gebe Ihnen Heidegger betreffend gerne nach und setze verrückt (ver-rückt) an Stelle von wahnsinnig. Bin auch Ihrer Meinung betreffend das ›Uranfängliche‹ seines Denkens, wodurch er sich besonders von Jaspers unterscheidet.«⁵¹³

Buber hatte vor seiner Rückkehr nach Jerusalem⁵¹⁴ am 27. September 1953 in der Frankfurter Paulskirche den »Friedenspreis des Deutschen Buchhandels« in Anwesenheit des Bundespräsidenten Theodor Heuss entgegengenommen.⁵¹⁵ Seine Dankesrede über »Das echte Gespräch und die Möglichkeiten des Friedens« mit dem Schlusswort: »Lassen wir [...] uns nicht hindern, den Menschen zu verwirklichen! [...] Unterfangen wir uns, trotz allem, zu vertrauen!«⁵¹⁶ bedeutet einen »Markstein« »zwischen den beiden Völkern, die durch Schuld und Schicksal aneinander gebunden, jedes an seinem Ort im Menschheitsganzen Verantwortung zu tragen haben.«⁵¹⁷

Im Dezember desselben Jahres erhält Kassner im Nachgang zu seinem 80. Geburtstag den ›außerordentlichen‹ »Großen Österreichischen Staatspreis« als »höchste Auszeichnung des Bundes«⁵¹⁸ – eine Ehrung, die acht Jahre später auch Buber zugesprochen und Ende Mai 1961 in seiner Jerusalemer Wohnung vom damaligen österreichischen Botschafter in Israel Dr. Ernst Luegmayer überreicht wird.⁵¹⁹ Erfolglos hingegen bleibt beider Bewerbung um den Literarischen Nobelpreis des Jahres 1954. Ihre Namen sind auf den Vorschlagslisten der Schwedischen Akademie in Stockholm hier zum einzigen Male gemeinsam vertreten⁵²⁰ – Buber, nach Hermann Hesses Vorschlag von 1949,⁵²¹ zum zweiten Mal, Kassner, nach seiner Erstnominierung durch Hugo

⁵¹³ KW IX, S. 989. Vgl. den dort zitierten Brief an Carl J. Burckhardt vom 11. November 1950 sowie die undatierten Äußerung gegenüber A. Cl. Kensik, bei Heidegger höre »man das Rumoren der Sprache. Zuweilen scheint es, als wäre er bei der Geburt der Sprache dabei gewesen. Er verfolgt sie, wie sie ihn verfolgt. Es ist ein dämonisches Verhältnis« (Kassner, Gespräche [wie Anm. 2], S. 197 u.ö.).

⁵¹⁴ Vgl. Schalom Ben-Chorins Tagebucheintrag vom 2. November 1953: »Buber kam soeben von seiner ersten Deutschlandreise zurück« (wie Anm. 56, S. 123).

⁵¹⁵ Vgl. BW III, S. 346–348; Bourel, Martin Buber (wie Anm. 2), S. 623f.

⁵¹⁶ Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. 1953. Martin Buber. Frankfurt a.M. 1953, S. 9. Die in der Folge mehrfach und in vielen Sprachen nachgedruckte Rede erscheint im selben Jahr als Broschüre bei Lambert Schneider in Heidelberg (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 913).

⁵¹⁷ Wehr, Buber. Leben (wie Anm. 2), S. 351.

⁵¹⁸ Kassner – Caetani (wie Anm. 44), S. 316.

⁵¹⁹ Vgl. Martin Buber. 1878–1978. Ausstellung. Jüdische National- und Universitätsbibliothek Jerusalem. Jerusalem 1978, S. 64; Ben-Chorin, Zwiesprache (wie Anm. 56), S. 162.

⁵²⁰ Vgl.: Nomination Archive. NobelPrize.org. Nobel Media. <https://www.nobel-prize.org/nomination/archive/list.php?prize=4&year=1954>.

⁵²¹ Vgl. BW III, S. 224 ff.

von Hofmannsthal und andere für das Jahr 1930,⁵²² bereits zum sechsten Mal.⁵²³ Die folgenden Nominierungen Kassners für 1955 und Bubers für die Jahre 1958/59 und 1962 bis 1965⁵²⁴ schlagen ebenfalls fehl.

Zu einem in Kassners Brief als »vielleicht einmal« möglich gedachten »Wiedersehen« in der Schweiz kommt es nicht. Wohl aber stehen beide Ende 1956 im Vierten Heft des 67. Jahrgangs der »Neuen Rundschau« als Autoren nebeneinander.⁵²⁵ Der kundige Redakteur Rudolf Hirsch hatte die Beiträge »Dem Gemeinschaftlichen folgen«⁵²⁶ und »Gleichnisreden«⁵²⁷ wohl bewusst aufeinander abgestimmt, da, trotz aller grundsätzlichen Unterschiede, gedankliche Berührungspunkte und parallele Verbindungslinien zu Tage treten.

Bubers Aufsatz war ursprünglich als Teil eines – nicht verwirklichten – Buchs über philosophische Anthropologie geplant. Dazu hatte er Maurice Friedman am 13. November 1955 eröffnet: »Ich schreibe ein neues Kapitel des Anthropologie-Buches, über Träume und Wachsein und so weiter«, und am 10. Dezember 1955 ergänzt: »Ich habe gerade einen Essay vollendet (ob er ein Kapitel der Anthropologie wird, weiß ich noch nicht), und es war für mich sehr wichtig, ihn zu schreiben. Das Thema ist ›Dem Gemeinschaftlichen folgen‹ oder einfach ›Wir‹ und er geht aus von einem Fragment des Heraklit.«⁵²⁸ Wenn er den im Titel zitierten »großen Spruch« Heraklits »Drum ist es

⁵²² Vgl. BW Kassner (2005), S. 304f.

⁵²³ Nomination Archive. NobelPrize.org. Nobel Media. https://www.nobelprize.org/nomination/archive/show_people.php?id=4726. – Das Preis-Komitee der Schwedischen Akademie in Stockholm entscheidet sich 1954 für Ernest Hemingway: »for his mastery of the art of narrative, most recently demonstrated in *The Old Man and the Sea*, and for the influence that he has exerted on contemporary style« (All Nobel Prizes in Literature. NobelPrize.org. Nobel Media. <https://www.nobelprize.org/prizes/lists/all-nobel-prizes-in-literature>).

⁵²⁴ Vgl. Nomination Archive. NobelPrize.org. Nobel Media. https://www.nobelprize.org/nomination/archive/show_people.php?id=1421.

⁵²⁵ Das genaue Erscheinungsdatum dieses Vierten Heftes zwischen Oktober und Dezember 1956 lässt sich, laut freundlicher Auskunft von Dr. Joachim Seng (Frankfurt a.M.) und Frau Marion Gerwien (Lektorat S. Fischer Literatur) nicht mehr feststellen. Die Angabe von Axel Gellhaus: »Juni-Ausgabe der *Neuen Rundschau* des Jahres 1956« (Axel Gellhaus / Karin Hermann [Hg.], »Quantitativer Wechsel. Textgenese bei Paul Celan. Würzburg 2010, S. 26) ist unhaltbar.

⁵²⁶ In: Die Neue Rundschau 67, 1956, H. 4, S. 582–600 (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 1029; MBW 6. Sprachphilosophische Schriften [wie Anm. 511], S. 103–124).

⁵²⁷ In: Die Neue Rundschau 67, 1956, H. 4, S. 601–614. – Von den dreißig in der »Neuen Rundschau« vorgelegten Stücken werden 1957 in den Sammelband »Der goldene Drachen«, zehn längere als »Gleichnisreden« und siebzehn kürzere als »Neue Sätze des Joghi« aufgenommen; drei bleiben unberücksichtigt; vgl. die »Bibliographischen Daten« in KW X, S. 1095.

⁵²⁸ BW III, S. 399 und S. 400. – Bubers Studie ist nicht zuletzt als erneute Auseinandersetzung mit Martin Heidegger und dessen Heraklit-Interpretation zu verstehen, die er im (oben Anm. 507) zitierten Brief an Maurice Friedman als »absolut falsch« verworfen hatte (BW III, S. 291).

Pflicht, dem Gemeinsamen zu folgen«⁵²⁹ samt anderen Fragmenten des Ephesi-
sers neben »Sprüche taoistischer Meister und der frühen Upanishaden«
stellt,⁵³⁰ ruft er von Kassner oft, aber niemals in vergleichendem Zusammen-
hang angeführte Namen auf und weckt damit dessen kritischen Einspruch. Im
unveröffentlicht gebliebenen Essay »Einheit«, der zeitlich vor dem »Blinden
Schützen« vom Spätherbst 1958 einzuordnen ist,⁵³¹ mahnt Kassner mit ironi-
schem Unterton, es werde »heute oft und nicht ohne Befriedigung des eigenen
Gemüthes seitens der Dichter oder dichterisch veranlagter Schreibender« gern
»auf östliche Weisheit, auf Laotse<, auf die Upanishads, auf Heraklit« verwie-
sen, ohne zu bedenken, »dass auch ursprünglich tiefe Weisheiten u. Erkennt-
nisse im Handumdrehen zu Gemeinplätzen werden und den ermüden müs-
sen, dem sie vorgehalten werden.« »Wird hier nicht«, so fährt er fort, »von
einem Sein ausgegangen, dessen Begriff wir uns nicht mehr so zueigen ma-
chen können wie ihn die Alten, die alten Leidenschaftlichen noch besaßen,
nicht zueigen machen können dank der Person, dem neuen Begriff, der neuen
Idee der Person, der sich nicht mit dem Einzelnen deckt. Weder Laotse, noch
die Upanishads oder Heraklit kannten ihn.«⁵³²

Auch das von Buber genannte Thema »Träume und Wachsein« gehört zu
Kassners nie ausgeschöpftem Gedankenfundus. Schon im Erstlingswerk »Die
Mystik, die Künstler und das Leben« (1900) hatte sich, wie er betätigt, »der
Traumbegriff als den des Lebens ergänzend an vielen Stellen« vorgefunden,⁵³³
und so geht er in den »Gleichnisreden« im Abschnitt »Angst« noch einmal
darauf ein.⁵³⁴ Dasselbe gilt für den von Buber interpretierten »altindischen
Spruch«: »Das bist du«.⁵³⁵ Diese »Große Verkündigung« des Veda-Hinduismus
hatte Kassner in der Sanskrit-Formel »Tat-tvam-asi« seit dem »Indischen Idea-
lismus« von 1903 immer wieder als die Summe aller Upanishadlehren gedeut-
et, ehe er ihm auch hier eine letzte Betrachtung widmet.⁵³⁶

Mehr als zwei Jahre später, in der erwähnten Meditation »Der blinde
Schütze. Aussagen eines imaginären Zen-Adepten«,⁵³⁷ beruft sich Kassner auf
Bubers »Moses«-Buch, das 1945 in hebräischer und 1948 in deutscher Sprache

⁵²⁹ Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und Deutsch von Hermann Diels. Hg. von
Walther Kranz, Bd. 1. 10. Aufl. Berlin 1961, S. 151: Fragment B 2.

⁵³⁰ Wie oben Anm. 526, S. 589.

⁵³¹ KW X, S. 618–639; zur Entstehung und chronologischen Einordnung ebd., S. 1054f.

⁵³² KW X, S. 627f.

⁵³³ KW IV, S. 530–532; vgl. Bong-Hi Cha, Das Erstlingswerk Rudolf Kassners: Ansätze zu
einem »physiognomischen Weltbild«. Univ.-Diss. Tübingen 1976, S. 103–128.

⁵³⁴ Wie oben Anm. 527, S. 601 (= KW X, S. 142).

⁵³⁵ Wie oben Anm. 526, S. 588.

⁵³⁶ Wie oben Anm. 527, S. 605f. (= KW X, S. 120–122). Vgl. KW I, S. 488, mit dem Kommen-
tar in KW III, S. 718.

⁵³⁷ S. oben S. 104 mit Anm. 46.

erschienen war.⁵³⁸ Dort hatte er im Kapitel »Der brennende Dornbusch« zum Namen JHWH gelesen:

Unter allen Vermutungen über den urzeitlichen Gebrauch des Namens JHWH bei den Hebräern gibt es nur eine einzige, durch deren Ausbau all dies widerspruchslos verständlich wird. [...] »Vielleicht ist der Name gewissermassen nur eine Erweiterung von *hu* = er, wie Gott auch von anderen, arabischen Stämmen in Zeiten religiöser Erregung genannt ist, der Eine, Unnennbare.« Der Derwischruf »Ja-hu!« wird in der Tat »Oh Er!« gedeutet, und in einem der bedeutendsten Lieder des persischen Mystikers Dschelaleddin Rumi heisst es: »Einen suche ich, Einen sehe ich, Einen rufe ich. Er ist der erste, Er ist der letzte, Er ist der äussere, Er ist der innere, Ich kenne keinen anderen als *Ja-hu* (Oh Er) und *Ja-man-hu* (Oh Er der ist).« Die ursprüngliche Form des Rufs mag *Ja-huwa* gelautet haben, wenn man in dem arabischen *huwa*, er, die ursemitische Form des Pronomens »er« sehen darf, das im Hebräischen (wie auch im Arabischen neben jenem) *hu* heisst. Der Name Ja-huwa würde dann bedeuten: Oh Er!, mit dem man etwa im Kult die irgendwie sichtbare oder vernehmbare oder spürbare Epiphanie des Gottes unwillkürlich begrüsst bzw. auf dieselbe seelisch reagierte... Aus solch einem Jahuwa liesse sich dann sowohl Jahu wie Jahwä (ursprünglich vielleicht *Jahwa*) erklären.« Solche aus »Urlauten« hervorgegangenen Götternamen sind uns ja auch aus anderen Religionen bekannt.⁵³⁹

Diese Auslegung macht er sich in der knappen Formulierung zu eigen, »daß Gott-Jehovah den Schrei nach Gott in die Wüste hinaus bedeutet: Jah-ve«.⁵⁴⁰ Die fehlende Quellenangabe liefert Kassners »Schatten«⁵⁴¹ Alphons Clemens Kensik nach, wenn er im Rahmen der von ihm sorgsam komponierten Gespräche Kassner zum immer wieder hinterfragten hebräischen Gottesnamen sagen lässt:

Warum dieses »Ich bin, der ich bin«? Was meint diese ewige Spekulation hierüber [...] Vielleicht ist diese Erklärung des Wüstenrufes oder Wüstenrufers im »Urlaut« »Jahu oder Jahwa oder JHWH«: »Ach du da« oder »Ach, er da, der da ist« gar nicht so ich-bezüglich gemeint, [...] ist vielmehr

⁵³⁸ Buber-Bibliographie (wie Anm. 68), Nr. 725; zur deutschen Ausgabe s. Anm. 539.

⁵³⁹ Martin Buber, Moses. Zürich 1948; das »Vorwort« ist mit »Jerusalem, im Juni 1944« datiert (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 787: MBW 13.1: Schriften zur biblischen Religion. Teilbd. 1. Gütersloh 2019, S. 251–538): »Der brennende Dornbusch« auf S. 56–81 (= S. 382–397), das Zitat auf S. 73f. (= S. 392).

⁵⁴⁰ KW X, S. 579.

⁵⁴¹ So Max Kommerell an Hans Georg Gadamer, 10. Juli 1943. In: Max Kommerell, Briefe und Aufzeichnungen 1919–1944. Aus dem Nachlass hg. von Inge Jens. Olten / Freiburg i.Br. 1967, S. 422.

als All-Gegenwart und nicht als Ichidentität von massiver Arroganz und stupider Eitelkeit zu verstehen

und in Klammern zugefügt: »(s. auch M. Buber: Moses, im Kapitel: Der brennende Dornbusch, S. 47–67).«⁵⁴²

»Der blinde Schütze«, im Oktober 1958 abgeschlossen, wird unter der Jahreszahl 1958 im Januar 1959 in der »Neuen Rundschau« gedruckt, ohne dass Buber das Heft zur Hand genommen hätte.⁵⁴³ Es ist Kassners letzte zu Lebzeiten veröffentlichte Arbeit, die er sich unermüdlich feilend und erweiternd im Laufe eines Jahres abgerungen hatte. Einen nächsten Essay – »Der Gottmensch und die Weltseele« –, der, nach zuvor vielfach durchdachten Ansätzen, »das Gegenstück, die Antistrophe« zum »Blinden Schützen« »sein will«,⁵⁴⁴ vermag er Anfang Februar 1959 in »erster recht giltiger Fassung« niederzulegen: »Die zweite muss auf sich warten lassen, soll es«, räumt er am 2. Februar 1959 im Brief an Kensik ein. Doch wird es dazu nicht kommen. Vielmehr bestätigt sich die leise mitschwingende Vorahnung vom 3. März, als er im Gespräch mit dem Zürcher Freund Hans Fischer den Text als »das letzte« bezeichnet, »was ich schreiben möchte, wenn die Kräfte reichen«.⁵⁴⁵ Nur zwei Tage später wird er in das Regional-Spital von Sierre eingeliefert. Sein Zustand verschlechtert sich von Tag zu Tag. Am 18. März versieht ihn der Pfarrer⁵⁴⁶ mit den Sterbesakramenten der Römisch-Katholischen Kirche, in die er nach dem Bruch vom Sommer 1914⁵⁴⁷ im August 1957 wieder eingetreten war: »Was mich von der katholischen Kirche trennt, betrachte ich als äusserlich. Der Gedanke an Gott und an Christus hat mich in meinem langen Leben keinen Augenblick verlassen«, hatte er im 1956 aufgesetzten Testament bekannt.⁵⁴⁸ Seine letzten mit schwerer Zunge gestammelten Worte sind am Ostersonntag, dem 28. März, »das große Alleluja« des 150. Psalms als überkommenem Teil der Osterliturgie. »Er plagte sich vielleicht hundertmall, Alleluja zu sagen [...] er konnte es nicht mehr aussprechen.« Am frühen Morgen des 1. April 1959 – der »Hausgeistliche spricht »leise nochmals die Sterbegebete« – »hört der

⁵⁴² Kassner, Gespräche (wie Anm. 2), S. 249. Die gegenüber der deutschen Erstauflage (wie oben Anm. 540) abweichende Seitenangabe zeigt, dass Kensik die zweite Auflage vor sich hat, die 1952 bei Lambert Scheider in Heidelberg erschienen war (Buber-Bibliographie [wie Anm. 68], Nr. 890).

⁵⁴³ S. oben S. 103.

⁵⁴⁴ Kassner an Prof. Dr. Hans Fischer, 7. Oktober 1958 (Privatarchiv Zürich).

⁵⁴⁵ Die Fassung wird nach Kassners Tod aus dem Nachlass herausgegeben in: Rudolf Kassner, *Der Gottmensch und die Weltseele. Drei nachgelassene Essays*. Erlenbach-Zürich / Stuttgart 1960, S. 83–129; jetzt in: KW X, S. 650–695.

⁵⁴⁶ Wohl der 1992 verstorbene Jeremias Mayor, Dekan des Dekanats Sierre (freundliche Auskunft von Herrn Hans Gisler, Bischöfliches Archiv Sion / Schweiz).

⁵⁴⁷ S. oben S. 173.

⁵⁴⁸ Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar.

Atem auf«, und zwei Tage später wird er auf dem Friedhof von Sierre in einem städtischen Ehrengrab bestattet.⁵⁴⁹

Sechs Jahre später folgt ihm Buber nach. Am 6. April 1965 zieht er sich bei einem Sturz in seinem Haus einen schweren Oberschenkelbruch zu, der noch in derselben Nacht in der Jerusalemer Hadassah-Klinik operiert wird. Nach Wochen schmerzvollen Krankendlagers stirbt er am 13. Juni in seinem Heim an den Folgen einer Urämie⁵⁵⁰ und wird Tags darauf auf dem Friedhof Har Hamenuchoth über Jerusalem beigesetzt.⁵⁵¹

⁵⁴⁹ Rudolf Kassners Krankheit zum Tode. Der Augenzeugenbericht Esther Maria Seidels samt einer medizinischen Würdigung durch Dr. med. Wilhelm Zinn. Mitgeteilt von Klaus E. Bohnenkamp. In: *Blätter der Rilke-Gesellschaft* 27/28, 2006/07, S. 233–252. – Esther Maria Seidel (1904–1989), Tochter von Kassners Cousine und Jugendliebe Marie Latzel aus deren 1903 geschlossener Ehe mit dem Schriftsteller und Schauspieler Hans Olden (s. oben Anm. 73), wird mit ihrem Mann Hans Seidel wegen der lebensrettenden Hilfe für eine befreundete Jüdin am 21. Dezember 1982 von Yad Vashem als »Gerechte unter den Völkern« anerkannt (*Lexikon der Gerechten unter den Völkern. Deutsche und Österreicher*. Hg. von Daniel Fraenkel und Jakob Borut. Göttingen 2005, S. 258: Akte 2422).

⁵⁵⁰ Die Frage, ob auch Kassner an den Folgen einer Urämie verstorben sei, verneint Dr. Zinn entschieden. Er diagnostiziert als Todesursache zunehmende Herzinsuffizienz mit anschließendem Lungenödem (Kassners Krankheit [wie Anm. 549], S. 251f.).

⁵⁵¹ Schalom Ben-Chorin, *Zwiesprache* (wie Anm. 56), S. 173–180; Wehr, *Buber. Leben* (wie Anm. 2), S. 355.

Wolfram Malte Fues

Passagen zum »Passagen-Werk« Hofmannsthals Zeichendeuter und Priesterzögling

*Das Leben ist restlose Vereinigung des Unvereinbaren.
(Hugo von Hofmannsthal)*

Am 5. Mai 1928 schreibt Walter Benjamin an Hugo von Hofmannsthal:

Ich arbeite weiterhin und fast ausschließlich an den »Pariser Passagen«. Was ich will, steht mir deutlich vor Augen, aber es ist gerade hier außerordentlich gewagt, die glückliche Einheit von theoretischer Anschauung und gedanklicher Armatur darstellen zu wollen. Es sind ja nicht nur Erfahrungen aufzurufen sondern einige entscheidende Erkenntnisse vom historischen Bewusstsein in unerwartetem Licht zu berühren; mir stellt sich [...] der Gang Ihres »Priesterzöglings« durch die Jahrhunderte als eine Passage dar.¹

Zwischen 1927 und 1930 legt Benjamin ein Konvolut von Notizen für die künftige Arbeit am »Passagen-Werk« an: kulturgeschichtlich bedeutsame Alltagsgegenstände und Kunstwerke, Ausgangspunkte intertextueller Verbindungen, literatur- und philosophiegeschichtliche Hinweise, vor allem aber Stichworte zu den Leitbegriffen für Grundriss und Methode. Aus diesem Material stammt der folgende Hinweis: »Hofmannsthals Plan des »Priesterzöglings« und des »Zeichendeuters.«² Die »Aufzeichnungen und Materialien« zum »Passagen-Werk« schließlich sprechen unter der Sigle S (Malerei, Jugendstil, Neuheit) von der

Unsterblichkeit seines [Hofmannsthals, Vf.] »Priesterzöglings«, jener Novellenfigur, von der er bei seinem letzten Zusammensein mit mir [Ende Februar/Anfang März 1928, Vf.] gesprochen hat und die durch die wech-

¹ Walter Benjamin, Gesammelte Briefe. Hg. von Christoph Gödde und Henri Lonitz. Bd. III Briefe 1925–1930. Frankfurt a.M. 1997, S. 373.

² Walter Benjamin, Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schwepenhäuser. Bd. V/2: Das Passagenwerk. Hg. von Rolf Tiedemann. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1982, S. 1029.

selnden Religionen, in Jahrhunderten, wie durch die Zimmerflucht ein und derselben Wohnung schreiten sollte.³

Der »Priesterzögling« ist eine Dramenfigur, eine Novellenfigur hingegen der »Zeichendeuter«. Der Priesterzögling geht wohl durch die Religionen, aber in den Schulen von Delphi und der Insel Kos, während den Zeichendeuter eine Folge zu deutender Zeichen wie eine Zimmerflucht anmutet. Was veranlasst Benjamin, sich an beide Figuren zu erinnern und sie in der Erinnerung zu amalgamieren? Beide Entwürfe sind zwischen 1917 und 1919 entstanden. Was veranlasst Hofmannsthal, sie ab 1926, beinahe zehn Jahre später, wieder vorzunehmen? Was an ihnen bringt ihn dazu, mit Benjamin über sie zu sprechen? Diese Fragen stecken das Feld ab, über das unsere Untersuchung sich erstrecken wird. Auf welcher Grundlage Hofmannsthal und Benjamin sich über die beiden Notizen-Konvolute ausgetauscht haben, wissen wir nicht. Hat Hofmannsthal sie einem seiner Briefe an Benjamin beigelegt (diese Briefe sind verloren)? Hat er sie zum Gespräch mitgebracht, und beide haben miteinander gelesen? Oder hat Hofmannsthal nur von ihnen erzählt? Die Notiz im »Passagen-Werk« macht das Letztere wahrscheinlich, schließt aber nicht aus, dass Benjamin mindestens das Konvolut des »Priesterzöglings« vor sich hatte, als er am 5. Mai 1928 an Hofmannsthal schrieb. Wir wissen es nicht. Wir werden aber, um die Begegnung zwischen »Passagen-Werk« und »Priesterzögling« / »Zeichendeuter« so gründlich und deutlich wie möglich zu entfalten, für das Folgende annehmen, beide Konvolute hätten Benjamin für genau es und eingehendes Studium vorgelegen.

Schlagen wir, bevor wir unser Untersuchungs-Feld nun betreten, zuerst einen Rain-Weg ein. Zu den »Büchern, die übersetzt werden sollten«, zählt Benjamin: Guillaume Apollinaire, »Le flaneur des deux rives«, Paris 1928. Die dortige Erzählung »Vom »Napo« zum Zimmer von Ernest La Jeunesse« beginnt mit der Episode einer den Flaneur anziehenden, aber augenscheinlich leeren Zimmerflucht, die durch ein Rätsel inszeniert wird, das sich zwar löst, aber die Lösung in ein altes Rätselland verweist. »Apollinaire war Dichter, ja Mensch, à propos de tout et rien. Er hat sich mit [...] angespanntem Fühlen an den Augen-

³ Ebd., S. 679.

blick verloren und doch, zugleich [...], eigenwillig im Vergangenen sich behagt.«⁴ Halten wir diesen Satz fest, wenn wir uns jetzt Hofmannsthals Texten zuwenden.

Die Formulierung, die Benjamin im Gedächtnis geblieben ist, findet sich in den Notizen zum »Zeichendeuter«. Von ihr ausgehend werden wir uns zunächst das gesamte Konvolut in seinen Schwerpunkten und in der von ihnen geprägten Struktur zu vergegenwärtigen trachten.

Jenes occulte Verhältnis in mir zu einem Unerreichlichen, Non-Existenz einer Landschaft, Non-Existenz eines Mythos, Non-Existenz einer Atmosphäre, vermöge welcher ich zu einem infiniten Etwas in einer infiniten Haltung stehe: diese Leere ist der Gegenstand meines unberührbarsten integersten Glaubens und die anderswo beleidigte Sehnsucht kehrt immer wieder zu einem Flug über diese dunklen Receptakel des ewigen Lebens zurück [...] Sie sind im dämmernden Haus das nächste Zimmer oder wieder das zurückliegende Zimmer; ebenso gemahnt die fremde Wohnung an sie, in die man hineinsieht; aber fasst man ins Auge: eigene oder fremde Wohnung, frühere Zeit oder Kinderzeit. ich erinnere mich oder wo bin ich? so ist Ablenkung.⁵

Ein infinites Etwas gibt es nicht. Etwas wird dadurch zu Etwas, dass es sich von allem übrigen Diesem und Jenem unterscheidet und sich durch diese Negation positiv bestimmt. Dem Begriff dieser Objektivität inhäriert ein Zeichen, das sich in seinem Be-Deuten zum darstellenden Subjekt des Bestimmungsprozesses macht, der das Etwas konstituiert. Um also das infinite Etwas nicht nur in seiner Entstehung zu begreifen, sondern auch im Prozess seiner Verwirklichung durch Sprache aufzufassen, müssen wir uns den Vorgang des Bedeuten kurz vergegenwärtigen. Ein Sprach-Zeichen – ein Laut, ein Wort, ein Satz (aber auch ein Ton und ein Bild, wenn man Musik und Malerei als Sprache nimmt) – zeigt, es bedeutend, auf ein Anderswo; durch die Bedeutung wird aus dem Anderswo ein Etwas. Das, worauf gezeigt wird, unterscheidet sich durch den Akt des Zeigens von dem, was zeigt, sich dadurch bestimmend, dass es sich in diesem Unterschied festsetzt, exponiert und diversifiziert. Dieses Etwas erscheint unserem Zeichen gebenden Bewusstsein als eine Vor-Stellung, von der wir im

⁴ Walter Benjamin, Gesammelte Schriften. Bd. III Kritiken und Rezensionen. Hg. von Hella Tiedemann-Bartels. Frankfurt a.M. 1972, S. 176f.

⁵ SW XXIX Erzählungen 2, S. 203.

Allgemeinen, insbesondere im alltäglichen Leben, annehmen, ihr Inhalt verweise nicht nur auf von ihr verschiedenes Reales, sondern setze es mit sich ausnahms- und fehlerlos ins Einvernehmen. Diese Annahme ist jedoch keineswegs zwingend. Sie reduziert zwar die Komplexität des Bedeutungs-Prozesses, fordert aber eben darin zu deren Problematisierung auf. Das Wort ›Baum‹ erzeugt in meinem Bewusstsein eine Vorstellung, von der ich annehme, sie repräsentiere ein Etwas, das außerhalb von ihr existiert, so als wäre es in ihr rein präsent. Aber kann ich mir da sicher sein? Gewiss, ich kann nach draußen gehen und das, was ich als Baum bezeichne, ansehen oder umarmen oder fällen, aber ist das wirklich identisch mit meiner Vorstellung? Eine wie auch immer legitimierte Instanz, die diese Identität garantierte, gibt es nicht. Kann dann diese unmittelbar positiv gesetzte Identität nicht ebenso unmittelbar negativ sein? So dass sich die Existenz-Behauptung der Vorstellung in ihr Gegenteil verkehrt, in die Nicht-Existenz? So dass die Vor-Stellung zur Ver-Stellung würde? Dann höbe sich alles, was vorstellendes Bewusstsein zu erreichen vermag, in ein Unerreichliches auf – das Absolute, das ewige Leben, aber auch der ewige Tod, kurz: reines Sein ohne jede weitere Modifikation als die durch die Zeit: Gewesenes, Seiendes, Werdendes. In dieser Aufhebung können die Vorstellungen nichtig werden und verschwinden; das ist ihre theologische Auffassung, wie sie bereits Dionysius Areopagita in »De divinis nominibus« ausgeführt hat. Sie können aber auch ihr Jenseits, ihre Transzendenz vergegenwärtigen, zu Zeichen ihrer eigentümlichen Nichtigkeit werden und sich damit neue Bedeutung aneignen – als Metaphern, als Katachresen, in denen das zu Übertragende nur im Übertragenden existiert. Das ist die ästhetische Auffassung, um die es meines Erachtens hier geht. Sie arbeitet auf zweierlei Weise: verschiebend oder verdichtend. Wenn die Vorstellung aus der von ihr postulierten realen Existenz des Vorgestellten dessen Nicht-Existenz auf ihren bestimmten Inhalt überträgt, macht sie die Erfahrung, dass er diese Last nicht zu tragen vermag. Das Übertragende droht vom zu Übertragenden erdrückt zu werden. Bevor sich das vollzieht, wechselt die Vorstellung zu einem früheren oder späteren Vorgestellten, zu einem Etwas, das die gleiche Erfahrung nicht verhindert, aber aufschiebt. »Im dämmernden Haus« – im Zwielficht unentschieden positiver oder

negativer Identität von Vorstellung und Realität – »das nächste Zimmer oder wieder das zurückliegende Zimmer« oder auch ein Blick in die »fremde Wohnung«, deren Fremdheit Hoffnung auf abweichende Erfahrung macht. Die Katachrese an sich bringt also das gesuchte »infinite Etwas« nicht zur Erscheinung, wohl aber ihre Suche nach ihm, die von ihr in Gang gesetzte Verschiebung eines finiten Etwas zu einem anderen in der Logik des additiven ›oder‹. »Aber fasst man ins Auge: eigene oder fremde Wohnung, frühere Zeit oder Kinderzeit«, so vertraut man sich dem disjunktiven ›oder‹ an und lenkt sich vom Horizont der Nicht-Existenz ab, indem man sich in die Differenzen des finiten Etwas vertieft.

Die Unmittelbarkeit des Progresses durch das additive ›oder‹ bestimmt ihn zu einer Kette von einzelnen Vorstellungen, deren jede ihre nächstfolgende eben dann zur Hilfe ruft, wenn ihr Inhalt von der Nichtigkeit seiner Realisierung zersetzt zu werden droht. Die antwortende, noch frei von dieser Erfahrung und ihr darin entgegengestellt, hebt in ihrem Anfang alle an sie gekettete Negativität in den Schein endlich gelingender Positivität auf – ein Schein, der sich im Lauf ihrer Vermittlung mit sich selbst verflüchtigen wird. Die Vergegenwärtigung der Nicht-Existenz des infiniten Etwas in der allgemeinen Ko-Existenz der Dinge lässt es in dem oben bestimmten Moment die Gestalt seiner Selbst-Überwindung zur Existenz annehmen. »Das Einzelste, im Augenblick sich vollziehende – nur daran kann man weiden.«⁶ (Benjamin würde in diesem »Einzelsten« wohl ein Denkbild sehen.) Existenz und Nicht-Existenz berühren und durchdringen einander, bis das finite Etwas mit so viel Infinitheit aufgeladen ist, dass es die immer problematische Einheit beider Sphären in variierender Verdichtung symbolisiert. Die anschauende Vernunft konstituiert sich in der Absicht, diesen Augenblick festzuhalten. Daraus entwickelt sie ihre Prinzipien, ihre Begriffe, ihre Grammatik. Daher rührt für sie »das Unfassliche des Kommens von einer Sache zur anderen«.⁷

Worum geht es Hofmannsthal? Darum, einen doppelten, kategorial differenten Diskurs so simultan wie möglich zu führen. Einerseits folgt

⁶ Ebd., S. 205.

⁷ Ebd., S. 204.

dieser Diskurs mit Kraft und Arbeit des Verstandes den Unterschieden und Beziehungen, dem Hin und Her des disjunktiven ›oder‹ in der Alltagspraxis, während er es andererseits mit dem additiven ›oder‹ zu unterlaufen sucht, das sich dabei in den einfachen Augenblick anschauender Vernunft aufhebt. Nur so wird der »beleidigten Sehnsucht« deutlich, »dass die Tannzapfen in besonderer Art auf der Erde liegen oder die Pfähle eines Zauns so und so herschauen«.⁸ Worum also geht es? Um das Sein als Werden von Sinn durch den Entzug von Bedeutung.

Darin um das Verhalten jenes Ichs, das, wie oben gesagt, »zu einem infiniten Etwas in einer infiniten Haltung« steht. Um seine existenzbestimmende Praxis gegenüber der zwiespältigen Einheit des additiven ›oder‹ und des disjunktiven ›oder‹.

Indem ich gehe u. stehe, verübe ich nicht beständig die Ceremonie der Anbetung des Leeren: indem ich meine Aufmerksamkeit von der Welt des Trachtens ablöse – von der Ablenkung ablenke. Die Bedeutung der Ceremonie: sie ist eine Geberde, in der das Individuum für seine Vorgänger u. Nachfolger sich geberdet -.⁹

In die Bewegungen-Muster seines Alltags, dessen Stand- und Bezugspunkte eingeschlossen, hat dieses Ich keine Verbindung zu dem, was leer von solchen Mustern auf Sinn aus ist und nicht auf Zwecke. Es vermag sich dem Leeren durch eine Gebärde, eine Geste¹⁰ wieder zuzuwenden, die von der Ablenkung durch das »Ich erinnere mich« oder das »Wo bin ich?« ihrerseits ab- und von der Subjekt- auf die Objekt-Orientierung wieder zurücklenkt – von der Welt des Trachtens in die Welt des Be-Trachtens. Und was verwandelt nun diese Geste aus einem zufälligen Körper-Ausdruck in ein notwendiges Zeichen? Dass

⁸ Ebd., S. 206. – Formulierungen wie diese erinnern an Hofmannsthals »Brief des Lord Chandos« von 1902 (SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 50ff.). Jedoch: Im Chandos-Brief handelt es sich um Epiphanien einzelner Gegenstände und Wörter, im »Zeichendeuter« geht es um Prozeduren *mit* Dingen und Wörtern – nicht darum, *das* Zeichen zu deuten, sondern *die* Zeichen.

⁹ SW XXIX Erzählungen 2, S. 203.

¹⁰ »Die Geste ist nur jene Bewegung, die das Eindeutige klar ausdrückt, die Form der einzige Weg des Absoluten im Leben; die Geste ist das einzige, was in sich selbst vollendet ist, ein Wirkliches und mehr als bloße Möglichkeit.« (Georg Lukács, Die Seele und die Formen. Berlin 1911, S. 44).

sie nicht vom abstrakt besonderen, vielmehr vom symbolisch konkreten Individuum vollzogen wird, in dem sich die Kräfte und Wünsche der Gattung so vereinen und verschränken, dass sie sich in diesem ihrem einen Exemplar ein Beispiel gibt. »Die Ceremonie gilt immer dem Leeren, denn sie gilt der Höhe, vermöge eines Umfassens und bei Seite-bringens der Höhe: das Angeredete tritt ab, in den hintern Abgrund.«¹¹ Folgen wir dem Ritual, das die Zeremonie übt, abschließend Wort für Wort. Das Leere – die Höhe? Zwischen der realisierten Welt des disjunktiven ›oder‹ und der derealisierenden des additiven herrscht eine Beziehung, die einen Raum für ihr Verhältnis voraussetzt. Die derealisierende liegt höher als die realisierte; sie hat in der Hierarchie der Werte und Mächte den höheren Rang, den maßgeblichen Einfluss. Die ritualisierte Geste umfasst nun diese Höhe (durch Verschiebung, wie wir gesehen haben) und bringt sie darin beiseite, nämlich auf die Seite des durch die Zeremonie mit ihr verbundenen Individuums (durch Verdichtung, wie wir ebenfalls gesehen haben). Aber: »Das Angeredete tritt ab, in den hintern Abgrund.« Das Angeredete? Die Geste redet? Die Leere, das »infinite Etwas« an? Und das hört zu, so dass es abtritt? In den »hintern Abgrund«? Demgemäß verhält sich der Körper in der Zeremonie so, dass seine Geste spricht, dass sie ihre Mitteilung zugleich durch ihn und durch die ihn bewohnende, aber mit ihm nicht identische Sprache macht. Diese Nicht-Identität ist in der Zeremonie aufgehoben. Für ihre Dauer wird das Wort Fleisch und das Fleisch Wort.

»Anbetung« gleich Anrede. Das tönt wie die Maxime einer Poetik – aber aus dieser Maxime lässt sich keine Praxis ableiten. Die Zeremonie öffnet der Sprach-Geste für einen Augenblick eine Verbindung zur Leere des »infiniten Etwas«, für einen in Zeiteinheiten nicht messbaren Moment, aber eben nur für einen Moment. Aber diese Verbindung bewirkt, dass das »Angeredete« abtritt, in den »hintern Abgrund«.

Verblüffend. Wie kann das Leere, das von aller definierenden Bestimmtheit Leere, berührt werden? So berührt werden, dass es sich in Bewegung setzt? In eine bestimmte Richtung? In den »hintern Abgrund«? Es kann, wenn wir uns entschließen, das »infinite Etwas« zu-

¹¹ SW XXIX Erzählungen 2, S. 203.

nächst als bestimmte Negation zu nehmen, die das Definierende überhaupt in der Form seiner Verneinung an sich hat. Was begrenzt und durch seine Begrenzung gegen-ständlich geworden ist, kann berührt werden. Von dieser und durch diese Berührung jedoch zieht sich das »infinite Etwas« aus seiner neinförmigen Gegenständlichkeit auf sich als reine Negativität zurück, in den Abgrund, der hinter der Welt der Definitionen beziehungsweise des diskursiven ›oder‹ liegt, um von hierher diese Welt auf diejenige des additiven ›oder‹ zu öffnen. Abgrund gleich Ungrund gleich Begründung, lautet die sich so ergebende Maxime einer Poetik, aus der sich, wie die Notizen zum »Zeichendeuter« zeigen, eine Praxis ableiten lässt.

Diese Notizen sind zwischen 1917 und 1919 entstanden, als der Erste Weltkrieg sein Ende findet, ein Ende, das die Herrschaft der Waren-Ökonomie über die europäischen Staaten und ihre Gesellschaften bedeutet. Das Kaiserreich Österreich-Ungarn, in dem adliger Feudalismus und bürgerlicher Republikanismus einander in schwierigem Gleichgewicht hielten, bricht auseinander und verschwindet. Mit ihm verschwindet eine Welt von Dingen, die zwischen Gebrauchsgut (im weitesten Sinne) und Ware unschlüssig bleiben oder sich überraschend für die eine oder die andere Seite entscheiden, eine Welt von Institutionen, Prozeduren und Praktiken, die an beiden Charakteren in nicht selten verwirrender Weise teilnehmen, sowie eine Welt kultureller Symbolik, die in und von dieser Doppeldeutigkeit lebt. Hofmannsthals Imaginations- und Produktionsraum, »das halb aristokratische, das halb bürgerliche Wien um die Jahrhundertwende«¹² gibt es nicht mehr. Seine Welt zeigt ihm ein fremdes Gesicht. Entfremdung kann man beheben, indem man sich mit ihr verschwistert oder indem man sie hintergeht. Hofmannsthal entscheidet sich, wie wir gesehen haben, für den zweiten Weg.¹³ Er entzieht der ihm fremd gewordenen Wirklich-

¹² Hartmut Vinçon, *Einakter und kleine Dramen*. In: *Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus 1890–1918* (Sozialgeschichte der deutschen Literatur 7). Hg. von York-Gothart Mix. München 2000, S. 376.

¹³ Arno Holz entscheidet sich schon im zweiten Heft des ersten »Phantasmus« von 1899 für den ersten: »Horche nicht hinter die Dinge. Zergrüble dich nicht. Suche nicht nach dir selbst. / Du bist nicht! / Du bist der blaue, verschwebende Rauch, der sich aus deiner Cigarre ringelt.« (Faksimiledruck der Erstfassung. Hg. von Gerhard Schulz. Stuttgart 1968, S. 71).

keit ihre Realität, während er sie eben darin neu realisiert – nicht indem er das verlorene Verhältnis wieder zu gewinnen sucht, sondern indem er sich auf die Suche nach einem Verhältnis macht, das die Entfremdung aufhebt. Gestalt und Gehalt solcher Aufhebung sind darin noch nicht enthalten: Der Weg ist das Ziel. Prozedural progressiver Konservatismus könnte man nennen, woraus sich eine Poetik der doppelten Geste ableiten ließe.

Wie hält es der »Priesterzögling« mit dieser doppelten Geste? Hält er sie irgendwo irgendwie bereit? Wenn ja, wofür? Was verbindet ihn so eng mit dem »Zeichendeuter«, dass Benjamin beide Entwürfe kontaminiert?

Ich arbeite weiterhin und fast ausschließlich an den »Pariser Passagen«. Was ich will, steht mir deutlich vor Augen, aber es ist gerade hier außerordentlich gewagt, die glückliche Einheit von theoretischer Anschauung und gedanklicher Armatur darstellen zu wollen. Es sind ja nicht nur Erfahrungen aufzurufen sondern einige entscheidende Erkenntnisse vom historischen Bewusstsein in unerwartetem Licht zu berühren; mir stellt sich [...] der Gang Ihres »Priesterzöglings« durch die Jahrhunderte als eine Passage dar.¹⁴

Der Zeichendeuter geht von Zimmer zu Zimmer. Der Priesterzögling geht durch die Jahrhunderte. Beide kommen woher und gehen wohin. Beide sind auf einem unter Aufsicht von Absicht stehenden Weg, beide befolgen demnach eine Methode. Diejenige des Zeichendeuters haben wir oben erörtert und erläutert. Nun werden wir mit derjenigen des Priesterzöglings das Gleiche tun müssen und darauf zu achten haben, welche Erwartung Benjamin an diese Methode knüpft. Vorerst: Der Gang des Priesterzöglings durch die Jahrhunderte stellt sich Benjamin als eine Passage dar. Der Gang des Zeichendeuters von Zimmer zu Zimmer offenbar nicht. Weshalb? Weil die doppelte Geste des Zeichendeuters wohl die transzendente Bedingung der Möglichkeit für eine Passage schafft, sie aber selber noch nicht betritt. Sie bahnt wohl den Weg bis zu dem Punkt, von dem her eine Passage sich entwerfen lässt, hat den eigentlichen Entwurf jedoch noch vor sich. Das muss, wie zu zeigen sein wird, beim Priesterzögling wohl anders sein.

¹⁴ Benjamin, Gesammelte Briefe (wie Anm. 1), S. 373.

Vergegenwärtigen wir uns in dieser Absicht zunächst jenen Abschnitt aus dem »Passagen-Werk« in seinem vollen Wortlaut, der mit der bereits zu Anfang zitierten Hofmannsthal-Reminiszenz beginnt, um zu sehen, in welchen Kontext Benjamin sie setzt und wohin sie ihn demgemäß führt. Diesem Abschnitt schickt Benjamin noch ein weiteres Hofmannsthal-Zitat voraus:

Was uns zur Betrachtung der Vergangenheit treibt, ist die Ähnlichkeit des Gewesenen mit unserem Leben, welche ein Irgendwie-eins-Sein ist. Durch Erfassung dieser Identität können wir uns selbst in die reinste Region, den Tod, versetzen.¹⁵

Diese Sätze fassen eine Erfahrung zusammen, die wir bei der Analyse der »Anbetung des Leeren« in den Notizen zum »Zeichendeuter« gemacht haben. Das »infinite Etwas«, das in der Negativität des Daseins sich zeigende Sein, hat Gegenwart nur in seiner vom additiven »oder« geleiteten Flüchtigkeit. Es ist als Vergehendes somit nur in seiner Vergangenheit präsent und darin irgendwie eins mit dem lebendigen Dasein im disjunktiven »oder«, dessen Negation das Leere ja aufruft. (Die Notizen zum »Zeichendeuter« bemühen sich, wenn wir sie richtig deuten, dieses »Irgendwie-eins-Sein« zu präzisieren und zu methodisieren.) Tut die Anbetung nun den nächsten Schritt auf das »infinite Etwas« zu, indem sie die Negation negiert, in der das lebendige Dasein des disjunktiven »oder« anwesend bleibt, gelangt sie über jegliches Etwas hinaus ins rein Infinite, die von aller Bestimmtheit reine Region: den Tod.

Sehr bemerkenswert, wie Hofmannsthal dies »Irgendwie-eins-Sein« ein Dasein in der Sphäre des Todes nennt. Daher die Unsterblichkeit seines »Priesterzöglings«, jener Novellenfigur, von der er bei seinem letzten Zusammensein mit mir gesprochen hat und die durch die wechselnden Religionen, in Jahrhunderten, wie durch die Zimmerflucht ein und derselben Wohnung schreiten sollte. Wie auf dem engsten Raum eines einzigen Lebens dies »Irgendwie-eins-Sein« mit dem Gewesenen in die Sphäre des

¹⁵ Benjamin, Gesammelte Schriften (wie Anm. 2), Bd. V/2, S. 679. – Benjamin zitiert vollkommen genau Hofmannsthal, Buch der Freunde, 2., erw. Aufl. Leipzig 1929, S. 111. Das Buch muss ihm vorgelegen haben. Band XXXVII der SW, der das »Buch der Freunde« enthält, weist zwar auf diese zweite Auflage hin, gibt auch ein abgekürztes Regest des »Geleitworts« von Rudolf Alexander Schröder, druckt aber die zusätzlichen Texte Hofmannsthals »Aus dem Nachlass« nicht ab. Ich habe deshalb Benjamins Zitat mit der Original-Ausgabe verglichen.

Todes führt, ging mir 1930 in Paris bei einem Gespräch über Proust auf [...] Er hat mit einer Leidenschaft, die kein Dichter vor ihm, gekannt hat, die Treue zu den Dingen, die unser Leben gekreuzt haben, zu seiner Sache gemacht. Treue zu einem Nachmittag, einem Baum, einem Sonnenfleck auf der Tapete, Treue zu Roben, Möbeln, zu Parfums oder Landschaften [...] Ich gebe zu, dass Proust im tiefsten Sinne *peut-être se range du côté de la mort*. Sein Kosmos hat seine Sonne vielleicht im Tod, um den die gelebten Augenblicke, die gesammelten Dinge kreisen. »Jenseits des Lustprinzips« ist wahrscheinlich der beste Kommentar, den es zu Prousts Werken gibt. Man muss [...] vielleicht überhaupt davon ausgehen, sein Gegenstand sei die Kehrseite, *le revers – moins du monde que de la vie même*.¹⁶

Benjamin amalgamiert zunächst den Gang des Priesterzöglings durch die Jahrhunderte mit dem des Zeichendeuters von Zimmer zu Zimmer, beide und beides so sehr in einem denkend, dass er die Dramenfigur des Priesterzöglings mit der Novellenfigur des Zeichendeuters verschmilzt. Beide Entwürfe bieten ihm seiner Erinnerung nach die gleiche Perspektive an: die Sicht auf das »Irgendwie-eins-Sein« des Lebens mit dem Tod, der Realität mit der Transzendenz, des Hier und Jetzt mit Nirgends und Nu. Damit stellen sie zugleich die Frage nach dem Irgendwie-eins-Werden, nach der Form dieses Überganges von der einen Sphäre in die andere, seinem Prozess mit seinen Markierungen und Prozeduren. (Der »Zeichendeuter« gibt in unserer Lesart Antwort auf diese Frage.) Benjamin verbindet die Spur des Zeichendeuters in »das nächste Zimmer oder wieder das zurückliegende Zimmer« mit Prousts »Treue zu den Dingen«, die er offenbar in dieser Spur liegen sieht. Daraus entwickelt er dann eine These, was diese Treue bedeute und worauf sie beruhe; assertorisch, nicht kategorisch. Schlüsselwort: vielleicht. Sie ist nicht gewiss, aber möglich. Sie müsste bewiesen werden. Im und durch das »Passagen-Werk«, das ihr gemäß die verlorene Zeit und die wiedergefundene Zeit als seine Momente in sich aufhobe? Dass diese Vermittlung als einen seiner Mittelpunkte setzte, wenn auch keineswegs als seinen einzigen?

Anscheinend müssen wir, um uns Anregung und Anstoß des »Zeichendeuters« für Benjamins Arbeit am »Passagen-Werk« völlig deutlich zu machen, den Umweg über die »*Recherche*« und von da über Freuds

¹⁶ Benjamin, *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 2), Bd. V/2, S. 679.

1920 erschienenen Traktat »Jenseits des Lustprinzips« einschlagen. Auf diesen Umweg mag Benjamin das dem oben Zitierten voranstehende Notat »Aus dem Nachlass« geführt haben: »Das vergangene Geschehen (Geschichte) erscheint als ein Gegenwärtiges, wenn alle Umstände (alle Züge der Gestalt) erfasst, das heisst vergegenwärtigt werden.«¹⁷ Erscheint nicht am Horizont dieser Beobachtung die wiedergefundene Zeit der *mémoire involontaire*?

Die Beziehung von Hofmannsthals »Priesterzögling« zu Benjamins Arbeit am »Passagen-Werk« werden wir nach alledem noch gesondert ins Auge fassen müssen. Beginnen wir nun bei Proust.¹⁸

So [...] fühlte ich meine Aufmerksamkeit gefangen von einem Dach, einem Sonnenreflex auf einem Stein, dem Geruch eines Weges, und zwar gewährten sie mir dabei ein spezielles Vergnügen, das [...] daher kam, dass sie aussahen, als hielten sie hinter dem, was ich sah, noch anderes verborgen, das sie mich zu suchen aufforderten und das ich trotz aller Bemühungen nicht zu entdecken vermochte.¹⁹

Die »Suche nach der verlorenen Zeit« scheint auf demselben Weg zu sein wie der »Zeichendeuter«. Diesen Eindruck rückt »Die wiedergefundene Zeit« zurecht:

Das Wesen, das in mir wiedergeboren war, als ich [...] das Geräusch vernahm, das zugleich dem Löffel, der den Teller berührt, und dem Hammer eigen ist, mit dem man auf ein Rad klopft, sowie das Gemeinsame auch in der Ungleichheit der Pflasterung des Guermantesschen Hofes und der des Baptisteriums der Markuskirche verspürte, dieses Wesen nährt sich einzig von der Essenz der Dinge und findet in ihr allein seinen Bestand [...]. Was wir die Wirklichkeit nennen, ist eine bestimmte Bezie-

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Zur Beziehung Benjamin – Proust siehe Benjamin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von Burkhardt Lindner. Stuttgart / Weimar 2006, S. 507–521. Siehe außerdem Achim Geisenhanslüke, Leuchtendes Licht und liebliches Leben. Über Zeit und Glück bei Walter Benjamin. In: Forschung Frankfurt. Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität, 2017, S. 58–62; Knut Ebeling, Ausgraben und Zerstören. Epistemologien der Destruktion bei Freud, Benjamin, Proust. In: Kreative Zerstörung – über Macht und Ohnmacht des Destruktiven in den Künsten. Hg. von Wolfram Bergande. Wien / Berlin 2017, S. 57–85; sowie Sylvester Bubel, Poetiken der Epiphanie in der europäischen Moderne. Studien zu Joyce, Proust, Benjamin und Ponge. Würzburg 2019.

¹⁹ Marcel Proust, Die Suche nach der verlorenen Zeit. Bd. I: In Swanns Welt. Übers. von Eva-Maria Mertens, Frankfurt a.M. 1953. Lizenz-Ausgabe für die Büchergilde Gutenberg 1976, S. 237.

hung zwischen Empfindungen und Erinnerungen, die uns gleichzeitig umgeben.²⁰

Was in unserer sinnlich vermittelten Vorstellung von Dingen als deren Wesen sich zu erkennen gibt, ist ihr doppeltes Dasein: Ihre gegenwärtige Erfahrung ruft in analoger Bezüglichkeit eine vergangene so wach, dass beide miteinander »ein kleines Quantum zusätzlicher Zeit«²¹ ausmachen, einen geschlossenen Raum rein innerer Symbolik also. Die sich auf diese Weise bildende Metapher ist keine Katachrese; Übertragendes und Übertragenes steigern einander immanent an Deutlichkeit und Klarheit. Wo und wie berührt sich nun aber dieser idealistische Materialismus mit »Jenseits des Lustprinzips« und dem dort entworfenen Todestrieb?

In dem Augenblick aber, als ich [...] meinen Fuß auf einen Stein setzte, der etwas höher war als der vorige, schwand meine ganze Müdigkeit vor der gleichen Beseligung dahin, die mir [...] einmal der Anblick von Bäumen geschenkt hatte, die ich auf einer Wagenfahrt in der Nähe von Balbec wiederzuerkennen gemeint hatte [...]. Wie in dem Augenblick, in dem ich die Madeleine gekostet hatte, waren alle Sorgen um meine Zukunft, alle Zweifel meines Verstandes zerstreut.²²

Nehmen wir mit Freud an: »Das Leblose war früher da als das Lebende«,²³ das Anorganische früher als das Organische. Nehmen wir weiter an, dass die Lebenstriebe aus dem Leblosen ursprünglich hervorgegangen sind und dieser Ursprung ihnen als ihr Leitbegriff einbeschrieben bleibt: »Das Ziel alles Lebens ist der Tod.«²⁴ Dann erweisen sich alle Exkursionen und Expeditionen, alle Projekte und Abenteuer des Lebens als bloße Umwege, zu denen es seine immer komplexere Selbstorganisation und die zunehmenden Anforderungen seiner Umwelt zwingen. Dann sind alle Gefühle und Gedanken, alle Empfindungen und Begriffe nichts als Hindernisse für die nach ihrem Ursprung drängenden Lebenstriebe, Hindernisse, denen sie ausweichen und an

²⁰ Ebd., Bd. III Die wiedergefundene Zeit, S. 3953 und S. 3976.

²¹ Ebd., S. 3953.

²² Ebd., S. 3944 u.f.

²³ Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*. Studienausgabe. Bd. III. Frankfurt a.M. 1975, S. 248.

²⁴ Ebd.

denen sie vorbeisteuern müssen, wenn sie sich schon nicht beseitigen lassen. Bietet nun der Kontakt mit den Dingen der Vorstellung, wie ihn die »Suche nach der verlorenen Zeit« beschreibt, nicht eben dazu ein Mittel? In diesem Fall liegt die Aufgabe des Schriftstellers nicht darin, Gefühle und Gedanken, Empfindungen und Begriffe analysierend und exponierend zu vertiefen, sondern im Gegenteil darin, sie konstellierend und konfigurierend aufzuheben.

Die Wahrheit beginnt [...] erst, wenn er, wie es das Leben tut, auf eine Qualität verweist, die zwei Empfindungen gemeinsam ist, und ihre Essenz erst dadurch freimacht, dass er die eine mit der anderen, um sie den Zufälligkeiten der Zeit zu entheben, in einer Metapher vereinigt.²⁵

Die Essenz gegenwärtiger und vergangener Empfindung und Erfahrung liegt in einer Vorstellung, die sich als vermittelnd qualitative Bestimmtheit präsentiert. Im Sein dieser Essenz ist jene Präsenz nicht nur angelegt, sondern festgelegt, in abstrakter Bestimmtheit festgeschrieben. Sie muss durch die Kraft der Vorstellung aus ihrer allem Zufall ausgesetzten Abstraktion befreit und in die notwendig konkretisierende Bewegung der Metapher aufgehoben werden. Ein solches Sein bestimmt sich als materielle Realität und eine solche Vorstellungskraft als Idealisierungs-Macht.

Dass Benjamin an einer derartig objektivierenden Dekonstruktion von Lebensgeschichte für die objektivierende Dekonstruktion von Gesellschaftsgeschichte im »Passagen-Werk« Interesse nimmt, erstaunt nicht.

Die bis dahin ästhetisch bestimmten »Gestaltungsformen« in Architektur, Malerei und Literatur sind Benjamin zufolge ab der Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem Weg in ihre technische Bestimmtheit und damit zu ihrer Verwandlung in Warenform. »Aber sie zögern noch auf der Schwelle.«²⁶ Die Weltausstellung von 1867 zeigt eine Welt von Gütern, die diese Verwandlung anscheinend bereits vollzogen haben. Oder nur scheinbar? Gilt die Schwelle, auf der Architektur, Malerei und Literatur zögern, vielleicht auch für sie, obwohl schon der glänzende Schein des Kristallpalastes der Weltausstellung von 1851 sich

²⁵ Proust, *Wiedergefundene Zeit* (wie Anm. 20), S. 3977.

²⁶ Benjamin, *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 2), Bd. V/1, S. 59.

bemüht, sie unsichtbar zu machen? So dass sie sich als der Mittelpunkt jener Metapher erweise, in der dieses 19. Jahrhundert sich darstellt? Die Geste, in der die »Recherche« die verlorene Zeit wiedergewinnt, bietet dann den Ausgangspunkt einer Methodik für den allgemeinen Umgang mit dem Objektiven im »Passagen-Werk«. Ein Gespinst aus Metaphern, das Aggregat der versammelten Güter dazu veranlassend, ihre werdende Erscheinung als Waren ebenso zu zeigen wie darin ihre Vergangenheit als Noch-nicht-Waren. Diese Transformation zufälliger Erfahrung in notwendige Methodik beruht jedoch allein auf dem idealistischen Materialismus der »Recherche« und bedarf keiner weiteren Begrifflichkeit. Weshalb also der Rückgriff auf den »Zeichendeuter«, vom »Priesterzögling« zu schweigen? Die Transformation der Geste in Methodik fordert die Verschärfung der Metapher zur Montage. »Also die großen Konstruktionen aus kleinsten, scharf und schneidend konfektionierten Baugliedern zu errichten. Ja, in der Analyse des kleinsten Einzelmoments den Kristall des Totalgeschehens zu entdecken.«²⁷ Was aber gewährleistet dann beim Fortgang von den kleinsten zu den großen Konstruktionen die Aufhebung der Akkumulation in der Organisation, des Aggregats im System? Die durch das ganze Haus führende Passage des additiven »oder« in »das nächste Zimmer oder wieder das zurückliegende Zimmer«.²⁸ Die wiedergefundene Zeit tilgt, wie wir gesehen haben, jeden Verdacht auf Transzendenz, den die »Recherche« hier und da noch nährt. Sie verwirklicht sich ganz und gar im Vorstellungsraum des Bewusstseins. Jeder es überschreitende Bezug fehlt. Bliebe das »Passagen-Werk« allein ihr treu, ergäbe es eine zur Montage geschärfte Metaphorik, eine Struktur präziser Übertragungen, in der zwar jede Konstruktion auf die ihr nächst andere verwiese, die aber für ihr Ganzes blind und begrifflos bliebe. Es verstünde zwar seine Geschichts-Epoche rein aus ihr selbst vorzustellen, vermöchte aber keinen Sinn für die Epoche in ihrer Geschichte zu entwickeln. Dem hilft der Bezug zum »Zeichendeuter« und seinen »dunklen Receptakeln«²⁹ ab. Die in sich auf sich deutende Metaphorik deutet dank und mit ihnen

²⁷ Ebd., S. 575.

²⁸ SW XXIX Erzählungen 2, S. 203.

²⁹ Ebd.

über sich hinaus auf ein Ganzes, ein »Totalgeschehen«, das sich in diesem Deuten verwirklicht und dadurch in jede noch so »scharf und schneidend konfektionierte« Konstruktion als ihr Zusatz, ihr Supplement eingeht. Dann entwickelt diese Metaphorik gegenüber dem gegenwärtig Gewesenen eine wohl gar nicht so schwache katachretische Kraft, die es als infinit zu Verlebendigendes in eine »finite Haltung«, einen Kristall bringt, der ebenso hart und fest wie auf seine Härte und Festigkeit durchsichtig ist. Dann erlaubt jeder Blick auf die sich durch sich selbst objektiv konstituierende Epoche zugleich die Ansicht ihrer sie ebenso realisierenden wie transzendierenden allgemein geschichtlichen Bedingung, ob nun »die Tannzapfen in besonderer Art auf der Erde liegen oder die Pfähle eines Zauns so und so herschauen«.³⁰ Das derart geformte »Passagen-Werk« erweist sich damit als eine Kultur-Geschichte, die versucht, die von ihr behandelte (eine wesentliche Weichenstellung beinhaltende) Epoche aus sich selbst so darzustellen, dass die Darstellung nicht nur auf ihre eigene Geschichtlichkeit in jedem ihrer Momente beziehungsweise in jeder ihrer Passagen verweist, sondern sich auch als Symbol dieser Geschichtlichkeit selber präsentiert: des ewigen Lebens als der sich ewig ebenso radikal neu wie radikal tradierend bestimmenden Negation. Die Wahrheit des Lebens ist sein Tod. Und umgekehrt.

Soviel zu der Bedeutung, die der »Zeichendeuter« möglicherweise für das Projekt des »Passagen-Werks« hat. Suchen wir nun diejenige des »Priesterzöglings« zu erschließen.

»Mir stellt sich [...] der Gang Ihres ›Priesterzöglings‹ durch die Jahrhunderte als eine Passage dar«,³¹ schreibt Walter Benjamin am 5. Mai 1928 an Hugo von Hofmannsthal. Folglich führt dieser Gang vor, wie sich für Benjamin Form und Architektur, Dynamik und Tendenz einer Passage gestalten könnten, welche Art von Pfaden sich in den ›Pariser Passagen‹ zum Geschichte symbolisierenden und decodierenden Werk

³⁰ Ebd., S. 206.

³¹ Benjamin, *Gesammelte Briefe* (wie Anm. 1), S. 373. – In den Notizen zu einem Gespräch, das zwischen ihm, Du Bos und Benjamin am 10. Juni 1934 stattgefunden hat, hält Werner Kraft die folgenden Worte Benjamins über Hofmannsthal fest: »Sein Entwurf von ›Priesterlehrling‹. Ein Mensch, der durch alle Religionen hindurch geht.« (Ein Kopf, aber illoyal. In: *Begegnungen mit Benjamin*. Hg. von Erdmut Wizisla. Leipzig 2015, S. 228).

kreuzten, verzweigten, wiederbegegneten. Begleiten wir also unter diesem Gesichtspunkt den Priesterzögling auf seinem Weg durch Hofmannsthal's Notizen.

Er beginnt ihn unter dem Namen »Eurasius [...] Schicksal, Zeit – ahnend erfasst: über diese Begriffe wird der Schüler schwach, seine Seele versehrt«, weil er Zeit mit Epoche gleichsetzt, den Zeitfluss mit Mäandern, unvorhersehbaren und deshalb gewisse Aussicht verwehrenden Wendungen. Er setzt ihn fort unter dem Namen »Eurasios [...] eine neue Metastase und Veränderung erhoffend«, ³² also in der Verletzung die Heilung, in der Ungewissheit die Freiheit suchend.

Nichtsdestotrotz beschreibt ihn Fragment N3 als »einen, der immer in der gleichen Landschaft verharret; man weiß nicht, wie alt er ist« – er verharret offenbar auch immer in der gleichen Zeit. »Er hält sich für gedächtnislos«, verharret also immer in dem gleichen Bewusstsein, »geht immer die gleichen Wege«, verharret demnach immer in der gleichen Bewegung. Kurz: Er »negiert jedes Schöpferische in ihm«, ³³ bleibt ausweglos gefangen in diesem Jetzt, diesem Hier. Zugleich jedoch gehört er »schon zur obersten Schicht, zu denen die leiten sollen und sein Wirkungsfeld ist ein Chaos«. ³⁴ Eben darum? Eben darin? Weil die reine Reglosigkeit bereits die allseitige (Er)Regung als ihre potentielle Negation in sich trägt, jenes Chaos, das sein Wirkungsfeld wird, sobald die Negation sich zu verwirklichen beginnt?

Danach begegnen wir dem Priesterzögling unter dem Namen Ion in Griechenland, dort, »wo die Pytho am kastalischen Quell sich waschen geht«, ³⁵ wo er seinerseits den Theorien von Bachofens Mutterrecht in ihren Gestalten und Gestaltungen begegnet. Dieser Begegnung folgt eine Kette von Initiationen: eine erste und eine zweite auf der Insel

³² SW XIX Dramen 17, S. 41.

³³ Ebd., S. 42.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd. – In Fragment N5 wird die Figur möglicherweise auf den sagenhaften Stammvater der Ionier hin entworfen, den die Athener schon früh in ihre eigene Vorgeschichte eingegliedert haben (siehe dazu Der kleine Pauly. Lexikon der Antike in fünf Bänden. Bd. 2. München 1979, Sp. 1434); in Fragment N6 wird sie dann Subjekt eines szenischen Ganges durch Bachofens »Mutterrecht« (siehe dazu die Hinweise in den »Varianten und Erläuterungen«, SW XIX Dramen 17, S. 328).

Kos,³⁶ eine letzte bei den Lehrlingen von Sais,³⁷ die zugleich »in das Geheimnis der Sprache« führt: »in wiefern sie absterben kann«.³⁸ Resultat: »Wiederkehr seiner selbst dem Geweihten. Des tiefsten Herzens früheste Schätze quellen auf.«³⁹ Eurasios findet zu sich selbst als dem, der er immer schon gewesen sein wird. Eurasios geht in Eurasios auf – müsste der Priesterzögling, der kein Zögling mehr ist, sondern selbst Priester, nun nicht einen neuen, dritten Namen bekommen, der den lateinischen und den griechischen in sich aufhebt? Aber: Aus welcher Sprache könnte der kommen?⁴⁰

Fassen wir den Weg des Priesterzöglings noch einmal kurz zusammen: Er beginnt ihn als Subjekt einfachen Daseins, das sich von Geschichte und Schicksal ebenso unmittelbar bedroht wie angezogen fühlt. Dieser unmittelbaren Einheit des Negativen und des Positiven folgt seine Ver-Setzung in eine Reihe von Umständen, die ihn je anderen mythisch-magischen Lehrkomplexen aussetzen, seine einfach unmittelbare Subjektivität je anders inszenierend, darin aber bestätigend. Schließlich mündet dieser Weg in seinen Anfang. Dort entdeckt der Priesterzögling, während seine bisherige Unmittelbarkeit sich klärt und so in ihre Vermitteltheit aufhebt, ihre Einfachheit als Reichtum und entwickelt aus ihm sein abstrakt einfaches Dasein zu vielfältig konkreter Existenz.

Die Vermittlung, die wir eben im Bild des Weges skizziert haben, findet in Hofmannsthals Notizen so nicht statt. Der Bildungs- und Entwicklungsgang des »Priesterzöglings« erscheint dort als Stationen-Drama, dessen Hauptperson von einem Ich zu einem nächsten anderen geht, das nichts von seinem vorherigen weiß und einzig durch dieses Nicht-Wissen mit ihm verbunden ist. Allem Anschein nach soll der

³⁶ Vermutlich in dem im 4. Jh. v.Chr. gegründeten Asklepios-Heiligtum (siehe dazu Der kleine Pauly [wie Anm. 35]. Bd. 3, Sp. 314).

³⁷ Vgl. dazu SW XIX Dramen 17, S. 44 u.f. – Gemeint ist: Novalis, Die Lehrlinge zu Sais. In: Ders., Schriften. Hg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Bd. 1 Das dichterische Werk. 5., erw. und erg. und verb. Aufl. Stuttgart 1977, S. 71–112.

³⁸ SW XIX Dramen 17, S. 44 – Wir werden darauf zurückkommen.

³⁹ Ebd., S. 45.

⁴⁰ Dieser allzu kurze Aufriss eines möglichen Handlungsablaufs ignoriert die Ausblicke auf Mysterienkulte und Naturmystik sowie den Blick auf Goethes *Faust I* und das »Vermächtnis des Parsen« aus dem »West-östlichen Divan«. Auf das alles können wir hier nicht eingehen. Wir würden den Gesichtspunkt aus den Augen verlieren, dem zu folgen wir uns entschlossen haben.

»Priesterzögling« das fernöstliche Konzept der Prä-Existenz, »die mehr als irgend eine andere das ganze geistige Leben des Fernen Ostens durchdringt«, ⁴¹ mit der westlichen Bewusstseins-Philosophie verknüpfen, wodurch »die ganze Auffassung des ›Ego‹ möglicherweise durch die konsequente Durchführung der Präexistenzidee transformiert werden wird«. ⁴² Ein derartiger Transformation unterzogenes Ego, das sich in Ich-Stasen unterschiedlicher Lebensform und moralischer Praxis, in nach Milieu und Sinngebung verschiedene Geschichten auffächert, ist immer davon bedroht, dass der Fächer bricht und seine Fragmente einander konkurrierend überlagern und überstimmen. Aus der Sicht der Bewusstseins-Philosophie wohnte solcher Transformation stets die Gefahr der Bewusstseins-Spaltung inne. Deshalb kann deren Ego seinen Weg nur unter den Augen und dem Schutz von Gemeinschaften gehen, die ihn, weil sie mit ihm vertraut sind, in rituellen Exerzitien sicher machen können: als ihr Zögling.

Wie würde sich nun eine Passage darstellen, die den Weg des »Priesterzöglings« zum Vorbild nimmt? Wie hätte sie sich Benjamin darstellen können? »Das orientalische Ego ist nicht individuell [...] Es ist [...] eine Zusammensetzung unfasslicher Vielfältigkeit, die konzentrierte Summe des schöpferischen Denkens vorhergegangener, zahlloser Leben.« ⁴³ Die Lebensgeschichte eines derart kollektiven Ego (das mit dem abendländischen Ich, dem *Moi Pascals*, nichts gemein hat) bildet eine Punktfolge von Situationen, in denen sich eine Menge aus der absoluten Summe aller Leben zu einer relativen Teilsumme macht, die in Theorie und Praxis diese eine Situation zu bewältigen sucht und sich darin auch wieder auflöst – in die nächste Situation. Das Subjekt dieser Lebensgeschichte für ein Ich zu halten ist Selbsttäuschung des abendländischen Blicks und die von ihr produzierte Personalität bloßer Schein. Soweit die eine Seite. Die andere: Die Zentralfigur des »Priesterzöglings« ist eine von ihrer Lebensgeschichte produzierte Person. Mehr noch: Jede Situation dieser Geschichte kulminiert in

⁴¹ Lafcadio Hearn, *Kokoro*. Mit Vorwort von Hugo von Hofmannsthal. Frankfurt a.M. 1909, S. 106.

⁴² Ebd., S. 213 (siehe dazu die Hinweise in den »Varianten und Erläuterungen«, SW XIX Dramen 17, S. 329).

⁴³ Hearn, *Kokoro* (wie Anm. 41), S. 199.

einem Ich, das einen Teilbereich der oben genannten Vielfältigkeit summierend und individuierend zusammenfasst, ihn beim Übergang in eine anders individuierende Situation seiner Möglichkeit nach mit sich trägt und in Aussicht hat, schließlich die »konzentrierte Summe« aller dieser Individuierungen zu ziehen. Das *Je involontaire* hebt sich am Ende doch ins *Moi volontaire* auf. Beide Seiten scheinen in Hofmannsthals Konvolut ineinander, obwohl, wie nicht anders zu erwarten, die zweite im Vordergrund steht.⁴⁴

In einer Passage, die den Schein der Ich-Bildung reflektierte, müsste, was in ihr ausliegt, in einem nie und nirgends abbrechenden allgemeinen Verweisungs-Zusammenhang stehen, in dem das Besondere nur die Bedeutung hat, über sich hinaus zu deuten. Wer durch diese Passage ginge, dessen Blick böten sich überall sinngebende Verflechtungen an, die den sie ordnenden Blick aber sogleich in die ihnen eigenen Wirrungen zögen. In der gleichen Geste⁴⁵ jedoch sprängen dem Betrachter entschiedene Individuierungen ins Auge, scharf abgegrenzte Begriffe, die darauf drängten, den gesamten Durchgang als sich bildendes Symbol aufzufassen. Wäre das nicht ein sehr gangbarer Weg, »Erfahrungen aufzurufen« sowie »einige entscheidende Erkenntnisse vom historischen Bewusstsein in unerwartetem Licht zu berühren«?⁴⁶ Ein so gebautes Passagen-Werk schüfe einen Stadtplan für die Orte des Indifferenz-Punkts zwischen Konstruktion und Dekonstruktion von Geschichte und könnte auf diesem Weg ein Modell jener »wahrhaft zeit- und ewigkeitsbewussten Philosophie«⁴⁷ werden, um die Benjamin sich seit dem »Programm der kommenden Philosophie« bemüht. Das Modell vermöchte, wenn wir es recht sehen, mit zwei prinzipiellen

⁴⁴ Von Hofmannsthal erwogener Untertitel für den »Priesterzögling«: »Monarchia solip-sorum« (SW XIX Dramen 17, S. 45). – »So lange als nur irgend denkbar stellte [sich] für Hofmannsthal alles wesentliche Geschehen in den Reflexen am Ueberkommenen aus. Er hatte einen untrüglichen Instinkt für die Aktualitäten, die am Entlegensten auftreten.« (Walter Benjamin, Gesammelte Schriften [wie Anm. 2], Bd. VI, S. 146).

⁴⁵ Vgl. dazu Anm. 10.

⁴⁶ Benjamin, Gesammelte Briefe (wie Anm. 1), S. 373.

⁴⁷ Benjamin, Gesammelte Schriften (wie Anm. 2). Bd. II/1, S. 158. – Vgl. dazu das *Theologisch-Politische Fragment* von 1920/21 (ebd., S. 203f.), in dem Benjamin das »und« als Schnittstelle zwischen dem Profanen und dem Messianischen setzt, aber die Setzung noch nicht entfaltet.

Schwierigkeiten des Programms umzugehen, die schon sein Titel anzeigt: dem Problem der Wahrheit und dem Problem des ›und‹.

Wahrheit eines Sachverhalts ist die Funktion der Konstellation des Wahrseins sämtlicher übriger Sachverhalte [...] Es ist aber nach dem Medium zu fragen, in welchem Wahrsein und Wahrheit im Zustande der Ungeschiedenheit sind. Welches ist dieses neutrale Medium?⁴⁸

Es ist nach dem ›und‹ zu fragen, das die zeitbewusste mit der ewigkeitsbewussten Philosophie so konstellierte, dass die Konstellation Wahrheit als ihre Funktion erzeugt. Sie selbst ist mit dem eigentümlichen Wahrsein einer jeden der beiden Dimensionen nicht identisch, weil sie aus deren Begegnung hervorgeht, zugleich aber identisch, weil ihre Wahrheit deren Wahrsein präsentiert. Wo findet sich also das neutrale Medium jenes ›und‹, das Identität und Nicht-Identität in Einheit und Unterschied zugleich darzustellen vermag? In der oben angedachten Form eines Passagen-Werks an den Indifferenz-Punkten, an denen zeitbewusste Individuierung und ewigkeitsbewusste Dividierung, genauer: Multidivierung sich berühren und ineinander verführen: »Es gibt bei den Chassidim einen Spruch von der kommenden Welt, der besagt: es wird dort alles eingerichtet sein wie bei uns [...]. Alles wird sein wie hier – nur ein klein wenig anders.«⁴⁹ Was ist Zukunft? Eine sich unablässig auf die Ewigkeit hin verschiebende Gegenwart. Der Kompass, der auf die Spur dieser Verschiebung führt, richtet sich nach dem »magnetischen Nordpol«. Bedingung für Projekt und Produktion des »Passagen-Werks«: »Diesen Nordpol finden. Was für die anderen Abweichungen sind, das sind für mich die Daten, die meinen Kurs bestimmen.«⁵⁰ Der magnetische Nordpol wandert rastlos über die Erdoberfläche. In vorhersagbarer Richtung und Geschwindigkeit, diese Vorhersagen aber immer wieder durchkreuzend. Und irgendwann verlässt er sich plötzlich selber und wird zum Südpol. Für die Geschichte der in diesen Passagen sich auslegenden Geschichten bedeutet das: Es gibt keine »Verfallszeit«.⁵¹ Sie träte nur ein, wenn

⁴⁸ Benjamin, *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 2), Bd. VI, S. 45.

⁴⁹ Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*. Bd. IV, *Kleine Prosa. Baudelaire-Übertragungen*. Hg. von Tillman Rexroth, S. 419.

⁵⁰ Benjamin, *Gesammelte Schriften* (wie Anm. 2), Bd. V/1, S. 570.

⁵¹ Ebd., S. 575.

der Indifferenz-Punkt zwischen Material und Transzendenz, Konstruktion und Dekonstruktion sich an einem unverrückbaren Pol festsetzte, um die Form aporetischer Vermittlung anzunehmen, in der seine entstellende Unentschiedenheit zu stellig sie ermüdender Wiederholung würde. Das wiederum bedeutet: Es gibt keine allgemeineschichtlich gültigen Wert-Hierarchien, sondern nur epochale oder gar situative, die sich beim Durchgang der nächsten Kon-Stellation in ihr Gegenteil verkehren können. »Ich werde nichts Wertvolles [!] entwenden und mir keine geistvollen Formulierungen aneignen. Aber die Lumpen, den Abfall: die will ich nicht inventarisieren sondern sie auf die einzig mögliche Weise zu ihrem Recht kommen lassen: sie verwenden.«⁵² Kurz: »Sein Grundbegriff [des ›Passagen-Werks‹, Vf.] ist nicht Fortschritt, sondern Aktualisierung.«⁵³

Es sei, schreibt Benjamin in seinem schon mehrfach zitierten Brief vom 5. Mai 1928 an Hofmannsthal über seine Arbeit am »Passagen-Werk«, »gerade hier außerordentlich gewagt, die glückliche Einheit von theoretischer Anschauung und gedanklicher Armatur darstellen zu wollen«. Führt ihm der Entwurf des »Priesterzöglings« tatsächlich das Modell der das Werk verwirklichenden Passage vor Augen, muss es »die glückliche Einheit von theoretischer Anschauung und gedanklicher Armatur« gewährleisten. Wie sich dieser theoretische Blick ausnimmt und woraufhin er die Passage perspektiviert, haben wir oben entwickelt. Wenden wir uns also nun der »gedanklichen Armatur« zu.

Dass sie mit der theoretischen Anschauung eine Einheit bilden muss, versteht sich. Aber darüber hinaus eine »glückliche Einheit«. Eine, in der Arbeit und Mühe der Vermittlung im Anschein einer Unmittelbarkeit stehen, die diese Arbeit und jene Mühe in sich bewahrt, ohne sie sehen zu lassen. Ästhetik und Logik wirken zusammen, ohne dass eine die andere bedrängte oder gar beschädigte. Die »gedankliche Armatur«, die das von uns beschriebene Modell der Passage auf Begriffe brächte, müsste sich demnach mit der theoretischen Anschauung so vermitteln, dass die Mitte ihren Prozess und seine Prozeduren

⁵² Ebd., S. 574. – Zugleich eine mögliche Methode, Hofmannsthals Frage am Schluss der Notizen zum *Priesterzöglings* zu beantworten, »inwiefern das Höhere in den complexen Menschen wohnt und wie es sich mit dem Niedrigen alliiert« (SW XIX Dramen 17, S. 45).

⁵³ Ebd.

vollzüge, indem sie den Vollzug seiner Wahrnehmung entzöge. Das Konkrete gäbe sich als das Identische. Was für eine Sprache würde das zu leisten wissen?

Das unter der Devise »Die Lehrlinge von Sais« stehende Fragment N11 des »Priesterzöglings« endet mit der Notiz: »Initiation in das Geheimnis der Sprache: in wiefern sie kann absterben u.s.f.«⁵⁴ Gegen Ende der »Lehrlinge zu Sais« erzählen »die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reisen«. Sie haben nach Spuren »jene[r] heilige[n] Sprache« gesucht, »die das glänzende Band jener königlichen Menschen mit überirdischen Gegenden und Bewohnern gewesen war«, in der also Menschen mit Göttern und Götter mit Menschen so verkehren, dass die Menschen vom Anschein des Göttlichen gekrönt und die Götter nicht jenseitig, sondern nur über-irdisch sind, während das beide verbindende Band alle Vermittlung überblendet, weil es im Glanz gegenwärtiger Einheit steht. Das Lautwerden dieser Sprache

war ein wunderbarer Gesang, dessen unwiderstehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindringen und sie zerlegten. Jeder ihrer Namen schien das Loosungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit schöpferischer Gewalt erregten diese Schwingungen alle Bilder der Welterscheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht sagen, dass das Leben des Universums ein ewiges tausendstimmiges Gespräch sey, denn in ihrem Sprechen schienen alle Kräfte, alle Arten der Tätigkeit auf das Unbegreiflichste vereinigt zu seyn.⁵⁵

Die Natur dieser Sprache ist die Sprache der Natur. Nach dieser Sprache suchen die Lehrlinge während ihres Gespräches über die wahrhafte Methode der Naturforschung. Diese Wahrheit repräsentierende und präsentierende Sprache beginnt ihre Arbeit genau wie die gewöhnliche: Sie greift nach dem Wesen ihres Gegenstandes und zerlegt ihn so, dass er Begriffsform annehmen kann. Zugleich jedoch gilt und wirkt der Name dieses Begriffs als Aufruf für die Seele seines Gegenstandes, die ihn und das von ihm erfasste Wesen zu unmittelbar einfacher Gegenwart bringt. Der »wunderbare Gesang« in Laut- und Wortfolge dieser Namen setzt kraft seiner Melodien die vergegenwärtigend zur Erscheinung gebrachte Welt in ein gegenwärtiges Gesamt

⁵⁴ SW XIX Dramen 17, S. 44.

⁵⁵ Novalis, Schriften (wie Anm. 37), S. 106f.

von Bildern, deren Wesen in jenen Sprach-Melodien liegt, so »dass das Leben des Universums ein ewiges tausendstimmiges Gespräch« wird. Ein Gespräch, in dem der Begriff wiederkehrt, »alle Kräfte, alle Arten der Tätigkeit« vereinigend, aber nicht invasiv, nicht differenzierend, nicht abstrahierend, nicht hierarchisierend, demnach »auf das Unbegreiflichste«. ⁵⁶

Gibt es eine glücklichere Einheit zwischen der Begriffs-Sprache und der für sie zunächst objektiven Welt? Ein instruktiveres Vorbild für »die glückliche Einheit von theoretischer Anschauung und gedanklicher Armatur«?

Ein Letztes. Sowohl die Notizen zum »Zeichendeuter« als auch diejenigen zum »Priesterzögling« sind zwischen 1917 und 1919 entstanden. Was veranlasst Hofmannsthal, sie ab 1926 wieder vorzunehmen und sie zum Gegenstand seiner Begegnung mit Benjamin Ende Februar/Anfang März 1928 zu machen? Fragment N3 des »Zeichendeuters« vom 10. Juli 1917 schätzt die geplante Erzählung »als Fortsetzung einer Art von introspektiver Biographie« ⁵⁷ ein. Der »Priesterzögling« endet mit den Worten »Ego ipse«. ⁵⁸ Hofmannsthal stirbt am 15. Juli 1929, etwas mehr als ein Jahr nach dem Gespräch mit Benjamin. Lässt sich nicht denken, dass Hofmannsthal auf der Suche nach einer Form war, die ihm erlaubte, Lebens- und Arbeitsbilanz zugleich zu ziehen, einer Form, die für ihn einzig im Bereich der Literatur liegen konnte? Und der nach der Form des »Passagen-Werks« suchende Benjamin dafür der gegebene Gesprächspartner?

⁵⁶ Benjamin mag sich bei der Lektüre des Fragments N11 aus dem »Priesterzögling« sowie im diesbezüglichen Gespräch mit Hofmannsthal an die Novalis-Analyse in seiner Dissertation erinnern haben: Werke und Nachlass. Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Uwe Steiner. Bd. 3 Der Begriff der Kunstkritik in der deutschen Romantik, IV. Die frühromantische Theorie der Naturerkenntnis. Frankfurt a.M. 2008, S. 58–66.

⁵⁷ SW XXIX Erzählungen 2, S. 202.

⁵⁸ SW XIX Dramen 17, S. 45.



Abb. 1a–b: Hofmannsthals Haus in Rodaun, Foto mit Beschriftung Paul Celans auf der Rückseite (Aufnahme Klaus Demus 1957; Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum, Hofmannsthal-Archiv)

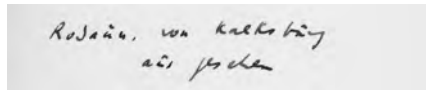


Abb. 2 a–b: Rodaun von Kalksburg aus gesehen, Foto mit Beschriftung Paul Celans auf der Rückseite (Aufnahme Klaus Demus 1957; Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum, Hofmannsthal-Archiv)

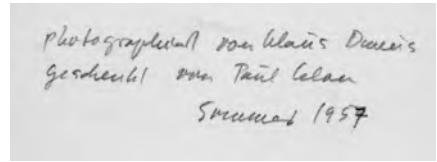


Abb. 3 a–b: Hofmannsthals Grab, Beschriftung von Hanne Lenz (Aufnahme Klaus Demus 1957; Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum, Hofmannsthal-Archiv)



Abb. 4 a–b: Paul und Eric Celan mit Klaus und Nani Demus in Wien 1957. Fotos Gisèle Celan-Lestrange (Eric Celan)

DANK

Wir danken Eric Celan und Bertrand Badiou für die Bereitstellung einiger Fotos und die freundliche Erlaubnis, sie für diesen Beitrag zu verwenden. Ferner danken wir dem Hofmannsthal-Archiv des Freien Deutschen Hochstifts / Frankfurter Goethe-Museums dafür, die drei Fotos von Klaus Demus aus Rodaun, die Hanne Lenz dem Archiv schenkte, hier abbilden zu dürfen.

Joachim Seng

»das ahnungsvolle Geschäft der Poesie«
Paul Celans Hofmannsthal-Rezeption und das Gedicht
»À LA POINTE ACÉRÉE«

In memoriam Bernhard Böschenstein

À LA POINTE ACÉRÉE

Es liegen die Erze bloß, die Kristalle,
die Drusen.

Ungeschriebenes, zu
Sprache verhärtet, legt
einen Himmel frei.

(Nach oben verworfen, zutage,
überquer, so
liegen auch wir.

Tür du davor einst, Tafel
mit dem getöteten
Kreidestern drauf:
ihn
hat nun ein – lesendes? – Aug.)

Wege dorthin.
Waldstunde an
der blubbernden Radspur entlang.

Auf-
gelesene
kleine, klaffende
Buchecker: schwärzliches
Offen, von
Fingergedanken befragt
nach – –
wonach?

Nach
dem Unwiederholbaren, nach
ihm, nach
allem.

Blubbernde Wege dorthin.

Etwas, das gehn kann, grußlos
wie Herzgewordenes,
kommt.¹

Das Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE« stammt aus Paul Celans Gedichtband »Die Niemandsrose« aus dem Jahr 1963. Der Band besteht aus 53 Gedichten aus dem Zeitraum zwischen März 1959 und Frühjahr 1963. Sie sind auf vier Zyklen verteilt. Die ersten drei Gedichte entstanden bereits 1959, unmittelbar im Zusammenhang mit der Publikation des Gedichtbandes »Sprachgitter«, zehn Gedichte des ersten Zyklus entstanden 1960, im Jahr der Büchner-Preis-Rede, die meisten Gedichte schrieb Celan 1961 und 1962. Das Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE« trägt als Entstehungsdatum den 16. Juni 1961 und es beschließt im Buch den zweiten Zyklus, der mit dem Gedicht »Flimmerbaum« beginnt.

Was muss ich wissen, um zu verstehen? Diese Frage beschäftigt wohl jeden, der sich mit Celans Gedichten beschäftigt. Diese Frage nach dem Wissen ist häufig nur Ausdruck einer Angst vor einem literarischen Text, der sich nicht gleich beim ersten Lesen erschließt. Celans Gedichte seien unverständlich, hermetisch, esoterisch: viele Vorwürfe musste sich der Dichter noch zu Lebzeiten anhören. Hans Mayer hat dagegen zu Recht bemerkt: »Celan wollte so klar und genau wie möglich sein im Gedicht. Für ihn war alles verständlich: nur wurde beim Verstehen viel

¹ Paul Celan, À LA POINTE ACÉRÉE. In: Ders., Werke. Historisch-kritische Ausgabe (Bonner Celan-Ausgabe, künftig: BCA). Begründet von Beda Allemann. Besorgt von der Bonner Arbeitsstelle für die Celan-Ausgabe, Rolf Bücher, Axel Gellhaus. Frankfurt a.M. 1990–2017; hier 1. Abt.: Lyrik und Prosa. Bd. 6: Die Niemandsrose. Text. Hg. von Axel Gellhaus unter Mitarbeit von Holger Gehle und Andreas Lohr in Verbindung mit Rolf Bücher. Frankfurt a.M. 2001, S. 53f.

vorausgesetzt«.² Eine Klarheit und Verständlichkeit, die viel voraussetzt? Das klingt widersprüchlich und kompliziert. Offenbar genügt es bei der Interpretation eines Celanschen Gedichtes nicht, nach einem ›richtigen‹ Schlüssel zu suchen, nach etwas, das im Text bereits vorhanden ist und nur noch aufgefunden werden muss. Eine Lyrik, die dialogisch ist, also auf ein wahrnehmendes Gegenüber setzt, muss offen sein, verlangt aber vom lesenden Du eine besondere Aufmerksamkeit.

Poesie und Leben

Was muss ich also wissen, um zu verstehen? Wer ein Gedicht des Bandes »Die Niemandrose« interpretieren will, der tut gut daran, sich vorher bewusst zu machen, dass dieses Buch innerhalb von Celans Gesamtwerk eine Sonderstellung einnimmt. Es ist als einziger Gedichtband dem Andenken eines anderen Dichters (Ossip Mandelstamm) gewidmet. Außerdem sind ihm die Angriffe und Verleumdungen der Goll-Affäre am unmittelbarsten und schmerzhaftesten eingeschrieben. Die Verleihung des Georg-Büchner-Preises im Oktober 1960 ist Ausdruck der öffentlichen Wertschätzung, die er für seine Lyrik, aber auch für seine zahlreichen Übersetzungen bedeutender weltliterarischer Texte erhält, wie Valéry's »Jeune Parque«, Gedichte von Ossip Mandelstamm und Sergej Jessenin sowie von Henri Michaux und René Char. Allerdings hatte Claire Goll die von ihr schon in den 1950er Jahren angezettelte Rufmord-Kampagne gegen den Dichter im Vorfeld der Preisverleihung neu entfacht und den diffamatorischen Beitrag »Unbekanntes über Paul Celan« publiziert, in dem sie den Dichter erneut des Plagiats am Werk ihres Mannes Yvan Goll beschuldigte. Bei Celan löst diese Infamie ein Trauma aus. Es bedeutet für ihn eine folgenreiche Zäsur. Ernste psychische Schwierigkeiten und die erste stationäre psychiatrische Behandlung fallen in den Entstehungszeitraum von »Die Niemandrose«. Derart Biographisches gehört zwar zum Äußeren des Gedichts, doch es gibt wohl nur wenige deutschsprachige Lyriker, die wie Celan die Ineinssetzung von Dichtung und Dichter,

² Hans Mayer, Erinnerungen an Paul Celan, in: Ders., Augenblicke. Ein Lesebuch. Frankfurt a.M. 1987, S. 100.

von Poesie und Leben, in aller Konsequenz so vertreten und gelebt haben. Gerade diese Konsequenz ist es, die bei der Interpretation von Gedichten beachtet werden sollte. Das Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE« zeigt nicht allein das Ineins von Poesie und Leben, es eignet sich auch gut dazu, Celans poetische Verfahrensweise zu erläutern.

Schon in frühen Zeugnissen hat Paul Celan bekannt, dass die Poesie sein Schicksal ist. Adornos Satz, »Kunst kommt nicht von Können, Kunst kommt von Müssen«, aus dem Schönberg-Essay, galt für Celan in besonderer Weise.³ Der in der Bukowina, dem Buchenland, geborene Dichter, der deutsche Gedichte in Rumänien als ein Verbannter schrieb und auch von Paris aus, in französischer Sprachumgebung, als Staatenloser und später als Franzose, in deutscher Sprache schrieb, musste Gedichte schreiben – Gedichte als Jude, in der Sprache der Mörder. Der Mensch Paul Celan schrieb Gedichte, um zu erinnern, auch um zu überleben. Gerade deshalb trafen ihn die Verleumdungen Claire Golls besonders hart, weil sie ihn dort der Lüge bezichtigte, wo es ihm um Wahrheit in der Sprache ging – der Sprache seiner ermordeten Mutter. In einer Notiz zur Büchner-Preis-Rede heißt es:

Gedichte sind keine Häufungen und Gliederung von »Wortmaterial«; sie sind Aktualisierungen eines Immateriellen, durch Lebensstunden getragene Emanationen der Sprache, dinghaft und sterblich wie wir. Stunden, das sind, zumal im Gedicht, *unsere* Stunden [...]; wir schreiben immer noch um unser Leben.⁴

Und weiter: »Das Gedicht ist nicht flächenhaft; [...] das {Gedicht} hat vielmehr komplexe Räumlichkeit«. Es ist die Räumlichkeit einer sich »unter dem besonderen Neigungswinkel des Sprechenden konfigurierenden {und aktualisierenden} Sprache; damit ist das Gedicht schicksalhaft bestimmte Sprache«.⁵ Um diese Art von »Räumlichkeit« geht es im Celanschen Gedicht, um jenem Totenraum, den der Dichter für einen Augenblick mit seinem Atem belebt und in dem Begegnung

³ Vgl. Joachim Seng, »Die wahre Flaschenpost«. Zur Beziehung zwischen Theodor W. Adorno und Paul Celan sowie den anschließenden Briefwechsel 1960–1968 zwischen Celan und Adorno. In: Frankfurter Adorno Blätter 8, 2003, S. 151–176 und S. 177–201.

⁴ Aufzeichnungen zur Büchner-Preis-Rede, weitere Zeugen Konvolut B, 31.4–32.1. In: BCA I, 16, S. 163.

⁵ Ebd., Von der Dunkelheit des Dichterischen, nicht datierte Zeugen (Konvolut F 9,1), S. 61.

durch die Zeiten hindurch möglich ist und bleibt. Celan spricht davon in einem Brief an Erwin Leiser, wenn er die Notwendigkeit einer Sprache anmahnt, die es ermögliche, »das Gegenwärtigsein der Dinge und des sie (und damit sich selbst) Befragenden in einer Richtung zu verräumlichen, in der das Vergangene, Vergängliche und Vergehende an ihnen ansprechbar wird«.⁶ Celans Dichtungssprache geht es also auch darum, die Dinge und das sie Befragende zu verräumlichen, um sie in der Gegenwart des Gedichts vom Sein ins Dasein springen, sie in ihrer Vergänglichkeit ansprechbar werden zu lassen. Es ist eine Bewegung zum Sprechen hin, die auch Celans Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE« vollzieht. Und diese Bewegung ermöglicht Begegnungen. Bei meiner Interpretation des Gedichts soll besonders Celans Lektüre-Begegnung mit Hugo von Hofmannsthal im Zentrum stehen.⁷

Celan und Hofmannsthal

Ein Grund für Celans Interesse an Hofmannsthal liegt auch in seiner eigenen geistigen Herkunft aus Czernowitz begründet, jener Hauptstadt des Kronlandes Bukowina der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie, in der bis 1944 hauptsächlich Deutsch gesprochen wurde, obwohl die Stadt seit 1918 zu Rumänien gehörte. Verschiedenartige Kulturen trafen hier aufeinander, man wuchs polyglott auf, »verschlang die klassischen und modernen Werke der fremdsprachigen, insbesondere der französischen, russischen, englischen und

⁶ Brief an Erwin Leiser vom 15. April 1958. In: Erwin Leiser, *Leben nach dem Überleben: dem Holocaust entronnen – Begegnungen und Schicksale*. Königstein i.Ts. 1982, S. 76.

⁷ Bernhard Böschstein verdanken wir den ersten genaueren Blick auf die Beziehung Celan – Hofmannsthal (Celan, *lecteur des Notes de Hofmannsthal*. In: *Austriaca* 37, 1993, S. 49–59). Ihm verdanke ich wertvolle Hinweise, die in meine Arbeitsgruppe auf der Tagung der Hofmannsthal-Gesellschaft 2002 einfließen (Vgl. HJb 11, 2003, S. 406). Danach widmeten sich Robert Vilain (Celan and Hofmannsthal. In: *Austrian Studies* 12, 2004, H. 1, S. 172–195) und Martin Stern (»Wege dorthin«. *Intertextualität und Sinnkonstitution in Paul Celans Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE«*. In: GRM, N.F. 66, 2016, H. 4, S. 459–465) dem Verhältnis der beiden Dichter. Auch Georg-Michael Schulz stellt in seiner Interpretation des Gedichts den Bezug zu Hofmannsthal her (vgl. Schulz, *À LA POINTE ACÉRÉE*. In: *Kommentar zu Paul Celans »Die Niemandsrose«*. Hg. von Jürgen Lehmann. Heidelberg 1997, S. 208–213).



Abb. 5: Paul Celan und Rudolf Alexander Schröder in Bremen 1958 (Deutsches Literaturarchiv Marbach)

amerikanischen Literatur«. ⁸ In seiner ersten offiziellen Ansprache auf deutschem Boden, die Celan am 26. Januar 1958 in Bremen hielt, wo ihm der städtische Literaturpreis verliehen worden war, beginnt er mit einer topographischen Bestimmung. Er komme aus einer Gegend, heißt es da, »in der Menschen und Bücher lebten«, aus einer »der Geschichtslosigkeit anheimgefallenen ehemaligen Provinz der Habsburgermonarchie«. Und er fährt fort: »Das Erreichbare, fern genug, das zu Erreichende hieß Wien. Sie wissen, wie es dann durch Jahre um diese Erreichbarkeit bestellt war. Erreichbar, nah und unverloren blieb inmitten der Verluste dies eine: die Sprache.« ⁹ Auch hier führt die Bewegung aus einer konkreten Landschaft ins Poetische. Dazwischen aber liegt der Verlust von Heimat, einer Gegend mit Orten und Menschen. Als erreichbar geglaubter Wunschort erscheint Wien, das jedoch für einen Juden zwischen 1938 und 1945 unerreichbar bleiben musste. Zwar wird der Dichter Hugo von Hofmannsthal in Celans Aufzählung nicht explizit genannt, doch mit Rudolf Borchardt und Rudolf Alexander Schröder, der zur Preisverleihung 1958 das Grußwort für Celan sprach, tauchen immerhin zwei enge Freunde des Dichters auf, der seltsam ausgespart bleibt und doch präsent scheint.

Wien, den Sehnsuchtsort, hatte Celan nach dem Krieg erreicht, doch heimisch werden konnte er dort nicht. Dennoch weisen die Hinweisschilder zu seinem Grab auf dem Friedhof Thiais bei Paris Paul Celan-Antschel als »poète autrichien« aus. In einem Brief an Karl Schwedhelm bezeichnet er sich als einen »nachgeborenen Kakanier« ¹⁰ und er hatte nichts dagegen, als österreichische Dichter ihn in einer Entgegnung auf die verleumderischen Angriffe Claire Golls als »österreichischen Dichter« bezeichneten. Allerdings wollte er sich nicht als »in Paris lebender Österreicher« bezeichnen lassen. Die »geistige Zugehörigkeit« war ihm wichtig, nicht die Staatsangehörigkeit. »Ich bin

⁸ Rose Ausländer, *Erinnerungen an eine Stadt*. In: Rose Ausländer. *Materialien zu Leben und Werk*. Hg. von Helmut Braun. Frankfurt a.M. 1991, S. 7–10.

⁹ Paul Celan, *Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen*. In: BCA I, 15.1, S. 23.

¹⁰ Brief an Karl Schwedhelm vom 6. November 1952. In: Paul Celan, »etwas ganz und gar Persönliches«. *Briefe 1934–1970* (künftig: *Briefe 1934–1970*). Ausgewählt, hg. und kommentiert von Barbara Wiedemann. Berlin 2019, S. 137.

französischer Staatsbürger«, ließ er die Freunde um Milo Dor wissen. Das alte, kaiserliche Wien war für Celan das »Bild für eine Epoche, für eine Atmosphäre, eine geistige Haltung, eine Lebensweise – und es ist nicht zuletzt ein deutschsprachiges Nicht-Deutschland«. ¹¹ Schon als Schüler war Wien die Stadt seiner Sehnsucht. Seine Tante Berta Antschel lebte bis 1938 in der österreichischen Hauptstadt, bevor sie nach dem »Anschluss« nach London emigrierte. Celan besuchte sie seit Beginn der 50er Jahre regelmäßig und es ist nicht einmal ausgeschlossen, dass er in London auch mit Freunden und Angehörigen der Hofmannsthal-Familie zusammentraf. Jedenfalls weiß man, dass er in London Hilde Spiel und Michael Hamburger kennenlernte. ¹²

Wann Celan erstmals mit dem Werk Hofmannsthals in Berührung kam, ist nicht exakt zu bestimmen. Aber Edith Horowitz (später Silbermann), eine Schulfreundin, berichtet in ihren Erinnerungen, dass Celan bereits in der umfangreichen Büchersammlung ihres Vaters Karl Horowitz, eines Altphilologen und Germanisten, der die zweitgrößte Privatbibliothek in Czernowitz besaß, Bekanntschaft mit dem Werk Hofmannsthals machte. Später lernte er durch die Freundin auch den Anwalt Jacob Silbermann kennen, der nicht nur ein Verehrer des Werkes von Karl Kraus war, sondern auch ein begeisterter Hofmannsthal-Leser. Mit ihm diskutierte Celan auch über den »Brief des Lord Chandos« und die Sprachkrise, die darin zum Ausdruck kommt. Im Prosaband, der Hofmannsthals »Ein Brief« enthielt, war auch die Rede »Der Dichter und diese Zeit« abgedruckt, von der noch die Rede sein soll. Hofmannsthals Prosa und Kafkas Erzählungen seien

¹¹ Barbara Wiedemann, Der Blick von Paris nach Osten. In: »Displaced«. Paul Celan in Wien 1947–1948. Hg. von Peter Goßens und Marcus G. Patka im Auftrag des Jüdischen Museums Wien. Frankfurt a.M. 2001, S. 139–153, hier S. 151f.

¹² Michael Hamburger dankt ihm in seiner Vorbemerkung zu dem Bericht über Hofmannsthals Bibliothek für den Hinweis auf eine ihm unbekannte Hofmannsthal-Veröffentlichung, was davon zeugt, dass sich Celan sehr gut mit dem Werk Hofmannsthals auskannte. Lektürespuren Celans finden sich in folgenden Werken und Texten Hofmannsthals in Celans Bibliothek: »Andreas oder Die Vereinigten«, »Der Dichter und diese Zeit«, »Ad me ipsum«, »Buch der Freunde«, »Die Gedichte Stefan Georges«, »Französische Redensarten«, »Balzac«, »Die Gedichte«, »Das kleine Welttheater«, »Englisches Leben«, »Brief an den Buchhändler Hugo Heller«, »Rede auf Grillparzer«. Mit Sicherheit hat er auch folgende Texte gelesen: »Ein Brief«, »Das Gespräch über Gedichte«, »Shakespeares Könige und große Herren«, »Briefe des Zurückgekehrten« und das Stück »Der Schwierige«.



Abb. 6: Hofmannsthal mit Tochter Christiane vor dem Rodauner Haus (Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum, Hofmannsthal-Archiv)

für Celans frühe Dichtung »von großer Bedeutung« gewesen.¹³ Der beste Freund Celans, der Kunsthistoriker und Dichter Klaus Demus, berichtet vom Besuch des Dichters im Juni 1957 in Wien, dem ersten seit seinem Fortgang im Jahr 1948 und dem ersten mit seiner Frau Gisèle Celan-Lestrange und dem Sohn Eric. Gemeinsam fuhr man auf Wunsch Celans zu Hofmannsthals Wohnhaus in Rodaun und zu seinem Grab auf dem Kalksburger Friedhof. Die Freunde ließen sich vor dem Eingang von Hofmannsthals »Fuchsschlößl« fotografieren. Als Celan später die Fotos sah, auf denen er vor der Treppe am Eingang des Rodauner Hauses zu sehen ist, gab er dem Freund das Foto mit den Worten zurück: »Das habe ich mir noch nicht verdient«.¹⁴

¹³ Israel Chalfen, Paul Celan. Eine Biographie seiner Jugend. Frankfurt a.M. 1979, S. 67f. Vgl. dazu auch Paul Celan – Edith Silbermann. Zeugnisse einer Freundschaft. Gedichte, Briefwechsel, Erinnerungen. Hg. von Amy-Diana Colin und Edith Silbermann. München 2010, S. 12f. und S. 47.

¹⁴ Vgl. dazu Joachim Seng, »Mitsprechende Gedankenwelt«. Paul Celan als Leser Rudolf Borchardts. Zugleich der Versuch, sein Gedicht »Andenken« zu verstehen. Rotthalmünster

Als Celan im Jahr darauf seine Ansprache in Bremen hielt, hatte er außerdem bereits eine wichtige Entscheidung für sich und seine Dichtung getroffen. Er war von der Deutschen Verlags-Anstalt, in der seine ersten beiden Gedichtbücher erschienen waren, zum S. Fischer Verlag gewechselt, einem Literaturverlag, in dem auch seine Übersetzungen erscheinen konnten und der mit der Zeitschrift »Die Neue Rundschau« ein Publikationsmedium hatte, in dem regelmäßig wichtige Übersetzungen und literarische und philosophische Texte erschienen. Christoph Schwerin, Lektor des Verlags, schrieb ihm, dass sich in seiner Char-Übertragung eine neue deutsche Dichtung offenbare, die »mit zum Schönsten gehört, was in deutscher Sprache seit Hofmannsthal geschrieben wurde, Ihre Übersetzung mit zu den dichterichsten seit den Übertragungen Georges«, und er fügt an: »und darum möchte ich so stark darauf dringen, daß Ihnen eine Möglichkeit der Veröffentlichung gegeben wird, und gerade im S. Fischer Verlag wohin Sie meiner Meinung nach wie kein Anderer gehören, in den Verlag Hofmannsthal's; und der gleichen Meinung ist auch Rudolf Hirsch«. ¹⁵ Hirsch war damals Geschäftsführer des Verlags und zugleich Herausgeber der Werke Hofmannsthal's. ¹⁶ Er schrieb Celan am 15. Dezember 1959: »Sie sind für mich der einzige lebende Dichter, um dessentwillen sich das tägliche Spiel lohnt, den zum »Autor« zu haben mich freut – daneben sind es nur die verborgenen Schätze des Hofmannsthal'schen Nachlasses, die auf gute Weise zu heben ein officium nobile darstellt«. ¹⁷

2007, S. 1–5. Zu den Fotos auch: Paul Celan – Hanne und Hermann Lenz. Briefwechsel. Hg. von Barbara Wiedemann in Verb. mit Hanne Lenz. Frankfurt a.M. 2001, S. 87ff.

¹⁵ Christoph Schwerin an Paul Celan, Brief vom 20. November 1955 (Deutsches Literaturarchiv, D 90.1.2323/6).

¹⁶ Rudolf Hirsch war von den Erben Hofmannsthal's zum Nachlassverwalter des dichterischen Werkes bestimmt worden. Er half maßgeblich dabei, den dichterischen Nachlass des Dichters nach Deutschland zu holen. In den 1960er Jahren initiierte er die historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Hofmannsthal's (SW), die seit 1975 im S. Fischer Verlag erscheint und vom Freien Deutschen Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum in Frankfurt a.M. veranstaltet wird. Zur Zeit von Celan's Verlagswechsel war im S. Fischer Verlag die Ausgabe: Hugo von Hofmannsthal, Ausgewählte Werke in zwei Bänden. Hg. von Rudolf Hirsch. Frankfurt a.M. 1957 erschienen. Die Bände haben sich in Celan's Bibliothek erhalten und enthalten zahlreiche Lektürespuren.

¹⁷ Rudolf Hirsch an Paul Celan, 15. Dezember 1959. In: Paul Celan – Rudolf Hirsch. Briefwechsel. Hg. von Joachim Seng. Frankfurt a.M. 2004, S. 93.



Abb. 7: Paul Celan 1959, Foto von Gisèle Celan-Lestrange (Eric Celan)

Das Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE«

Die Verbindung zu Hofmannsthal wurde damals also mehrfach gezogen und der S. Fischer Verlag war seit der Jahrhundertwende auch dessen Verlag gewesen. Mit dem Wechsel schien Celan nun in einem Verlag angekommen, der ihn mit Dichtern verband, die er schon in seiner Jugend bewunderte. Einer davon war Hofmannsthal. In einem Brief an seinen neuen Verleger akzentuiert Celan im November 1958 dann auch erstmals jene poetologische Prämisse, die er später in der Büchner-Preis-Rede wiederholen und näher bestimmen wird. Er schreibt:

Erlauben Sie mir, Ihnen auf das herzlichste für alles mir während der an Ihrem Tisch verbrachten Stunden Zuteilgewordene zu danken: für Ihr Vertrauen, Ihr Entgegenkommen, Ihre Bereitwilligkeit, in dem – gewiß nicht lichterfüllten – Raum, wo ich meine Gedichte unterzubringen versuche, ein nicht ganz zu Unrecht bestehendes Medium zu erblicken, ein Medium, das bei all seiner Unerbittlichkeit, all seinem Grau, aller Herbe des darin Geatmeten eine Möglichkeit menschlichen Zueinanders offen läßt. Es ist kein Brückenschlagen, gewiß; aber es versucht, indem es an die Abgründe herantritt, das hier noch Mögliche – möglich sein zu lassen. Es versucht es mit den ihm von der durch die Zeit gegangenen Sprache an die Hand gegebenen Mitteln, unter dem besonderen Neigungswinkel seiner (also meiner) Existenz. Es versucht es, inmitten der Beschönigungen und Bemäntelungen, auf das Ungeschminkteste. Es spricht ins Offene, dorthin, wo Sprache zur Begegnung führen kann.¹⁸

Auch das Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE« beginnt in einem »gewiß nicht lichterfüllten« Raum, einer Landschaft mit Erzen, Kristallen, Drusen und Steinen. Sie gehören als wesentliche Elemente zur poetischen Ur-Landschaft Paul Celans, dorthin wo Sprechen einzig wieder möglich wird. Der Stein gehört zu den stummen, aber sprechenden Dingen, jenen Dingen, die einen unvermittelt anfallen und in die Seele dringen. Celans Sprache ist »vom Tode her bestimmt«, weshalb das »Kristallnahe, Anorganische« für den Dichter der Bereich der »ei-

¹⁸ Paul Celan an Brigitte und Gottfried Bermann Fischer, Brief vom 22. November 1958. In: Gottfried Bermann Fischer / Brigitte Bermann Fischer, Briefwechsel mit Autoren. Hg. von Reiner Stach. Frankfurt a.M. 1990, S. 617.

gentlichsten Zuwendung des {im Gedicht} Sprechenden« ist.¹⁹ Schon in Celans Gedichtband »Sprachgitter« hatte das Titelwort auf einen mineralogischen Prozess verwiesen: das Wachstum der Kristalle. Denn obwohl die Kristalle anorganisch sind, wachsen sie, indem sie Stoffe aus ihrer nächsten Umgebung entnehmen und »parallel zu den vorhandenen Flächen« anlagern, wie es in einem Buch zur »Allgemeinen Mineralogie« heißt, das Celan verwendete.²⁰ Diese Ausbildungsweise der Flächen nennt man »Tracht«. An ihr kann man die Art des Kristalls erkennen, sein »Raumgitter«. Bezieht man das auf die Dichtung, so könnte man schlussfolgern, dass in der Konzeption und Struktur des einzelnen Gedichts die Struktur des gesamten »Sprachgitters« angelegt ist. Die Gitterstruktur lässt unbesetzten Freiraum zwischen den einzelnen Punkten. In Celans »Meridian«-Notizen findet sich die Passage:

Der Stein, das Anorganische, Mineralische, ist das Ältere, das aus der tiefsten Zeitschicht, dem Menschen Entgegen- und Gegenüberstehende. Der Stein ist das Andere, Außer-menschliche, mit seinem Schweigen gibt er dem Sprechenden Richtung und Raum; wie er da emporsteht und hinunterreicht, seine Ferne in seine Nähe nimmt, muß er geistige Relevanz haben. Man kann sich ihm anvertrauen, {man kann mit seinem} {- fragenden -} Wort {zu ihm gehen}²¹

Das Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE« beschreibt gleich in seiner ersten Strophe den Prozess einer solchen Sprachgewinnung. »Unbeschriebenes« wird zu Sprache verhärtet und »legt / einen Himmel frei«. Wir wissen aus Celans Büchner-Preis-Rede, dass für den, der, wie Büchners »Lenz«, auf den Händen, also auf dem Kopf geht, der Himmel auch Abgrund sein kann. Hier im Gedicht wird er »frei« gelegt und auch wir »liegen«. Der Weg führte in der zweiten Strophe »[n]ach oben [...] zutage«. Eine, bei aller Unwirtlichkeit der Landschaft, positive Entwicklung. Sie steht allerdings unter einem Titel, der nicht nur Zitat ist und Hofmannsthal und Baudelaire mit in den Gesprächsraum des Gedichts holt. Es ist nämlich leicht abgeändert, wie Martin Stern in seinem kleinen Beitrag zum Gedicht bemerkt hat: »Celans Gedicht

¹⁹ Vgl. Aufzeichnungen zur Büchner-Preis-Rede, datierte Zeugen, Arbeitsheft II, 15, 3. In: BCA I, 16, S. 80.

²⁰ R. Brauns / Karl F. Chudoba, Allgemeine Mineralogie, 9. erw. Aufl. Berlin 1955, S. 12.

²¹ Aufzeichnungen zu Mandelstamm ÜR 6.12, Bl. (30, 1). In: BCA I, 16, S. 315.

ist an die geschärfte, gestählte Spitze gerichtet und ihr gewidmet; die Überschrift ist die Widmung.²² Es scheint, als sei das Gedicht der »scharfen Spitze der Unendlichkeit« gewidmet, weil diese etwas vermag, was für die Dichtung Celans elementar und unverzichtbar ist. Was dies ist? Dazu soll das Gedicht befragt werden, indem wir die »Wege, auf denen die Sprache stimmhaft wird«,²³ nachvollziehen und die Begegnungen auf diesem Weg aufzuzeichnen versuchen.

Hofmannsthals Baudelaire-Zitat und seine Transformationen bei Celan

Die Begegnung mit Hofmannsthal ist in diesem Zusammenhang zentral, weil Celan das Baudelaire-Zitat bei ihm gefunden hat. Auch für Hofmannsthals Werk spielt das Zitat zur »Unendlichkeit« eine wichtige Rolle, wie Stefan Nienhaus in seinem Aufsatz zeigte.²⁴ Und es ist aufschlussreich zu beobachten, wie Celan Hofmannsthals Aneignung des Zitats aufnimmt und transformiert. Hofmannsthal denkt das »Unendliche« Baudelaire mit dessen Wort von der »Sprache der stummen Dinge« zusammen. Sprachskepsis und Wirklichkeitswahrnehmung werden hier zusammengedacht. Das »Unendliche« greift über das begrenzt Wirkliche hinaus und bleibt für die dichterischen Figuren »Geheimnis«, weil »ihre Sprache es nicht trifft«. Für den Erzähler aber, den Dichter, ist jener, der vom »Pfeil der Unendlichkeit« getroffen wird, »kein Besiegter, sondern ein zum Künstlertum Auserwählter«. Der von Baudelaire angedeuteten Entfremdung stellt Hofmannsthal die »Selbstfindung« des Künstlers gegenüber, die dazu führt, das »»Geheimnis« der künstlerischen Form zu verwirklichen«.²⁵

Von Sprachskepsis, Wirklichkeitsvermessung und Dichtertum zeugt auch Celans Verwendung des Baudelaire-Zitats, das er allerdings bereits in seiner Hofmannsthalschen Ausprägung benutzt. Es gehört zu Celans Verfahren der Zitat-Transformation, dass er in seinen Gedich-

²² Martin Stern, »Wege dorthin« (wie Anm. 7), S. 465.

²³ Paul Celan, *Der Meridian*. In: *BCA I*, 15.1, S. 48f.

²⁴ Stefan Nienhaus, *Die »Scharfe Spitze der Unendlichkeit«. Bedeutung eines Baudelaire-Zitats im Werk Hugo von Hofmannsthals*. In: *Poetica* 21, 1989, S. 84–97.

²⁵ Ebd., S. 95–97.

ten »die Individuation und das Gespräch mit dem Anderen auch konkret zu verwirklichen sucht, vor allem dadurch, daß er ›Eigenes‹ und ›Fremdes‹ miteinander verschränkt.«²⁶ Wie dies geschieht, lässt sich an einem Vorgang zeigen, den Hofmannsthal sowohl in seinem berühmten »Brief des Lord Chandos« als auch in den »Briefen des Zurückgekehrten« beschreibt. Im vierten Brief berichtet der Schreiber, wie er sich beim Betrachten einiger Bilder van Goghs in einer Galerie »erst zurechtfinden« musste, um das, was ihm grell, roh und sonderbar erschien, als Einheit zu sehen. Er erkennt darin »ein Geheimnis zwischen meinem Schicksal, den Bildern und mir«:

Und dieses innerste Leben war da, Baum und Stein und Mauer und Hohlweg gaben ihr Innerstes von sich, gleichsam entgegen warfen sie es mir [...], nur die Wucht ihres Daseins, das wütende, von Ungeheuerlichkeit umstarrte Wunder ihres Daseins fiel meine Seele an. Wie kann ich es Dir nahebringen, daß hier jedes Wesen [...] sich mir wie neugeboren aus dem furchtbaren Chaos des Nichtlebens, aus dem Abgrund der Wesenlosigkeit entgegenhob, daß ich fühlte, nein, daß ich wußte, wie jedes dieser Dinge, dieser Geschöpfe aus einem fürchterlichen Zweifel an der Welt herausgeboren war und nun mit seinem Dasein einen gräßlichen Schlund, gähnendes Nichts, für immer verdeckte! Wie kann ich es Dir nur zur Hälfte nahebringen, wie mir diese Sprache in die Seele redete [...].²⁷

In Celans Gedicht entsteht diese Sprache, indem »Ungeschriebenes« zu Sprache verhärtet wird. Das althergebrachte »Buch der Natur« ist unlesbar geworden und – wie Hofmannsthal – versteht auch Celan nicht mehr, daraus zu lesen. Die Bewegung innerhalb des Gedichts deutet an, wie das Lesen wieder möglich wird. Die Bewegung des Gedichts führt von unten (Gestein – bloßgelegt an Oberfläche – Himmel – oben) schließlich ins Offene, wo plötzlich etwas sichtbar und lesbar wird.

²⁶ Arno Barnert, Mit dem fremden Wort. Poetisches Zitieren bei Paul Celan. Frankfurt a.M. / Basel 2007, S. 107f.

²⁷ SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 169f. In Celans Gedichtband »Sprachgitter« aus dem Jahr 1959 findet sich das Gedicht »Unter ein Bild«, das von einem späten Gemälde Vincent van Goghs, »Weizenfeld mit Krähen«, inspiriert ist. Ich sehe hier sowohl einen Bezug zu Hofmannsthals »Brief des Zurückgekehrten«, als auch zu Baudelaires »pointe acérée de l'infini«: »UNTER EIN BILD // Rabenüberschwärmte Weizenwege. / Welchen Himmels Blau? Des untern? Obern? / Später Pfeil, der von der Seele schnellte. / Stärkres Schwirren. Näh'res Glühen. Beide Welten.« (BCA I, 5.1, S. 19).

Dieser Vorgang der Sprachgewinnung, des Sichtbarmachens von etwas bislang Ungeschriebenem, fordert zur »Begegnung« mit einem Gegenüber auf, einem »lesenden Aug«. Das Gedicht steht hier im »Geheimnis der Begegnung«. Schon im Titel seines Gedichts hat der in Paris lebende »poète autrichien« sowohl den Bezug zu Charles Baudelaire und damit zu Celans realem Lebensort, als auch zu Hofmannsthal und damit zu seiner imaginierten »geistigen« Heimat geknüpft. Daran erinnert im Gedicht auch das Wort »Buchenecker«, das den Bogen zur Bukowina, dem Buchenland, schlägt.

Freilich hat Celan auch den Verlust der Heimat sprachlich thematisiert, indem er in der vierten Strophe die Worte »Waldstunde« und »Buchecker« zusammenführt und damit zugleich an das KZ Buchenwald gemahnt und die Shoa, der seine Eltern und viele Freunde und Verwandte zum Opfer fielen. Zuvor hatte schon die dritte Strophe in die Vergangenheit geführt (»einst«) und mit einer Tür begonnen, die einem »du« den Weg verspernte. Darauf eine »Tafel«, die nichts Geschriebenes, sondern den »getöteten / Kreidestern« zeigt, ein deutlicher Hinweis auf Judentum und Shoa. Weil er benannt wurde, ist er sichtbar im Gedicht, aber nur für ein »lesendes« Auge. Hier, in der Gegenwart des Gedichts (»nun«) entscheidet sich also, ob »Ungeschriebenes« stimmhaft wird. Das Fragezeichen belegt die Hoffnung auf ein aufmerksames Gegenüber. »Wege dorthin«, das sind auch Wege in die Vergangenheit, zurück zur »Tafel / mit dem getöteten / Kreidestern«, aber auch Wege, die weiter führen, in ein »schwärzliches / Offen« und weiter.

Die »Waldstunde« ist eine Zeitangabe, die konkret und unbestimmt zugleich ist. Konkret wird sie entlang »der blubbernden Radspur« verbracht, assoziativ verknüpft sie sich aber mit »Buchecker« zu Buchenwald und erscheint als Zeiteinheit der Erinnerung. Die »Radspur« wiederum erinnert an Verse aus Celans wichtigem Gedicht »ENGFÜHRUNG« und das dort beschriebene »Gelände / mit der untrüglichen Spur«.²⁸ Mit dem Enjambement »Auf- / gelesene« verstärkt Celan aber

²⁸ Paul Celan, ENGFÜHRUNG. In: BCA I, 5.1, S. 61–68. Dort heißt es gleich zu Beginn: »Ein Rad, langsam, / rollt aus sich selber, die Speichen / klettern, / klettern auf schwärzlichem Feld« (S. 61).

im folgenden Vers die Bedeutung »Lesen«, die in Verbindung mit dem Wortteil »Buch« nun ins Offene und Befragbare weist. Die Assoziation Buchenwald ist also nicht der Endpunkt, sondern der Weg des Gedichts führt vielmehr dorthin, wo Begegnung möglich ist – auch die Begegnung mit Hofmannsthal. Celan streicht sich in seiner Ausgabe der Aphorismen-Sammlung »Ad me ipsum« folgende Stelle an:

Die *Sprache*

Über George. Einzige Berührung mit ihm beim Lesen der Hymnen Pilgerfahrten. *Die Spitze mit der sich das Unendliche in die Seele gräbt.*²⁹

Was Hofmannsthal beim Lesen Georges passierte, geschieht hier im Gedicht auch Celan. Es führt den Leser in ein »schwärzliches Offen«, das von »Fingergedanken befragt« wird. Es ist eine zärtliche Geste, die auf die Hand verweist, das wichtige Organ des Dichters.

Aber wonach fragen wir an diesem Ort, diesem »schwärzlichen Offen«? Und wo befinden wir uns an dieser Stelle im Gedicht? Eine Antwort gibt die »Meridian«-Rede:

Das Gedicht wird – unter welchen Bedingungen! zum Gedicht eines – immer noch – Wahrnehmenden, dem Erscheinenden Zugewandten, dieses Erscheinende Befragenden und Ansprechenden; es wird Gespräch – oft ist es verzweifelter Gespräch.

Erst im Raum dieses Gesprächs konstituiert sich das Angesprochene, versammelt es sich um das es ansprechende und nennende Ich. Aber in diese Gegenwart bringt das Angesprochene und durch Nennung gleichsam zum Du Gewordene auch sein Anderssein mit. Noch im Hier und Jetzt des Gedichts – das Gedicht selbst hat ja immer nur diese eine, einmalige, punktuelle Gegenwart –, noch in dieser Unmittelbarkeit und Nähe läßt es das ihm, dem Anderen, Eigenste mitsprechen: dessen Zeit.

Wir sind, wenn wir so mit den Dingen sprechen, immer auch bei der Frage nach ihrem Woher und Wohin: bei einer »offenbleibenden«, »zu keinem Ende kommenden«, ins Offene und Leere und Freieweisenden Frage – wir sind weit draußen.

Das Gedicht sucht, glaube ich, auch diesen Ort.³⁰

²⁹ SW XXXVII Aphoristisches – Autobiographisches – Frühe Romanpläne, S. 147. Celan nutzte den Band mit »Aufzeichnungen« der Gesammelten Werke in Einzelausgaben (Frankfurt a.M. 1959, dort S. 233 mit der Hervorhebung). Hervorhebungen durch Unterstreichung werden hier und im Folgenden durch Kursivierung wiedergegeben.

³⁰ Paul Celan, Der Meridian (wie Anm. 23), S. 45f.

Auch das Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE« wird im Übergang von der vierten zur fünften Strophe Gespräch. Die Strophe vier endet mit einer Frage, die in der folgenden Strophe präzisiert wird. Nach dem »Unwiederholbaren« wird gefragt, »nach / allem«. Begonnen hatte das Gedicht mit dem *Ungeschriebenen*, nun fragt es nach dem *Unwiederholbaren* und knüpft mit der Vorsilbe »Un-« auch die Verbindung zum *Unendlichen*, mit dem Baudelaire, George und Hofmannsthal über das Zitat im Gedichtstitel als »Angesprochene« in den Gesprächsraum des Gedichts mit einbezogen werden.

Die »blubbernde Radspur«, die an das kreisende Rad der Geschichte gemahnt, wird nun in den »blubbernden Wegen« wieder aufgenommen, die am Ende zu einer »Ankunft« führen. »Unendlichkeit« wird hier bildlich ablesbar. Hier ist der Ort, wo sich das »Unendliche« in der Gegenwart des Gedichts in die Seele des Gegenübers gräbt.

Das Gedicht vollzieht hier eine »Gegenbewegung«. Es wird zum »Gegenwort«, zum »Schritt«, wie es Celan in seiner Büchner-Preis-Rede formuliert. Am Ende des Gedichts steht ein geheimnisvolles »Etwas«, etwas »Herzgewordenes«, das wieder an Hofmannsthal und die Hoffnungen des Gedichts erinnert. So liest man im vierten Brief des Zurückgekehrten:

Und nun konnte ich, von Bild zu Bild, ein Etwas fühlen, konnte das Untereinander, das Miteinander der Gebilde fühlen, wie ihr innerstes Leben in der Farbe vorbrach und wie die Farben eine um der andern willen lebten und wie eine, geheimnisvoll-mächtig, die andern alle trug, und konnte in dem allem ein Herz spüren, die Seele dessen, der das gemacht hatte, der mit dieser Vision sich selbst antwortete auf den Starrkrampf der fürchterlichsten Zweifel [...].³¹

Jene Hoffnung, zu der wir auch am Ende von »À LA POINTE ACÉRÉE« gelangen, wird auch im Chandos-Brief benannt:

Es erscheint mir alles, alles, was es gibt, alles, dessen ich mich entsinne, alles, was meine verworrensten Gedanken berühren, *etwas* zu sein. [...] Es ist mir dann, als bestünde mein Körper aus lauter Chiffren, die mir alles

³¹ SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 170.

aufschließen. Oder als könnten wir in ein neues, ahnungsvolles Verhältnis zum ganzen Dasein treten, wenn wir anfangen, *mit dem Herzen zu denken*.³²

Eine höchst interessante Stelle für die Deutung des Gedichts findet sich in Hofmannsthals Vortrag »Der Dichter und diese Zeit«, den Celan sehr aufmerksam las, wie die Lektürespuren in seiner Ausgabe belegen. Die Rolle des Dichters wird darin an einer Geschichte aus der spätmittelalterlichen Sammlung »Gesta Romanorum« erläutert. Die zentralen Sätze der von Celan angestrichenen längeren Passage lauten:

So ist der Dichter da, wo er nicht da zu sein scheint, und ist immer an einer anderen Stelle als er vermeint wird. Seltsam wohnt er im Haus der Zeit, unter der Stiege, wo alle an ihm vorüber müssen und keiner ihn achtet. [...] Dies unerkannte Wohnen im eigenen Haus, unter der Stiege, im Dunkel, bei den Hunden; fremd und doch daheim: [...] dies unerkannte Wohnen, es ist nichts als ein Gleichnis, ein Gleichnis, das mir zugeflogen ist, weil ich vor nicht vielen Wochen diese Legende in dem alten Buch »Die Taten der Römer« gelesen habe, – aber ich glaube, es hat die Kraft, uns hinüberzuleiten, daß ich Ihnen von dem spreche, was nicht minder phantastisch ist und doch so ganz zu dem gehört, was wir Wirklichkeit, was wir Gegenwart zu nennen uns beruhigen: zu dem, wie ich den Dichter wohnen sehe im Haus dieser Zeit, wie ich ihn hausen und leben fühle in dieser Gegenwart, dieser Wirklichkeit, die zu bewohnen uns gegeben ist. Er ist da, und es ist niemandes Sache, sich um seine Anwesenheit zu kümmern.³³

Diese Stelle ist für Celans Poetik, wie er sie vor allem im »Meridian« entwickelt hat, von entscheidender Bedeutung und sie lenkt unsere Aufmerksamkeit auf drei Blätter, auf denen er diese Passage in Beziehung zu anderen »Gleichnissen« seiner Dichtungskonzeption setzt. Das erste Blatt stammt vom 17. Mai 1960:

Zur »Mitwisserschaft«, aus der wir entlassen werden:
Mit jedem Gedicht stehen wir, »gedichtlang«, im
Geheimnis. Von diesem Aufenthalt kommt das »Dunkel«

³² SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, S. 52. Die Hervorhebungen von Paul Celan finden sich in der von Rudolf Hirsch hg. Ausgabe der »Ausgewählten Werke in zwei Bänden« (wie Anm. 16).

³³ SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, S. 136f. (vgl. Hofmannsthals Ausgewählte Werke in zwei Bänden [wie Anm. 16], Bd. 2, S. 451f.)

Pascal: Ne nous reprochez pas l'obscurité, puisque nous en faisons profession.

Hofmannsthal: pointe acérée de l'infini

auf dem Kopf gehen →

→ unter der Dienertreppe (Hofmannsthal)

Kafka: das Sein, nicht das Haben (Sprache = Haben)³⁴

Das zweite Blatt zeugt ganz besonders von Celans Hofmannsthal-Lektüren im Zusammenhang mit der Arbeit an seiner Büchner-Preis-Rede:

Hofmannsthal (»Gestern«): was lehrte uns, den Namen »Seele« geben / dem Beieinandersein von tausend Leben?

»Sphäre der Totalität (Praeexistenz) – Ad me ipsum

Hof., S. 227, Ad me i-m:

»Von den Antinomien des Daseins wird diese oder jene / zur Achse der geistigen Existenz.«

Ad me i-m, S. 233:

»Die Spitze mit der sich das Unendliche in die Seele / gräbt.« –

In zwei Beilagen, die zum selben Arbeitsheft gehören, heißt es weiter:

-i-

das ahnungsvolle Geschäft der Poesie –

-i-

Wer, indem er sich dem Gedicht nähert, nicht zur Begegnung bereit ist, dem tut sich kein Gedicht auf; mit sogenannten Texten

Nicht die [sich selbst als] kopfstehende begreifende – breitspurige moderne Lyrik – sondern das Gedicht, das aus dem Gefühl solchen Unbehagens kommt. –³⁵

³⁴ Aufzeichnungen zur Büchner-Preis-Rede, datierte Zeugen, 17./18. Mai 1960, B27, 1–5. In: BCA I, 16, S. 73.

³⁵ Aufzeichnungen Celans zu Hofmannsthal (Arbeitsheft II, 15, S. 9f.). In: BCA I, 16, S. 85. In den zitierten Beilagen zu seinem Arbeitsheft II, 15 finden sich weitere Erläuterungen zum »ahnungsvollen Geschäft der Poesie«. Eingeleitet wird die Stelle mit einem von Celan häufiger angeführten Zitat aus Hofmannsthals Drama »Bergwerk zu Falun«. Dort: »Keiner wird, was er

Das dritte Blatt, das ebenfalls aus dem Arbeitsheft zur Büchner-Preis-Rede stammt, nimmt schließlich die Themen der beiden vorherigen Blätter auf, setzt jedoch am Ende mit dem Hinweis auf Isaak Babels Prosa, das Ganze mit Celans Judentum in Beziehung.

[...]

Praeexistenz ≠ Totalitätssphäre (Hofm., Ad me i-m)
von daher das Dunkel: das dem-Dunkel-Geöffnetsein –

Weltgefühl heute – welcher Art?

Wahrnehmung – eher: Gewährwerden

Hofmannsthal: »Die Spitze mit der sich das Unendliche in
die Seele gräbt« –

↑↓

»nur war es ihm unangenehm, daß...

↓

Babel, der Judenjunge, der auf den Händen
Reiterei geht...³⁶

Werden auf dem ersten Blatt Pascal, Hofmannsthal, Kafka und das »auf dem Kopf gehen« von Büchners »Lenz« von Celan in Vorbereitung seines poetischen Manifestes zusammengelesen, so stellt er auf dem zweiten Blatt das für ihn wichtige Thema der »Begegnung« in den Mittelpunkt. Schließlich bilden Hofmannsthal, Lenz und Babel den Referenzraum für Celans Poetik. Die angeführten Notizen zur Büchner-Preis-Rede zeigen deutlich, wie Celan das Baudelaire-Zitat bei Hofmannsthal für seine Dichtung nutzbar macht und transformiert. Dafür legt auch das poetologische Gedicht mit dem Titel »À LA POINTE ACÉRÉE« aus dem Band »Die Niemandrose« Zeugnis ab.

Wie sehr das besagte Zitat Celan beschäftigte, zeigt sich auch an anderen Stellen, die er sich bei Hofmannsthal annotierte. Mehrmals wie oben angegeben in »Ad me ipsum« und ein weiteres Mal im

nicht ist« / Hofmannsthal, Bergwerk – / – i – / das ahnungsvolle Geschäft der Poesie –« (Aufzeichnungen Celans zu Hofmannsthal; Arbeitsheft II, 15, Beilage [3]'. In: BCA I, 16, S. 275 und Beilage D90.1.3248. Ebd., S. 276).

³⁶ Aufzeichnungen Celans zu Hofmannsthal (Arbeitsheft II, 21, S. 3f.). In: BCA I, 16, S. 86f.

Romanfragment »Andreas oder die Vereinigten«, das Celan ebenfalls sehr aufmerksam las. Dort heißt es – und Celan hat sich die Stelle in seinem Exemplar doppelt am Rand angestrichen:

Geheimnis um Maria: beim ersten Besuch Andreas' macht sie eine ganz kleine hilflose Bewegung nach einer dunklen Ecke hinter ihrem Sofa, mit einer Unfreiheit um die Mitte des Leibes, – und in diesem Augenblick ahnt Andreas, daß es ein für ihn unauflösliches Geheimnis hier gibt, daß er diese Frau nie kennen wird, und fühlt, daß ihn hier die Unendlichkeit mit einem schärferen Pfeil getroffen als je ein bestimmter Schmerz; er hat drei oder vier Erinnerungen, die alle diese *pointe acérée de l'infini* in sich tragen [...], – fühlt diesen ungefühlten Schmerz, ohne zu wissen, daß er in diesem Augenblicke *liebt*.³⁷

Das Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE« führt jene Bewegung vor Augen, die Celan allen seinen Gedichten eingeschrieben haben wollte. Indem das Gedicht auf »etwas Offenstehendes, Besetzbares, auf ein ansprechbares Du vielleicht, auf eine ansprechbare Wirklichkeit« zuhält, wird es zum »Stachel des Unendlichen«, zum »pointe acérée de l'infini«, der sich dem Lesenden über Zeiten hinweg in die Seele graben kann. Dadurch steht das Gedicht – wie es Hofmannsthal im »Andreas«-Roman beschreibt – im »*Geheimnis* der Begegnung«. Einem Geheimnis, das sich für immer ins Wort mischt und im Gedicht Gestalt gewinnt. Damit wäre das Gedicht »Herzgewordenes«, eine Botschaft, die ein Gegenüber sucht. Dabei geht es Celan bei dieser Art der Zitat-Transformation »nicht [...] um ein Verwischen der Schnittstellen; die Änderungen Celans sind keine Willkürakte, sondern eine ›Aufforderung ans Du‹ zum gemeinsamen Gespräch, gerade im Bewußtsein der Spannungen und Bruchlinien zwischen dem Zitierenden und dem Zitierten«. ³⁸ Wie Celan Hofmannsthal liest, hat er selbst am besten in seinen »Aufzeichnungen zu Hofmannsthal« beschrieben: »Alles Überlieferte ist nur einmal, als Stimme, da; sein abermaliges Erscheinen, seine jeweilige Gegenwart ist ein Stimmhaftwerden des ins Stimmlose

³⁷ Diese Stelle zitiere ich nach der Ausgabe, die Celan benutzte: Hugo von Hofmannsthal, *Andreas oder Die Vereinigten*. Fragmente eines Romans. Mit einem Nachwort von Jakob Wassermann. Berlin 1932, S. 120 (in SW XXX Roman, S. 11 mit leicht abgewandeltem Wortlaut).

³⁸ Arno Barnert, *Poetisches Zitieren* (wie Anm. 26), S. 108.

Zurückgetreten und dort Aufbewahrten; entscheidend bei seinem neuen Hervortreten ist die neue Stimme«. ³⁹

Das Gedicht als Flaschenpost

Abschließend gerät an dieser Stelle Celans einprägsames Bild der »Flaschenpost« in den Blick. In seiner Bremer Ansprache, die ja mit dem Andenken an den Ort seiner Herkunft beginnt und auch den Geist Wiens und damit Hofmannsthal sowie – unter dem »Akut des Heutigen« – Rudolf Alexander Schröder und die Bremer Gegenwart in dieses Andenken einbezieht, heißt es:

Das Gedicht kann, da es ja eine Erscheinungsform der Sprache und damit seinem Wesen nach dialogisch ist, eine Flaschenpost sein, aufgegeben in dem – gewiß nicht immer hoffnungsstarken – Glauben, sie könnte irgendwo und irgendwann an Land gespült werden, an Herzland vielleicht. Gedichte sind auch in dieser Weise unterwegs: sie halten auf etwas zu.

Worauf? Auf etwas Offenstehendes, Besetzbares, auf ein ansprechbares Du vielleicht, auf eine ansprechbare Wirklichkeit. ⁴⁰

³⁹ Aufzeichnungen Celans zu Hofmannsthal, Arbeitsheft II, 15, Beilage (2)^f (wie Anm. 35), S. 275.

⁴⁰ Paul Celan, Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen. In: BCA I, 15.1, S. 24. Dass Celan das berühmte Wort von der Dichtung als »Flaschenpost« bei Hofmannsthal gefunden haben wollte, ist ein weiterer Beleg für seine Hofmannsthal-Rezeption. Er hat in Briefen mehrfach darauf hingewiesen, dass er das Bild der Flaschenpost einem Vortrag Hans Meyers verdankt, den dieser während der Tagung des »Bund« im Oktober 1957 in Wuppertal hielt. In einem in Erinnerung an die Tagung geschriebenen Brief Celans an Hans Mayer vom 19. Februar 1962 heißt es: »In Wuppertal hatten Sie ein Wort Hofmannsthals zitiert; ich habe es dann, anlässlich einer Ansprache in Bremen, weiterzugeben versucht – es weiterschwimmen zu lassen versucht«; und am 12. Januar 1965 kommt er erneut darauf zurück: »Das erinnert mich an die Anregungen, die ich Ihnen verdanke: an jenes Hofmannsthal-Zitat in Wuppertal (woher stammt es denn eigentlich?), an dem ich in der, wie sich später herausstellen sollte, recht subhanseatischen, Stadt Bremen weiterspann« (Paul Celan an Hans Mayer, Brief vom 19. Februar 1962. In: Briefe 1934–1970 [wie Anm. 10], S. 567. Aus dem Brief Celans vom 12. Januar 1965 zitiere ich nach einer eigenen Abschrift. Das Original im Nachlass Mayer, Historisches Archiv der Stadt Köln, wurde beim Einsturz des Archivs vernichtet). Welches Hofmannsthal-Wort Celan bei Mayer gehört haben will, lässt sich nicht ermitteln. Mayer sprach jedenfalls in Wuppertal über Goethes Gedicht »Vermächtnis«, und in Hofmannsthals gedrucktem Werk kommt das Wort »Flaschenpost« nicht vor. Die improvisierten Vorträge in Wuppertal wurden jedoch von ausgiebigen Diskussionen begleitet, an denen sich auch Celan rege beteiligte. Möglich wäre also, dass Mayer Hofmannsthal in einem Diskussionsbeitrag zitierte und das Wort Flaschenpost für einen Vorgang verwendete, der bei Hofmannsthal beschrieben, aber nicht mit diesem Wort benannt wird.

Das Gedicht Celans ist dialogisch in mehrfacher Weise. In ihm kristallisieren sich bereits Gespräche mit anderen, doch der Dichter, »der das Gedicht ins Sichtbare hebt«, wird nur so lange als Mitwisser geduldet, »als das Gedicht im Entstehen begriffen ist«. ⁴¹ Danach ist es unterwegs, besetzbar und sucht ein ansprechbares Du, mit dem es in Dialog treten kann und dem sich der »pointe acérée de l'infini« in die Seele gräbt. Die »scharfe Spitze« ist notwendig, um dem Unendlichen für einen Augenblick Zeit und Wirklichkeit in der Gegenwart des Gedichts zu ermöglichen. Und das Gedicht erhält Gegenwart durch ein es ansprechendes Du. Dabei ist das Gedicht niemals beliebig, sondern seiner Daten eingedenk.

Aber das Gedicht spricht ja! Es bleibt seiner Daten eingedenk, aber – es spricht. Gewiß, es spricht immer nur in seiner eigenen, allereigensten Sache. Aber ich denke – und dieser Gedanke kann Sie jetzt kaum überraschen –, ich denke, dass es von jeher zu den Hoffnungen des Gedichts gehört, gerade auf diese Weise auch in *fremder* – nein, dieses Wort kann ich jetzt nicht mehr gebrauchen –, gerade auf diese Weise *in eines Anderen Sache* zu sprechen – wer weiß, vielleicht in eines *ganz Anderen* Sache. ⁴²

Die »scharfe Spitze des Unendlichen« trifft nicht allein den Künstler und macht ihn zum Mitwisser und Geheimnisträger, wie bei Hofmannsthal. Getroffen wird vielmehr derjenige, der »mit seinem Dasein zur Sprache geht, wirklichkeitswund und Wirklichkeit suchend«. ⁴³ Die Hoffnungen des Gedichts im Allgemeinen und des Celanschen im Speziellen lasten auf dem Leser, der dem Dunkel gegenüber offen und zugewandt sein muss, um wahrnehmen zu können und Wirklichkeit zu finden. Es verwundert nicht, dass Paul Celan dieser Gedanke auch in seiner Auseinandersetzung mit dem Dichter Ossip Mandelstamm beschäftigt, dem »Die Niemandrose« gewidmet ist. In seinen »Aufzeichnungen zu Mandelstamm« liest man:

In der Verendlichung spüren wir das Infinitivische, spüren wir jene [– von Hofmannsthal s. oft beschworene –] »scharfe Spitze des Unendlichen« Baudelaires.

⁴¹ Paul Celan, Prosa im Nachlaß (PN), PN 142, 21/22. In: BCA I, 16, S. 486.

⁴² Paul Celan, Der Meridian (wie Anm. 23), S. 43.

⁴³ Paul Celan, Ansprache Bremen (wie Anm. 9), S. 25.

Es ist, wo Welt gebannt werden will; der uralte Traum: gleichz. weltfrei zu werden – [...]

Es ist die – uralte – *doppelte* Bewegung des Dichterischen: indem die Welt im Wort entbunden wird, wird – was? *weltfrei* [...] ⁴⁴

Eben jene »doppelte Bewegung des Dichterischen« vollzieht auch Celans Gedicht »À LA POINTE ACÉRÉE«. Welt wird im Wort gebannt (»Ungeschriebenes, zu / Sprache verhärtet«) und entbunden (»Etwas, das gehen kann«). Im Gedicht führt die Bewegung vom Liegen über das Aufstehen und Gehen schließlich zum Ankommen. Doch zur »Verendlichung« braucht es den Leser und die »scharfe Spitze der Unendlichkeit«, die es vermag, über Abgründe hinweg Aufmerksamkeit zu erzeugen und Begegnungen zu ermöglichen. Daher ist ihr dieses Gedicht gewidmet. Für Celans Dichtung gilt, was Hofmannsthal in seiner Rede »Der Dichter und diese Zeit« über die Bücher sagte und Celan sich bei der Lektüre annotierte:

Denn wären die Bücher nicht ein Element des Lebens, ein höchst zweideutiges, entschlüpfendes, gefährliches, magisches Element des Lebens, so wären sie gar nichts und es wäre nicht des Atems wert, über sie zu reden. Aber sie sind in der Hand eines jeden etwas anderes, und sie leben erst, wenn sie mit einer lebendigen Seele zusammenkommen. Sie reden nicht, sondern sie antworten, dies macht Dämonen aus ihnen. ⁴⁵

Das Gedicht wartet auf die lebendige Seele, die – wie am Ende von »À LA POINTE ACÉRÉE« – »wie Herzgewordenes, / kommt«.

Am Beginn der Analyse stand die Frage: Was muss ich wissen, um zu verstehen? Von Celan selbst ist eine Antwort auf diese schwierige Frage überliefert: »Lesen Sie! Immerzu nur lesen, das Verständnis kommt von selbst.« ⁴⁶ Celans Lyrik sucht den Leser, der – wie er sich einmal nach Nietzsche notierte – so verschwenderisch geartet ist, »dass er über das Gelesene nachdenkt«. ⁴⁷ Verlangt Celan zu viel von uns, wenn er für seine Gedichte unsere Aufmerksamkeit erbittet? Es ist,

⁴⁴ Aufzeichnungen zu Mandelstamm ÜR 6.12, Bl. (27); Ms (D 90.1.575). In: BCA I, 16, S. 313.

⁴⁵ SW XXXIII Reden und Aufsätze 2, S. 145 (in Celans Ausgabe [wie Anm. 16], S. 460f.).

⁴⁶ Israel Chalfen, Paul Celan (wie Anm. 13), S. 7.

⁴⁷ Aufzeichnungen zur Bühner-Preis-Rede, datierte Zeugen, E 3. In: BCA I, 16, S. 115.

denke ich, das Mindeste, was er von uns erwarten darf. Lesen wir also seine Gedichte, nehmen wir sie wahr; seien wir aufmerksam.

Eugen Bleuler besucht Gottfried Keller oder
Das Hechtgrau der Maultrommel
Synästhesie im »Landvogt von Greifensee«

I

Im Jahr 1880 stattete der Medizinstudent Eugen Bleuler, später Direktor der berühmten psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli, gemeinsam mit seinem Kommilitonen Karl Lehmann Gottfried Keller einen Besuch ab. Anlass war die Recherche für eine Studie über ein Phänomen, das noch weitgehend unerforscht war, in Wissenschaft und Ästhetik aber bald überaus prominent werden sollte: die Synästhesie oder »Secundärempfindung«, wie Bleuler und Lehmann das nannten. Die beiden Studenten hatten in einer der »Züricher Novellen« eine Stelle gefunden, die sie vermuten ließ, dass Keller Synästhetiker sei. Allerdings erfüllte sich ihre Hoffnung, »in der *belletristischen* Litteratur auf irgendeinen mit Secundärempfindung begabten Dichter zu stoßen«, ¹ nicht wirklich. Bleuler und Lehmann veröffentlichten ihre Ergebnisse 1881 unter dem Titel »Zwangsmässige Lichtempfindung durch Schall und verwandte Erscheinungen auf dem Gebiete der andern Sinnesempfindungen«; über ihren Besuch bei Keller berichten sie darin folgendes:

In einer der »Züricher Novellen«, von Gottfried Keller betitelt: »Der Landvogt von Greifensee«, kommt eine Stelle vor, wo ein Maler einem jungen Mädchen eines seiner Gemälde zeigt und dabei erzählt, wie früh er habe aufstehen müssen, um einen Beleuchtungseffekt am Morgenhimmel zu beobachten, wie er die Nuance auf dem Bilde aber ohne die Hülfe der Maultrommel nicht herausgebracht hätte ... »dann« – fährt der Dichter fort – »setzte er das Instrument an den Mund und entlockte ihm zitternde, kaum gehauchte Tongebilde, die bald zu verklingen drohten, bald zart anschwellend in einander verflossen. Sehen Sie, rief er, dies ist jenes Hechtgrau, das in das matte Kupferroth übergeht etc.«. Wir glaubten da-

¹ Eugen Bleuler / Karl Lehmann, Zwangsmässige Lichtempfindungen durch Schall und verwandte Erscheinungen auf dem Gebiete der andern Sinnesempfindungen. Leipzig 1881, S. 65.

rin die Aeusserung einer Secundärempfindung zu sehen; aber wie waren wir überrascht, als Keller, den wir uns deshalb zu besuchen erlaubten, uns versicherte, dergleichen Empfindungen an sich gar nicht zu kennen, sondern diese Stelle nur mit dichterischer Phantasie aus folgendem, einer alten Biographie des Landvogts (von David Hess, pag. 266) entnommenen Passus gebildet zu haben: »Landolt spielte zuweilen auch auf der Maultrommel und behauptete, nicht nur in allen musikalischen Lauten, sondern vorzüglich in den feinen Tonschwingungen dieses Instrumentes eine Verwandtschaft mit den Farbentönen und ihren harmonischen Uebergängen zu ahnen, wodurch ihm die Erfindung angenehmer Abstufungen des Colorits besonders erleichtert werde.« Man wird diese Stelle kaum auf etwas Anderes deuten können als auf Secundärempfindungen, wie es auch Keller gethan hat, ohne diese selbst zu kennen; wir verliessen den freundlichen Dichter mit dem Bedauern, seine schöne Stelle nicht für uns verwerthen zu können, zugleich aber mit Bewunderung für das Divinationstalent des Genies.²

Auch über Keller hinaus war der Versuch der beiden Medizinstudenten, in der Literatur Belegstellen für die »Doppelempfindung« aufzuspüren, nicht von Erfolg gekrönt. Zwar entnahmen die beiden Heinrich von Treitschkes Werk über die »Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert« den Hinweis, dass die Romantiker der Sprache »das Unmögliche« zugemutet und »von klingenden Farben und duftenden Tönen«³ gesungen hätten. Allerdings wurden sie nach eigenem Bekunden bei Eichendorff, Matthiesson und Schlegel nicht fündig, bei Tieck, Brentano und E.T.A. Hoffmann schauten sie offenbar nicht nach, nur bei Heine entdeckten sie »einige allenfalls hierher gehörige Stellen«.⁴

Treitschkes Beobachtung, dass Synästhesien in der romantischen Dichtung gehäuft auftreten, war nicht falsch; vor der Hochkonjunktur

² Ebd., S. 65f. Die im Zitat angegebene Seitenzahl bezieht sich auf David Heß, Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben ausgemalt. Zürich 1820. Die von Bleuler und Lehmann zitierte Stelle findet sich bei Heß allerdings auf S. 260, nicht S. 266.

³ Treitschkes Ausführungen zu den Romantikern sind entschieden kritisch gemeint: »Die Sprache war nunmehr, nach Schillers Worten, durch große Meister so weit gebildet, daß sie für den Schriftsteller dichtete und dachte; das junge Geschlecht muthete ihr das Unmögliche zu, sang von klingenden Farben und duftenden Tönen. [...] So gelangten die Romantiker, während sie beständig von volksthümlicher Dichtung sprachen, zu einer phantastischen und überbildeten Weltanschauung, die nur wenigen Eingeweihten, und auch diesen kaum, verständlich war.« Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 1. Leipzig 1879, S. 206.

⁴ Bleuler / Lehmann, Zwangsmässige Lichtempfindungen (wie Anm. 1), S. 65.

synästhetischer Sinnesverschmelzung im Symbolismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – vor Baudelaire, Rimbaud, Verlaine, Huysmans u.a. – war dies sicherlich die Phase ihrer stärksten Verbreitung in der Literatur.⁵ Dass es sich dabei aber primär um Sprachfiguren, um Sonderfälle von Metaphorik handelt, die sich zwar mit bestimmten Auffassungen von Sinnlichkeit, Wahrnehmung und ästhetischer Wirkung zusammendenken lassen, denen aber beileibe keine psychophysische Disposition des Autors (oder der Autorin) entsprechen muss, wurde den beiden offenbar noch nicht einmal durch das Scheitern ihrer Ambitionen bei Keller bewusst. Bleuler und Lehmann gingen zwanglos davon aus, dass die sprachliche Übertragung charakteristischer Phänomene und Eigenschaften von dem einen auf ein anderes Sinnesgebiet Rückschlüsse auf den Künstler und dessen Wahrnehmungen erlaube – eine Denkweise, die auch der Philologie dieser Zeit nicht fremd war. Allerdings interessierten sich Bleuler und Lehmann ohnehin nicht für Ästhetik oder Poetik, sondern wollten die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt auf ein bis dahin weitgehend unbeachtetes psychophysiologisches Phänomen lenken. Ihre Bemühungen richteten sich zunächst darauf, die unterschiedlichen synästhetischen Erscheinungen terminologisch zu erfassen und nach Übertragungsrichtung zu ordnen: Sie sprechen von ›Photismen‹ – ›Schallphotismen‹, ›Lichtphotismen‹, ›Geschmacksphotismen‹ – für Lichterscheinungen, die spontan durch die Reizung der nicht-optischen Sinne erregt werden, von ›Phonismen‹ für durch nicht-akustische Sinnesreizungen erregte Gehörswahrnehmungen. Das Anliegen der beiden bestand darin, die Verbreitung und Vielfalt derartiger Erscheinungen zu erfassen und die bisher vorherrschende Überzeugung vom krankhaften Charakter der Synästhesie zu widerlegen: Sie wiesen nach, dass es sich um ein nicht ganz ungewöhnliches Wahrnehmungsphänomen handelt, das nicht mit psychopathologischen Dispositionen gekoppelt ist. Im Hinblick auf die kausale Erklärung der »Secundärempfindungen« hielten sich die beiden Medizinstudenten allerdings zurück. Ihre Argumentation zielte gegen psychologische Erklärungen durch

⁵ Vgl. Peter Utz, *Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit*. München 1990.

Empfindungsanalogie oder gewohnheitsmäßige Assoziation – wie sie etwa Wilhelm Wundt vorgeschlagen hatte –;⁶ sie tendierten hingegen zu einer neurophysiologischen Deutung, ohne genauere Auskunft über die beteiligten Nervenprozesse geben zu können.

Die Studie von Bleuler und Lehmann gehört zu den ersten empirisch-wissenschaftlichen Arbeiten über das Phänomen der spontanen Verknüpfung unterschiedlicher Sinnesqualitäten. Sie ist Bestandteil der diskursgeschichtlichen Dynamik, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Synästhesie wissenschaftlich, ästhetisch und literarisch aus der Latenz heraushob und die offenbar auch Gottfried Keller nicht ganz unberührt ließ. Hatte die Sinnesphysiologie in der ersten Jahrhunderthälfte ein Wahrnehmungsmodell entwickelt, das von der Manipulierbarkeit der Nerven und der Sinneserfahrungen ausging und in dessen Rahmen sich die Erregung eines Sinnesorgans durch einen innerkörperlichen Reiz erklären ließ, so wurde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit gezielt auf die spezifische Fähigkeit der unmittelbaren Reizverschmelzung in unterschiedlichen Sinnen gelenkt. Bereits Anfang der 1870er Jahre hielt etwa Nietzsche die Synästhesie für ein allgemein verbreitetes Phänomen.⁷ In der wissenschaftlichen Erforschung der Doppelempfindungen markiert das Jahr 1873 eine Zäsur, insofern hier die Fallstudie von F[riedrich] A. Nussbaumer publiziert wurde, die erste minutiöse Beschreibung der Sinneserfahrungen eines ausgeprägten Synästhetikers.⁸ Während sich Bleuler und Lehmann wiederholt auf diesen auch in der weiteren Forschung intensiv rezipierten Bericht bezogen, wurde ihnen Gustav Theodor Fechners empirisch-statistische Studie »Ueber den Farbeindruck der Vokale« aus dem Jahr 1876 – ein zweiter wichtiger Impuls

⁶ Wilhelm Wundt, *Physiologische Psychologie*. Leipzig 1874, S. 452.

⁷ Im Jahr 1872 notiert Nietzsche: »Jede Perception erzielt eine vielfache Nachahmung des Reizes, doch mit Übertragung auf verschiedene Gebiete / Reiz empfunden / übertragen auf verwandte Nerven / dort, in Übertragung, wiederholt usw. / Es findet ein Übersetzen des einen Sinneseindrucks in den andern statt: manche sehen etwas oder schmecken etwas bei bestimmten Tönen. Dies ein ganz allgemeines Phänomen.« (Friedrich Nietzsche, *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, 3. Abt., Bd. 4: *Nachgelassene Fragmente Sommer 1872 – Anfang 1873*. Berlin 1978, S. 78 (19[227])).

⁸ F.A. Nussbaumer, *Ueber subjective Farbenempfindungen, die durch objective Gehörsempfindungen erzeugt werden*. In: *Wiener medizinische Wochenschrift* 23, 1873, H. 1, S. 4–7; H. 2, S. 28–31; H. 3, S. 52–54.

in der Wissenschaftsgeschichte der Synästhesie – erst kurz vor Drucklegung ihrer eigenen Arbeit bekannt.⁹ In den 1880er Jahren verlor die Synästhesie dann endgültig ihren marginalen diskursiven Status; insbesondere das Farbenhören geriet in den Fokus wissenschaftlicher Aufmerksamkeit und löste eine erste »Synästhesie-Euphorie«¹⁰ aus.

Mehrfach hat die Forschung zur Kulturgeschichte der Synästhesie auf die eigentümliche Gleichzeitigkeit verwiesen, mit der die Doppelpemphindung in Wissenschaft, Ästhetik, Kunst, und Literatur hervortrat.¹¹ Auch wenn Keller kein symbolistischer Dichter ist, dessen Figuren sich im Rausch der *audition colorée* ergehen, sind doch die psychologischen, sinnesphysiologischen und ästhetischen Diskurse der Zeit nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Wie sich im Folgenden zeigen wird, muss man nicht das »Divinationstalent des Genies« bemühen, um Kellers Blick für das Farbenhören des Malers zu erklären. Das synästhetische Kunstprogramm, das in der erwähnten Episode im »Landvogt von Greifensee« aufscheint, lässt sich vielmehr am Leitfaden von Kellers Wissen und seinen Lektüren diskursgeschichtlich einholen.

II

Die Linie der neurophysiologischen Thematisierung synästhetischer Phänomene führt zurück zu Jacob Henle, bei dem Keller in seiner Heidelberger Zeit bekanntlich Vorlesungen über Anthropologie hörte,

⁹ Fechner wies in seiner »Vorschule der Ästhetik« auf verschiedene synästhetische Erscheinungen hin: die Verbindung von Tönen oder Klängen und Farben, von Tönen und Formen sowie von Farben und Temperatur- bzw. Druckempfindungen. Vgl. Gustav Theodor Fechner, *Vorschule der Ästhetik* (1876–77), 2 Bde., 3. Aufl. Leipzig 1925 (Nachdruck Hildesheim / New York 1978), Bd. 1, S. 176f., Bd. 2, S. 315–319 (der letzte Abschnitt unter dem Titel: »Zusatz zu Th. I. S. 176. Ueber den Farbeindruck der Vokale«).

¹⁰ Jörg Jewanski, *Die neue Synthese des Geistes. Zur Synästhesie-Euphorie der Jahre 1925–1933*. In: *Synästhesie. Interferenz – Transfer – Synthese der Sinne*. Hg. von Hans Adler und Ulrike Zeuch. Würzburg 2002, S. 239–248, hier S. 239 (bezogen auf die 1920er Jahre). Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts vgl. Jutta Müller-Tamm, *The Colours of Vowels: Synaesthesia in Physiology and Aesthetics, 1850–1900*. In: *Word & Image* 36, 2020, H. 1, S. 18–26.

¹¹ John Gage, »Synesthesia«. In: *Encyclopedia of Aesthetics*. Bd. 4. Hg. von Michael Kelly. New York / Oxford 1998, S. 348–351; vgl. Heinz Paetzold, »Synästhesie«. In: *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 5. Hg. von Karlheinz Barck u.a. Stuttgart / Weimar 2003, S. 840–868, hier S. 847f.

die im »Bildungskapitel« des »Grünen Heinrich« verarbeitet sind. »Besonders das Nervensystem«, so schreibt Keller in einem vielzitierten Brief aus dem Jahr 1849, »behandelte Henle so geistreich und tief und anregend, daß die gewonnenen Einsichten die beste Grundlage oder vielmehr Einleitung zu dem philosophischen Treiben abgaben«¹² – wobei sich das »philosophische Treiben« auf die Vorlesungen von Ludwig Feuerbach und Hermann Hettner bezieht. Was die von Keller begeistert aufgenommene Lehre vom Nervensystem betrifft, war Jacob Henle Schüler von Johannes Müller, dem Begründer der Sinnesphysiologie seit den 1820er Jahren, der – so Henle – »dadurch, dass er sich und die Physiologie den Fesseln der Naturphilosophie entwand, eine neue Aera unserer Wissenschaft heraufführte«.¹³

Müller hatte in den 1820er Jahren – nicht allein, aber doch federführend – ein neues Wahrnehmungsmodell entwickelt, das die je besondere Eigenaktivität des einzelnen Sinnesorgans ins Zentrum stellte. Paradigmatischer Ausdruck dieses Umbruchs ist das Gesetz der spezifischen Sinnesenergien, das besagt, dass die Art der Sinnesempfindung nicht von dem Erregungsmittel, der Art des Reizes, sondern allein von Organisation und Funktionsweise des erregten Sinnesorgans abhängt. Das Auge etwa reagiert auf unterschiedliche Reize – Licht, mechanisch oder elektrisch – mit einer Lichtempfindung; Licht und Farbe, so folgerte Müller, sind demnach keine objektiven Qualitäten, sondern die in der physiologischen Disposition begründeten notwendigen Anschauungsformen des Auges selbst. Die Sinneserregung wird ins Gehirn übertragen, und dort – in der Vorstellung – nach außen versetzt. Wir nehmen daher in der Vorstellung die Welt als außerhalb liegend wahr, obwohl wir nur unsere körpereigenen, in dem Fall: die im Auge angesiedelten Nervenreaktionen kennen, die wiederum keinerlei Ähnlichkeit mit den Gegebenheiten der Außenwelt aufweisen.

Müllers Lehre, ausgerichtet auf die Spezifizierung der Sinnesqualitäten, gilt aufgrund der Vereinzelung der Sinne als antisynästhetisch.¹⁴

¹² Keller an Eduard Döbckel am 8. Februar 1849. In: Gottfried Keller. Gesammelte Briefe. 4 Bde. Hg. von Carl Helbig. Bern 1950–1954, Bd. 2, S. 457f.

¹³ Jacob Henle, *Anthropologische Vorträge*. Braunschweig 1876, S. 117.

¹⁴ Vgl. Utz, *Das Auge und das Ohr* (wie Anm. 5), S. 168, S. 198; Gage, »Synesthesia« (wie Anm. 11), S. 348.

Dies ist aber insofern unzutreffend, als die Möglichkeit einer Reizübertragung oder der Miterregung eines Sinnes durch einen anderen keineswegs gelegt wurde. Vielmehr stellte gerade das Modell eines autonomen und aktiven Nervensystems eine Voraussetzung für die gesteigerte Aufmerksamkeit auf synästhetische Erscheinungen dar.¹⁵ Das Müllersche Modell erlaubte es, auch die »Mitempfindung« als subjektive, aus der Erregung anderer Sinnesorgane überspringende Aktivierung eines Sinnesorgans zu erklären. Synästhetische Phänomene erschienen in der Ordnung der Wahrnehmungen als Sonderfall subjektiver, innerkörperlich produzierter Sinneserscheinungen.

Ebendiese Müllersche Wahrnehmungslehre vermittelt Henle in seinen Vorlesungen über Anthropologie. Man kann das in der späteren Publikation, den »Anthropologischen Vorträgen« von 1876, nachlesen, die in diesem Punkt mit Sicherheit dem entsprechen, was Keller bei Henle gehört hat:

Wir haben uns gewöhnt, Farbe, Geschmack u.s.f. als Qualitäten der Dinge zu betrachten; aber alle diese sogenannten Qualitäten sind subjective Wahrnehmungen, Bilder aus dem Kreise oder der Scala, in welchen das Leben der besonderen Sinnesnerven sich bewegt, Reactionen, die zu den äusseren Einflüssen, von welchen sie angeregt werden, in der nämlichen Beziehung stehen, wie der Schmerz zu dem schneidenden Werkzeug.¹⁶

Die Dinge in der Wahrnehmung haben demnach nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Dingen der Außenwelt; sie sind vielmehr bestimmt durch die »Formen des Bewusstseins, zu welchen die Aussenwelt sich nur als anregende Ursache, als Reiz im Sinne der Physiologen verhält«.¹⁷ In Bezug auf das Verhältnis von Wahrnehmung und Wirklichkeit lernt Keller bei Henle also den Vorbehalt, der zur Grundlage

¹⁵ »Allerdings kann ein Sinnesnerv, gereizt durch Reflexion unter Mitwirkung des Gehirns, auch wieder andere Empfindungen hervorrufen, wie das Hören gewisser Töne z.B. vom Ritzen in Glas, die Empfindung von Rieseln in den Gefühlsnerven hervorbringt«, heißt es weiter bei Müller. »Eine Einwirkung der Gesichtsnerven auf die anderen Sinnesnerven in den Grenzen, wie überhaupt ein Nerve auf den andern durch Vermittelung des Gehirns einwirken kann, wird Niemand bestreiten können; welche ausgebreitete Affection bringt nicht eine Neuralgie, welche mannigfaltige Störungen der Sinnesorgane ein nervöser Zustand hervor, der in den Unterleibsorganen seine Quelle hat.« (Johannes Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen, Bd. 2. Coblenz 1840, S. 259f.).

¹⁶ Henle, Vorträge (wie Anm. 13), S. 25.

¹⁷ Ebd., S. 27.

der physiologischen Epistemologie des fortgeschrittenen 19. Jahrhunderts gehören sollte: dass die Wahrnehmungswirklichkeit in die Grenzen der subjektiven Empfindungswirklichkeit gebannt ist. Zwischen Wirklichkeit und Wahrnehmung ist ein Bruch anzusetzen und das Nervensystem ist als geschlossenes, in sich differenziertes, nach eigenen Gesetzen wirkendes und mit anderen organischen Systemen interagierendes System aufzufassen. Ebendiese Perspektive teilt sich auch in der Darstellung der anthropologischen Vorlesungen im »Grünen Heinrich« mit, und zwar in beiden Fassungen, in Wendungen wie: »die beiden Systeme des Blutkreislaufes und der Nerven mit dem Gehirne, jedes in sich geschlossen und in sich zurückkehrend, wie die runde Welt, und doch jedes das andere bedingend« oder »die geheimnißvolle Individualität des Nervensystemes [...] ein wahrer Hexenmeister von Proteus, bald Gesicht, bald Gehör, bald Geruch, bald Gefühl, jetzt Bewegung und jetzt Gedanke und Bewußtsein«. ¹⁸ Auch in der zweiten Fassung ist die Rede von dem »Nervensystem«, das »die Kraft« besitze, »sich proteusartig in alle Sinne zu verwandeln«. ¹⁹ Beide Male erscheint das Nervensystem als einerseits in sich differenziertes, sich in spezifische Sinne verwandelndes System, andererseits als geschlossene, über die Unterschiede der spezifischen Sinne hinweg zusammenwirkende Einheit. Doppelempfindungen, Synästhesien, multimodale Sinnesreaktionen sind in diesem System, in diesem »Nervensystem«, jedenfalls denkbar, um nicht zu sagen: naheliegend.

Und tatsächlich gehört zu dem von Henle vermittelten Wissensbestand über das Nervensystem auch die Lehre von den »Nervensympathien«, wie man seinen »Anthropologischen Vorträgen« und ausführlicher seinen »Pathologischen Untersuchungen« von 1840 entnehmen kann, wo verschiedene Fälle der Weiterleitung von Erregungen zwischen spezifisch verschiedenen Sinnesnerven angeführt werden. Henle beschreibt etwa, wie er bei sich einen »dumpfen, subjektiven Ton, der ungefähr dem Knittern einer trocknen Blase gleicht« erzeugen könne, indem er »ganz leise über die Wange hinstreiche längs dem

¹⁸ Gottfried Keller, Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe (HKKA). Hg. unter der Leitung von Walter Morgenthaler im Auftrag der Stiftung Historisch-Kritische Gottfried Keller-Ausgabe, Bd. 12: Der grüne Heinrich (1. Fassung). Zürich 2005, S. 242.

¹⁹ Keller, HKKA Bd. 3: Der grüne Heinrich (2. Fassung). Zürich 2006, S. 17.

äussern Rand und der äussern Hälfte der Augenhöhle und auf der zunächst darunter gelegnen Fläche«.²⁰ Henles Beispiele beziehen sich fast alle auf die Übertragung von Haut- bzw. Schmerzempfindungen in Gesichts- oder Gehörsempfindungen; insgesamt behandelt er aber mit einiger Ausführlichkeit den Phänomenbereich, den der Mediziner Alfred Vulpian dann Mitte der 1860er Jahre erstmalig mit dem Begriff »synesthésie«²¹ belegen sollte.

Ein zweites Beispiel, das zugleich die gesteigerte Aufmerksamkeit für synästhetische Phänomene in den 1870er Jahren belegt, sei kurz erwähnt: Moritz Lazarus' Werk über »Das Leben der Seele«, das zuerst in drei Bänden 1855–57, in zweiter, veränderter Auflage dann 1876–1881 erschien. Der mit Keller langjährig befreundete Begründer der Völkerpsychologie schickte diesem Anfang Januar 1878 den eben erschienenen zweiten Band der zweiten Auflage seines psychologischen Werks.²² Das Buch widmet sich dem Verhältnis von »Geist und Sprache«; im Abschnitt über den »Ursprung der Sprache« geht es unter anderem um den psychologischen Prozess der »onomatopoetischen Sprachschöpfung« und die Empfindungsanalogien, die die sprachliche Übertragung von einem Sinnesgebiet auf ein anderes motivieren. Anders als in der ersten Auflage von 1856 geht Lazarus hier sehr viel ausführlicher auf diese Ähnlichkeiten der Sinnesgebiete und die damit verbundene »natürlich hervorbrechende Symbolik«²³ ein. Er führt u.a. das Beispiel eines Freundes an, der von Jugend auf Vokale farbig wahrnimmt und folgert hieraus, »daß in der menschlichen Seele häufig Analogien aufkeimen, deren Wurzeln so tief liegen, daß auch die reichste und feinste Beobachtung des Psychologen sie nicht zu erreichen vermag.«²⁴ In seinem Dankesbrief würdigt Keller Lazarus' »treffliches Werk«, gesteht allerdings, dass ihm »die psychologische

²⁰ Jacob Henle, *Pathologische Untersuchungen*. Berlin 1840, S. 109.

²¹ Alfred Vulpian, *Leçons sur la physiologie générale et comparée du système nerveux faites au Muséum d'histoire naturelle, rédigées par Ernest Brémond*. Paris / London / New York 1866, S. 464.

²² Moritz Lazarus' *Lebenserinnerungen*, bearbeitet von Nahida Ruth Lazarus und Alfred Leicht. Berlin 1906, S. 38 (Abdruck eines Briefes von Keller an Lazarus vom 28. Januar 1878).

²³ Moritz Lazarus, *Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze*, Bd. 2. Berlin 1878, S. 131.

²⁴ Ebd., S. 132.

Schulsprache in den letzten Jahren etwas ungewohnt geworden« sei, so dass er sich »wieder hineinarbeiten« müsse.²⁵

III

Auch im Kontext ästhetischer Überlegungen gewinnt die Synästhesie im letzten Drittel des Jahrhunderts zunehmend an Bedeutung, was nicht zuletzt mit der steigenden Bedeutung von Sinnesphysiologie und Psychologie in diesem Gebiet zusammenhängt. Mit Blick auf Keller sind hier vor allem Friedrich Theodor und Robert Vischer zu nennen, der erste mit der »Selbstkritik« seiner »Ästhetik« von 1866, der zweite mit seiner Dissertation von 1873, in der er eine synästhetisch fundierte Einfühlungslehre formuliert.

Friedrich Theodor Vischer, von Keller als »der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre«²⁶ gerühmt, setzt in seiner Revision seiner »Ästhetik« die Annahme, dass am Anfang der ästhetischen Theorie die Anschauung, also die Tätigkeit des Subjekts, zu stehen habe.²⁷ Das Schöne, insbesondere das Naturschöne, fasst Vischer als einen Akt der Leihung auf; demnach liegt der ästhetischen Auffassung auch an sich gleichgültiger oder abstrakter Gegenstände ein mit der Anschauung notwendig verbundener Akt der Symbolisierung, das Hineinlegen oder Übertragen von Bedeutung, zugrunde. Die Ästhetik wird, indem sie die Anschauung als Bestandteil der aktivistisch gedeuteten Sinnlichkeit und ausgezeichnete Form der Wahrnehmung ins Zentrum rückt, psychologisch. Vischer weist explizit auf die Dynamik der wissenschaftlichen Erkenntnisse hin, die den Aufbau eines ästhetischen Systems verhindere, weil die »Physik und die Physiologie mit ihren Forschungen über Farben und Töne, Sehen und Hören, die Psychologie mit ihren neuen Standpunkten,

²⁵ Lazarus' Lebenserinnerungen (wie Anm. 22), S. 38. Gemeint ist hier das Gesamtwerk des Freundes.

²⁶ Gottfried Keller, Zu Friedrich Theodor Vischers achtzigstem Geburtstag. In: HKKA Bd. 15: Aufsätze. Zürich 2012, S. 331–334, hier S. 334.

²⁷ Vgl. Friedrich Theodor Vischer, Kritik meiner Ästhetik. In: Ders.: Kritische Gänge, Neue Folge, Bd. 2, H. 5. Stuttgart 1873, S. 1–156, hier S. 24.

Beobachtungen und Inductionen« permanent »neue Gesichtspunkte« bringe.²⁸

Die psychologische Fundierung hat Vischers Sohn Robert unter Rückgriff auf die Schriften seines Vaters in seiner Dissertation »Ueber das optische Formgefühl« von 1873 weiter ausgebaut und damit die bald dominierende Einfühlungslehre mitbegründet und entscheidend geprägt.

Unter »Einfühlung« versteht Vischer »ein unbewusstes Versetzen der eigenen Leibform und hiemit auch der Seele in die Objektsform«²⁹, ein Vorgang, der auch in alltäglichen Wahrnehmungsprozessen stattfindet. Im Sinne der vorausgesetzten Einheit von Leiblichkeit und Wahrnehmung kennzeichnet Vischer – Gustav Adolf Lindners »Lehrbuch der empirischen Psychologie« folgend – das Tasten als »derberes Schauen in die unmittelbare Nähe«, des Sehens als »feineres Tasten in die Ferne«.³⁰ Aber auch darüber hinaus wird die Wahrnehmungstätigkeit multisensoriell gedacht und die ästhetische Anschauung mit synästhetischen Empfindungen in Verbindung gebracht:

Wir können häufig die merkwürdige Beobachtung an uns machen, dass eine Gesichtserregung in einer ganz anderen Provinz unseres Körpers, in einer ganz anderen Sinnessphäre verspürt wird. Wenn ich über eine heisse, von der Sonne grell beleuchtete Strasse gehe und setze eine dunkelblaue Brille auf, so bekomme ich immer zugleich für einen Moment den Eindruck, als werde mir die Haut abgekühlt. Andererseits spricht man nur deshalb von »schreienden« Farben, weil durch grellen Schimmer in der That widerliche Reize in den Gehörsnerven entstehen. In niedrigen Stuben bekommt unser ganzer Körper eine Empfindung von Last und Druck. [...] Ebenso können Denkreize sensitive, wie motorische Reize in den niederen Organen erzeugen und umgekehrt. [...] Es handelt sich überhaupt um den ganzen Körper; der ganze Leibmensch wird ergriffen.³¹

Man kann davon ausgehen, dass Keller Robert Vischers Dissertation kannte – jedenfalls äußert er sich in einem Brief an den Vater über die

²⁸ Vischer, Kritik meiner Ästhetik (Fortsetzung und Schluss). In: Ders.: Kritische Gänge, Neue Folge, Bd. 2, H. 6. Stuttgart 1873, S. 1–132, hier S. 129.

²⁹ Robert Vischer, Ueber das optische Formgefühl. Ein Beitrag zur Aesthetik. Leipzig 1873, S. VII.

³⁰ Ebd., S. 3.

³¹ Ebd., S. 10f.

Schriften des Sohnes in einer Weise, die dies nahelegt.³² Aber auch unabhängig von Kellers konkreter Kenntnis der Schrift Robert Vischers zeigt sich an diesem wie an den anderen genannten Beispielen, dass – bevor die Synästhesie wissenschaftlich, literarisch oder künstlerisch eine prominente Rolle spielt – Übertragungsvorgänge zwischen den Sinnen und multisensorielle Reaktionen zunehmend thematisiert werden. Die Synästhesie drängt gewissermaßen an die Oberfläche im Zusammenhang mit einem auf die Eigenaktivität der Sinne und die Geschlossenheit des Nervensystems ausgerichteten Modell der Psychophysiologie sowie einer darauf aufbauenden Ästhetik.

In einer durchaus an Robert Vischer erinnernden Weise hat auch Keller die ästhetische Rezeption als aktive, Sinnesgrenzen überschreitende, körperlich ergreifende Erfahrung dargestellt. So schreibt er etwa in einem Brief vom 13. August 1878 an Theodor Storm, er freue sich außergewöhnlich auf dessen neuen Verse und werde »dieselben mit horchenden Augen besehen und sehenden Ohren behorchen.«³³ Die synästhetische Formulierung, mit der Keller dem Kollegen die intensive Lektüre von dessen neuem Gedichtband in Aussicht stellt, enthält eine biblische Anspielung, die auf die Frage nach der Möglichkeit von Verstehen überhaupt verweist. In Matthäus 13 erklärt Jesus seinen Jüngern, warum er in Gleichnissen spricht:

Ihr ist es gegeben, daß ihr das Geheimnis des Himmelreichs verstehtet; diesen aber ist es nicht gegeben. Denn wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch das genommen, was er hat. Darum rede ich zu ihnen durch Gleichnisse. *Denn mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht; denn sie verstehen es nicht.*³⁴

³² »Heute bin ich zur endlichen Fortsetzung [des angefangenen Briefes, JMT] aufgestachelt worden durch den frischen Fleiß u muntern Styl Ihres Sohnes, von dem mir wieder eine Arbeit in die Hände kam«, schrieb Keller am 29. Juni 1875 an Friedrich Theodor Vischer (in: Gottfried Keller, Gesammelte Briefe, Bd. 3.1. Hg. von Carl Helbling. Bern 1952, S. 137f.). Er kannte also mehr als eine Arbeit Roberts – der bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht allzuviel publiziert hatte –; und man darf annehmen, dass die vielbeachtete, für die Einfühlungslehre epochemachende und bis heute mit Abstand bekannteste Schrift Robert Vischers, seine Dissertation »Ueber das optische Formgefühl«, zu diesen zählte.

³³ Theodor Storm – Gottfried Keller, Briefwechsel. Kritische Ausgabe. In Verbindung mit der Theodor-Storm-Gesellschaft hg. von Karl Ernst Laage. Berlin 1992, S. 33.

³⁴ Matthäus 13 (Hervorhebung JMT).

Der biblische Intertext macht deutlich, dass Keller hier wie nebenbei eine hermeneutische Grundfrage berührt: Die synästhetische Wahrnehmung erscheint gewissermaßen als Voraussetzung einer sinner-schließenden Lektüre. Die Verknüpfung unterschiedlicher Sinnesmo-dalitäten signalisiert nicht nur maximale Aufmerksamkeit, sondern steht auch für ein sinnliches, die Wahrnehmungsorgane übergreifendes Involviertsein. Die adäquate Rezeptionshaltung, die ein Verständnis der Gedichte ermöglicht, geht demnach aus einer Aktivierung der ganzheitlich aufgefassten Sinnlichkeit hervor. – Mit einer vergleichba-ren Wendung hatte Keller bereits in einem 1855 erschienenen Aufsatz über »Das goldene Grün bei Goethe und Schiller« die Poesie als »Male-rei, welche durch das Gehör gesehen werden muß«,³⁵ bezeichnet. Die synästhetische Formulierung weist hier die gesprochene Sprache als die erste, sinnliche Wirklichkeit der Dichtung aus; die Übertragung zwischen Sinnesgebieten und Wirklichkeitsbereichen erscheint so als das zentrale Verfahren poetischer Bedeutungsproduktion.³⁶

IV

Beansprucht Keller in diesen Beispielen die Synästhesie zur Charakte-risierung der Rezeption (von Gedichten), so tut er dies in der bei Bleu-ler und Lehmann angeführten Stelle aus den »Züricher Novellen« mit Blick auf die Kunstproduktion. Kehren wir also zurück zum »Landvogt von Greifensee«.

Vorauszuschicken ist, dass es sich hierbei um die dritte der »Züri-cher Novellen« handelt, in der Keller die historische Gestalt des Salo-mon Landolt (1741–1818) von ihrer privaten Seite her literarisiert: Er-zählt werden fünf gescheiterte Liebesgeschichten des unverheirateten

³⁵ Gottfried Keller, Das goldene Grün bei Goethe und Schiller. In: HKKA Bd. 15, S. 132–135, hier S. 135.

³⁶ Vgl. Jutta Müller-Tamm, Das goldene Grün. Gottfried Kellers Poetik der Farbe. In: Far-ben in Kunst- und Geisteswissenschaften. Hg. von Jakob Steinbrenner, Christoph Wagner und Oliver Jehle. Regensburg 2011, S. 173–182; für eine »chromatische« Lektüre von Kellers eigener Prosa vgl. den Aufsatz von Cornelia Zumbusch, Grauer Grund. Keller, Goethe und der Glanz der Prosa. In: Die Farben der Prosa. Hg. von Eva Eßlinger, Heide Volkening und Cornelia Zumbusch. Freiburg i.Br. 2016, S. 79–98.

Landolt, der – so die Rahmenkonstruktion der »Landvogt«-Novelle – seine verflochtenen Liebschaften zu einem Fest versammelt und zuvor seiner alten Haushälterin die Romanzen beichtet. Die Stelle, die Bleuler und Lehmann zum Besuch bei Keller veranlasste, entstammt der Erzählung der vorletzten Liebschaft mit einer Frau namens Barbara, auch »Grasmücke« genannt, die von Landolt Unterricht im Zeichnen erhält. Barbara vertreibt sich die Zeit, indem sie »eine Menge Bildnisse [...] anfertigte, an denen nur das Gesicht und die Hände gemalt waren, alles Uebrige aber aus künstlich zugeschnittenen und zusammengesetzten Zeugflickchen von Seide oder Wolle oder anderen natürlichen Stoffen bestand«.³⁷ Die zarte Annäherung von Lehrer und Schülerin endet jedoch abrupt, als Barbara erstmals Landolt in seinem Atelier besucht und von dessen synästhetisch hergestellten Landschaften – sie zeugen, so heißt es, von »einer außerordentlichen Höhe der Selbständigkeit, des ursprünglichen Gedankenreichtums und des unmittelbaren eigenen Verständnisses der Natur«³⁸ – derart überwältigt ist, dass sie verängstigt das Weite sucht. Auf das Angebot von Barbara, beide sollten für die Harmonie der zukünftigen Ehe ihre Malerei aufgeben, geht Landolt nicht ein, insofern er erkennt, »daß hier im Gewande unschuldiger Beschränktheit eine Form der Unbescheidenheit auftrate, die den Hausfrieden keineswegs verbürge«.³⁹ Ende der Liebe.

Im Zentrum der Liebesgeschichte zwischen Landolt und Barbara steht die Gegenüberstellung zweier Formen von künstlerischer Betätigung. Diese Passage enthält – das ist unschwer zu erkennen – eine Ästhetik *en miniature*, in der sehr beiläufig die Frage nach dem Verhältnis von Materialität, Wirklichkeit, Wahrnehmung und ästhetischem Schein verhandelt wird. Die Rahmenerzählung des Novellenzyklus stellt das Motiv der synästhetischen Kunstproduktion darüber hinaus in Zusammenhang mit der Originalitätsthematik, denn die eingelegten Novellen – und so auch die Geschichte des Salomon Landolt – sind Teil eines Erziehungsprogramms, das den leicht zu kränkenden, aber

³⁷ Gottfried Keller, Der Landvogt von Greifensee. In: HKKA Bd. 6: Züricher Novellen. Zürich 1999, S. 145–257, hier S. 207.

³⁸ Ebd., S. 211.

³⁹ Ebd., S. 215.

schwer zu belehrenden jungen »Herrn Jacques« von seiner Anmaßung, ein künstlerisches Originalgenie werden zu wollen, heilen soll.

Die Konfrontation der unvereinbaren Kunstauffassungen und -praxen von Barbara und Landolt beinhaltet zunächst eine Auseinandersetzung mit der Frage nach der Materialität von Kunst. Barbaras Art der Mischung von malerischer und stofflich-realer Repräsentation erzeugt das, was Friedrich Theodor Vischer in seiner »Ästhetik« als »gemeinen Schein«⁴⁰ abqualifiziert hatte:

Ein solcher gemeiner Schein entsteht aber, wenn eine Kunstform, die in einem bestimmten sinnlichen Materiale thätig und an dessen Ausschließlichkeit gebunden ist, mit der Wirkung dieses Materials die Wirkung eines wesentlich andern verbinden will, indem sie vergißt, daß das Vollkommene gerade durch die Isolirung der Erscheinungsseiten, durch die Theilung der Arbeit erreicht wird.⁴¹

Der Maler muss sich – so Vischer und mit ihm implizit der Erzähler in Kellers Novelle – »der materiellen Darstellung ent schlagen«, ⁴² vom »Stoffartigen im Gegenstande«⁴³ abstrahieren, um den »vollständigen Scheine des Daseins«⁴⁴ im Bild zu erreichen. Eine Kunstform, wie die »Grasmücke« sie praktiziert, würde Vischer dem »Spieltrieb«⁴⁵ zurechnen, den er – in erklärter Absetzung vom Kant-Schillerschen Begriff – als kulturgeschichtlich primitiven oder kindlichen Impuls charakterisiert; und auch der Erzähler im »Landvogt von Greifensee« gibt mit freundlicher Ironie zu verstehen, dass es sich hier um die bescheidene Kunstübung eines unschuldigen und beschränkten Gemüts handelt.⁴⁶

⁴⁰ Friedrich Theodor Vischer, *Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen*, Bd. 3.2.2. Stuttgart 1853, S. 378 (§ 608). Der Grund für die Abwehr liegt Vischer zufolge »zunächst schon im wahren Begriffe der Naturnachahmung: die *Lebendigkeit* der Natur soll nur in einem *reinen*, nicht in einem gemein täuschenden Scheine nachgeahmt werden [...].« Als Negativbeispiel dient ihm hier die Wachspuppe.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vischer, *Aesthetik*, Bd. 3.2.3. Stuttgart 1854, S. 509 (§ 649).

⁴³ Vischer, *Aesthetik*, Bd. 1. Reutlingen u.a. 1846, S. 147 (§ 54).

⁴⁴ Vischer, *Aesthetik*, Bd. 3.2.3 (wie Anm. 42). S. 511 (§ 649).

⁴⁵ Der Spieltrieb unterscheidet sich vom Kunsttrieb dadurch, dass – wie Vischer sagt – »der Schein, den er sucht, nicht der reine Schein [...] ist«. (Vischer, *Aesthetik*, Bd. 3.1, Reutlingen, Leipzig 1831, S. 90 [§ 51]).

⁴⁶ Von den Stücken des »bescheidenen Museums« (S. 209) der Grasmücke ist vorrangig in Diminutivform die Rede (vgl. Keller, *Landvogt* [wie Anm. 37], S. 207–209).

Über die Stufe einer solchen spielerisch-kindlichen Praxis hat sich Landolt – allerdings ohne auf dem höchsten Punkt angekommen zu sein – weit erhoben. Seine Malerei beruht auf wiederholter, umfassender Naturanschauung und der subjektiven Erzeugung einer ganzheitlichen Bildvorstellung, bei der unterschiedliche Sinne involviert sind.

Entsprechend wird hier eine avancierte Produktionsästhetik formuliert: Die Kunst Landolts erschöpft sich nicht in der Gegenstandsorientierung, setzt nicht nur *Sehen* voraus, sondern umfassende sinnliche *Erfahrung* des ganzen Menschen in der Natur und vor allem die subjektiv-sinnliche Aneignung und Verwandlung des Erfahrenen mit dem Ziel künstlerischer Wahrheit: »Vor einem Flußbilde, auf welchem der Kampf des ersten Frührotes mit dem Scheine des untergehenden Mondes vor sich ging, erzählte Landolt, wie früh er eines Tages habe aufstehen müssen, um diesen Effekt zu belauschen, wie er denselben aber doch ohne Hilfe der Maultrommel nicht herausgebracht hätte. Lachend erklärte er die Wirkung solcher Musik, wenn es sich um die Mischung delikater Farbentöne handelt« – er greift zum Instrument und erzeugt musikalisch »jenes Hechtgrau, das in das matte Kupferrot übergeht«, von dem oben schon die Rede war.⁴⁷

Die synästhetische Produktionsästhetik, wie Keller sie Landolt in den Mund legt, ist zwar tatsächlich, wie Bleuler und Lehmann kolportieren, durch David Heß' Bericht über den historischen Landolt angeregt. Anders als die beiden Medizinstudenten meinen, deckt sich Kellers literarische Verarbeitung jedoch *nicht* mit der biographischen Vorlage: Der historische Landolt, wie David Heß ihn porträtiert, stellt nämlich mithilfe seiner Maultrommel eine Verwandtschaft der »musikalischen Laute« mit »den Farbtönen und ihren harmonischen Uebergängen« fest, er bezieht sich also in einer für das 18. Jahrhundert charakteristischen Weise auf physikalische Analogien von Farbe und Ton. Ausgehend von der Annahme einer rationalen und harmonischen Ordnung im Kosmos wurden derartige Spekulationen zum Zusammenhang von Farbe und Ton im 18. Jahrhundert vielfach angestellt und führten beispielsweise zu solchen Konstruktionen wie dem be-

⁴⁷ Ebd., S. 213.

rühmt-berühmten Farbenklavier von Louis Bertrand Castel.⁴⁸ – *Kellers* Landolt hingegen ist ein Synästhetiker, in seinem Fall geht es nicht um die Physik der Farb-Ton-Beziehungen, sondern um Psychophysiologie, um den subjektiven Zusammenhang der Sinne und den Wert synästhetischer Empfindungen im künstlerischen Produktionsprozess. Kellers Landolt beschreibt die bewusste und willentliche Aktivierung der subjektiven Sinnlichkeit, die unabhängig von dem zugleich als wesentlich vorausgesetzten Studium der Natur existiert. Die Wahrnehmungstätigkeit gewinnt also, indem sie subjektiv-synästhetisch wird, ein Eigenleben und ebendiese Aktivität der Sinne erscheint hier als Voraussetzung ästhetischer Ganzheit und künstlerischen Gelingens.

Angeichts der – auch in der Forschung immer wieder hervorgehobenen – uneinheitlichen Anlage und Rätselhaftigkeit des Novellenzyklus stellt sich allerdings die Frage, welcher Stellenwert dieser Passage im Gesamtzusammenhang zukommt. Die Rahmenhandlung des Zyklus weist die eingelegten Novellen als Bestandteil eines Erziehungsprogramms aus, das der Pate seinem an Originalitätssucht und pseudo-künstlerischer Überheblichkeit leidenden Neffen Jacques angedeihen lässt. Die ersten beiden Erzählungen – in »Hadlaub« wird ein Vorbild statuiert, »Der Narr auf Manegg« arbeitet mit Abschreckung – erzielen nicht ganz die gewünschte Wirkung. Die Geschichte des Landvogts hat im Unterschied dazu einen deutlicheren Effekt – wenn auch nicht wirklichen Erfolg, denn Jacques wird zwar von seinen unproduktiven Dichterambitionen und seinem Originalitätsstreben geheilt, bleibt aber derselbe Kleingeist und Krämer, der er zu Beginn schon war. Dabei kann der unverheiratete Landolt, der zwar eine verdienstvolle und geachtete öffentliche Person, im Privaten jedoch mehr oder weniger gescheitert ist, nicht als geradlinige Vorbildfigur gelten, vielmehr ist er ebenso ambivalent wie der Zyklus insgesamt, der unentscheidbar zwischen versöhnlicher Resignation und deren ironischer Aufhebung schwankt.

Dennoch hat die synästhetische Produktionsweise Landolts auch über die Konfrontation mit der naiv-unzulänglichen Kunstübung Bar-

⁴⁸ Corina Caduff, *Fantom Farbenklavier. Das Farbe-Ton-Verhältnis im 18. Jahrhundert oder Vom Einspruch gegen das *clavecin oculaire* und seinen ästhetischen Folgen*. In: *ZfdPh* 121, 2002, S. 481–509.

baras hinaus Bestand. Als ein auf hohem Niveau arbeitender Dilettant ist Landolt nämlich das genaue Gegenbild zum jungen »Herrn Jacques« der Rahmenerzählung. Letzterer übernimmt nur den Habitus und das eingebilddete Selbstverständnis des Künstlers: Er imaginiert sich eine Studierstube und besucht die »romantische Wildnis«, die »von den zürcherischen Genies, Philosophen und Dichtern«⁴⁹ begangen worden war; er will »[d]er neue Ovid«⁵⁰ sein, schafft es aber nicht, auch nur eine Zeile – außer der Überschrift auf ein weiß bleibendes Heft – zu Papier zu bringen. Landolt hingegen beansprucht nie, professioneller Künstler zu sein, erfüllt aber die Dimensionen der Kunst nach ihrer objektiven und subjektiven Seite hin:

Obgleich er eine entschiedene und energische Künstlerader besaß, hatte er den Stempel des abgeschlossenen, fertigen Künstlers nie erreicht, weil ihm das Leben dazu nicht Zeit ließ und er in bescheidener Sorglosigkeit überdies den Anspruch nicht erhob. Allein als Dilettant stand er auf einer außerordentlichen Höhe der Selbständigkeit, des ursprünglichen Gedankenreichtums und des unmittelbaren eigenen Verständnisses der Natur. Und mit dieser Art und Weise verband sich ein keckes, frisches Hervorbringen, das vom Feuer eines immerwährenden *con amore* im eigentlichen Sinne beseelt war.⁵¹

Als Künstler – und zwar gerade als einer, der keinen Anspruch auf professionelle Geltung erhebt – stellt er also durchaus ein positives Exempel und Gegenbild zum jungen Möchtegernkünstler dar. Allerdings bleibt es offen, ob nicht der erzieherische Haupteffekt dieser Geschichte auf den Umstand zurückgeht, dass der Rahmenfiktion nach die Landolt-Geschichte gar nicht *erzählt* wird, sondern dem jungen Jacques zum *Abschreiben* übergeben wird. Erst der Akt des Kopierens, der lang dauernde, »mit großer Sorgfalt und Reinlichkeit«⁵² durchgeführte handschriftliche Nachvollzug zeitigt hier den pädagogischen Erfolg, der offenbar weniger mit Einsicht als mit der Vermeidung von Anstrengung zu tun hat.⁵³

⁴⁹ Keller, Landvogt (wie Anm. 37), S. 10.

⁵⁰ Ebd., S. 8.

⁵¹ Ebd., S. 211.

⁵² Ebd., S. 144.

⁵³ »Ueber dem sorgfältigen Abschreiben vorstehender Geschichte des Landvogts von Greifensee waren dem Herrn Jacques die letzten Mücken aus dem jungen Gehirn entflohen, da er

Das Farbenhören Landolts wird, so kann man resümieren, in einer psychologischen, sozialen und ästhetischen Konstellation vorgeführt, die nicht nur Jacques, sondern auch die Leser überzeugen soll. Das Malen nach der Maultrommel bringt eine Reihe von mit großer Anteilnahme und Sympathie beschriebener Werke hervor, ein Œuvre mit hohem Wiedererkennungswert, das »wie *ein* einziges, aber vom Hauche des Lebens zitterndes und bewegtes Wesen«⁵⁴ erscheint. Der Pate – er ist laut Rahmenerzählung Urheber des Manuskripts – bestätigt die synästhetische Produktionsweise Landolts nicht zuletzt dadurch, dass er dessen Werk mit einer die Sinne verschmelzenden Metaphorik beschreibt:

Seine [Landolts] Malkapelle, wie er sie nannte, bot [...] einen ungewöhnlich reichhaltigen Anblick an den Wänden und auf den Staffeleien, und so mannigfaltig die Schildereien waren, die sich dem Auge darboten, so leuchtete doch aus allen derselbe kühne und zugleich still harmonische Geist. Der unablässige Wandel, das Aufglimmen und Verlöschen, Wiederhallen und Verklingen der innerlich ruhigen Natur schienen nur die wechselnden Akkorde desselben Tonstückes zu sein.⁵⁵

Die prononcierte Gegenüberstellung der unvereinbaren Kunstpraxen Barbaras und Landolts verdeutlicht, dass es im Kunstschaffen nicht um äußere Nachahmung oder Reproduktion geht, sondern um Empfindungsanalogien und leib-seelische Resonanzen. Während die schlichte kindliche Kunstpraxis Barbaras am Material und an der stofflichen Identität von Bild und Abbild, von Zeichen und Bezeichnetem hängt, beruht die gereifte Kunstpraxis Landolts auf dem Bewusstsein

sich deutlich überzeugte, was alles für schwieriger Spuk dazu gehöre, um einen originellen Kautz notdürftig zusammenzuflicken. Er verzweifelte daran, so viele, ihm zum Teil widerwärtige Dinge, wie zum Beispiel fünf Körbe, einzufangen, und verzichtete freiwillig und endgültig darauf, ein Originalgenie zu werden, so daß der Herr Pate seinen Part der Erziehungsarbeit als durchgeführt ansehen konnte.« (ebd., S. 248). Wie Irmela Krüger-Fürhoff u.a. an Kellers Novelle »Die mißbrauchten Liebesbriefe« nachgewiesen hat, ist das Kopieren von Texten »keine unverfänglich-neutrale Aktivität, sondern besitzt ein mitunter schwer kalkulierbares erotisches, erzieherisches und emanzipatorisches Potential.« (Irmela Marei Krüger-Fürhoff, *Ab/Schreiben. Handschrift zwischen Liebesdienst und Dienstbarkeit in Goethes Wahlverwandtschaften, Eliots Middlemarch und Kellers Die mißbrauchten Liebesbriefe*. In: *Schreiben als Ereignis. Künste und Kulturen der Schrift*. Hg. von Jutta Müller-Tamm, Caroline Schubert und Klaus Ulrich Werner. Paderborn 2018, S. 219–239, hier S. 238.)

⁵⁴ Keller, Landvogt (wie Anm. 37), S. 211f.

⁵⁵ Ebd., S. 211.

vom eigengesetzlichen Scheincharakter des Kunstwerks, und das heißt: auf intensiver Naturerfahrung *und* der Aktivierung subjektiver Sinnlichkeit. Dass das Nervensystem ein Eigenleben hat, war eine Lektion der Sinnesphysiologie, die Keller früh schon gelernt hatte. Im »Landvogt von Greifensee« verdichtet sich diese Lektion zum Moment einer synästhetischen Produktionsästhetik. Das ist zwar, anders als Bleuler und Lehmann meinten, nicht gerade divinatorisch, aber doch – zehn, fünfzehn Jahre, bevor die *audition colorée* in aller Munde und die Synästhesie ein wissenschaftliches Modethema war – durchaus bemerkenswert.

Matthias Schöning

Der Bäckermeister

Theorie und Praxis der Ehre in Schnitzlers »Lieutenant Gustl«

Der vorliegende Aufsatz verfolgt ein einfaches Ziel. Er möchte zeigen, dass die von der Forschung vernachlässigte Nebenfigur des Bäckermeisters¹ die Pointe von Schnitzlers Monolognovelle »Lieutenant Gustl« vorwegnimmt und damit eine wichtige hermeneutische Funktion erfüllt. Die Interpretation des Textes findet im Handeln der Nebenfigur einen wichtigen Anhaltspunkt, wenn man nach der Pragmatik der Publikationshandlung im historischen Kontext fragt und nach einem Grund für die enorme zeitgenössische Wirkung des Textes sucht. Dabei dient der Innere Monolog als Mittel, das provokante Gedankenexperiment über die Kultur der Ehre, das diesem Text zugrunde liegt, von einem fakultativen Diskussionsbeitrag in eine für die Verfechter der Ehre bedrohliche Vorstellung von großer imaginativer Kraft zu verwandeln. Die Figurenrede des Bäckermeisters impliziert nämlich, was in der realen Welt von Schnitzlers Zeitgenossen auf keinen Fall explizit werden soll, in Gustls (fiktiver) Welt am Ende aber umstandslos praktiziert wird: das Fortbestehen einer ausgehöhlten, nach dem Reglement der Ehre tatsächlich ehrlosen Ehrpraxis.

¹ Als Beleg für diese Behauptung mag zunächst die ansonsten facettenreiche Darstellung im Schnitzler-Handbuch erhalten: Ursula Renner, »Lieutenant Gustl« (1900). In: Schnitzler-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von Christoph Jürgensen, Wolfgang Lukas und Michael Scheffel. Stuttgart / Weimar 2014, S. 186–190, hier S. 188: Der Bäckermeister wird lediglich im Zitat aus der Dissertation von Ernst Jandl erwähnt, deren Zusammenfassung der Handlung übernommen wird. Vgl. auch den Forschungsüberblick in Achim Aurnhammer, »Lieutenant Gustl«, Protokoll eines Unverbesserlichen. In: Ders., Arthur Schnitzlers intertextuelles Erzählen. Berlin u.a. 2013, S. 81–103, hier S. 82f. Eine Ausnahme stellt der Beitrag von Klaus Laermann, »Leutnant Gustl«, im gemeinsam mit Rolf-Peter Janz verfassten Band Arthur Schnitzler. Zur Diagnose des Wiener Bürgertums im fin de siècle. Stuttgart 1977, S. 110–130, hier S. 113–116, dar, dessen Mikrosoziologie einer Beleidigung zwar die Situation an der Garderobe genau analysiert, ohne allerdings die Ebene der dargestellten Welt zu überschreiten. Ähnliches gilt für den Aufsatz von Gero von Wilpert, Leutnant Gustl und seine Ehre. In: Die Ehre als literarisches Motiv. E.W. Herd zum 65. Geburtstag. Hg. von August Obermayer. Dunedin (NZ) 1986, S. 120–139, hier S. 125f., der im Gegensatz zu Laermann weniger das sozialstrategische Geschick als den guten Willen des Bäckermeisters betont, dabei aber ganz in Kategorien der Väterlichkeit bzw. Menschlichkeit bleibt.

Nicht viele Texte des 19. und 20. Jahrhunderts haben eine derart starke unmittelbare Wirkung gehabt, die nicht etwa von Institutionen eines totalitären Staates gesteuert wurde, sondern sich in einer relevanten Menge freiwillig agierender Personen manifestiert. Nimmt man an, dass diese Wirkung von Schnitzlers »Lieutenant Gustl« nicht zufällig ist, sondern im Text angelegt, dann sollte es sich lohnen, diesen noch einmal daraufhin zu prüfen, worin dieses Potenzial in Bezug auf die zeitgenössische Wirkung besteht. Das ist die vordringliche Aufgabe. Da eine mustergültige Dokumentation der Wirkung durch Ursula Renner bereits erfolgt ist, wird diese nur noch einmal zusammenfassend in Erinnerung gerufen (I.). Im nächsten Schritt wird die für die Relation von fiktiver dargestellter Welt und realer zeitgenössischer Welt grundlegende Gemeinsamkeit erläutert, nämlich die Kultur der Ehre und die Regeln der Satisfaktion (II.). Das ist notwendig, da uns die Ehrkultur inzwischen nahezu archaisch anmutet und derart fremd geworden ist, dass fehlende Kenntnis zu Fehlinterpretationen verleitet.² Nachdem Wirkung und Kontextbedingungen geklärt sind, soll der Text selbst untersucht werden. Dabei beginne ich entsprechend der o.g. These mit der Figur des Bäckermeisters, um diese als geheime Verlautbarungsinstanz der Textpragmatik zu analysieren. Demnach erweist sich der Bäckermeister als – neben Gustl selbst – zweite Quelle für die Rekonstruktion der Textbedeutung, insofern diese auf die zeitgenössische Kultur der Ehre bezogen ist. Er nimmt implizit vorweg, was Gustl nach durchwachter Nacht am Ende bedenkenlos tut, nämlich sich seiner faktischen Entehrung zum Trotz mit einer bloß scheinhaften Ehre zufrieden zu geben (III.). Für die Relation zwischen dem inneren Erleben Gustls einerseits und den Regeln der zeitgenössischen Ehrkultur andererseits stellt die Figur des Bäckermeisters eine objektivierende Vermittlungsinstanz dar. Trotz erzählerlosen Erzählens ist es deshalb

² Das betonen auch von Wilpert, Gustl und seine Ehre (wie Anm. 1), S. 120, und Michael Ott, Gewalt und Ritual. Duell-Szenen bei Arthur Schnitzler. In: Geschichte(n) von Macht und Ohnmacht. Narrative von Männlichkeit und Gewalt. Hg. von Uta Fenske und Gregor Schuhen. Bielefeld 2016, S. 171–187, hier S. 172.

problemlos möglich, den »Text als Handlung«³ zu verstehen (IV.). Eine »zweite Quelle« ist nicht zuletzt deshalb wünschenswert, weil der Innere Monolog die für alle erzählende Literatur konstitutive Differenz zwischen Erzählperspektive und Figurenerleben minimiert. Umgekehrt hängt die Leistung des Inneren Monologs gerade davon ab. Nur die unmittelbare Innensicht des Protagonisten lässt die Infragestellung der Ehrkultur nicht als bloße Verleumdung Dritter erscheinen (V.).

I. Zur Wirkung einer Novelle

Schnitzlers »Lieutenant Gustl« wurde erstmals am 25. Dezember 1900 in der Weihnachtsbeilage der Wiener Tageszeitung »Neue Freie Presse« veröffentlicht. An dieser Erstpublikation bzw. deren Wiedergabe in der kommentierten Edition der Suhrkamp BasisBibliothek⁴ orientieren sich meine Schreibweise des Titels und alle folgenden Zitate des Primärtextes. Die Zusammenfassung der zeitgenössischen Wirkung folgt der genannten Edition sowie der weit ausführlicheren »Dokumentation« von Ursula Renner.⁵

Die Wirkung von Literatur zu dokumentieren ist bekanntlich nicht einfach. Die Hermeneutik Hans-Georg Gadamers kennt z.B. den Begriff der Wirkungsgeschichte und bezeichnet damit – kurz gesagt – die grundlegende hermeneutische Situation, die durch die Verbundenheit geprägt ist, die zwischen dem gegenwärtig Verstehenden und dem historischen Gegenstand in Form einer tradierten literarischen Kultur immer schon besteht.⁶ Im vorliegenden Fall geht es jedoch nicht um die langfristige Wirkung des Textes im Prozess der Literatur- und Geistesgeschichte, die an der Forschungsliteratur zu Schnitzlers

³ Klassisch: Karlheinz Stierle, *Text als Handlung*. München 1975; vgl. auch Elfie Poulain, *Einführung in die Literaturpragmatik mit einer Beispielanalyse von Kafkas Roman »Der Prozess«*. Heidelberg 2015.

⁴ Arthur Schnitzler, »Lieutenant Gustl«. Hg. und kommentiert von Ursula Renner unter Mitarbeit von Heinrich Bosse. Frankfurt a.M. 2007.

⁵ Ursula Renner, *Dokumentation eines Skandals. Arthur Schnitzlers »Lieutenant Gustl«*. In: HJb 15, 2007, S. 33–216. Siehe auch die Ergänzungen: »Lieutenant Gustl zittert vor den Folgen«. Ein Nachtrag. In: HJb 18, 2010, S. 139–142.

⁶ Vgl. Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 6. Aufl. Tübingen 1990 (Gesammelte Werke, Bd. 1), S. 305–312.

»Lieutenant Gustl«, der Formgeschichte des Autonomen Inneren Monologs und anderen Rezeptionszeugnissen abzulesen wäre, sondern um eine an die historische Publikation direkt anschließende, unmittelbar zeitgenössische Wirkung, die dokumentiert, wie der Text aufgenommen wurde. Die Tatsache, dass der Text seinerzeit eine starke Wirkung erzielt hat, dokumentieren die Quellen. Die Gründe für diese Wirkung lässt sich diesen Quellen jedoch nicht gleichermaßen entnehmen. Abgesehen von den methodologisch zu beschreibenden generellen Schwierigkeiten, historische Voraussetzungen realer Ereignisse zu rekonstruieren, ist die Opazität der Gründe im konkreten Fall recht gut benennbar. Sie gleichen einem »Tabu«. Diejenigen, die sich von Schnitzlers Leutnantsnovelle angegriffen fühlen, können den entscheidenden Wirkungstreffer des Textes nicht benennen, ohne das Gedankenexperiment selbst durchzuspielen, das sie beunruhigt. Sie müssten in deutlichen Worten explizieren, was im Modus des Inneren Monologs imaginiert wird. Dadurch aber würden sie selbst aus dem dunklen Winkel der Tabuisierung holen, was sie in ihn zurückdrängen wollen.

Weil ein öffentlicher Angriff auf den Text nicht in Frage kommt, versucht man des Autors habhaft zu werden. Die beiden wichtigsten Dokumente haben den Sachverhalt zum Gegenstand, dass Arthur Schnitzler in Folge der Publikation seines Gustl-Textes auf zweierlei Weise gegen seine Ehrenpflichten verstoßen habe und ihm daher der Offiziersrang aberkannt werde. Der Beschluss des »Wiener Ehrenrats für Landwehroffiziere und Kadetten« vom 26. April 1901 lautet wie folgt:

Der beschuldigte Oberarzt etc. hat die Standesehre dadurch verletzt, daß er als dem Offiziersstande angehörig eine Novelle verfaßte und in einem Weltblatte veröffentlichte, durch deren Inhalt die Ehre und das Ansehen der öster. ung. Armee geschädigt und herabgesetzt wurde, sowie daß er gegen die persönlichen Angriffe der Zeitung »Reichswehr« keinerlei Schritte unternommen hat.⁷

Tatsächlich erfährt Schnitzler von diesem Urteil, das er erwartet haben dürfte, am Morgen des 21. Juni 1901 aus der »Neuen Freien Presse«.

⁷ Renner, Dokumentation eines Skandals (wie Anm. 5), S. 46.

Diese betont, dass ihr der »Wortlaut des Urtheils«⁸ nicht vorliege. Gleichwohl gibt sie den Sachverhalt in seiner Zweiseitigkeit richtig wieder:

Heute wird gemeldet, daß die vor sechs Monaten publicirte Erzählung den Anstoß zu einem Richterspruche des militärischen Ehrenrathes gegeben habe. Dr. Schnitzler sei zum Verluste der Charge als Regimentsarzt in der Reserve verurtheilt worden, weil er durch seine Novelle die Ehre des Officiersstandes verletzt und auf eine heftige Polemik nicht reagiert habe.⁹

Beide Dokumente betonen die Doppelung, dass Schnitzler einer Verletzung der Ehrenpflichten des Offiziersstandes *erstens* als Verfasser eines literarischen Textes und *zweitens* als Adressat von darauf in beleidigender Form reagierenden Stellungnahmen bezichtigt wird.

Man wird mutmaßen dürfen, dass es dem Ehrengericht aus den bereits genannten Gründen, aber auch aus generellen Erwägungen als nicht vermittelbar erschienen ist, Schnitzler allein für die Publikation des literarischen Textes seinen Offiziersrang abzuerkennen. Der Autor kann sich, wenn schon nicht auf verfassungsmäßig garantierte Presse- oder gar Kunstfreiheit, so doch immerhin darauf berufen, dass literarische Publikationen außerhalb militärischer Zuständigkeit liegen. Und tatsächlich hat Schnitzler »dem Bezirkskommando das Recht, ihn wegen der Veröffentlichung einer Novelle in einem Ehrengerichtsverfahren zu belangen« explizit bestritten.¹⁰ Unterstellt man dem Ehrengericht wenn schon nicht Erkenntnis seines Kommunikationsproblems angesichts des Tabus, so doch immerhin das insgeheime Zugeständnis, dass Schnitzlers Argumentation triftig ist, dann tritt der zweite Vorwurf in den Vordergrund, der außerhalb von Tabuzone und literarischer Sondersphäre liegt. Egal aus welchem Grund, als beleidigter Offizier ist Schnitzler im Sinne des Ehrenkodexes verpflichtet, Satisfaktion zu fordern, was er jedoch nicht getan hat. Gegenüber diesem

⁸ Ebd., S. 83.

⁹ Ebd.

¹⁰ Laermann, Leutnant Gustl (wie Anm. 1), S. 110. Die von Schnitzler selbst angefertigte Dokumentation gibt nach Renner, Dokumentation eines Skandals (wie Anm. 5), S. 44f., zwei Schreiben von ihm wieder, die feststellen, dass ihm »nicht bewußt ist, inwiefern obengenannte Novelle als eine jener Unterlassungen oder Handlungen gedeutet werden könnte, die einer ehrenrätlichen Behandlung zu unterwerfen sind« (S. 45).

Regelverstoß greift Schnitzlers Beharren auf säuberlicher Trennung der funktional differenzierten Systemkreisläufe nicht mehr. Weil der Autor zugleich Offizier der Reserve ist, koppelt dessen Beleidigung Literatur und Militär als zwei weitgehend, aber eben nicht voll ausdifferenzierte Sphären der zeitgenössischen Kultur fallweise aneinander.

Doch auch der von Seiten der Verfechter der Ehre erhobene Vorwurf einer Verdoppelung der Ehrverletzung, also der Vorwurf, Schnitzler habe auf ehrschädigende Angriffe, insbesondere auf einen Artikel der Reichswehr, nicht adäquat, d.h. mit einer Duellforderung, reagiert, wird in seinem Gewicht dadurch gemindert, dass er im Medium der Presse erfolgt ist und nicht in einem Streit unter Anwesenden. Es ist offensichtlich mutwillig, wenn ein Streit aus der Sphäre der Öffentlichkeit, zu deren Gesetzmäßigkeit es gehört, Meinungsdivergenzen zu produzieren, auf die Sphäre der persönlichen Beleidigung verschoben wird, um in letzter Konsequenz einen wortstarken Gegner mit Gewalt mundtot zu machen.

Zu den besonders befremdenden Seiten der Ehrkultur in ihrer Spätphase gehört sicherlich, dass es tatsächlich Fälle gibt, in denen Politiker und Journalisten ihre weltanschaulichen Differenzen nach den Regeln des Duells ausgefochten haben.¹¹ Um von diesem Missverhältnis zwischen dem Gegenstand des Konflikts und den Mitteln seiner Austragung frappiert zu sein, bedarf es jedoch keineswegs der Alterität des heutigen Beobachterstandpunkts. Wie Schnitzlers Komödie »Fink und Fliederbusch«¹² und ihr französisches Gegenstück demonstrieren,¹³ konnte man über diese Variante des »Duellunsinns«¹⁴ schon zur Zeit des Ersten Weltkriegs lachen.

¹¹ »1905 versuchte der internationale Pressekongress, Journalistenduelle per Beschluss aus der internationalen journalistischen Berufskultur zu verbannen.« Sonja Hillerich, *Deutsche Auslandskorrespondenten im 19. Jahrhundert. Die Entstehung einer transnationalen journalistischen Berufskultur*. Berlin / Boston 2018, S. 344.

¹² Vgl. Arthur Schnitzler, *Fink und Fliederbusch* [EA 1917]. In: Ders., *Komödie der Worte. Dramen 1914–1916*. Frankfurt a.M. 1993, S. 117–226.

¹³ Vgl. Wolfgang Lukas, *Fink und Fliederbusch. Komödie in drei Akten* (1917). In: Schnitzler-Handbuch (wie Anm. 1), S. 96–99, hier S. 96.

¹⁴ Gerhart von Graevenitz, Theodor Fontane: *Ängstliche Moderne. Über das Imaginäre*. Konstanz 2014, S. 611f.

Die Gemengelage kann so beschrieben werden: Schnitzler greift zum wiederholten Mal¹⁵ mittels eines literarischen Textes eine verbreitete kulturelle Praxis, die Kultur der Ehre und des Duells, an. In Reaktion auf die aus den Kreisen des Offizierskorps gegen ihn erhobenen Vorwürfe, die abgesehen von einer Verteidigung der Ehre auch durch Antisemitismus motiviert gewesen sind, beruft sich Schnitzler auf die funktionale Differenzierung, die selbst den österreichisch-ungarischen Ständestaat bereits mitprägt.¹⁶ Am Reaktionsmuster der Verteidiger der öffentlich angegriffenen Ehrkultur zeigt sich der Schwellencharakter der historischen Situation. Indem sie versuchen, den Angriff als Beleidigung der Ehre zu interpretieren und den Autor in das Interaktionsformat der Ehrkultur zu pressen, verkennen sie die kulturelle Logik der modernen, auf Kommunikation und eben nicht Interaktion basierenden Gesellschaft, in der es nicht zuletzt von der Reaktion abhängt, wie viel öffentliches Gewicht Kritik erhält. Doch auch wenn sich die Verteidiger klugerweise still verhalten hätten, ist der Lärm, den sie machen, mit Blick auf die von ihnen nach wie vor praktizierte Ehrkultur durchaus zu verstehen. Denn tatsächlich hat Schnitzler den wunden Punkt der Ehre genau getroffen.

Mit Blick auf die allgemeine Frage nach der Wirkung von Literatur und deren Dokumentation macht der vorliegende Fall vor allem seine historischen Sonderbedingungen deutlich. Der Text entfaltet die enorme Wirkung in der Öffentlichkeit und für die Person des Verfassers, weil er in einer historischen Schwellensituation de facto brüchig gewordene, aber von interessierten Eliten als weiterhin gültig reklamierte Handlungsschemata attackiert.¹⁷ Die partikulare Kultur der an die

¹⁵ Vgl. insbes. Arthur Schnitzler, *Freiwild* [EA 1898]. In: Ders., *Freiwild. Dramen 1892–1896*. Frankfurt a.M. 1994, S. 181–254.

¹⁶ Die Rekrutierungspraxis des zeitgenössischen Militärs, das sich mangels Nachwuchs und wegen des aus militärtechnischen Innovationen resultierenden Bedarfs an Fachkräften für nicht-adelige Kandidaten öffnen musste, dokumentiert dieses Prinzip der funktionalen Ordnung von Kommunikationen und Handlungen im übrigen selbst. Vgl. den Anhang zu Schnitzler, *Lieutenant Gustl* (wie Anm. 4), S. 120–127.

¹⁷ Dass die Ehrkultur obsolet ist, haben vor allem Peter L. Berger und Norbert Elias in ihren noch immer lesenswerten Arbeiten dargestellt: Peter L. Berger, *Exkurs. Über den Begriff der Ehre und seinen Niedergang*. In: *Das Unbehagen in der Modernität*. Hg. von Doms., Brigitte Berger und Hansfried Kellner. Frankfurt a.M. / New York 1975, S. 75–85; Norbert Elias, *Die satisfaktionsfähige Gesellschaft*. In: Ders., *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habi-*

Ständegesellschaft gekoppelten Ehre verliert in der Außenbetrachtung an Legitimität. Von innen heraus gerät ihr konstitutiver Korporativismus durch den zunehmenden Erfolg der Individualitätssemantik auch bei den Verfechtern der Ehre unter Druck. Makrosoziologisch schwindet zudem das Gewicht von persönlichen Interaktionsbeziehungen, während sich situationsabstrakte Kommunikationsmedien zunehmend durchsetzen.

Dementsprechend trägt Schnitzler nicht nur historisch den Sieg davon, sondern erweist sich auch zeitgenössisch – glücklicherweise – als insofern unverletzlich, da er sich erfolgreich dagegen wehrt, wegen eines Textes in die Sphäre des persönlichen Konfliktaustrags ›Mann gegen Mann‹ gezogen zu werden. Das ist nicht nur eine erfolgreiche Selbstschutzstrategie, sondern entspricht auch der Form seiner Kritik. Sein Text hat keine Person beleidigt, nicht einmal eine fiktive, sondern führt ein narratives Gedankenexperiment durch, das die allgemeine Frage aufwirft, was es bedeutet, wenn so etwas wie der geschilderte Fall wirklich passieren würde. Allerdings ist das Gedankenexperiment so schlagend, dass sich die Verfechter der Ehre eine Transposition des fiktiven Szenarios in die reale Welt nicht einmal vorstellen dürfen.

II. Die Regeln der Ehrkultur

Will man verstehen, was in diesem ganzen Komplex auf dem Spiel steht, muss man sich der Ehre zuwenden, deren Endphase (in der österreichischen und deutschen Kultur) Schnitzlers »Lieutenant Gustl« markiert. Schnitzler hat mit seiner Gustl-Figur einen fiktiven Repräsentanten des k.u.k.-Offizierskorps zum Gegenstand gemacht, den man als

tusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Michael Schröter. 4. Aufl. Frankfurt a.M. 1990, S. 61–158. Makrosoziologische Argumente für die Auflösung der Ehre unter Bedingungen der Moderne hat Alexis de Tocqueville bereits 1835 im 18. Kapitel des zweiten Teils von: *Über die Demokratie in Amerika*. Übers. von Hans Zbinden, hg. von Jacob P. Mayer. München 1976, S. 721–733, skizziert. Zur Geschichte der Ehre vgl. die klassische Studie von Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*. München 1991. Zum Veralten der Ehre vgl. ebd. insbes. S. 233–240. Gegen ein grundsätzliches Veralten der Ehre wendet sich Ludgera Vogt, *Zur Logik der Ehre in der Gegenwartsgesellschaft*. Frankfurt a.M. 1997. Ihre Position mag nicht in jeder Hinsicht überzeugen, aber für die Theoriegeschichte der Ehre ist ihr Buch nach wie vor hilfreich.

die Durchschnittsausgabe¹⁸ einer »Leitfigur der Epoche«¹⁹ bezeichnen kann. Die – erstmalig im deutschen Sprachraum – im Autonomen Inneren Monolog dargestellte Handlung kreist um Gustls Ringen mit den standesspezifischen Regeln der Ehre, die das Verhalten eines Offiziers, also eines Soldaten vom Rang eines Leutnants und aufwärts, bestimmen. Dank der für Literatur konstitutiven Fiktionalität²⁰ und mittels des neuen Verfahrens einer erzählerlosen Erzählung im Inneren Monolog kann Schnitzler darstellen, was »hinter der Fassade des Gesellschaftskörpers vor sich geht, dem Gustl angehört.«²¹

Wie der Ausschluss Schnitzlers aus dem Offizierskorps und die Wiedereingliederung ins Militär als gemeiner Sanitätssoldat zeigen, ist »[j]ede Ehre [...] ursprünglich *Standesehre*, d.h. eine zweckmäßige Lebensform kleinerer Kreise, welche in einem größeren befaßt sind.«²² An die Mitglieder eines solchen Kreises ergeht – deckungsgleich mit dem Ehrbegriff – die »Forderung«, »ihre innere Kohäsion, ihren einheitlichen Charakter und ihren Abschluß gegen die andern Kreise« dadurch zu »wahren«,²³ dass sie sich dessen exklusive Verhaltensregeln zu eigen machen. Charakteristisch für die Ehre ist jedoch nicht nur, ein Regelwerk für Korporationen zu sein, die sich damit als elitäre Teilgruppe (wie z.B. das Offizierskorps) vom Rest des Militärs und der bürgerlichen Gesellschaft abgrenzen. Konstitutiv ist vor allem, dass die Praxis der Verhaltensregulierung den Angehörigen der Korporation selbst zur Aufgabe gemacht wird. Die Identität der sozialen Gruppe verschmilzt mit der Identität des Einzelnen. Nur wenn der einzelne Offizier jederzeit auf seine Ehre bedacht ist, ist die Ehre des Offizierskorps als Ganzes gewährleistet, von der jeder Einzelne seine Ehre

¹⁸ Vgl. von Wilpert, Gustl und seine Ehre (wie Anm. 1), S. 122f.; Renner, Dokumentation eines Skandals (wie Anm. 5), S. 34; und Dies., Lieutenant Gustl (1900) (wie Anm. 1), S. 187 und S. 188.

¹⁹ Laermann, Leutnant Gustl (wie Anm. 1), S. 111.

²⁰ Vgl. Gerard Genette, Fiktion und Diktion. Übers. von Heinz Jatho. München 1992, S. 16f.

²¹ Alfred Doppler, Leutnant Gustl und Leutnant Willi Kasda. Die Leutnantsgeschichten Arthur Schnitzlers. In: Im Takte des Radetzkymarschs. Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur. Hg. von Joseph P. Strelka. Bern u.a. 1994, S. 241–254, hier S. 243.

²² Georg Simmel, Soziologie. Untersuchung über die Formen der Vergesellschaftung. Hg. von Otthein Rammstedt. 3. Aufl. Frankfurt a.M. 2016 (Gesamtausgabe, Bd. 11), S. 600 – ursprünglich Leipzig 1908 veröffentlicht.

²³ Ebd.

zu allererst bezieht. Diese zirkuläre Ökonomie der Ehre ist möglich, weil ›die Ehre‹ anders als alle Ehren und Ehrungen, die es auch im Plural gibt, nicht erworben oder verliehen wird. Ehre und Ehrung sind strikt zu unterscheiden. Die Ehre im Sinne eines Verhaltenskodex, in dem sich die Identität einer Korporation ausdrückt, ist »garnicht zu erwerben, sondern nur nicht zu verlieren« – wie Georg Simmel es auf den Punkt bringt.²⁴

Der Verlust der Ehre ist ein Dreischritt, der wiederum drei Instanzen involviert: Eine erste Person, deren Ehre durch die Handlung einer zweiten Person gefährdet wird, und eine dritte Instanz, die darüber wacht, ob die erste Person die ihrer Ehre drohende Gefahr erfolgreich abwendet. Diese dritte Instanz manifestiert sich realiter in weiteren Personen, sie kann aber im Moment der Latenz, solange jemand für sich erwägt, einen Konflikt als Ehrkonflikt zu interpretieren und auszutragen, als eine Art Über-Ich der ersten Person fungieren, die ihr eigenes Verhalten an den inkorporierten Regeln der Ehrkultur abgleicht. Wie abermals Simmel herausstreicht, den an der Ehre der »Triumph« des Sozialen fasziniert,²⁵ ist es der Ehre eigentümlich, »äußere Zwecke durch innere Mittel« zu erreichen.²⁶ »Es gibt« in Simmels Augen »vielleicht keinen Punkt, an dem sich das Sozial- und das Individualinteresse derartig verschlingt, wo ein Inhalt, der allein aus dem ersteren verständlich ist, eine imperativische Form angenommen hat, die allein aus dem letzteren zu quellen scheint.«²⁷

Lässt man die genaue Form der Manifestation des Dritten beiseite, dann reduziert sich »das Spiel von Herausforderung und Erwidern der Herausforderung«²⁸ auf zwei Antagonisten, die gemeinsame kulturelle »Regeln«²⁹ miteinander teilen – gewissermaßen eine andere Form des Dritten. Diesen Regeln entsprechend ist der Verlust der Ehre ein Prozess. Person eins verliert die Ehre nicht auf einen Schlag, sondern

²⁴ Ebd., S. 603.

²⁵ Ebd., S. 602.

²⁶ Ebd., S. 599.

²⁷ Ebd., S. 602.

²⁸ Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis (auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft). Übers. von Cordula Pialoux und Bernd Schwibs. 4. Aufl. Frankfurt a.M. 2015, S. 15.

²⁹ Ebd.

erst dann, wenn sie die Zeit nach der ehrverletzenden Handlung, die Person zwei gegen sie verübt hat, nicht dafür nutzt, um ihre Ehre in regelkonformer Weise wiederherzustellen. Die typische Handlung für die Wiederherstellung der Ehre ist im Kontext der Zeit das Duell, das sich wiederum in regelgeleitete Schritte von der Forderung bis zur Durchführung gliedert, die hier aber mangels Relevanz außer Betracht bleiben können.

Eine notwendige Bedingung für die Durchführung eines Duells nach einer ehrrelevanten Herausforderung ist die Satisfaktionsfähigkeit der Kontrahenten. Wer satisfaktionsfähig ist, gehört dem Kreis derjenigen an, die sich als Inhaber von Ehre als eine eigene Korporation mit Sonderrechten vom Rest der Gesellschaft abspaltet – und umgekehrt. In unserem Zusammenhang gilt das insbesondere für das Offizierskorps als institutionalisiertem Wächter der Ehre. Seine Angehörigen sind per se Inhaber von Ehre – oder nicht (länger) Mitglied des Offizierskorps. Das Verhältnis der Satisfaktionsfähigkeit zur Ehre ist also tautologisch. Wer Ehre hat, ist satisfaktionsfähig und umgekehrt. Trotzdem kann es in der Praxis Zweifelsfälle geben, wenn Offiziere in Konflikt mit Zivilpersonen geraten. Solche Zweifelsfälle werden durch Analogieschluss gelöst. Eine besonders prägnante Formulierung findet sich in einem 1909 vom k.u.k. Oberstleutnant Gustav Ristow formulierten Ehrenkodex, den Klaus Laermann in einem seinen Gustl-Aufsatz ergänzenden Text des gemeinsam mit Rolf-Peter Janz verfassten Bandes »Arthur Schnitzler: Zur Diagnose des Wiener Bürgertums im fin de siècle« zitiert. Als satisfaktionsfähig wird demnach:

derjenige angesehen, welchem ein Offizierskorps nach Prüfung und Erwägung seines Rufes in Beziehung auf Charakter, privates und geselliges Leben, Wahl des Umgangs, Sitten, Takt und Bildung die Würdigkeit zum (aktiven oder nicht-aktiven) Offizier zuerkennen würde, falls es über diese Frage zu entscheiden hätte.³⁰

Genügt der Beleidiger diesen Anforderungen, die auch weniger strikt an einem imaginierten Offizierskorps ausgerichtet sein können, dann

³⁰ Zitiert nach Klaus Laermann, Zur Sozialgeschichte des Duells. In: Laermann / Janz, Arthur Schnitzler (wie Anm. 1), S. 131–154, hier S. 131.

greift in aller Regel³¹ der »Zwang zum privaten Zweikampf als Zeichen der Zugehörigkeit zu den Schichten, die Ehre besaßen«³² oder kurz: der Duellzwang.

Ist Satisfaktionsfähigkeit – wie beim fiktiven Bäckermeister – jedoch nicht gegeben, so verkompliziert sich die Situation für denjenigen, dessen Ehre bedroht ist. Erneut tritt der historische Schwellencharakter der Situation in den Vordergrund. Das Militärstrafrecht räumt dem von einem nicht-satisfaktionsfähigen Zivilisten beleidigten Offizier zwar das Recht auf »Ehrennotwehr« ein,³³ damit jedoch kollidieren die Sonderregeln der Offiziere in besonders schwerwiegender Weise mit dem Zivilrecht. Wenn Offiziere sich in Friedenszeiten duellieren, so wird das in Hinsicht auf ihre soldatische Funktion von staatlichen Institutionen bis hinauf zum Herrscher mitgetragen, auch wenn es bürgerlichem Recht widerstreitet. Sobald Zivilisten ins Spiel kommen und vor allem wenn das Duell zum Zwang wird, gerät auch diese Legitimität ins Wanken, wie nicht zuletzt Schnitzlers zahlreiche Beiträge zum Thema und deren Resonanz zeigen. Als »letzte Zuflucht einer Oberklasse, die ihre persönlichen Affären untereinander nach Regeln austrug, die sich die Zugehörigen selbst auferlegt hatten und die nur für ihre eigene Schicht, für die Privilegierten, galten«, mag die Duell-Kultur noch angehen.³⁴ Aber spätestens wenn nicht-satisfaktionsfähige Zivilisten im öffentlichen Raum von Offizieren bedroht, verletzt oder gar getötet werden, die sich auf Ehrennotwehr berufen, kommt es zum nicht nur »offenen«, sondern offensichtlich empörenden »Bruch des staatlichen Gewaltmonopols.«³⁵

Im Falle des »Aufsteiger«-Offiziers Gustl³⁶ wird man zudem nicht sagen können, dass er sich die Reste dieser Kriegerkultur »selbst auferlegt« habe. Entsprechend der Diagnose Georg Simmels treffen wir vielmehr auf einen einigermaßen haltlosen jungen Mann, der sich die

³¹ Was passiert, wenn der Zivilist sich weigert, spielt Schnitzler, *Freiwild* (wie Anm. 15), durch.

³² Elias, *Satisfaktionsfähige Gesellschaft* (wie Anm. 17), S. 68.

³³ Schnitzler, *Lieutenant Gustl* (wie Anm. 4), S. 134.

³⁴ Elias, *Satisfaktionsfähige Gesellschaft* (wie Anm. 17), S. 71.

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl. von Wilpert, *Gustl und seine Ehre* (wie Anm. 1), S. 120.

Zwänge ostentativ zu eigen macht, um zu kaschieren, wie schwer es ihm fällt, der Verhaltenskultur seines mühsam erreichten Standes zu entsprechen.³⁷

III. Die Agenda des Bäckermeisters

Im Bäckermeister trifft Gustl auf einen Antagonisten par excellence. Im Kontrast zu seiner ständischen Unterlegenheit ist er ihm in allen praktischen Belangen überlegen. Als der körperlich Stärkere ist er für den Konflikt im Gedränge vor der Garderobe nicht nur besser gerüstet – selbst ohne Waffe. Er ist Gustl auch hinsichtlich Auffassungsgabe und Alltagsverstand überlegen. Vor allem aber hat er ein realistisches Bild von der Kultur seiner Zeit im Übergang von der ständischen Ordnung zu einer bürgerlichen Gesellschaft. Er kennt die Regeln der ständischen Gesellschaft und d.h. auch die Regeln des Offizierstandes, dem er selbst nicht angehört. Auch achtet der Bäckermeister diese Regeln, aber er tut dies nur solange, wie sie nicht die Parallelwelt der Kaffeehäuser und Theater »kolonisiert«, die gleichsam außerständische Sozialräume darstellen, die man miteinander teilt, ohne sich in einem eminenten Sinne persönlich zu begegnen.

Im Konflikt mit Gustl zeigt sich der ganze Alltagsverstand des Bäckermeisters. Während Gustl seinen »Vor-Rang« ungehemmt zur Geltung zu bringen versucht, ohne Rücksicht darauf, dass er eigentlich deplatziert ist, reagiert der Bäckermeister hochgradig angemessen auf eine geradezu interkulturelle, hybride Situation, in der sich Vertrautheit und Fremdheit, gemeinsam geteilte Räume und gegensätzliche Verhaltensregeln mischen. Anders als andere Offiziere hat Gustl seinen Säbel nicht an der Garderobe abgegeben, sondern um den Preis mit in den Saal genommen, dass er nun unbequem sitzt. Im Verbund mit den zahlreichen »Blickduellen«, die Gustl austrägt, sowie den Reflexionen darüber, was Sitznachbarn über ihn denken mögen, wenn er dieses oder jenes täte, verrät das zunächst unbedeutende Detail eine

³⁷ Zu Gustls sozialer Lage vgl. Dirk Dethlefsen, Überlebenswille. Zu Schnitzlers Monolognovelle Leutnant Gustl in ihrem literarischen Umkreis. In: Seminar. A Journal of Germanic Studies 17, 1981, S. 50–72.

wichtige Eigenschaft der Hauptfigur. Schnitzler legt seine Gustl-Figur als jemanden an, der sich seines Status oder auch nur seines Wertes für andere, von Vorgesetzten bis zu Geliebten, nicht sicher ist. Die daraus erwachsende persönliche Unsicherheit wird dadurch kompensiert, dass er die sozialen Räume, denen er ausgesetzt ist, mit ausgeprägter Aggressivität erobert.³⁸

Das Interessante ist dabei allerdings nicht so sehr die auch wegen der Wiener Koexistenz von Arthur Schnitzler und Sigmund Freud vielfach überschätzte Psychologie der Figur.³⁹ Die für den Text und das Werk Schnitzlers insgesamt wichtige Ehr-Problematik kann damit nur verfehlt werden. Vielmehr verbindet die Charakteristik der Figur und das Thema Ehre das Problem der personalen Internalisierung sozialer Regeln. Nicht Psychologie, sondern Soziologie wird hier getrieben. (Sozial-)Psychologisch⁴⁰ ist das Szenario nur insofern, als der Ort der Beobachtung die Schnittstelle zwischen Außenwelt und Innenwelt ist, an der sich entscheidet, ob ein Verhaltensregulativ wie das der Ehre unter Bedingungen fortschreitender Modernisierung noch funktioniert. Denn immerhin verlangt die Ehre von denen, die der »Gesellschaft der Satisfaktionsfähigen«⁴¹ angehören, dass diese sich Anschauungen zu eigen machen, die dem Überlebenswillen entgegengesetzt sind.

Die Aggressivität, mit der Gustl die Zwänge, denen er selbst unterliegt, nach außen abzuleiten und sich dort zu vergüten versucht, lassen ihn mit dem Bäckermeister zusammenstoßen. Dabei ist zunächst zu bemerken, dass das in Richtung Garderobe zunehmende Gedränge Gustls Verhaltenskontrolle beeinträchtigt. Es fehlt an der Distanz zwischen den Körpern, um Haltung und Rang des Offiziers zur Geltung zu bringen. Durch das Gedränge seiner eingeübten Verhaltensmuster

³⁸ Vgl. Ott, Gewalt und Ritual (wie Anm. 2), S. 173–177.

³⁹ Vgl. Michael Worbs, Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende. Frankfurt a.M. 1983, S. 237–242; Philipp Ajouri, Literatur um 1900. Naturalismus – Fin de siècle – Expressionismus. Berlin 2009, S. 137–139. Zur Stellung Schnitzlers in der zeitgenössischen Psychologie vgl. Horst Thomé, Kernlosigkeit und Pose. Zur Rekonstruktion von Schnitzlers Psychologie. In: Fin de siècle. Zu Naturwissenschaft und Literatur der Jahrhundertwende im deutsch-skandinavischen Kontext. Hg. von Klaus Bohnen. Kopenhagen u.a. 1984, S. 62–87.

⁴⁰ Vgl. Jacques Le Rider, Arthur Schnitzler oder Die Wiener Belle Epoque. 3. Aufl. Wien 2013, S. 73.

⁴¹ Elias, satisfaktionsfähige Gesellschaft (wie Anm. 17), S. 69.

beraubt und auf die Sprache zurückgeworfen, vergreift sich Gustl denn auch bald im Ton, registriert das selbst und beschwichtigt sich kurz danach:

›Sie, Zweihundertvierundzwanzig! Da hängt er! Na, hab'n Sie keine Augen? Da hängt er! No, Gott sei Dank ... also bitte!‹ ... Der Dicke da verstellt Einem schier die ganze Garderobe. ... ›Bitte sehr!‹ ...
›Geduld, Geduld!‹
Was sagt der Kerl?
›Nur ein Bissel Geduld!‹
Dem muß ich doch antworten... ›Machen Sie doch Platz!‹
›Na, Sie werden's auch nicht versäumen!‹
Was sagt er da? Sagt er das zu mir? Das ist doch stark! Das kann ich mir nicht gefallen lassen! ›Ruhig!‹
›Was meinen Sie?‹
Ah, so ein Ton! Da hört sich doch Alles auf.
›Stoßen Sie nicht!‹
›Sie, halten Sie das Maul!‹ Das hätt' ich nicht sagen sollen, ich war zu grob. ... No, jetzt ist's schon 'scheh'n!
›Wie meinen?‹
Jetzt dreht er sich um. ... Den kenn' ich ja! – Donnerwetter, das ist ja der Bäckermeister [...].⁴²

Man beachte, wie die Kontrahenten aneinandergeraten: Es entwickelt sich ein kurzes Wortgefecht, in Folge dessen es erst zum Blickkontakt kommt, nachdem Gustl beleidigend geworden ist. Es ist gleichsam *eine* Bewegung, in der der Bäckermeister sich umdreht und mit einem festen Griff Gustls Säbel arretiert, während Gustl ihn als denjenigen erkennt, »der immer ins Kaffeehaus kommt«. ⁴³ Typisch für Gustl sind außer der hilflosen Verwirrung, in die der Bäckermeister ihn stürzt, nur die Vorurteile, aus denen heraus er ein Missverhältnis zwischen dem geringen sozialen Status eines Bäckermeisters und dem hohen kulturellen Rang eines Oratoriums diagnostiziert. Seine eigene Langeweile während der Aufführung, Ausdruck seiner eigenen Unvertrautheit mit der Musikkultur, gerät in Vergessenheit. Der Bäckermeister dagegen stellt sich selbst im abgerissenen *stream of consciousness* von Gustl als gleichermaßen zupackender wie reflektierter Akteur dar. Er entwapfnet erst den Gegner, um der Gefahr eines nicht mehr nur

⁴² Schnitzler, Lieutenant Gustl (wie Anm. 4), S. 16f.

⁴³ Ebd., S. 17.

mit Worten ausgetragenen Konflikts frühzeitig zu begegnen, beruhigt dann die Situation und stellt dabei sicher, dass Gustl nicht sein Gesicht verliert. Die Situation ist idealtypisch. Gustl verhält sich entsprechend der Charakteristik, mit der die Leser ihn kennengelernt haben. Er klammert sich an seine Rolle, beweist ein weiteres Mal, dass er ihr letztlich nicht gewachsen ist und widmet seine Aufmerksamkeit vor allem der Frage, ob er beobachtet wird. Die längste Passage seines Inneren Monologs bis zum Ende des Konflikts steht ganz im Zeichen der Frage, ob andere bemerken, was geschieht.⁴⁴ Doch das ist nicht der Fall. Der Bäckermeister dagegen gerät durch Gustls Provokation zwar gleichsam aus der Fassung, zeigt dann aber, dass er Situationen zu bewältigen vermag, die seiner Rolle als Bäcker nicht vorgezeichnet sind. Er erweist sich auch im Niemandsland persönlicher Konflikte zwischen den Ständen als sozial kompetent.

Die Situation wird von Schnitzler mit größter Subtilität, um nicht zu sagen Perfidie konstruiert. Dass er die Wahrnehmung der voraussetzungsvollen sozialen Situation auf die beiden Kontrahenten reduziert, ist in dreierlei Hinsicht wichtig. *Erstens* erlaubt es dem Bäckermeister, den Konflikt zu befrieden, den er selbst zunächst zu eskalieren schien. Die Abwesenheit Dritter ist essentiell für die *Diegese*. Solange keine dritte Person ins Spiel kommt, die an die sozialen Regeln der Ständegesellschaft und der Ehrkultur erinnert, könnten Gustl und der Bäcker frei aushandeln, wie sie ihre Situation interpretieren. *Zweitens* rechtfertigt sich die *Form des Inneren Monologs*, denn im Ausfall der Beobachtung durch Dritte korrespondiert das erzählerlose Erzählen mit der Situation der dargestellten Welt. Nach der einseitigen Definition der Situation durch den Bäckermeister muss Gustl nun mit sich selbst ausmachen, welche Schlüsse er aus dem Vorfall zieht. Dabei hilft ihm weder eine Außensicht aus dem Milieu der Figur noch die Perspektivierung durch eine Erzählinstanz. Er muss in der ersten Person und im Präsens, ohne Umweg über eine dritte Person und selbst ohne Nachzeitigkeit, eine Entscheidung fällen. Selten dürften die

⁴⁴ Vgl. ebd.: »Was sagt er da? Um Gotteswillen, es hat's doch Keiner gehört? [...] Ist nicht am End' der Major hinter mir? ... Bemerkt's nur Niemand, daß er den Griff von meinem Säbel hält? Er red't ja zu mir! Was red't er denn?«

konstitutiven Merkmale des Inneren Monologs⁴⁵ besser gerechtfertigt gewesen sein. *Drittens*: Dem Text als Handlung wiederum ermöglicht all das einen Angriff auf die Kultur der Ehre, der nicht besser geplant sein könnte. Im Modus der Fiktionalität spielt Schnitzler an seiner Gustl-Figur durch, was ein Verfechter der Ehrkultur nicht einmal denken darf, nämlich im Duell von jemandem »zu Krenfleisch«⁴⁶ gehauen zu werden, der am Abend zuvor seine Satisfaktionsfähigkeit de facto verloren hat. Die Kultur der Ehre erwiese sich als substanzlos, wenn das von Schnitzler nicht ohne reale Anregungen⁴⁷ ersonnene Szenario real wäre.

Indem Schnitzler den Bäckermeister unbeobachtet an Gustls Säbel greifen lässt, setzt er Gustl sowohl einer schwerwiegenden Herausforderung seiner Ehre aus als auch der Verführung, es mit dieser nicht so genau zu nehmen. Wie wohlkalkuliert der Autor vorgeht, zeigt sich daran, dass er die Beleidigung der Ehre Gustls wie im Lehrbuch steigert. Während Beleidigungen ersten Grades bereits vorliegen, sobald »Eigenliebe, Zartgefühl oder Ehre eines Zweiten verletzt« werden,⁴⁸ kann die Titulierung als »Dummer Bub«, die der Bäckermeister gebraucht, als typische Beleidigung zweite Grades gelten. Den dritten und höchsten Grad erreicht die Beleidigung, wenn es zum unaufgeforderten Körperkontakt kommt – hier dem Griff an den Säbel.⁴⁹

Der Konflikt eskaliert insofern nach Lehrbuch. In der Perspektive des Bäckermeisters, der durch den Konflikt leidet, steht er jedoch erst noch unter Vorbehalt. Solange kein Dritter mitbekommt, was sich abspielt, bleibt der Konflikt latent, sein Potenzial wird nicht aktiviert. Der Bäckermeister, so dessen implizite Situationsbeschreibung, greift weder Gustl noch dessen Ehre eigentlich an. Vielmehr macht er stets nur genau so viel, wie er muss, um den sich steigernden Zusammenstoß nicht unkontrolliert eskalieren zu lassen. Auch der für Gustl fatale

⁴⁵ Vgl. Matías Martínez / Michael Scheffel, Einführung in die Erzähltheorie. 4. Aufl. München 2003, S. 60–63.

⁴⁶ Schnitzler, Lieutenant Gustl (wie Anm. 4), S. 46.

⁴⁷ Vgl. ebd., Kommentarteil, S. 71.

⁴⁸ Zitiert nach Hubert Mader, Duellwesen und altösterreichisches Offiziersethos. Osnabrück 1983, S. 45.

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 49f.

Griff an den Säbel erfolgt nur in Antizipation der Handlungszwänge, unter denen Gustl steht, nachdem der Bäckermeister ihn bereits als »dumme[n] Bub«⁵⁰ bezeichnet hat. Damit Gustl nicht von der Ehrennotwehr Gebrauch machen kann, muss der Bäckermeister verhindern, dass dieser den Säbel zieht. Und wie der weitere Fortgang zeigt, hat der Bäckermeister Säbel und Situation tatsächlich soweit im Griff, dass er deeskalieren kann, sobald er seine Stärke demonstriert hat:

Aber ich will Ihnen die Carrière nicht verderben ... also, schön brav sein. ... So, hab'n S' keine Angst, 's hat Niemand was gehört ... es ist schon Alles gut ... so. Und damit Keiner glaubt, daß wir uns gestritten haben, werd' ich jetzt sehr freundlich mit Ihnen sein. – Habe die Ehre, Herr Lieutenant, hat mich sehr gefreut – habe die Ehre!⁵¹

Allerdings haben die Kompetenzen des Bäckermeisters eine für die Pragmatik des Textes hoch signifikante Grenze: Er kann sich nicht vorstellen, in welche inneren Konflikte er Gustl stürzt. Um seine Textfunktion zu erfüllen, muss die Figur voraussetzen, dass Gustl die Abwesenheit Dritter genügt, um sich über den Vorfall zu beruhigen, ganz unabhängig vom Weiterleben des Bäckermeisters, und, so ist anzunehmen, mit weiteren Begegnungen im Kaffeehaus. Für den Bäckermeister ist das Ende von Beginn an klar. Er geht davon aus, dass die Ehre nur noch die Fassade eines Status ist. Dass Gustl sich ernsthaft eingesteht, entehrt zu sein und vor der Alternative von Suizid oder Zivilexistenz zu stehen, kann der Bäckermeister sich nicht vorstellen.

Bäcker sind aber auch nicht die zentralen Adressaten des Textes: Wo die Sozialkompetenz des Bäckermeisters endet, beginnt die Diskurskompetenz des Autors. Sobald man sich bewusst macht, was die friedliche Absicht des Bäckers, Gustls »Carrière nicht [zu] verderben«,⁵² impliziert, wechselt die Provokation von der Diegese auf die Textebene.

⁵⁰ Schnitzler, Lieutenant Gustl (wie Anm. 4), S. 17.

⁵¹ Ebd., S. 18.

⁵² Ebd.

IV. Der Text als Handlung

Dem Text verschafft die Differenz zwischen der Situationsauffassung des Bäckermeisters und der Gustls die Möglichkeit, einen Protagonisten zu präsentieren, der im Laufe der Nacht durchspielt, was der Ehrenkodex verlangt, um am Ende zu tun, was der Bäckermeister antizipiert hat. Der Unterschied ist letztlich gering: Während dem Bäckermeister die Abwesenheit Dritter als hinreichende Bedingung erscheint, um den Vorfall auf sich beruhen zu lassen, geht Gustl auf Nummer sicher. Er beruhigt sich erst, wenn auch die zweite Person aus dem Spiel ist, der Bäckermeisters als Kontrahent. Hinsichtlich der Ehre aber – das ist die Pointe des Textes – ändert der Tod des Bäckermeisters nichts. Er schafft lediglich einen Zeugen aus dem Weg, ohne den prekären Status der Ehre von Gustl zu verbessern.

Das Handeln des Bäckermeisters impliziert ein Bild vom Zustand der Ehre, das die Pragmatik des Textes leitet. Dank dieser Figur ist dem Text eingeschrieben, was er im zeitgenössischen Publikationshorizont leisten soll. Man muss nur das initiale Ereignis an der Garderobe zum Ende von Text und Diegese ins Verhältnis setzen. Auf dem Weg dahin lesen wir den Gedankenstrom einer Hauptfigur, die ganz darauf angelegt ist, sich dem inkorporierten Blick des Dritten auszusetzen und doch den seit dem Konflikt mit dem Bäckermeister in der Luft liegenden Ausgang plausibel erscheinen zu lassen. Alle Charaktereigenschaften der Figur sind darauf abgestimmt. Die einzige Ausnahme stellt Gustls Antisemitismus dar, der im Konflikt mit dem Bäckermeister keine Funktion hat und als *Effet de réel* im Sinne Roland Barthes⁵³ interpretiert werden kann. Der Antisemitismus steigert die Repräsentativität der Figur, die ansonsten weniger durch die Figurencharakteristik allein erzeugt wird als durch als das reale Problem, auf das sie idealtypisch Bezug nimmt. Gustls Durchschnittlichkeit mag an dieser Repräsentativität ihren Anteil haben, vor allem aber referiert der Text in der fiktionalen literarischen Texten eigenen Weise, nämlich dadurch, etwas zu erzählen, das sich so nicht ereignet hat und

⁵³ Roland Barthes, Der Wirklichkeitseffekt. In: Ders., Das Rauschen der Sprache. Übers. von Dieter Hornig. Frankfurt a.M. 2006, S. 164–172.

genau genommen vielleicht auch nicht einmal ereignen könnte, das aber reale Verhältnisse trotzdem präzise erhellt.⁵⁴

Lassen wir die einzelnen Eigenschaften der Figur beiseite, dann bleibt eine Situation, die sich aus einem – in der Logik der Ehre – gravierenden Vorfall und einer verführerisch einfachen Lösungsmöglichkeit zusammensetzt. Man vergleiche nur den Zusammenstoß im Foyer mit jenem zu einer Duellforderung führenden Konflikt, den Gustl am Anfang seines Inneren Monologs resümiert und am nächsten Tag zu Ende führen wird. Dann sieht man, wie schwer der Griff an den Säbel wiegt. Anders als im Salon der »Mahnheimers«,⁵⁵ beim Disput mit dem »Doctor«,⁵⁶ ist bei der Konfrontation mit dem Bäckermeister die Aufmerksamkeit von niemand Drittem auf den Zusammenstoß der Kontrahenten gerichtet – keine »schwarze Frau«,⁵⁷ kein »junge[r] Mensch, der die Jagdbilder malt«,⁵⁸ verfolgt die Sache. Doch macht das einen Unterschied?

Es laufen Viele herum, denen ärgere Sachen passirt sind als mir ... [...] Aber wie möcht' der Ehrenrath bei mir entscheiden? – Dummer Bub – dummer Bub ... und ich bin dagestanden – heiliger Himmel, es ist doch ganz egal, ob ein Anderer was weiß ... ich weiß es ja doch, und das ist die Hauptsache! Ich spüre, daß ich jetzt wer Anderer bin als vor einer Stunde – ich weiß, daß ich satisfactionsunfähig bin, und darum muß ich mich todschießen.⁵⁹

Gustl erfasst seine Situation klar und deutlich. Er muss sich nicht in jedem Fall erschießen, aber ein Leben in Ehre ist vorbei, wenn man die Regeln der Ehrkultur befolgt. Weiterleben kann er nur als Zivilist, der für die im *ancien regime* der Ehre bleibenden Kollegen Luft sein müsste.⁶⁰ Das Problem ist nur: Gustl kann sich ein Leben ohne Ehre nicht vorstellen. Muss er sich also tatsächlich erschießen?

⁵⁴ Vgl. zu dieser schillernden Qualität fiktionalen Erzählens Albrecht Koschorke, *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 2012, hier insbes. S. 16–19 u. 213.

⁵⁵ Schnitzler, Lieutenant Gustl (wie Anm. 4), S. 11.

⁵⁶ Ebd., S. 14.

⁵⁷ Ebd., S. 13.

⁵⁸ Ebd., S. 14.

⁵⁹ Ebd., S. 21.

⁶⁰ Schnitzler stellt den peinlichen Charakter einer Wiederbegegnung zwischen einem aktiven Leutnant und einem unehrenhaft aus dem Dienst geschiedenen Ex-Kameraden am An-

Für heutige Leser, die einen sozialontologischen Individualismus unterstellen, wie er die Kultur der Moderne seither zunehmend prägt, mag es unzeitgemäß erscheinen, der uns fremd gewordenen Logik der Ehre ein solches Gewicht einzuräumen. Trotzdem ist festzuhalten, dass der Schluss des Textes nicht ironisch zu verstehen ist. Seine Pointe liegt nicht in der psychologischen Plausibilität des Ausblicks auf das bereits vor Gustls Ehrverlust anberaumte Duell. Sicher ist es psychologisch konsequent, dass Schnitzler seine Gustl-Figur ihren Gegner im Überschwang neuer Lebenslust »zu Krenfleisch« hauen lassen will. In einer Fortsetzung würde Gustl künftig tatsächlich noch aggressiver auftreten müssen, um das inzwischen manifest gewordene Ungenügen, seinem Stand wirklich zu entsprechen, zu übertönen.

Der Witz des Textes ist jedoch ein anderer. Man muss, so fremd die Logik der Ehre uns heute auch erscheint, deren Regeln zu Grunde legen, um sich in aller Deutlichkeit klar zu machen, was in der dargestellten Welt nach Ende des Textes passieren wird. Nur dann versteht man die Empörung, die Schnitzlers Gedankenexperiment bei den Verfechtern der Ehre auslöst. Der Schwebezustand, in dem sich die Ehre Gustls seit dem Vorfall an der Garderobe befindet, ist nun zu Ende. Jetzt ist Gustl manifest entehrt! Er hat es selbst in aller Deutlichkeit festgestellt: »ich weiß, daß ich satisfaktionsunfähig bin«. Mit Blick auf den Schluss des Textes heißt das: In dem Moment, in dem Gustl sich auf das nachmittägliche Duell einstimmt, entzieht er sich der regelkonformen Alternative, entweder als Zivilist ohne Ehre weiterzuleben oder mit Ehre zu sterben. Die Einstimmung auf das Duell ist zugleich die Entscheidung dafür, die symbolischen Gewinne der Satisfaktionsfähigkeit einzustreichen, die entsprechenden Regeln aber tatsächlich zu missachten. Gustl verliert wesentlich Ehre und Satisfaktionsfähigkeit – und exemplifiziert als fiktive Figur ein Leben, in dem die Ehre nur noch als trügerischer Schein existiert.

Damit kehrt sich beispielhaft um, was Georg Simmel als »höchsten Triumph« der Ehre hervorgehoben hat, »daß es ihr nämlich gelungen

fang der Erzählung »Spiel im Morgengrauen« dar. Vgl. Matthias Schöning, Suizid und Ehre in Schnitzlers Erzählung »Spiel im Morgengrauen«. In: Literatur und Suizid. Hg. von Aleš Urválek, Jan Budňák, Jan Trna und Erkan Osmanovic. Brunn 2020.

ist, dem Individuum die Bewahrung seiner Ehre als sein innerlichstes, tiefstes, allerpersönlichstes Eigeninteresse zu infundieren.«⁶¹ Die Stärke dieser Form der Vergemeinschaftung, den kollektiven Sinn der Ehre den in ihrem Zeichen zusammengeschlossenen Personen als individuelles Interesse fraglos und irreversibel einzugeben, wird zur Schwäche, sobald die Träger der Ehre tatsächlich individuell und stets aufs Neue abwägen, inwieweit sie den Regeln folgen wollen. Die Ehrkultur gerät an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit, als der wie benommen aus dem Foyer taumelnde Gustl beginnt, die Alternativen, die er nun noch hat, abzuwägen. Doch solange Gustl lediglich zwischen ehrenhaftem Suizid und ehrlosem Zivilistendasein abwägt, funktioniert sie noch. Die Performanz der Abwägung strapaziert die Ehrkultur bereits erheblich. Wäre sie tatsächlich unangekränkt, würde Gustl sich nicht lange besinnen, sondern Entscheidungen treffen. Er würde die Nacht nicht auf einer Bank im Prater verbringen, sondern seine Beschlüsse exekutieren, Hinterlassenschaften ordnen oder Meldung machen und seine Offiziers-Charge niederlegen.

Insofern ist Gustls Verhalten, im Sinne der zeitgenössischen Ehrlogik, bereits in der Nacht infam. Den eigentlichen Kipppunkt in die schiefe Ebene, von dem an die Ehrkultur ins Rutschen gerät, markiert jedoch der Schluss: Gustls Entscheidung, sich mit dem Schein von Ehre zufriedenzugeben, den Regeln der Ehrkultur also äußerlich zu folgen, ohne den Voraussetzungen zu genügen, ohne tatsächlich satisfaktionsfähig zu sein. Wer so handelt, setzt die Ehre zu Gunsten seines Privatinteresses außer Kraft, wie forsch auch immer er sich weiter duellieren mag.

Der Text endet also mit Aplomb. Erst auf den letzten beiden Seiten, aus dem Gespräch Gustls mit dem Kellner, der die Nachricht vom plötzlichen Tod des Bäckermeisters verbreitet, der jetzt auch einen Namen erhält, »Herr[] Habetswallner«,⁶² entwickelt sich die Pointe. Nachdem klar ist, dass Gustl sein Leben ohne weiteres Besinnen fortsetzen wird, bricht der Text gleichsam ab. Einerseits ist nichts von Belang mehr hinzuzufügen, andererseits stimuliert der vorgezeichnete

⁶¹ Simmel, *Soziologie* (wie Anm. 21), S. 602.

⁶² Schnitzler, *Lieutenant Gustl* (wie Anm. 4), S. 44.

Prospekt die Einbildungskraft des Lesers. Man hat das ebenso Banale wie Ungeheuerliche dieses Ausgangs noch gar nicht realisiert, da ist der erzählerlose Text schon zu Ende. Gustl macht einfach so weiter.

V. Die Leistung des Inneren Monologs

Die fiktive Welt der Novelle exponiert die Differenz zwischen dem Handlungsmuster, das die Verfechter der Ehre als gültig reklamieren, und dem wahrscheinlichen Handeln einer Person, die in eine Situation gerät, wie sie hier dargestellt wurde. Der Autonome Innere Monolog, der an den entscheidenden Stellen der Entstehung und vermeintlichen Lösung des Problems um Dialoge ergänzt wird, ist die ideale Form für die ›doppelte Dokumentation‹ des Geltungsanspruchs der Ehre einerseits, deren schwerwiegende Forderungen auch Gustl nicht bestreitet, und ihrer tatsächlichen Ungültigkeit andererseits. Seine Form ist wie dafür gemacht, eine Verhaltenskultur zu durchleuchten, die – wie mit Simmel aufgezeigt – soziale Konformität allein durch persönliche Verkörperung erreichen muss. Indiskret ist eine literarische Form wie der Innere Monolog in jedem Fall, denn er zerrt die personalen Kosten ans Licht, die mit der Kultur der Ehre einhergehen.

Ob man sich mit solcher Literatur abgeben will, ist zunächst nur eine Frage des Stils. Mit dem fiktiven Szenario um Gustl und den Bäckermeister steht jedoch mehr auf dem Spiel. Dieses Gedankenexperiment ist so schlagend, weil es nicht bloß indiskret die Innenwelt der Satisfaktionsfähigen ihrem äußeren Gehabe kontrastiert. Erhellend wird vielmehr der blinde Fleck einer kulturellen Praxis, der unbemerkt bleiben konnte, solange die Regeln dieser Praxis fraglos galten, dessen Sichtung aber die Praxis insgesamt in Frage stellt: Schnitzlers Text führt vor Augen, dass niemand wissen kann, ob die Verfechter der Ehre ihren eigenen Ansprüchen tatsächlich genügen, ob mit anderen Worten die Apologeten der Satisfaktion tatsächlich noch satisfaktionsfähig sind. Im schlimmsten Fall wird man als getreuer Anhänger der Ehrkultur von jemandem »zu Krenfleisch« gehauen, den man nicht mal grüßen würde, wenn man wüsste, wie lax er es mit der Ehre hält. Nistet sich dieser Zweifel ein, dürfte die Bereitschaft, sich wegen jeder Lappalie zu duellieren, schnell schwinden.

Als Angehöriger der Ehrkultur kann und muss man ignorieren, dass ein fiktiver Bäckermeister nicht davon ausgeht, dass die Verfechter der Ehrkultur tatsächlich ehrbar sind. Dass ein literarischer Text im narrativen Modus des Inneren Monologs ein geeignetes Mittel findet, Zweifel an der inneren Logik der Ehre zu sähen, ist allerdings etwas anders. Die Reaktion darauf wurde bereits skizziert. Fragt sich nun noch, was das erzählerlose Erzählen mit der massiven Abwehr zu tun hat.

Was Gustl, der eine Nacht lang über den Ansprüchen der Ehre gebrütet hat, am frühen Morgen exemplifiziert, wenn er hinter der Maske der Teilnahmslosigkeit nicht nur jubiliert, des entscheidenden Zeugen entledigt zu sein, sondern sich darauf freut, im nachmittäglichen Duell die von ihm selbst verratene Ehre weiter zu praktizieren, ist zweierlei. Er beweist erstens, dass die Annahmen des Bäckermeisters über das wahrscheinliche Verhalten junger Offiziere richtig sind. Das hätte allerdings auch im narrativen Modus des Erzählerberichts dargestellt werden können. Die Perspektive eines Erzählers ist hinsichtlich seiner Außensicht auf die Kultur der Ehre keine andere als die des Bäckermeisters. Was dessen Konfliktmanagement impliziert, hätte der Erzähler explizieren können. Doch dann bliebe es bei einer Kritik der Ehre von außen. Zweitens: Erst ein Darstellungsmodus, der die Konstitution der Ehrkultur ohne narrative Vermittlung anschaulich werden lässt, vermag den Zweifel zu wecken, der dafür geeignet ist, ihre Praxis zu unterminieren.

Wo die Geltung einer sozialen Form ganz vom personalen Vollzug der internalisierten Regeln abhängt, braucht es Darstellungsmodi, die nicht kritisch in Frage stellen, was andere behaupten, sondern diese anderen an sich selbst fraglich werden lassen, ob sie tatsächlich innerlich sind, was sie nach außen repräsentieren. Der entsprechende Modus ist das erzählerlose Erzählen des Inneren Monologs, der die allein der Literatur eigene Fähigkeit, in fremdes Bewusstsein Einblick zu nehmen, mit einem narrativen Modus von großer Unmittelbarkeit kombiniert, dessen es bedarf, um nicht Thesen über etwas zu produzieren, sondern dieses etwas sich selbst durchleuchten zu lassen.

Die Antwort auf die Frage, mit der die Erzählung den Leser schließlich zurücklässt, ist also einfach und schwierig zugleich. Am Sachver-

halt selbst gibt es nichts zu deuten. Schwieriger ist jedoch dessen Bewertung. erinnert man sich noch einmal an den Bäckermeister, so hatte dieser ganz fraglos unterstellt, dass der Zusammenstoß mit Gustl für diesen folgenlos bleibe. Er geht folglich davon aus, dass die Ehre sowieso nur noch eine Fassade ständischer Privilegien ist. Insofern wäre das Ende des Textes banal. Dem entgegen steht die lange Nacht Gustls, die erst durch den Darstellungsmodus brisant wird. Im Rückblick erscheint sie als Suche nach der Möglichkeit, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, aber im Prozess des Inneren Monologs muss Gustls Gedankenstrom als ernsthafte Abwägung gelesen werden. Im *stream of consciousness* stellt er sich selbst klar vor Augen, in welcher Lage er sich nach den Regeln der Ehre befindet. Nur mit Blick auf diesen von ihm selbst anerkannten Maßstab ist es nicht die üble Nachrede Ausgeschlossener, sondern tatsächlich unerhört, dass er am Ende einfach weitermacht. Wer sich so verhält wie Gustl, der setzt die Ehre als soziale Form außer Kraft.

Insofern schreibt und publiziert Schnitzler einen Text, der mehr als jeder andere Text, den er der Problematik der Ehre und des Duells widmet, dazu angetan ist, die reale Kultur der Ehre tatsächlich zu schwächen. Was der Bäckermeister am Anfang des Textes unterstellt, kann noch mit dessen Unbedarftheit erklärt werden. Woher soll jemand wie er denn wissen, in welchen Konflikt er einen jungen Leutnant stürzt? Dessen Einschätzung kann man leicht abtun. Am Ende zeigt sich allerdings, dass es mit der Banalisierung einer Banalität nicht getan ist. Der Text schneidet den Apologeten der Ehre gleichsam den Weg ab, indem er sie mittels Innerem Monolog dem Gedankenexperiment aussetzt, mit jemandem wie Gustl ins Duell zu gehen. Wer die Ehre nicht nur diskursiv verteidigen, sondern sie performativ am Leben erhalten will, indem er ihre Praktiken weiter pflegt, darf sich einen solchen Fall nicht einmal vorstellen.

Genau das aber tut Schnitzlers Text. Er bricht das Tabu und stellt am Weihnachtstag 1900 eine Möglichkeit vor Augen, die niemals aus dem toten Winkel der Ehrkultur hätte ans Licht gezogen werden dürfen, wenn diese eine Zukunft haben soll. Mittels des Bäckermeisters kehrt er die Hierarchie um. Sein Text zwingt die höheren Stände, reale Möglichkeiten zu verleugnen, die per Tabuisierung nicht länger

aus der Welt zu halten sind, von Bäckermeistern aber unumwunden eingeräumt werden können. Das stellt der Realitätstüchtigkeit der satisfaktionsfähigen Teil-Gesellschaft kein gutes Zeugnis aus. Während die höheren Stände sich in der Ideologie der Ehre einigeln, sind die außerständischen Beobachter im Prozess der Moderne schon weiter. Sie haben den blinden Fleck der Ehre längst erhellt. In der fiktiven Welt sind sie sogar so konzilient wie der Bäckermeister und spielen neidlos mit den Regeln einer zum Spiel erniedrigten Oberschichtskultur, während die Privilegierten ihren eigenen Ansprüchen nicht genügen.

Hysterie und Katharsis Hermann Bahrs Schauspiel »Die Andere«

Seit Aristoteles werde angenommen, der Zweck des Schauspiels gehe dahin, »Furcht und Mitleid« zu erwecken, eine »Reinigung der Affekte« herbeizuführen¹. Als offenbar eindeutige Formel Lessing'scher Observanz hat Sigmund Freud die klassische Wirkungsbestimmung der Tragödie seinem Aufsatz über »Psychopathische Personen auf der Bühne« vorangestellt.² Die betreffende »Reinigung der Affekte« wird aber mit anderen Begriffen umschrieben, nämlich als »Austoben«, als »ausgiebige Abfuhr«.³ In dieser Terminologie steckt, was eingangs geradezu verschleiert wird: Dass nämlich der Text eine Replik in eigener Sache ist und eine Stellungnahme nicht nur zu der damals bereits unüberblickbar gewordenen allgemeinen Poetik-Debatte seit Jacob Bernays' epochemachender Umdeutung der aristotelischen Tragödiendefinition, sondern auch zu einer speziellen Ausformung der Diskussion, die man inzwischen als »Wiener Katharsis-Diskurs« bezeichnet hat.³ Eines ihrer Kennzeichen ist auf Freuds Seite eine bemerkenswerte Diskretion hinsichtlich der maßgeblichen Quellen: Denn der hier ungenannte Bernays blieb schon in der Grundlage des Diskurses, den Hysterie-»Studien«, anonym, obwohl seine Auslegung der »Katharsis«

¹ Sigmund Freud, Psychopathische Personen auf der Bühne. In: Ders., Studienausgabe, Bd. 10: Bildende Kunst und Literatur. 12. Aufl. Frankfurt a.M. 2001, S. 161–168, hier S. 163. Als Entstehungszeit gibt die Studienausgabe mit Hinweis auf Bahrs »Andere« »Ende 1905 oder Anfang 1906« an (S. 162).

² Ebd., S. 163.

³ Günter Götde, Therapeutik und Ästhetik – Verbindungen zwischen Breuers und Freuds kathartischer Therapie und der Katharsis-Konzeption von Jacob Bernays. In: Grenzen der Katharsis in den modernen Künsten. Transformationen des aristotelischen Modells seit Bernays, Nietzsche und Freud. Hg. von Martin Vöhler und Dirk Link. Berlin / New York 2009, S. 63–91, v.a. S. 88–91. Vgl. auch Michael Worbs, Katharsis in Wien um 1900. In: Ebd., S. 93–113, sowie Elsbeth Dangel-Pelloquin, »Ehrlich bis zur Orgie«. Schnitzlers Läuterungen. In: HJb 29, 2019, S. 253–278. Daniela Schönle (Rausch und Reinigung. Hermann Bahrs Beitrag zum »Wiener Katharsis-Diskurs«. Berlin: Univ.-Diss. 2015) gibt einen genauen Überblick über die Debatte und erläutert Bahrs Position nicht nur anhand des »Dialogs vom Tragischen« (1904), sondern auch mithilfe von zwei bislang unveröffentlichten Texten Bahrs, »Katharsis« (1902) und »Dialog vom Laster« (1905–1907; 1904–1913).

als »erleichternde[r] Entladung« von »Gemüthsaffectionen«,⁴ als Entsprechung einer therapeutischen Praxis, Freuds Begrifflichkeit ganz ohne Zweifel Pate stand. Auch andere Teilnehmer werden nicht zitiert, der von Freud bewunderte Altphilologe Theodor Gomperz etwa, dessen Aristoteles-Übersetzung von 1897 Bernays' Terminus übernahm und als »Entladung« der »Affecte« wiedergab.⁵ Das Charakteristikum des »Wiener Diskurses« ist nun der Verlauf in Schleifen, Rückkopplungen oder vielmehr Übertragungen und Gegenübertragungen; er ist eine verdeckte Auseinandersetzung um das Hoheitsrecht auf den Gebieten der Medizin, der Psychologie und der Poesie. Wie Aristoteles den medizinischen Sollizitationsbegriff »Katharsis« metaphorisch auf die Wirkung der Tragödie überträgt, so hat Bernays diese ursprünglich therapeutische Bedeutung unter den Schichten der moralischen und ästhetischen Spekulation wieder freigelegt und sie damit Freud als semantisch kongeniale Bezeichnung für Breuers neue Therapiemethode quasi offeriert. Die jahrhundertealte poetologische Besetzung des Begriffs ermöglicht es aber auch, ihn wieder auf das Gebiet der Poesie zurückzuspielen, was Alfred von Berger, damals außerordentlicher Professor für Philosophie und Ästhetik an der Universität Wien, mit Nachdruck unternahm. Seine interessierte Besprechung der »Studien über Hysterie« von 1896 rühmte an ihnen nicht nur die ärztliche Einsicht, sondern vor allem die »unbewußte und ungewollte Schönheit« der Sprache, die geradezu der Poesie nahekomme.⁶ Mit dieser Höflichkeit deckte Berger aber zugleich auch sein Argument, es handle sich bei den Erkenntnissen von Freud und Breuer eigentlich um »ein Stück uralter Dichterpsychologie«, wofür er auch mehrere Beispiele gab; so

⁴ Jacob Bernays, Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über Wirkung der Tragödie [1857]. Eingeleitet von Karlfried Gründer. Hildesheim / New York 1970, S. 16. Vgl. v.a. Karlfried Gründer, Jacob Bernays und der Streit um die Katharsis. In: *Epirrhosis*. Festgabe für Carl Schmitt. Hg. von Hans Barion u.a. 2. Aufl. Berlin 2002, S. 495–528, und Marie-Christin Wilm, Die Grenzen tragischer Katharsis. Jacob Bernays' »Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles« (1857) im Kontext zeitgenössischer Tragödientheorie. In: Vöhler / Link (Hg.), *Grenzen der Katharsis* (wie Anm. 3), S. 21–50.

⁵ Aristoteles' *Poetik*. Übersetzt und eingeleitet von Theodor Gomperz. Leipzig 1897, S. 11.

⁶ Alfred Freiherr von Berger, *Chirurgie der Seele*. In: *Morgen-Presse*, 2. Februar 1896, S. 1f. Nach Ernest Jones wird der Text vielfach abenteuerlich falsch zitiert (*Das Leben und Werk von Sigmund Freud*, 3 Bde [übers. von Katherine Jones und Gertrud Meili-Dworetzki]. Bern / Stuttgart 1960–1962, Bd. 1, S. 299).

deutete er Lady Macbeths Symptome als eine ›regelrechte Abwehrneurose‹ – wohl die allererste psychoanalytische Literaturinterpretation überhaupt. Bei allem Lob für die »Studien« behauptete Berger zuletzt das Prärogativ der Dichter auf dem Gebiet der Psychoanalyse. Auch in seiner Abhandlung zur ›Katharsis-Theorie aus dem folgenden Jahr ist eine literarische Vorherrschaft gewahrt:⁷ Dort privilegiert Berger den ästhetischen Genuss der Tragödie vor der aristotelischen Funktion der Affektabfuhr, die er aber, wiederum mit Berufung sowohl auf Bernays als auch auf Breuer und Freud, völlig akzeptiert. Wie die ärztliche Behandlung ist die Tragödie geeignet, so Bergers plastische Formulierungen, »die angeschoppten Affecte« ›fortzuspülen‹ und »unverarbeitete Rückstände aus der Seele abzutreiben«.⁸ Damit ist aber auch die Übertragbarkeit dichterischer und medizinischer Phänomene hergestellt, sind die Grenzen zwischen poetologischem und psychotherapeutischem Diskurs permeabel geworden und wohl auch der Boden dafür bereitet, dass Freud drei Jahre später Ödipus und Hamlet als Figurationen des ›eisernen Bestands‹ pathogenen psychischen Materials in die »Traumdeutung« aufnehmen konnte.⁹

Freuds Essay zu den »Psychopathischen Personen« ist daher in vielfachem Sinn eine ›Fortschreibung‹ – eine Fortsetzung des ›Wiener Diskurses‹ und eine Explikation der älteren ›Hamlet‹-Passage. Als Statement zur Übertragung der ›Hysterie‹-Befunde ins Ästhetische wahrt er sich einerseits eine Art Kontrollaufsicht über die freien Assoziationen seiner Ausleger, andererseits verbindet der eigene Ausflug ins fremde Territorium eine disziplinierte Beschränkung mit einem hohen Anspruch. Denn Freud entwickelt zunächst gattungstheoretische und literarhistorische Typologien, deren (anscheinende) Seriosität offenbar Legitimationscharakter hat. Zunächst wird – im Unterschied zu Lyrik und Epos – der Gegenstand des Dramas als »[a]lle Arten

⁷ Alfred Freiherr von Berger, Wahrheit und Irrtum in der Katharsistheorie des Aristoteles. In: Aristoteles' Poetik (wie Anm. 5), S. 71–98.

⁸ Ebd., S. 87f. – Das (oberdeutsche) Verbum ›schoppen‹, eine Intensivbildung zu ›schieben‹, bedeutet ›stopfen‹, ›dicht hineinschieben‹.

⁹ Sigmund Freud, Studienausgabe, Bd. 2: Die Traumdeutung [1900]. 11. Aufl. Frankfurt a.M. 2001, S. 265–270.

von Leiden« definiert;¹⁰ dies scheint einerseits den Begriff der ›Tragödie‹ zu ersparen, andererseits ist damit *jeder* dramatischen Form eine Wirkungsdiagnostik unterstellt, die einen völlig neuen Aspekt der ›Katharsis-Debatte ausmacht: Denn zur erleichternden ›Abfuhr‹ käme nun auch eine »masochistische[] Befriedigung im Unterliegen«,¹¹ und zwar sowohl für den Helden als auch für den Zuschauer. Diese These stellt gewissermaßen eine analytische Lesart der Katharsisformel selbst dar: Die manifeste Affektentladung wäre dann nur ein Symptom der Lust am Leid. Freuds literaturgeschichtliche Klassifikation hingegen behauptet den Geltungsanspruch figurenpsychologischer Diagnostik bloß für eine, und die jüngste, Sonderform des Dramas: Auf das »religiöse[]«, d.h. antike Drama von der Auflehnung gegen die Götter folge das »bürgerliche« vom Kampf gegen die »menschliche soziale Gemeinschaft«, dann die »Charaktertragödie« als Konflikt zwischen Individuen und schließlich das »psychologische[]« Drama mit dem Agon gegensätzlicher Seelenregungen.¹² Damit ist Freuds typologische Klassifikation aber auch teleologisch gerichtet, gewissermaßen von außen nach innen, indem sie zunehmend die Psyche zum Schauplatz macht. Aus dieser Entwicklungslogik ergibt sich nun zwangsläufig als letzte Station das ›moderne‹, nämlich »psychopathologische[]« Schauspiel, in dem sich der Antagonismus zwischen einem »bewußten« und einem »verdrängten« Affekt abspielt.¹³ Indirekt nimmt diese Argumentation den Ödipus – als Helden eines »religiösen« Dramas – zwar nicht aus der analytischen Deutbarkeit, wohl aber aus der Hysteriediagnostik aus; Hamlet hingegen, ein ›moderner‹ Protagonist, ist dann tatsächlich ein Hysteriker.¹⁴ Damit ergibt sich eine konsequente, wenngleich prekäre Wirkungsvoraussetzung: Es wird nun erforderlich, »daß der Zuschauer auch ein Neurotiker sei«, der Nicht-Neurotiker reagiere mit Abwehr und Widerstand.¹⁵ Angesichts der statistischen Verteilung ›nervöser‹

¹⁰ Freud, Psychopathische Personen (wie Anm. 1), S. 164.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd., S. 165.

¹³ Ebd., S. 166.

¹⁴ Vgl. Freud, Traumdeutung (wie Anm. 9), S. 269: »wenn jemand Hamlet einen Hysteriker nennen will, kann ich es nur als Folgerung aus meiner Deutung anerkennen.«

¹⁵ Freud, Psychopathische Personen (wie Anm. 1), S. 166.

Störungen schränkt dieses Postulat die Erfolgsaussichten ›psychopathologischer‹ Schauspiele für Freud offenbar nur unerheblich ein, umso mehr, als es ohnehin nur die ursprünglichen therapeutischen Implikationen von ›Katharsis‹ hinsichtlich des Publikums auf den modernen Begriff bringt. Eine günstige Prognose ist aber nur um den Preis bestimmter dramenpoetischer Voraussetzungen zu haben: Wie bei Hamlet müsse erstens der Entstehungsprozess der Neurose, nicht gleich das Resultat dargestellt werden; zweitens habe der Held die verdrängte Regung mit dem Publikum zu teilen; und drittens dürfe diese Regung nicht unmittelbar zu Bewusstsein kommen, nicht »mit deutlichem Namen« genannt werden, so dass der Zuschauer diese Identifikation subliminal, »mit abgewandter Aufmerksamkeit«, vollziehen könne.¹⁶ Würden diese Kriterien verletzt, bringe die Figur eine »fremde und fertige Neurose« mit, so scheitere der Vorgang, die betreffende Person erscheine dann »bühnenunfähig«.¹⁷

Mit der Verdeutlichung der *unbewussten* Identifikation ist zugleich eine Wendung ins Poetologische und Literaturkritische angedeutet, da es nun die Qualität eines Schauspiels ausmacht, eine solche ›unbewusste‹ Einfühlung zustande zu bringen. Dieser Umstand eröffnet den Blick auf eine weitere konkrete Veranlassung von Freuds Essay. Denn er repliziert nicht nur auf den ›Wiener Diskurs‹,¹⁸ sondern er liest sich auch als diskreter Kommentar zu zwei rezenten Uraufführungen. Die Virulenz dieser beiden Dramen besteht darin, dass ihre Heldinnen nicht nur im Sinne der Hysterie-*Studien* analysierbar, sondern erstmalig nach den dort vorgestellten Fällen konzipiert sind: Als Dramatisierungen der Hysterie-›Novellen‹ erschienen Hugo von Hofmannsthal's »Elektra« (Uraufführung am 30. Oktober 1903 am Berliner Kleinen Theater) und Hermann Bahrs »Die Andere« (Uraufführung am 4. November 1905 im Münchner Kleinen Schauspielhaus). »Elektra« nennt Freud an

¹⁶ Ebd., S. 167.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Bereits Matthias Luserke (Die Bändigung der wilden Seele. Literatur und Leidenschaft in der Aufklärung. Stuttgart / Weimar 1995) las die »Psychopathischen Personen« als »Antwort« auf Bahrs »Dialog vom Tragischen« (S. 373); auf den unmittelbaren Anlass der Uraufführung der im Gegensatz zum »Dialog« auch explizit genannten »Anderen« geht er allerdings nicht ein.

dieser Stelle nicht; seine Vorbehalte äußerte er erst 1909, als der inzwischen von Strauss vertonte Text in der Mittwochsgesellschaft diskutiert wurde. Da fasste er aber die Argumente des früheren Aufsatzes zusammen und schloss nun seinerseits mit einer deutlichen Formulierung des Hoheitsanspruchs auf dem Gebiet theoretischer Tiefenpsychologie: »Wir haben wohl das Recht, ein Dichtwerk zu analysieren, aber es ist vom Dichter nicht recht, unsere Analysen zu poetisieren.«¹⁹ Explizit genannt wird in den »Psychopathischen Personen« aber Hermann Bahr's Schauspiel, das einen massiven Verstoß gegen alle an »Hamlet« demonstrierten Wirkungsregeln begehe. Damit belegt der Essay nicht nur Freuds generelle »reservatio mentalis« gegenüber einer »Poetisierung« der »Studien«, sondern wohl auch seine Skepsis gegenüber den Übertragungen, mit denen Bahr seinerseits den »Wiener Diskurs« bereichert hatte. Sie erforderten wohl in der Tat eine »Versagung« von Seiten des Analytikers.

Denn in die »Katharsis-Debatte« hatte sich Hermann Bahr etwas verspätet, aber umso eifriger eingeschaltet. In den Monaten März und April 1902 legen seine Skizzen- bzw. Tagebücher Zeugnis ab von einer eingehenden Auseinandersetzung sowohl mit den »Studien über Hysterie« als auch mit Bernays' »Katharsis-Deutung«.²⁰ Es lässt sich exakt verfolgen, wie Bahr aus seinen Quellen zunächst schließt, *jede* Form der Zivilisation habe es mit dem Problem unterdrückter Affekte zu tun; eine »Löschung« sei in frühen Kulturen etwa durch Krieg oder Mysterienspiele erreicht worden.²¹ Bahrs neue Wendung besteht nun darin, aus diesem Theorieamalgam den Begriff der Hysterie in den Kontext solch frühgeschichtlicher Affektabfuhr zurückzuspielen. Am 20. März

¹⁹ Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Hg. von Herman Nunberg und Ernst Federn. 4 Bde. Frankfurt a.M. 1976–1981, Bd. 2: 1908–1910, Frankfurt a.M. 1977, S. 170. Freud paraphrasierte hier eine Kritik David Bachs zu »Elektra«, in der es heißt: »Dem Psychologen ist es gestattet, an den Dichtern seine Theorie zu erweisen, nicht aber dem Dichter, eine Theorie über das künstlerische Schaffen sklavisch treu auszudichten« (David Bach, »Elektra« von Richard Strauß [sic]. In: Arbeiter-Zeitung, 26. März 1909). Vgl. die konzise Darstellung des Zusammenhangs bei Michael Worbs, Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende. Frankfurt a.M. 1983, bes. S. 264–267, hier S. 265.

²⁰ Hermann Bahr, Tagebücher – Skizzenbücher – Notizhefte. Bd. 3: 1901–1903. Hg. von Moritz Csáky, bearb. von Helene Zand und Lukas Mayerhofer. Wien / Köln / Weimar 1997, v.a. S. 101–109, S. 194.

²¹ Ebd., S. 102.

1902 bringt er in seiner These, Patriarchen und Priester hätten Kriege geführt, um die in ihrem Stamm »herausdrängenden Affekte zu bändigen«, die nachträgliche Einfügung an: »durch die in ihrem Volke gewaltsam gährende Hysterie entsetzt«. ²² Genau markiert ist damit sein erster Eintritt für die »hysterischen Griechen« – so nannte Karl Kraus retrospektiv Bahrs nun folgendes publizistisches Engagement. ²³ Schon in der Komödie »Der Meister« (1903/4) kündigte Bahr seinen Diskussionsbeitrag als Buchprojekt eines verständigen Altphilologen an, der »ein dickes Buch« über die »wirklichen« Griechen »mit ihrer furchtbaren Hysterie« schreiben will; ²⁴ sein eigenes, nicht ganz so dickes Buch, der »Dialog vom Tragischen«, lag bereits vor (1903/4): »Die ganze Kultur der Griechen war [...] rings von Hysterie beschlichen und umstellt«. ²⁵ Einen dreigliedrigen Mechanismus von Triebunterdrückung, Hysterie und heilsamer Entladung machte Bahr in der Folge aber nicht nur zum kulturellen Universalmodell, sondern unterlegte ihn, als quasi phylogenetischen Zivilisationsprozess, auch der individuellen Psychogenese. Da »jeder von uns in sich die ganze Entwicklung der Menschheit noch einmal abgekürzt durchzumachen« habe und »noch einmal der Reihe nach Tier, Urmensch, Halbmensch« sei, ergebe sich jener Konflikt von Chaos und Sitte, der sich hysterisch äußert, sofern er nicht »abreagiert« werden könne. ²⁶ Auch das hatte Bahr schon 1903 dargetan, anhand einer Besprechung von Ibsens »Frau vom Meere«, die buchstäblich als »schöner Fall von Hysterie« deklariert wird; ihre Heilung verlaufe gemäß den Prinzipien, die »dem wunderbaren Buche unserer beiden Gelehrten« Freud und Breuer zu entnehmen seien. Während sich Bahr hier noch an nachträglicher Analyse versuchte, bot Hofmannsthal »Elektra« bereits im selben Jahr auch ihm das aufregende Beispiel einer »Ausdichtung« der Hysterie-»Studien«; dass Maximilian Harden als aufmerksamer, wenn auch einigermaßen ironischer

²² Ebd., S. 105.

²³ Karl Kraus, Herr Victor Silberer [...]. In: Die Fackel, Nr. 183/184, 4. Juli 1905, S. 43f., hier S. 43.

²⁴ Hermann Bahr, Der Meister. Komödie in drei Akten. Berlin 1904, S. 40. Das Bühnenmanuskript war bereits 1903 (Berlin: Ahn & Simrock) erschienen.

²⁵ Hermann Bahr, Dialog vom Tragischen. Berlin 1904, S. 23. Der Erstdruck war in der Neuen Deutschen Rundschau 14, 1903, Nr. 7, S. 716–736, erschienen.

²⁶ Die Frau vom Meere. In: Österreichische Volkszeitung, 25. April 1903.

Berliner Beobachter die Breuer/Freud'sche Theorie, Bahrs »Dialog« und Hofmannsthals Drama einer »*hysterica*« als zusammenhängende Diskursformen eines Wiener »Bundes« wahrnahm,²⁷ fand Bahr seinerseits »wunderschön[]«.²⁸

Die Wendung, die er der »Katharsis«-Debatte gegeben hatte, besteht also darin, einen gewissermaßen anthropologisch-allgemeingültigen Regelkreis von Kultur, Krankheit und Kur postuliert zu haben. Unter den Bedingungen einer so total gewordenen Katharsis konnte Bahr nun darangehen, seine eigene *Hysterica* – »Die Andere« – zu entwerfen. Entstanden ist das Stück Mitte 1905; am 8. Mai notierte Bahr im Tagebuch: »Abends wunderschönes Gefühl, daß »Die Andere« jetzt reif sei«.²⁹ Das fünftaktige Drama handelt von der neunzehnjährigen Violin-virtuosin Lida Lind, in die sich Professor Heinrich Heß verliebt hat. Obwohl sich auch Lida zu ihm hingezogen fühlt, kann sie sich aus der sexuellen Abhängigkeit von ihrem Agenten Amschl nicht befreien, wird von diesem ausgebeutet und erniedrigt und stirbt schließlich im Elend. Dieser letzte Akt fällt in mehrfacher Hinsicht in den Naturalismus zurück, den Bahr schon 1891 überwunden zu haben glaubte. Nicht nur ist der Schauplatz ein überaus tristes Dachkämmerchen; auf die Sterbeszene folgt auch ein revolutionärer Massentumult. Dazu hatten Bahr die zeitgenössischen Ereignisse in Russland inspiriert; am 14. Juni 1905, dem Tag der Meuterei auf dem Panzerkreuzer *Potemkin*, begann er das Diktat des Textes, das nach zwei Wochen abgeschlossen war.³⁰

Dieser Bezug auf die unmittelbare Gegenwart interferierte einigermaßen mit dem Zentralproblem des Stückes, das in der tiefenpsychologischen Anlage der Hauptfigur besteht.³¹ Denn Bahr hat seine

²⁷ Maximilian Harden, Theater. In: Die Zukunft, 27. August 1904, S. 449–358, S. 353.

²⁸ [Eintragung vom 9. September 1904]. In: Tagebücher – Skizzenbücher – Notizhefte. Bd. 4: 1904–1905. Hg. von Moritz Csáky, bearb. von Lukas Mayerhofer und Helene Zand. Wien / Köln / Weimar 2000, S. 294. Im August hatte Bahr direkten Kontakt mit Wilhelm Stekel aufgenommen; am selben Tag erfolgte die Zusammenkunft. Stekel habe »viel von Freuds »psychischen Curen« erzählt und sei wie sein Lehrer geneigt, »alles auf die Sexualität zurückzuführen« (ebd.; vgl. Briefentwurf vom 12. August 1904, S. 253f.).

²⁹ Ebd., S. 420.

³⁰ Vgl. ebd., S. 423.

³¹ Markus Meier (Prometheus und Pandora. »Persönlicher Mythos« als Schlüssel zum Werk von Hermann Bahr [1863–1934]. Würzburg 1997, S. 28–49), stellt den Text zwar in literatur-

Heldin als Hysterikerin geradezu überdeterminiert. Sie erscheint zunächst als Konstrukt aus den Fallgeschichten der »Studien«: Einmal ist sie eine außerordentlich begabte Geigerin, womit einmal Freuds Axiom abgegolten wird, »dass Hysterie schwerster Form mit der reichhaltigsten und originellsten Begabung vereinbar« sei.³² Schon physiognomisch, mit einem launisch wechselnden Gesicht, das, »in leeren Momenten, ganz auszulöschen scheint«,³³ ist ihr die Darstellung der charakteristischen Stimmungsschwankungen, Somnabulismen und Absenzen aufgegeben; im dramatischen Verlauf werden sich Migräne, Depression und Abulie als weitere diagnostische Kriterien addieren. Lidas heftige Ekelgefühle, die sie an einen schmutzigen und schleimigen Frosch denken lassen (vgl. 26), wiederholen den »Ausdruck des Grauens und Ekels«, der bei Emmy v. N. durch eine Kröte erregt wird.³⁴ Ein Pfiff Heinrichs fungiert als »Schreckerinnerung[]«³⁵ und löst eine panikartige Reaktion aus (vgl. 28). Als Heinrich versucht, sie zu küssen, folgt ein veritabler Anfall: Lida stöhnt, ächzt, faucht und röchelt und bringt nur mehr »Nicht« und »weg« hervor (36, vgl. 58, 68f., 77, 79); Anklänge an die von Freud so genannten »Schutzformel[n]«, mit denen sich Emmy v. N. gegen ihre Zustände wehrt.³⁶ Der Titel des Stückes erweist sich schließlich als Referenz auf die »condition seconde«.³⁷ Lidas Frage, ob »das möglich wäre, daß in manchen Menschen Zwei sind?« (114, vgl. 37, 50, 123), ist bei näherem Hinsehen ein Echo von Anna O.s Klage, dass sie »zwei Ichs habe, ihr wirkliches und ein schlechtes, dass [sic] sie zu schlimmem zwingt«.³⁸ Das »Hereinragen« eines »zweiten Zustandes

und motivgeschichtliche Zusammenhänge, in seiner eigenen »Gegenübertragungsanalyse« (S. 28) folgt er aber weitgehend Adlers (bzw. Léon Wurmser's) Ausführungen zu Hörigkeit bzw. Masochismus; Prämisse seiner Deutung ist eine Spekulation über einen möglichen Missbrauch Lidas durch ihren Vater (S. 31), der dann ohne weiteres als gegeben vorausgesetzt wird (S. 38); eine durch den Text nicht ausreichend gedeckte Annahme.

³² Josef Breuer / Sigmund Freud, Studien über Hysterie. Leipzig / Wien 1895, S. 88.

³³ Hermann Bahr, Die Andere. Berlin 1906, S. 22 (im Folgenden mit Seitenzahlen im Text zitiert).

³⁴ Breuer / Freud, Studien (wie Anm. 32), S. 38.

³⁵ Ebd., S. 44.

³⁶ Ebd., S. 45, S. 77, S. 81; vgl. S. 38, S. 41.

³⁷ Ebd., S. 37 u.a.

³⁸ Ebd., S. 18.

in den normalen«³⁹ wird von Lida als die Spaltung zwischen der guten, hellen, Heinrich zugeneigten und der verderbten, Amschl hörigen Persönlichkeit agiert, wozu, ganz im Sinn von Breuers Beschreibung,⁴⁰ auch die Erinnerungslücken an den jeweils ›anderen‹ Zustand gehören.

Darüber hinaus holt Bahr auch noch Elemente der älteren Hysterieforschung in die Figurencharakteristik. Lida, die sich in ihren Zuständen mehrmals »mit den Händen zurück« auf die Stuhllehne oder den Schreibtisch stützt (28, vgl. 37), drückt dabei zuletzt noch »starr [...] *den Kopf in den Nacken*« (37), stellt also den von Charcot dokumentierten ›arc de cercle‹ nach.⁴¹ Aber damit nicht genug, auf die Hysteriediagnose wird noch ein weiterer Befund geschichtet: Wie sich im dritten Akt erweist, gehen alle ihre Symptome auf den verruchten Agenten Amschl zurück, dessen Auftritt bereits durch hochbedeutsame Pfliffe angekündigt wird (vgl. 75f.). Er fungiert als die verkörperte Ätiologie: Das einstige, offenbar ekelhafte Verhältnis hat Lidas Verstörung verursacht. Allerdings verfällt sie ihm sofort wieder und verlässt den guten Heinrich, um als Amschls Zugpferd auf Konzerttournee zu gehen. Dieses Verhalten inszeniert wiederum die Begriffe ›Masochismus‹ und ›sexuelle Hörigkeit‹, die Richard von Krafft-Ebing 1892 zusammengestellt hatte:⁴² Der schäbige Amschl weiß Lida mit seinen sadistischen Gesten ebenso wohl zu ängstigen wie zu verlocken (vgl. 81f.). Damit ist die dramatische Aufdeckung aber nicht bei einem verdrängten Trauma, sondern bei einer aktuellen Abnormität angekommen, die Lida – auch das kongruent zu Krafft-Ebings Beschreibung⁴³ – schließlich als schicksalsverhängte »Lieb[e]« versteht (118, 133f.). Das bedeutet aber auch, dass die im Handlungsverlauf angedeutete ›talking cure‹, das tastende Bekenntnisgespräch mit Heinrich (vgl. 56–58, vgl. 69–71), in einer ›impasse‹ enden muss: Denn Amschl bezeichnet ihr Ergebnis und zugleich ihr Scheitern. Der Kurzschluss von dramentheoretischem und medizinischem Diskurs liegt darin, dass die Protagonistin einen

³⁹ Ebd., S. 36.

⁴⁰ Vgl. ebd., z.B. S. 17–23.

⁴¹ Vgl. Jean-Martin Charcot / Paul Richer, *Les démoniaques dans l'art*. Paris 1887, S. 94.

⁴² Richard von Krafft-Ebing, *Bemerkungen über »geschlechtliche Hörigkeit« und Masochismus*. In: *Jahrbücher für Psychiatrie* 10, 1892, S. 199–211.

⁴³ Vgl. ebd., v.a. S. 203.

Spezialfall der *Katharsisbedürftigkeit* auf die Bühne bringt, wodurch sich ein profundes Paradox der poetisierten Hysterie-»Studien« ergibt: Wird nicht nur die Hysterika zur Bühnenfigur, sondern auch die Analyse zum plot, müsste eine so inszenierte »Katharsis« ja gerade nicht zum tragischen Finale, sondern immer nur zur »Heilung« und somit zum »happy ending« führen. Eine kathartische Wirkung auf die Zuschauer schließt eine erfolgreiche Therapie der Heldin entschieden aus.

Aus dieser dramatischen Sackgasse versucht sich Bahr zu helfen, indem er vom analytischen zu seinem kulturtheoretischen Begriff von Hysterie wechselt: Nach und nach erweisen sich fast alle Figuren als Opfer der pathogenen Zivilisation, die als kultiviertes »Oben« das »Unten«, das »Chaos« und die – auch gewalttätigen – Triebe kaschiert. Im Sinne des Titels hätte als das »Andere« dieser Bereich der »Tiefe« zu gelten, dessen Abspaltung zu einem kollektiven Leiden führt. Da das Verdrängte nach Bahrs panhysterischer Auffassung nicht mehr nur ein Trauma, sondern im Grunde die ursprüngliche undomestizierte Menschennatur selbst ist, stellt sich aber das Problem, dass eine »Gesundung« zuletzt nur darin bestehen kann, dem wahren »unteren« Ich zu seinem Recht zu verhelfen. Ein Ergebnis dieses unreinen »Katharsis«-Konzepts – Bertha Pappenheim hätte es vermutlich »muddled thinking« genannt – zeigt sich etwa darin, dass der ordinäre Amschl keineswegs als Hysteriker, sondern als frohgemuter Sadist und zuletzt als die einzige Figur erscheint, die mit sich selbst eins ist. Für die übrigen Protagonisten wird im ersten Akt eine diätetische Lösung, als weltentsagende Rückkehr zur Natur, vorgeschlagen (vgl. 16–20), im letzten eine politische, als »Rache« der seelenlosen Armen an den besitzenden Reichen (126). Da keine der beiden Kuren aus dem Handlungsverlauf irgendwie motiviert werden kann, entscheidet sich Bahr, offensichtlich auf Grund der russischen Tagesereignisse, dann für das revolutionäre Finale, das aber mit Lidas Krankengeschichte nicht mehr in Einklang zu bringen ist.

Die kathartische Wirkung auf die Zuschauer lässt sich nun an der Wirkungsgeschichte der »Anderen« belegen. Das fertig gestellte Stück hatte Bahr noch im Sommer 1905 Arthur Schnitzler zur Lektüre überlassen. Bemerkenswerterweise hielt sich Schnitzler an ästhetische und konkrete figurenpsychologische Aspekte und verzichtete gänzlich auf

die Erörterung des Hysterie-Problems. Zugleich taktvoll und ironisch kritisierte er zunächst den Registerwechsel im letzten Akt als Verstoß gegen das Prinzip der »künstlerischen Oekonomie«. ⁴⁴ Heftiger gestört hat ihn offenbar die Charakteristik des widerlichen jüdischen Amschl:

Wäre ich eine große Violinvirtuosin, nicht um die Welt ließ ich mich von einem Kerl anrühren, der öfter als 6 mal in der Minute Schnudelchen sagt. Aber das ist ja Geschmackssache. Wie oft aber stört uns an einer Frau nur der Gedanke an den der sie besessen hat. Und ist das Publikum nicht gerade so? ⁴⁵

Wahrscheinlich aus Zeitgründen hat Bahr Schnitzlers Einwände nicht mehr berücksichtigt; lediglich die Anrede »Schnudelchen« wurde offenbar mehrfach durch »Lämmchen«, »Pünktchen« und »Mädl« (77, 132f.) ersetzt und kommt im Text jetzt nur mehr einmal vor (77). Die kritischen Reaktionen auf die Wiener Uraufführung am 25. November im Volkstheater gingen über Schnitzlers Vorbehalte allerdings weit hinaus. Die »Neue Freie Presse« beispielsweise konnte »diesem lächerlich-bizarren Stück« unter handfesten wirkungsästhetischen Maximen rein gar nichts abgewinnen. ⁴⁶ »Bekanntlich kann ein Drama nur dann wirkliche Teilnahme wecken, wenn seiner Motivierung der gesunde Menschenverstand zu folgen vermag.« Unter diesem »common sense«-Aspekt ist vor allem die »Brutalität des niedrigen Impresario, welcher durch eine völlig unglaubliche Liebesmagie ein triumphierender Mädchenjäger war«, schlechterdings inakzeptabel. Das Fazit bezieht sich auf eines von Lidas hysterischen Symptomen: An das Pfeifen, das

⁴⁴ Brief vom 30. Juli 1905. In: Arthur Schnitzler. Briefe 1875–1912. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1981, S. 515f., hier S. 515.

⁴⁵ Ebd. Bahrs wechselhafte Haltungen zum Antisemitismus zeigen sich an verschiedenen Lebensstationen: Aus dem fanatischen Schönerer-Anhänger der 1880er Jahre wurde der liberale Herausgeber des »Interviews« von 1894 – einer europäischen Rundfrage zur Judenfeindlichkeit –, dann der rekonvertierte Katholik ab 1904 – in dessen Weltbild ein widerwärtiger jüdischer Agent durchaus passte – und schließlich der am Nationalsozialismus freundlich Interessierte der letzten Lebensjahre (vgl. Konstanze Fliedl, »... ein solcher »Bube««. Hermann Bahrs Stellungen zum Antisemitismus. In: Jahrbuch des Adalbert-Stifter-Institutes 5, 1998/2001, S. 131–144). Bahrs – und Hofmannsthals – katholische Anstrengungen und vor allem Hofmannsthals Versuche, sich von seiner jüdischen Herkunft zu distanzieren, haben immer wieder Schnitzlers zwischen Ironie und heftigem Grimm schwankende Reaktionen provoziert.

⁴⁶ Die folgenden Zitate nach: Anonym [vermutl. Friedrich Schütz], Deutsches Volkstheater. In: Neue Freie Presse, 26. November 1905.

sie nicht vertragen könne, werde sie sich auf der Bühne wohl gewöhnen müssen. Der einsichtigere Rezensent der »Wiener Abendpost« beanstandete hingegen den aus seiner Sicht zu langsamen Verlauf der analytischen Aufdeckung:

Lida Lind, böser hysterischer Fall, [...] kann sich dem einerseits geliebten Professor nicht geben [...], weil andererseits jedes Mal [...] die den findigen Lüsten des Herrn Amschl unterworfenen andere in ihr erwacht. Der Professor versteht das nicht, weil es ihm niemand sagt, und das Publikum versteht es aus dem gleichen Grunde auch nicht.⁴⁷

Dieser »Banausenhohn« rief wiederum Karl Kraus auf den Plan: Bahrs Stück, »das durchfiel, wiewohl es sehr schlecht ist«, war ihm nur einen Nebenangriff wert. Immerhin sprach auch er von der »abnormen Wandlung«, die »ein traurig abgeklärter Wein, den man längst verdorben wähnte, zu gährendem Most durchmacht«, und nannte Bahrs dramatisches Temperament eine »Katharsis aus Ruhe in Leidenschaft«.⁴⁸

Das Publikum wiederum hatte mit Gelächter, Geschrei und den erwähnten Pfiffen gegen das Drama so vehement protestiert, dass ein veritabler Theaterskandal zustandekam. Bei der zweiten Aufführung brachte der Berliner Regisseur Richard Vallentin mit dem Zuruf: »Roheit ist keine Kritik« den Tumult erst richtig zum Höhepunkt und musste sich tags darauf von der »Neuen Freien Presse« sagen lassen, »daß das Publikum seiner Regieführung nicht unterliegt, daß die Wiener Theaterbesucher weder gewöhnt noch gesonnen sind, sich von der Bühne herab drillen zu lassen«, ⁴⁹ woraufhin er wiederum die Zeitung davon verständigte, dass mit dem Zuschauerruf: »Hinaus mit dem Affen!« gar nicht er selbst gemeint gewesen sei.⁵⁰ Die Volkstheaterdirektion jedenfalls zog ihre Konsequenzen und setzte »Die Andere« nach diesen Vorfällen ab, obwohl, wie Bahr, der sich in München aufgehalten und den Skandal nicht miterlebt hatte, im Tagebuch notierte, die dritte Aufführung bereits ausverkauft gewesen war.⁵¹ Sein Kommentar

⁴⁷ Armin Friedmann, Theater. In: Wiener Abendpost, 27. November 1905.

⁴⁸ Karl Kraus, Habitué. In: Die Fackel, Nr. 189, 30. November 1905, S. 26.

⁴⁹ Anonym, Lärmende Szenen im Deutschen Volkstheater. In: Neue Freie Presse, 27. November 1905.

⁵⁰ Anonym, Von Herrn Richard Vallentin [...]. In: Neue Freie Presse, 28. November 1905.

⁵¹ Vgl. [Eintragung v. 27. November 1905]. In: Bahr, Tagebücher, Bd. 4 (wie Anm. 28), S. 437.

zum Theater-Skandal lautete lapidar, man habe sich »wienersch« benommen.⁵²

Und in der Tat kann die Aufnahme der Münchner Uraufführung vom 5. November als Gegenprobe auf den »Wiener Diskurs« gelten. Die Besprechung für die »Münchner Neuesten Nachrichten« stammte von Hanns von Gumpenberg, der als Mitherausgeber der »Gesellschaft« immerhin ein Vertreter der Münchner Moderne war, von der avancierten »Katharsis«-Diskussion aber offenbar keinerlei Notiz genommen hatte und auf ältere Therapieformen verwies.⁵³ Die »Vorstellung just zweier und schroff kontrastierender Individualitäten« gehöre »in das Gebiet der Fabel oder höchstens des künstlichen hypnotischen Experiments und der Geisteskrankheiten«. Mit dem Argument, der »innere Dualismus« sei »einfach der zwar in jeder Menschenseele sich abspielende, aber ihre persönliche Einheit nicht in Frage stellende Kampf der kulturellen Erziehung gegen die roheren, rein animalischen Triebe«, spaltete er Bahrs Panhysterie wieder auf und trennte dessen Liaison von Psychopathologie und Kulturtheorie. Und die Münchner Zuschauer verstanden Lida wohl nicht als dramatisches Abbild einer bürgerlichen Neurosepatientin, empfanden daher kein »auf sich selbst bezogenes Mitleid« und fühlten sich zu so schroffer Ablehnung nicht genötigt; immerhin mischte sich auch hier »heftige[r] Widerspruch« in den »freundliche[n] Beifall«.

Was das Wiener Publikum zum tumultösen Protest veranlasst hatte, war aber vermutlich weder das von Freud konstatierte Unverständnis des Nicht-Neurotikers noch die Abwehr einer zu peinlichen Identifikation, sondern vielmehr die Zumutung, Lidas sexuellen Masochismus als masochistische ästhetische Befriedigung zu teilen. Die verweigerte »Katharsis« wurde durch den anderen kathartischen Effekt des Theaterskandals wettgemacht: Die Affekte der Zuschauer konnten sich in wütendem Radau entladen. Dass diese »Abfuhr« im Theater einem symbolischen Zivilisationsbruch und außerdem einem antiken Orgien-

⁵² Hermann Bahr, Tagebuch. 26. November. In: Der Weg. Wochenschrift für Politik und Kultur, Jg. 1, H. 12, 16. Dezember 1905, S. 11.

⁵³ Die folgenden Zitate nach: Hanns von Gumpenberg, Die Andere. In: Münchner Neueste Nachrichten, 7. November 1905.

geschrei durchaus nahekommen mochte, war vom ›Wiener Diskurs‹ theoretisch allerdings noch nicht berücksichtigt worden.

Freuds Aufsatz war also auch eine unmittelbare Stellungnahme zu einem rezenten Theateraufruhr. Er mag sich zu einer Reaktion umso mehr herausgefordert gefühlt haben, als seine »Studien« Bahrs Lida ja Modell gestanden hatten. Geduldig zählt er also die Fehler der »Anderen« auf: Erstens leide sie von Beginn an unter der ›fremden und fertigen Neurose‹; zweitens sei es nicht möglich, »von dem Vorrecht des einen, das Mädchen voll zu befriedigen, eine nachfühlende Überzeugung zu gewinnen« – hier trifft sich Freuds Argument mit der Psychologiekritik am unsympathischen Amschl. Damit werde drittens »der volle Widerstand gegen diese Bedingtheit der Liebe, die wir nicht mögen, in uns wachgerufen«. ⁵⁴ Hier geht Freuds Takt bis in eine unklare Satzkonstruktion, die offenlässt, ob wir Lidas Liebe nicht mögen oder deren Bedingtheit durch Amschls perverse Praktiken. Ein vierter Fehler wird nicht genannt: Dass das schlechte Stück dem Zuschauer ein ungehörliches Ausmaß von ästhetischem Masochismus abverlangt. Klar wird jedenfalls Freuds Distanzierung von einem dramatischen Exegeten seiner Theorie, der die in der »Traumdeutung« festgehaltene Basisannahme nicht verstanden hat: dass nämlich die »Erkenntnis unseres eigenen Innern« anhand der dramatischen Fabel nur geschieht unter dem Einsatz des »ganzen Betrag[s] der Verdrängung«, die uns vor dem Helden zurückschaudern lässt. ⁵⁵ Solcher bewusster Schauer geht einher mit dem unbewussten, identifizierenden Mitleiden, das subliminal bleiben muss, um eine ›Katharsis‹ gelingen zu lassen. Dieser Affektdialektik entspricht das Prinzip der »abgelenkten Aufmerksamkeit«, ⁵⁶ gegen das Bahrs Stück zuletzt am massivsten verstößt. Der Essay zu den »Psychopathischen Personen auf der Bühne« hätte daher als Fortschreibung und Korrektur des ›Wiener Diskurses‹ dienen können, als sachte Entwirrung der poetologischen und therapeutischen Argumentationsketten, die von Bahr heillos durcheinandergebracht worden waren – wäre er von Freud je publiziert worden.

⁵⁴ Freud, Psychopathische Personen (wie Anm. 1), S. 167.

⁵⁵ Freud, Traumdeutung (wie Anm. 9), S. 267.

⁵⁶ Freud, Psychopathische Personen (wie Anm. 1), S. 167f.

Dass Freud darauf verzichtet hat, verdankt sich wohl einer therapeutischen Abstinenz: Eine öffentliche Entgegnung auf eine unzulässige poetische Übertragung hat er sich versagt.

David Brehm / Lotta Ruppenthal

Was nie gedruckt wurde, lesen Lektüren des »weißen Flecks« in der Wiener und Prager Zeitungskultur des Ersten Weltkriegs

*Wie wundervoll sind diese Wesen,
Die, was nicht deutbar, dennoch deuten,
Was nie geschrieben wurde, lesen,
Verworrenes beherrschend binden
Und Wege noch im Ewig-Dunkeln finden.¹*

Ein »Rätsel«,² ein »Geheimnis«,³ ein »komplizierte[s] Nichts«,⁴ ein »eigensinniges Kind«: »Hier war ein etwas! Etsch!«⁵ Im Ersten Weltkrieg konfrontieren die österreichischen Tageszeitungen ihr Publikum mit einem typographischen Phänomen, das bald zu den »verbreitetsten Idiomen der gedruckten Gegenwart«⁶ gezählt wird. »Kaum ein Tag« vergeht seit Kriegsbeginn, »an welchem das Auge des beflissenen Zeitungslesers nicht in einem der zur Hand genommenen Blätter« aus der österreichischen Hälfte der k.u.k.-Monarchie auf sogenannte »weiße Flecken« stößt.⁷ Während des Krieges nämlich, so unterrichtet der »be-

¹ Hugo von Hofmannsthal, Der Tor und der Tod. In: SW III Dramen 1, S. 61–80, hier S. 79f.

² Alpheus, Ein gerechter Richter. In: Der Morgen. Wiener Montagblatt, Nr. 27, 5. Juli 1915, S. 5.

³ Einige Bemerkungen über das Kratzen. In: Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt, Nr. 352, 20. Dezember 1914, S. 5.

⁴ »Wie lese ich weiße Flecke?« In: Der Morgen. Wiener Montagblatt, Nr. 11, 18. März 1918, S. 5.

⁵ Walter Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 258, 17. September 1915, S. 2f., hier S. 3.

⁶ »Wie lese ich weiße Flecke?« (wie Anm. 4), S. 5.

⁷ Siegmund Schlesinger, Die »weißen Flecke«. Kleine Zensurerinnerungen. In: Neues Wiener Journal, Nr. 7666, 26. Februar 1915, S. 5f., hier S. 5. Zur Zensursituation in Österreich vgl. umfassend Gustav Spann, Zensur in Österreich während des I. Weltkrieges. Masch. Diss. Wien 1972, darin zur Zeitungszensur bes. S. 62–110, zu den »berüchtigten »weißen Flecken« *en passant*: S. 92; Thomas Olechowski, Die Entwicklung des Preßrechts in Österreich bis 1918. Ein Beitrag zur österreichischen Medienrechtsgeschichte. Wien 2004, S. 511–521, zum weißen Fleck: S. 515f.; John D. Halliday, Censorship in Berlin and Vienna during the First World War: A Comparative View. In: The Modern Language Review 83, 1988, H. 3, S. 612–626, zum weißen Fleck knapp: S. 618; Maureen Healy, Vienna and the Fall of the Habsburg Empire. Total War and Everyday Life in World War I. Cambridge 2004, zum weißen Fleck: S. 132–135; Mark

kannte[] *Wiener Publizist*«⁸ Friedrich Leiter in einer im Februar 1915 erschienenen Abhandlung die Interessierten,

wird im Gegensatz zu den preßgesetzlichen Anordnungen für Friedenszeiten nicht *nach* dem Druck konfisziert [...], sondern faktisch eine *präventive* Zensur geübt, das heißt, vor dem Erscheinen das vermeintlich Gefährliche beseitigt. Verfügt die Zensur die Eliminierung des einen oder anderen Artikels der Zeitung, nachdem der Druck bereits vorbereitet ist, so muß in der Druckerei die umständliche Operation des »Ausstemmens« der konfiszierten Stelle vorgenommen werden, wodurch der »weiße Fleck« entsteht.⁹

Bis zum Kriegsende bleibt der weiße Fleck (am intensivsten in den Jahren der »Hochblüte der politischen Zensur«¹⁰ 1915 und 1916, spürbar vermindert nach Zensurmilderungen ab Oktober 1917)¹¹ »ständige[r] Gast in den Zeitungen«¹² – und erfährt als auffälliger visueller Bruch in der eigentlich auf Lückenlosigkeit angelegten *mise en page* der Tageszeitungen gesteigerte Aufmerksamkeit.¹³ »[F]ür jeden, der sich für Massenpsychologie interessiert« – zu dieser Einschätzung kommt das »Prager Tagblatt« am 22. August 1914 – sei es »höchst merkwürdig zu sehen, wie die Leute hauptsächlich die von der Zensur angeordneten lee-

Cornwall, News, Rumour and the Control of Information in Austria-Hungary, 1914–1918. In: History 77, 1992, H. 249, S. 50–64. Zur Zensur in Frankreich, wo die Zeitungen während des Krieges, im Unterschied zu »ungarischen« und »reichsdeutschen« Blättern, denen »der *weiße Fleck* [fehlt]« (Der weiße Fleck. In: Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt, Nr. 330, 28. November 1914, S. 1; Hervorhebungen durch Sperrung werden hier und in den folgenden Zitaten jeweils durch Kursivierung wiedergegeben. Vgl. zu dem Thema Spann, Zensur in Österreich, S. 56–58), ebenfalls mit einer Fülle ausgestemmter Stellen aufwarten, vgl. Olivier Forcade, La censure en France pendant la Grande Guerre. Paris 2016. Während es typographisch markante Zensureingriffe historisch freilich schon früher gegeben hat, wird der ubiquitäre weiße Fleck im Diskurs ab Sommer 1914 als ein neuartiges Phänomen wahrgenommen und in spezifischer Weise semantisiert.

⁸ Der Krieg und die Tagespresse. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 49, 18. Februar 1915, S. 6.

⁹ Friedrich Leiter, Die Zeitung im Kriege und nach dem Kriege. Wien 1915, S. 36.

¹⁰ Spann, Zensur in Österreich (wie Anm. 7), S. 79.

¹¹ Vgl. ebd., S. 207.

¹² Die Zensur. In: Neue Freie Presse. Morgenblatt, Nr. 19322, 11. Juni 1918, S. 2f., hier S. 2.

¹³ Zum »gefällige[n] Bild der Zeitung«, für das der »Schlußredakteur« Sorge zu tragen habe, gehört es herkömmlicherweise, dass auch »kleinere Lücken aus[gefüllt]« sind (Hermann Diez, Das Zeitungswesen. Leipzig 1910 [= Aus Natur und Gesellschaft. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, Nr. 328], S. 93). Auf diese »Grundregel« weisen auch hin: Hanns Zischler / Sara Danius, Nase für Neuigkeiten. Vermischte Nachrichten von James Joyce. Wien 2008, S. 138.

ren Stellen studieren und zu ergründen trachten.«¹⁴ Die Redaktion des »Tagblatts« erreichen regelmäßig »hunderte[]« neugieriger Anfragen, »sobald in der grauen Fläche bedruckten Papiers ein größeres weißes Loch erscheint.«¹⁵

»Tagtäglich«, so ruft Ludwig Hirschfeld, Feuilletonmitarbeiter der »Neuen Freien Presse« nach Kriegsende in einem rückblickenden »Zensurepilog« ins Gedächtnis, »hat sich diese für die Zeitungen wie für das Publikum gleich irritierende, beschämende und lästige Bevormundung wiederholt« – ein Ärgernis, dem Hirschfeld, seinen »Epilog« von einer prekären Archivszene aus entwickelnd, vorausschauend medienhistorische Relevanz zugesteht:

In beschaulicheren Zeiten wird man einmal das reiche Zensurmaterial sichten und sammeln zu einem lehrreichen und interessanten Ergänzungsband der Geschichte dieses Krieges. Jetzt, wo die von Ereignissen und Ueberraschungen erfüllte Stunde drängt und vorwärts treibt, kann man nur eine Weile darin blättern. Unmöglich, das alles jetzt durchzulesen. Vier hohe Stöße von gelb gewordenen Bürstenabzügen mit roten und blauen Strichen, weißen Flecken, dazwischen amtliche Zensurvorschriften, vertrauliche Zensurweisungen: papierene Gespenster aus einem geistigen Vormärz, der gestern noch moderne Gegenwart gewesen ist.¹⁶

Sichtet man (wenn auch in nicht ganz so beschaulichen Zeiten) das Material aus der historischen Distanz neu, so kann man dem weißen Fleck als einem tückischen Objekt der Moderne begegnen, das in historiographischen Darstellungen bislang meist nur anekdotisch gestreift, nicht aber nach seinen kultur- und medienpoetischen Implikationen befragt worden ist. Hier setzt unser Erkundungsgang durch die von unzähligen weißen Flecken heimgesuchte Wiener und Prager Zeitungslandschaft der Weltkriegsjahre an.¹⁷ Materialphilologisch

¹⁴ Wiener Stimmungen. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 230, 22. August 1914, S. 4.

¹⁵ Der weiße Fleck. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 188, 9. Juli 1916, S. 1.

¹⁶ Ludwig Hirschfeld, Der weiße Fleck. Ein Zensurepilog. In: Neue Freie Presse. Morgenblatt, Nr. 19466, 3. November 1918, S. 9f., hier S. 9.

¹⁷ Das Kernkorpus dieser Sondierung bilden die Jahrgänge 1914–1918 der »Arbeiter-Zeitung«, des »Fremden-Blatts«, der »Neuen Freien Presse«, des »Neuen Wiener Journals« sowie des »Prager Tagblatts«, wie sie durch das ANNO-Projekt der Österreichischen Nationalbibliothek digital erschlossen und so einer kulturpoetischen Archivarbeit zugänglich sind, wie sie Moritz Baßler methodisch konzeptualisiert hat: Jene »Texte einer Kultur, die einer Untersuchung zur Verfügung

gewendet,¹⁸ nimmt er die Zensur in derjenigen Dimension in den Blick, in der Zeitungsleser*innen mit ihr konfrontiert waren: als eine typographische Größe, die *auf* dem Zeitungspapier und *im* Zeitungsdiskurs semiotische und soziale Energien freisetzt. Daher interessieren wir uns, anders als Ludwig Hirschfeld, für die Zensur auch dezidiert aus der Perspektive des publizierten Materials, nicht der »vertraulichen Weisungen«.

Als auffällige Leerstelle, die die Zeitung in ihrer nicht mehr von Druckerschwärze verhüllten papiernen Materialität spürbar macht, unterscheidet sich der weiße Fleck vom Normalfall typographischen Weißraums, der »gesehen und unmittelbar wieder ausgeblendet« wird.¹⁹ Er irritiert und durchkreuzt die Automatismen alltäglicher Zeitungslektüre, indem er in die reguläre Form der Zeitung, ihre »persisting visible structure«²⁰ im Zeichen von Lückenlosigkeit und Zeichenfülle (eine visuelle Norm »that become[s] reassuring through repeated exposure«)²¹ eine markante Störung einträgt: eine Störung, die, wie wir zeigen möchten, nicht nur das Erscheinungsbild der

stehen«, liegen ahierarchisch, »einander gleich- und nebengeordnet« vor; per »Suchbefehl« lassen sich Stellen aufspüren, die »untereinander äquivalent sind«, entsprechend eine »intertextuelle Äquivalenzstruktur« begründen und zugleich als »Teilmenge« des Archivs, als »Diskurskorpus« bestimmbar sind (Moritz Baßler, Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie. Tübingen 2005, S. 196). Ergänzend werden punktuell weitere (Zeitungs-)Texte hinzugezogen, die zeitgenössisch in Wien und Prag zirkulierten und Aufschluss über den dortigen Diskurs geben. Dass in Wien auch vielfach Zeitungen gelesen wurden, »die in Ungarn oder in der österreichischen Provinz erscheinen«, erwähnt Leiter, Die Zeitung im Kriege (wie Anm. 9), S. 35.

¹⁸ Vgl. Stephen G. Nichols, Why Material Philology? Some Thoughts. In: ZfdPh 116, 1997, Sonderheft: Philologie als Textwissenschaft. Alte und neue Horizonte. Hg. von Helmut Tervoorren und Horst Wenzel, S. 10–30; zum jüngeren Interesse der germanistischen Literaturwissenschaft an der Medialität und Materialität von Periodika im Anschluss an Nichols vgl. programmatisch Nicola Kaminski / Jens Ruchatz, Journalliteratur – ein Avertissement. Hannover 2017.

¹⁹ Mareike Giertler / Rea Köppel, Von Lettern und Lücken. Zur Einführung in diesen Band. In: Von Lettern und Lücken. Zur Ordnung der Schrift im Bleisatz. Hg. von Dens. München 2012, S. 7–11, hier S. 10.

²⁰ Kevin G. Barnhurst / John Nerone, The Form of News: A History. New York / London 2001, S. 3. Unter »Form« verstehen Barnhurst / Nerone »everything a newspaper does to present the look of the news.« (ebd.)

²¹ Ebd., S. 6. Mit dieser Formensprache der Fülle kommuniziert die Zeitung ein »ideal of itself« (ebd., S. 3), trägt dazu bei, dass die »moderne Presse« zeitgenössisch »als eine gewaltig[e] und imposant[e]« Macht wahrgenommen wird, die »alles sieht, alles hört und über alles berichtet« (Diez, Das Zeitungswesen [wie Anm. 13], S. 1f.).

Zeitungen, sondern auch die Formen ihrer Lektüre (wie sie im zeitgenössischen Diskurs Reflexion erfahren) entscheidend prägt. Diesen Lektürediskurs möchten wir zum einen in einer eng am zeitgenössischen Material orientierten Perspektive rekonstruieren und im Kontext epistemischer und ästhetischer Praktiken der Moderne verorten; zum andern den Blick auf journalliterarische Experimente mit dem zensurbedingten Weißraum richten. Gesteigerte Aufmerksamkeit gilt dabei in abschließenden *close readings* zwei Feuilletoncontexten Walter Tschuppiks und Alfred Polgars, die in den Leerstellen, die die Zensur in die Zeitungsseiten reißt, poetisches Potential erkennen. Diese zwischen ästhetischem Spiel und politischem Ernst, zwischen Verdunkelungs- und Aufklärungsimpulsen schwankenden Texte, so möchten wir demonstrieren, leiten ihre Leser*innen zu einem subversiven Blick auf den weißen Fleck an, der die kontrollierenden Blicke der Zensur unterläuft.

I. Bestandsaufnahme: Die weißen Flecken und die »Phantasie«

Das Wiener »Fremden-Blatt« trifft »[d]er erste weiße Fleck [...] bereits wenige Tage nach Kriegsbeginn, als es eine für die weitesten Kreise bestimmte Kundmachung der Staatsbahndirektion über den beschleunigten Zugverkehr, der die Sommerfrischler aus den Alpenländern heimbringen sollte, abdrucken wollte.«²² (Abb. 1) Schon am 27. Juli weisen das »Prager Tagblatt«²³ und die in Wien erscheinende »Arbeiter-Zeitung«²⁴ eine leere Stelle auf ihren Titelseiten auf (Abb. 2–3). Die Leser*innen des »Neuen Wiener Journals« stoßen auf den ersten weißen Fleck am 31. Juli auf dem Titelblatt, dessen Schlagzeile vom »Bombardement Belgrads« kündigt (Abb. 4).²⁵ In der »Neuen Freien Presse«, die

²² Abschied vom weißen Fleck. In: Fremden-Blatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 295, 29. Oktober 1918, S. 7. Gemeint ist: Eisenbahnverkehr auf den Staatsbahnen. In: Fremden-Blatt. Abend-Blatt, Nr. 210, 1. August 1914, S. 2.

²³ Prager Tagblatt. Abend-Ausgabe, Nr. 204, 27. Juli 1914, S. 1. Die erste Auflage war nach dem Druck konfisziert worden.

²⁴ Arbeiter-Zeitung. Mittagsblatt, Nr. 205, 27. Juli 1914, S. 1. Auch hier war die erste Auflage zunächst nach dem Druck konfisziert worden.

²⁵ Neues Wiener Journal, Nr. 7457, 31. Juli 1914, S. 1.

sich solche Blöße während der Kriegsjahre vergleichsweise selten geben wird, ist erstmals am 3. August eine Meldung »ausgekratzt« (Abb. 5).²⁶



Abb. 1: Fremden-Blatt mit Vedette. Abend-Blatt, Nr. 210, 1. August 1914, S. 2 (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Signatur 394.188-D)

²⁶ Neue Freie Presse. Abendblatt, Nr. 17938, 3. August 1914, S. 2. Auf die Camouflage-Taktik der »Neuen Freien Presse«, die sich bemüht, »durch Ausfüllungen den »weißen Fleck« unsichtbar zu machen« (Der weiße Fleck der »N. Fr. Pr.«! In: Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt, Nr. 47, 16. Februar 1915, S. 3f., hier S. 3) weisen bereits hin: Cornwall, News (wie Anm. 7), S. 54f.; Olechowski, Entwicklung des Preßrechts (wie Anm. 7), S. 516.



Abb. 3: Prager Tagblatt. Abend-Ausgabe, Nr. 204, 27. Juli 1914, S. 1 (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Signatur 394.189-D)

Die befleckten Zeitungsseiten bleiben zwar stellenweise stumm, aber semantisch alles andere als unschuldig.²⁷ Schnell ist klar, »daß so a weißer Fleck d' Leut' allweil *riesig interessiert*, weil s' glaub'n, daß weiß Gott was dag'standen is, was ja meist gar net der Fall war.«²⁸ Insofern der Akt der Zensur in Form beredt schweigender Lücken Sichtbarkeit erlangt,²⁹ lassen die weißen Flecken – so wird allenthalben beobachtet – »der Phantasie den weitesten Spielraum«,³⁰ wirken »anregend auf die Phantasie der Leser«,³¹ »beschwing[en] die leicht erregbare Phantasie des Volkes«,³² laden »de[n] Leser« dazu ein, »unter Zuhilfenahme seiner Phantasie sich die verheimlichten Zeitereignisse« auf dem »leer gebliebenen Papier aus[zu]malen«.³³ »Oft nämlich«, so das »Prager Tagblatt« am 10. September 1916, »sagt der weiße Fleck viel mehr, als die Worte gesagt haben, die er verschwinden ließ.« So bleibe es einer »Kunst des neuen Lesens vorbehalten, wo nichts steht, das Richtige zu finden.«³⁴ Das für die zeitgenössische Medienkultur emblematische Bild eines »alte[n] Herr[n]«, der »[i]m Kaffeehaus [...] würdevoll die Zeitung« liest, muss in diesem Sinne in einer Feuilletonskizze desselben Blattes kurzerhand re-formuliert werden: Zeitunglesen, »[d]as heißt, er

²⁷ Zur paradoxalen Logik der Durchstreichung als eines Tilgungsaktes, der seine eigenen Spuren nicht tilgen kann, vgl. Uwe Wirth, Logik der Streichung. In: Schreiben und Streichen. Zu einem Moment produktiver Negativität. Hg. von Lucas Marco Gisi, Hubert Thüring und Irmgard M. Wirtz. Göttingen 2011, S. 23–45. Dass die Zensur »necessarily focus[es] attention on that which it denies« stellt auch heraus: Michael Holquist, Introduction: Corrupt Originals: The Paradox of Censorship. In: PMLA 109, 1994, H. 1, S. 14–25, hier S. 15.

²⁸ Neue Briefe des alten Eipeldauer an seinen Herrn Vetter in Kagan. In: Neuigkeits Welt-Blatt, Nr. 77, 4. April 1915, S. 17f., hier S. 17.

²⁹ Von der »beredten Stummheit« des weißen Flecks ist die Rede in: Notizen. In: Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt, Nr. 303, 1. November 1916, S. 5.

³⁰ Ein wichtiger Antrag zur Verbesserung der Zensur. Gestellt vom Geheimen Rat Dr. Exner im Niederösterreichischen Gewerbeverein. In: Neue Freie Presse. Morgenblatt, Nr. 18096, 9. Januar 1915, S. 1.

³¹ Joffre und French – unter Zensur. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 131, 12. Mai 1915, S. 7 (hier mit Blick auf die französische Zeitungszensur).

³² Der weiße Fleck. In: Badener Zeitung, Nr. 58, 19. Juli 1916, S. 2.

³³ Stimmungsbilder von der italienischen Grenze. In: Oesterreichische Morgenzeitung und Handelsblatt, Nr. 141, 22. Mai 1915, S. 4f., hier S. 4. Dass die weißen Flecken »left readers to fill the spaces with their imaginations«, notiert auch Healy, Vienna and the Fall of the Habsburg Empire (wie Anm. 7), S. 133.

³⁴ Eine Stimme der Vernunft. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 251, 10. September 1916, S. 1.

sucht nach den Zusammenhängen der durch große weiße Flecke unterbrochenen Stellen im Leitartikel.«³⁵

Durch ihr Eingreifen behauptet die Zensur, so scheint es, keinesfalls ihre Diskursautorität in heiklen Fragen. Anstatt Zeichenketten zu sistieren, entfaltet der Zensurakt selbst in potenziierter Weise Signifikanz, setzt allererst Prozesse der Semiotisierung und Deutung in Gang. Nicht nur gilt der weiße Fleck Kritiker*innen daher als ein »Symbol undemokratischer Denkweise und Verwaltung«,³⁶ als schändliches »Leichentuch der Preßfreiheit«,³⁷ ebenso erkennen in ihm zahlreiche Stimmen einen zensurstrategischen »Fehler, weil das Publikum dazu gedrängt wird, die leeren Stellen auszulegen und in sie hineinzulegen, was bei ungestörter Veröffentlichung niemandem eingefallen wäre.«³⁸ Besorgt äußert sich im April 1916 kein geringerer als der Wiener Bürgermeister Richard Weiskirchner über das forsch Gebahren der »Frau Zensur«, jener »gestrenge[n] ›Dame in Weiß‹«, deren »vielfach [...] nicht glückliche Hand [...] die unglaublichsten Kombinationen und Gerüchte« erzeuge.³⁹ Und noch im Juni 1918 beklagt die »Neue Freie Presse«, es fehle »noch immer das Verständnis für die aufreizende Wirkung eines solchen leeren Raumes, den die Einbildungskraft des Lesers dann selbst auszufüllen hat.«⁴⁰

Im Horizont dieses Diskurses wird der weiße Fleck nicht zuletzt in der unmittelbaren Gegenwartsliteratur der Moderne, für die es längst zur Routine gehört, die psychischen und sinnlichen Grenzzustände ihrer Protagonist*innen an die exzentrische Signifikantenlogik im ›Aufschreibesystem 1900‹ zu binden,⁴¹ zu einem probaten Motiv: In Gustav Meyrinks 1917 erschienenem »phantastischen Roman« »Walpurgisnacht« hält der »Herr Kaiserliche Leibarzt Flugbeil« aus Prag,

³⁵ Ganz kleine Bilder vom Spaziergang. In: Prager Tagblatt. Abend-Ausgabe, Nr. 248, 7. September 1916, S. 3.

³⁶ Das Verbot eines Artikels der »Neuen Freien Presse« durch die Staatsbehörde. In: Neue Freie Presse. Abendblatt, Nr. 19003, 18. Juli 1917, S. 1.

³⁷ Ein wichtiger Antrag zur Verbesserung der Zensur (wie Anm. 30), S. 1.

³⁸ Der alte weiße Fleck. Verirrungen der Preßpolitik. In: Neue Freie Presse. Abendblatt, Nr. 18774, 25. November 1916, S. 1.

³⁹ Bericht des Bürgermeisters über die Milch- und Fettknappheit. In: Neue Freie Presse. Morgenblatt, Nr. 18559, 22. April 1916, S. 11.

⁴⁰ Die Zensur (wie Anm. 12), S. 2f.

⁴¹ Vgl. Friedrich Kittler, Aufschreibesysteme 1800/1900. 3. Aufl. München 1995, S. 385–439.

»auf die absonderliche Idee verfallen, sich eine Zeitung zu abonnieren«, die weißen Flecken anfänglich

für Sehstörungen, die am Ende gar in einer beginnenden Gehirnerkrankung ihre Ursache haben könnten, bis ihm seine Haushälterin feierlich versicherte, auch sie sähe genau dieselben Stellen unbedruckt, woraus er allmählich schloß, daß lediglich ein Eingriff seitens der Zensur, damit der Leser vor falschen Erkenntnissen geschützt werde, vorliegen müsse.

Trotzdem behielten solche weiße Flecke mitten in der karbolduftenden Druckerschwärze stets etwas Beunruhigendes für ihn.⁴²

II. Spurensicherung

Jene »Kunst des neuen Lesens«, wie sie im Gemurmel des medialen Diskurses allenthalben beschworen wird, kommt im Wien und Prag der Weltkriegsjahre nicht aus dem Nichts. Zusammenhänge suchen, Studieren, Kombinieren, Ergründen, Ausfüllen, Auslegen, Hineinlegen...: Das Vokabular (sämtliche Begriffe sind den obigen Zitaten entnommen), mit dem die Lektüreversuche des weißen Flecks beschrieben werden, legt nahe, dass es den Zeitgenoss*innen keineswegs auf das freie Spiel der »Phantasie«, nicht auf die bloße »Einbildungskraft« allein ankam (auch wenn oder gerade weil die Gefahren solchen Phantasierens wiederholt beschworen werden). Vielmehr rufen die zitierten Begriffe epistemische Praktiken im Paradigma der »Spurensicherung«⁴³ auf den Plan, wie sie sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert methodisch ausdifferenziert und institutionalisiert haben: in Kriminologie, Kunstgeschichte und Psychoanalyse (wie Carlo Ginzburg gezeigt hat), ebenso in der als eine »*Kunstlehre der Auslegung*«⁴⁴ in den Stand eines Masterkonzepts der Geisteswissenschaften gelangten Hermeneutik oder in der philologischen Textkritik, die den Umgang mit »unvollstän-

⁴² Gustav Meyrink, *Walpurgisnacht. Phantastischer Roman*. Leipzig 1917, S. 98f.

⁴³ Carlo Ginzburg, *Spurensicherung*. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. In: Ders., *Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*. Aus dem Ital. von Karl Friedrich Hauber. Berlin 1983, S. 61–96.

⁴⁴ Wilhelm Dilthey, *Die Entstehung der Hermeneutik*. In: Ders., *Philosophische Abhandlungen*. Tübingen 1900, S. 187–202, hier S. 190.

dig[en]« und »entstellt[en]« Texten⁴⁵ professionalisiert hat und dabei gerade in »Lücke[n]« und »Störungen«⁴⁶ Indizien zur »Herstellung des ursprünglichen Tatbestandes« erkennt.⁴⁷ Ist es sonst Sache solch akademisch disziplinierter »Kunst des richtigen Lesens«,⁴⁸ durch den Vergleich disparater Textträger Rückschlüsse auf die ursprüngliche, unverderbte Gestalt eines Textes zu ziehen, so geschieht es durch die weißen Flecken nun tagtäglich, dass auch Zeitungsleser*innen zum eifrigen Kollationieren bewegt werden:

Der Leser, der sich nicht mit einer einzigen Zeitung begnügt, sondern in mehreren blättert, kommt leicht in die Lage, seine Wißbegierde zu befriedigen. Fällt ihm irgend eine weiße Stelle auf und es reizt ihn, zu erfahren, was da der Zensur zum Opfer gefallen, so forscht er bloß in den Zeitungen, die in Ungarn oder in der österreichischen Provinz erscheinen, wohin die Nachrichten aus Wien übermittelt werden und wo auch die in Wien gestrichene Meldung anstandslos veröffentlicht werden konnte. [...] Und die Zensur hat eigentlich vergeblich gewaltet.⁴⁹

Und wo solche Vergleichsoptionen nicht gegeben sind, mag mitunter auch eine Konjektur genügen – denn »[m]it der Zeit lernt man [...] *erraten*, was auf den weißen Flecken hätte stehen sollen.«⁵⁰

Mit Praktiken des Enträtselns allerdings sind zeitgenössische Leser*innen auch im Sinne eines gemeinhin der *low culture* zugerechneten Journalphänomens vertraut. »Rätsелеcke[n]« in den Zeitungen, Beilagen und Illustrierten fordern regelmäßig mit »Bilderrätsel[n]«, »Geheimschrift« und »Anagramm[en]« zum Entziffern auf,⁵¹ »Füll-«,⁵² »Versteck-«⁵³ und »Schiebe-Rätsel«⁵⁴ lassen mittels Lückenfüllen und

⁴⁵ Otto Immisch, *Wie studiert man klassische Philologie? Ein Überblick über Entwicklung, Wesen und Ziel der Altertumswissenschaft nebst Ratschlägen zur zweckmäßigen Anordnung des Studiengangs*. Stuttgart 1909, S. 138.

⁴⁶ Ebd., S. 141.

⁴⁷ Ebd., S. 139.

⁴⁸ Friedrich Nietzsche, *Werke*. Erste Abtheilung. Bd. II: Menschliches Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. Erster Band. Leipzig 1917, S. 252.

⁴⁹ Leiter, *Die Zeitung im Kriege* (wie Anm. 9), S. 35.

⁵⁰ Briefkasten. In: *Arbeiterinnen-Zeitung*. Sozialdemokratisches Organ für Frauen und Mädchen, Nr. 18, 5. September 1916, S. 8.

⁵¹ Vgl. z.B. *Prager Abendblatt*, Nr. 196, 25. August 1915, S. 6.

⁵² Vgl. z.B. *Deutsches Volksblatt*, Nr. 9954, 17. September 1916, S. 16.

⁵³ Vgl. z.B. *Oesterreichische Morgenzeitung und Handelsblatt*, Nr. 9, 9. Januar 1916, S. 15.

⁵⁴ Vgl. z.B. *Prager Abendblatt*, Nr. 109, 12. Mai 1916, S. 7.

Zeichenverschiebungen neue Wörter und Sinnzusammenhänge generieren. Dass dabei weitestgehend auf detaillierte, erläuternde Arbeitsanweisungen verzichtet wird, zeugt von Routine und eingeübten Entschlüsselungsverfahren. Von einer »neue[n] alte[n] Mode« liest man gar, von »Rätselmanie« und »Rätselitis« als einem vermeintlich vornehmlich weiblichen Phänomen.⁵⁵ »[V]or einem Rätsel«⁵⁶ stehen aber auch die Leser*innen der regelmäßig im Feuilleton abgedruckten Detektivgeschichten, die geduldig und oftmals über viele Fortsetzungslieferungen hinweg verfolgen, wie die Figuren am Tatort bisweilen gar aus Flecken ihre Schlüsse ziehen müssen.⁵⁷

Aus jenem »Forschertrieb«,⁵⁸ wie er in zeitgenössischen Spezial- und Populärdiskursen gleichermaßen vorgeprägt ist und wie ihn als eine weitere Leerstellenform in einer modernen Zeichenkultur voll rätselhafter Lücken und verwischter Spuren nun auch der weiße Fleck unablässig auf den Plan ruft, leitet im März 1918 ein Feuilleton im »Wiener Montagblatt« »Der Morgen« eine publizistische Empfehlung ab – augenzwinkernd zwar, und doch im Horizont eines vielstimmigen Diskurses, dessen rekurrente Motive der Beitrag verdichtet und zuspitzt, durchaus ernst zu nehmen:

Es wird Zeit, daß ein rühriger Verlag sich mit der Herausgabe eines populären Büchleins (50 Pfennige) befaßt, das neben dem »perfekten Lateiner«, den »Regeln und Wörterverzeichnis der deutschen Rechtschreibung« und den Schicksalsfragen: »Wie werde ich energisch?«, »Wie koche ich fleischlos?«, »Wie benehme ich mich in der Gesellschaft junger Mädchen?« in allen Auslagen prangt und in kurzen Zügen die Kenntnis einer Sprache vermittelt, die dem Schreiber nicht minder wie dem Leser bisher spanisch vorkam: der Sprache des weißen Flecks. Man kann wohl behaupten, daß sie zu den verbreitetsten Idiomen der gedruckten Gegenwart zählt. Gleichwohl und trotz ihrer blendenden Helligkeit ist sie dunkel wie der Stil des Heraklit. Es müßte also doch wohl einen Schlüssel geben, der

⁵⁵ s.v.m., Die rätselhaften Frauen. Eine neue alte Mode. In: Neues Wiener Journal, Nr. 8371, 19. Februar 1917, S. 3f.

⁵⁶ Alfred Semerau, Die Rosensphinx. In: Neues Wiener Journal, Nr. 7766, 8. Juni 1915, S. 3f., hier S. 3.

⁵⁷ Vgl. z.B. Walter Brügge-Vallon, Das Geheimnis des »King Malcom«. (5. Fortsetzung). In: Salzburger Volksblatt, Nr. 135, 17. Juni 1915, S. 3f., hier S. 4: »Ich würde dem Flecken überhaupt keinerlei Bedeutung beimessen, hätte er nicht durch seine ganz besondere Beschaffenheit meine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.«

⁵⁸ Leiter, Die Zeitung im Kriege (wie Anm. 9), S. 35.

das komplizierte Nichts in den Zeitungsspalten enträtselt. Populärwissenschaftler heraus! Hier bietet sich euch ein dankbares, ergiebiges Feld.⁵⁹

So wie die Lektüre der wegen ihrer »Schwerverständlichkeit [...] berühmt[en]«⁶⁰ und nur in »abgerissene[n] Bruchstücke[n]«⁶¹ überlieferten Philosophie des Heraklit auf textkritische und hermeneutische Kunstgriffe angewiesen ist, so bedarf demnach auch die *obscuritas* der fragmentierten Zeitungstexte einer Anleitung zu ihrer Dechiffrierung. Einige »Winke zur Erlernung der Weißen-Fleck-Weis'« gibt »Der Morgen« unter anderem anhand folgender »Bilderrätsel«⁶² (Abb. 6a–b):

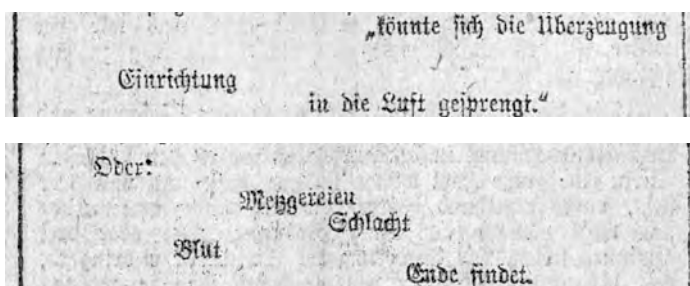


Abb. 6a–b: »Wie lese ich weiße Flecke?« In: Der Morgen. Wiener Montagblatt, Nr. 11, 18. März 1918, S. 5 (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Signatur 470.322-D), Details

Die Lehre, die hier vermittelt werden soll, liegt für routinierte Zeitungsleser*innen im März 1918 natürlich längst auf der Hand. Sie lautet, dass hier »eh nix dran« sei. Getilgt worden sei im zweiten Beispiel lediglich der reichlich harmlose Satz: »In den Metzgereien waren heute dank dem Nachschub aus den St. Marxer Schlachthäusern wieder Blut- und Leberwürste zu haben, womit die Wurstnot bis auf weiteres ihr Ende findet.«⁶³ Zwar geht das Beispiel an der Realität der Zensur vorbei – denn einzelne Worte lässt die Zensur in dieser

⁵⁹ »Wie lese ich weiße Flecke?« (wie Anm. 4).

⁶⁰ [Art.] Heraklit. In: Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14. Aufl. Bd. 9: Hencke–Juxta. Leipzig 1908, S. 20.

⁶¹ Georg Theodor Schäfer, Die Philosophie des Heraklit von Ephesus und die moderne Heraklitforschung. Leipzig/Wien 1902, S. 8.

⁶² »Wie lese ich weiße Flecke?« (wie Anm. 4).

⁶³ Ebd.

Weise für gewöhnlich nicht inmitten des Weißraums stehen –, doch zeigt es, wie der weiße Fleck einen Umgang mit dem Zeitungspapier motiviert, der im optischen Arrangement bedruckter und unbedruckter Stellen semantisches Potential erkennt. Das ist kein Einzelfall. In selbstreflexivem Wissen um den »mysteriösen Reiz« eines durch »die gütige Mitwirkung des Rotstiftes des Zensors« erzeugten Leerraums versucht in ähnlicher Manier schon im Januar 1915 ein Beitrag im »Neuen Wiener Journal« die in der materiellen Performanz des weißen Flecks entstehenden Bedeutungseffekte »auf eigene Faust«⁶⁴ zu erzeugen (Abb. 7):

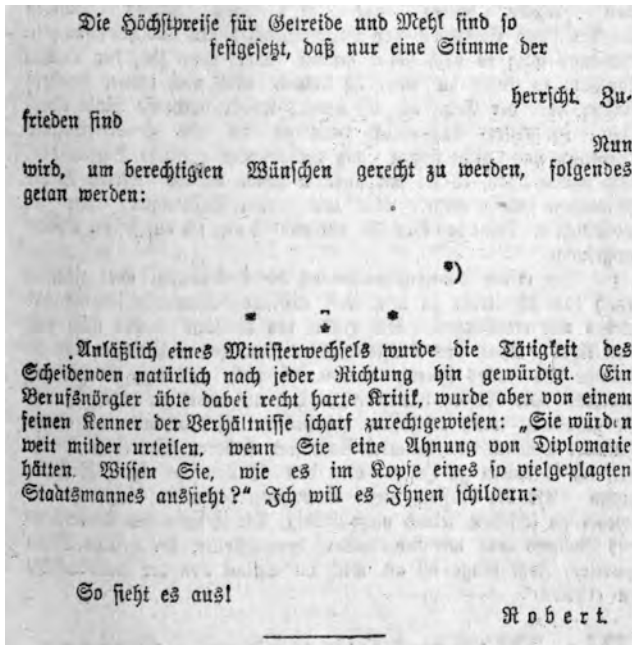


Abb. 7: Robert, Humor? in Kriegszeit. Kein weißer Fleck auf der Ehr'. In: Neues Wiener Journal, Nr. 7626, 17. Januar 1915, S. 5 (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Signatur 394.199-D), Detail

⁶⁴ Robert, Humor? in Kriegszeit. Kein weißer Fleck auf der Ehr'. In: Neues Wiener Journal, Nr. 7626, 17. Januar 1915, S. 5.

Gänzlich neu ist dieses Vorgehen freilich nicht. Intertextuell steht hier vor allem *ein* überaus prominentes Buchkapitel des immer wieder als Referenzgröße der zeitgenössischen Zensurpolitik auf den Plan gerufenen Vormärz⁶⁵ Pate, das »Die deutschen Censoren« unter Zuhilfenahme vermeintlich zensurbedingter Leerstellen als »Dummköpfe« dastehen ließ.⁶⁶

III. Zensurtraum und Traumzensur

Intrikater als solche satirischen Verfahren, deren Pointen im Rahmen des literaturgeschichtlich Erprobten bleiben, verfährt ein Beitrag zur »Arbeiter-Zeitung« am 4. Dezember 1914. Die Rubrik »Tagesneuigkeiten« wird hier eröffnet durch eine »Meldung« mit der (weder besonders tages- noch neuigkeitsaffinen) Überschrift »Ein Traum«, der bis auf diese Überschrift leer bleibt (Abb. 8).⁶⁷

⁶⁵ Vgl. etwa Hirschfeld, *Der weiße Fleck* (wie Anm. 16); Schlesinger, *Die »weißen Flecke«* (wie Anm. 7); Heinrich Holek, *Die Zensurmaschine. Eine zeitgemäße Anregung*. In: *Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt*, Nr. 216, 6. August 1916, S. 2–4, hier S. 2; Ludwig Börne, *Aus den Denkwürdigkeiten der Zensur*. (Gesammelte Werke.) In: *Neue Freie Presse. Morgenblatt*, Nr. 18107, 20. Januar 1915, S. 1.

⁶⁶ Heinrich Heine, *Reisebilder. Zweiter Theil*. Hamburg 1827, S. 228.

⁶⁷ Ein Traum. In: *Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt*, Nr. 336, 4. Dezember 1914, S. 4. Auf die Effekte semantischer Mehrdeutigkeit, die ein solch vehementer Streichungsakt hervorzubringen vermag, weist die »Arbeiter-Zeitung« am 19. August 1915 eigens hin, als sie meldet, dass in den als »unpolitisches, maßvolles und sachliches Fachblatt« bekannten »*Juristischen Blätter[n]*« »die ganze erste und fast die ganze zwei Seite« als »*ein* trostloser weißer Fleck« leergeblieben sei; übrig geblieben sei auch hier lediglich »[d]ie melancholische Aufschrift des Artikels, der dort stehen sollte: *Die Verordnungsgewalt im Kriege*«, die den Beitrag »zu einer ungewollten Satire« promovierte (Schlechte Zeit für wissenschaftliche Untersuchungen. In: *Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt*, Nr. 229, 19. August 1915, S. 5).



Abb. 8b: Ein Traum. In: Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt, Nr. 336, 4. Dezember 1914, S. 4 (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Signatur 393.854-E), Detail

Rezeptionsseitig ist nicht eindeutig zu entscheiden, ob es sich um einen Zensureingriff handelt oder um dessen redaktionelle Inszenierung. Auf die Möglichkeit eines solch kalkulierten Spiels mit dem Weißraum jedenfalls hatte erst Ende Oktober 1914 eine weite Kreise ziehende Anekdote über den »Gründer des ›Figaro‹, *Villemessant*« hingewiesen: Dieser, so hieß es,

ließ eines Tages in seinem Blatt eine leere Stelle erscheinen, unter der zu lesen stand, daß der Absatz so heikel wäre, daß er ihn nicht offen zu drucken gewagt hätte. Die Neugierigen, die ihn aber durchaus lesen wollten, brauchten nur mit einem ganz heißen Plätteisen darüber zu fahren, dann würden die mit besonderer Schwärze gedruckten Worte erscheinen. [...] die Buchstaben erschienen nicht, das Papier ging bald in Stücke. Da es beim ersten Exemplar nicht gelungen war, mußten sie ein zweites kaufen, und dann noch ein drittes, bis sie schließlich merkten, daß sie dem tüchtigen Verleger auf den Leim gegangen waren, der seine drei Auflagen glatt verkauft hatte und nun bekannte, daß an der Stelle – gar nichts gestanden hätte.⁶⁸

Neigt man der Lesart zu, dass es sich auch bei der »Traum«-Nachricht in der »Arbeiter-Zeitung« vom 4. Dezember um einen fingierten Zen-

⁶⁸ Die leere Stelle. In: Neues Wiener Journal, Nr. 7545, 27. Oktober 1914, S. 8; vgl. auch: Die leere Stelle. In: Neues 8-Uhr-Blatt, Nr. 46, 27. Oktober 1914, S. 3; Die leere Stelle. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 296, 27. Oktober 1914, S. 8; Die leere Stelle. In: Badener Zeitung, Nr. 86, 28. Oktober 1914, S. 3f.

sureingriff handle, bleibt der weiße Fleck mehrdeutig: Muss der Traum deshalb eine Leerstelle bilden, weil er sich der Übersetzbarkeit in die symbolische Ordnung der Schrift entzieht, er erst recht nicht zur Sphäre des Realen passt, aus der die »Tagesneuigkeiten« berichten? Ist die im Traum sich artikulierende Wunschphantasie zu anstößig um in der Zeitung Platz zu finden? Oder ist der Trauminhalt vielmehr das leere Zeitungspapier selbst, zielt der Traum also auf die schiere Abwesenheit von (womöglich schrecklichen) »Tagesneuigkeiten«? Letztere Deutungsoption scheint zumindest ein »Leser« zu bevorzugen, der am nächsten Tag – wiederum bleibt unklar, ob es sich um eine authentische oder fingierte Zuschrift handelt – in derselben Rubrik, nun unter der Überschrift »Kein Traum«, auf den »gestern unter dem Titel: ›Ein Traum‹« veröffentlichten »ausführlichen weißen Fleck«⁶⁹ kritisch Bezug nimmt – und dessen dem ersten Anschein nach auf analytische Differenzierung bedachte ›Traumdeutung‹ die Differenzen zwischen Realem, Symbolischem und Imaginärem in der überspannten Performanz ihres Geplappers zusehends verwischt. Der gähnenden Leere des Artikels vom Vortag setzt der schon qua Titel als dessen Negativ sich auszeichnende ›Brief‹ eine Rhetorik des Überschusses entgegen, die »Traum«, »kein[en] Traum«, »Reales«, »höchst Reales«, »Unwirkliches«, »Wirklichkeit«, »Wahnvorstellung«, »Realität«, »Romane«, »symbolische[s]« und »gegenständliche[s]«, begrifflich derart verdichtet ineinander kippen lässt, dass der weiße Traumfleck umso obskurer wird, wo analytischer Klartext vermeintlich für Erhellung sorgen sollte:

Da muß ich denn doch, bei aller Hochachtung vor Ihnen, sagen: sonderbare Träume haben Sie. Möchten Sie mir nicht erklären, was Ihnen an diesem kahlen, weißen Fleck gar so traumhaft vorkommt? Traum – das ist doch etwas Bunt, Farbenprächtiges, vor allem durchaus Unwirkliches. Der abscheuliche weiße Fleck aber, den Sie Ihren Lesern unsoliderweise als Traumbild aufschwätzen wollen, ist ein sehr handgreifliches Stück Wirklichkeit. Nämlich, solche weiße Flecke sind nichts Geringeres als der, wenn auch nicht schöne, so doch deutliche Ausdruck der österreichischen Preßfreiheit; und zwar nicht ein symbolischer, sondern ein gegenständlicher Ausdruck. Jeder weiße Fleck ist ein Materie gewordenes Trumm Preßfreiheit. Also etwas höchst Reales! Oder wollen sie etwa behaupten, die Preßfreiheit in Oesterreich sei ein Traum? Dann müßten Sie auch

⁶⁹ Kein Traum. In: Arbeiter-Zeitung, Morgenblatt, Nr. 337, 5. Dezember 1914, S. 5.

den Zensor für eine Wahnvorstellung erklären. [...] Also, Sie geben zu: der Zensor ist eine Realität. [...] Ist aber der Zensor kein Traum, sondern Wirklichkeit, so ist auch die Preßfreiheit, als Voraussetzung des Zensors, eine Tatsache. Ist aber die Preßfreiheit eine Tatsache, so ist auch der weiße Fleck, wie bereits oben ausgeführt, etwas sehr Wirkliches und kein Traum. Erzählen Sie uns also keine Romane. Wenn Sie wieder einmal einen weißen Fleck veröffentlichen, so schreiben Sie nicht darüber: Ein Traum. Das Publikum ist, besonders in Kriegszeiten, nicht dazu da, sich von Zeitungsschreibern irreführen zu lassen.⁷⁰

Traum und Zensur sind zu diesem Zeitpunkt diskursiv bereits an überaus prominenter Stelle zusammengebracht: in Freuds Psychoanalyse nämlich, der vielleicht berüchtigtsten Form der Leerstellendeutung, die im Wien der 1910er Jahre kursiert. Schon in der 1899 erschienenen »Traumdeutung« hatte Freud die »bis in's Einzelne durchzuführende Uebereinstimmung zwischen den Phänomenen der Censur und denen der Traumentstellung« hervorgehoben, dort noch am Beispiel der Selbstzensur eines »politische[n] Schriftsteller[s]«. ⁷¹ In den »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse«, die Freud in den Wintersemestern 1915/16 und 1916/17 hält, erfährt diese Analogisierung ein mediengeschichtlich naheliegendes *update*. Freud entwickelt seinen Begriff der »Traumzensur«⁷² nun am Beispiel der »Lücken«, des »Gemurmels[s]« und »Schweigen[s]«⁷³ im Traum einer fünfzigjährigen Frau von ihren dem Militär offerierten »Liebesdiensten«:⁷⁴

Das Auffällige und für uns Interessante ist [...], daß der Traum mehrere Lücken zeigt, Lücken nicht der Erinnerung, sondern des Inhalts. An drei Stellen ist der Inhalt wie ausgelöscht; die Reden, in denen diese Lücken angebracht sind, werden durch ein Gemurmel unterbrochen. [...] Allein es sind Andeutungen gegeben, aus denen sich etwas folgern läßt, z. B. im Worte »Liebesdienste«, und vor allem nötigen die Stücke der Reden, welche dem Gemurmel unmittelbar vorhergehen, zu Ergänzungen, welche nicht anders als eindeutig ausfallen können.⁷⁵

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ Sigmund Freud, *Die Traumdeutung*. Leipzig / Wien 1900, S. 99.

⁷² Sigmund Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Zweiter Teil. Vorlesung V–XV: *Der Traum*. Leipzig / Wien 1916, S. 149.

⁷³ Ebd., S. 147f.

⁷⁴ Ebd., S. 146.

⁷⁵ Ebd., S. 148.

Um eine »Parallele« zu solcher »Unterdrückung« des Anstößigen zu finden, so Freud, brauche man

in unseren Tagen nicht weit zu suchen. Nehmen Sie irgend eine politische Zeitung zur Hand, Sie werden finden, daß von Stelle zu Stelle der Text weggeblieben ist und an seiner Statt die Weiße des Papiers schimmert. Sie wissen, das ist das Werk der Zensur. An diesen leer gewordenen Stellen stand etwas, was der hohen Zensurbehörde mißliebig war, und darum wurde es entfernt. Sie meinen, es ist Schade darum, es wird wohl das Interessanteste gewesen sein, es war »die beste Stelle«.⁷⁶

Als erhellendes Detail am Schnittpunkt zweier Diskurse wird der weiße Fleck zum Gegenstand eines Tauschgeschäfts von Zeitungslektüre und Psychoanalyse als zwei Spielarten einer zeitgenössisch vielgestaltigen Hermeneutik des Verdachts. Der Rekurs auf das ubiquitäre Phänomen der weißen Stellen dient Freud als evidenzstiftendes Moment zur Präzisierung seiner psychoanalytischen Lehre, umgekehrt darf – in der Logik der Engführung – zeitgenössische Zeitungslektüre an psychoanalytischen Verfahren als einer ausdifferenzierten Deutungspraxis Maß nehmen.⁷⁷ Noch ehe aber Freud im Wiener Hörsaal die strukturelle Affinität von Zeitungs- und Traumzensur darlegt, wird in den »Tagesneuigkeiten« der »Arbeiter-Zeitung« ganz handgreiflich ein Traum zensiert – und zugleich das zensierte Zeitungspapier *als* Traum lesbar.

⁷⁶ Ebd., S. 148f. Dass Freud im Zitat »die beste Stelle« ebenfalls Heine auf den Plan ruft (Heinrich Heine, Deutschland. Ein Wintermärchen. Geschrieben im Januar 1844. In: Ders., Neue Gedichte. Hamburg 1844, S. 277–421, hier S. 415), bemerkt Michael G. Levine, Writing through Repression. Literature, Censorship, Psychoanalysis. Baltimore / London 1994, S. 28.

⁷⁷ Explizit hergestellt wird diese Verknüpfung (im satirischen Modus) in den schon zitierten »Lektürehinweisen« im »Morgen« anhand einer zensierten »Glosse« des Blattes vom 11. März 1918 (vgl. Glossen von der Woche. Buntes Allerlei. In: Der Morgen. Wiener Montagblatt, Nr. 10, 11. März 1918, S. 6f., weißer Fleck: S. 6), »die von der Zunahme der großstädtischen Verbrechen und der Tatsache handelt, daß vielfach Soldaten im Spiel sind – Rest: weißer Fleck.« Eine Lektüre, die hier blindlings assoziiert: »Versittlichung, Ertüchtigung, Kriegszucht, Tapferkeit« (die ersten beiden Begriffe stehen noch im Text der Glosse), gehe in derselben Weise fehl »wie der psycho-analytische Arzt, der den Patienten selbst seinen Traum deuten läßt« (»Wie lese ich weiße Flecke?«, wie Anm. 4, S. 5).

IV. Ästhetische Verwandtschaft

Seiner typographischen Form nach bewegt sich der zensierte Traum – als eine Nachricht am Nullpunkt – dabei ganz unversehens auf der Höhe literarischer und bildkünstlerischer Innovationen der Zeit. Das Spiel mit dem semantischen Potential des Weißraums auf dem Zeitungspapier, die Aufmerksamkeit, die der weiße Fleck als eine leere »Oberfläche« erfährt, die »Tiefensehnsucht und Deutungsbegehren«⁷⁸ hervorrufen muss, und die er zugleich auf die Zeitung *als* ein ästhetisches Objekt lenkt, das nun »ganz anders aus[schaut]«⁷⁹ – was gerade in der »Arbeiter-Zeitung« wiederholt ironische Gedanken weckt an eine Zeitung, »die aus einem einzigen großen Fleck bestünde«;⁸⁰ ein »Blatt«, das »ganz und gar in der Farbe der Unschuld prangt«;⁸¹ eine Zensur, der »das Streichen Selbstzweck ist« und die, zur Befriedigung »ästhetische[n] Empfinden[s]«, die weißen Flecken mittels einer »Zensurmaschine [...] auf die ganze Fläche der Zeitung gleichmäßig und nach den Regeln der Symmetrie zu verteilen« hätte⁸² – all dies verortet den weißen Fleck in einer Ästhetik der Moderne. Seine Karriere steht im zeitlichen Kontext prominenter Experimente der europäischen Avantgarden, die das ästhetische Potential weißer Flächen entdecken und die Denkfigur einer *tabula rasa* feiern: in der Malerei, die im Weiß ein »Schweigen [...] voll Möglichkeiten«⁸³ erkennt ebenso wie in einer modernen »Dichtung«, die das »unerschlossene[] Weiß des Papiers«⁸⁴ zum Sprechen zu

⁷⁸ Georg Witte, Textflächen und Flächentexte. Das Schriftsehen der literarischen Avantgarden. In: Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine. Hg. von Gernot Grube, Werner Kogge und Sybille Krämer. München 2005, S. 375–396, hier S. 378.

⁷⁹ Lob des weißen Flecks. In: Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt, Nr. 343, 11. Dezember 1914, S. 5.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Der weiße Fleck. In: Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt, Nr. 330, 28. November 1914, S. 1.

⁸² Holek, Die Zensurmaschine (wie Anm. 65), S. 2f., hier S. 3. Auf diesen Beitrag weisen bereits hin: Olechowski, Entwicklung des Preßrechts (wie Anm. 7), S. 516, ebenso Hans Weichselbaum, Literatur und Erster Weltkrieg in Salzburg. In: Salzburg im Ersten Weltkrieg. Fernab der Front – dennoch im Krieg. Hg. von Oskar Dohle und Thomas Mitterecker. Wien / Köln / Weimar 2014, S. 439–466, hier S. 441.

⁸³ Wassily Kandinsky, Über das Geistige in der Kunst, insbesondere in der Malerei. Mit acht Tafeln und zehn Originalholzschnitten. 3. Aufl. München 1912, S. 81. Zur Ästhetik der weißen Fläche in der Malerei der Moderne vgl. Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf (Hg.), Kandinsky, Malewitsch, Mondrian. Der weiße Abgrund Unendlichkeit. Köln 2014.

⁸⁴ Carl Einstein, Über Paul Claudel. In: Die weißen Blätter 1, 1913, H. 3, S. 289–297, hier S. 289f.

bringen sucht: etwa in Vasilisk Gnedovs (wie der »Traum« in der »Arbeiter-Zeitung«) nur aus seinem Titel bestehenden und so die »ultimative[] Minimalgestalt einer lyrischen Null-Form«⁸⁵ erprobendem »Poem vom Ende« von 1913⁸⁶ (Abb. 9) oder in Stéphane Mallarmés als »Pionierwerk moderner Visualdichtung«⁸⁷ zu literarhistorischen Würden gelangtem, just im Juli 1914 in Buchform republiziertem »Coup de Dés« (Abb. 10), als dessen eigentliche »nouveau-té« Mallarmé das »espacement de la lecture« geltend macht, in dem »[l]es ›blancs‹ [...] assument l'importance«, das Papier »intervient chaque fois qu'une image«.⁸⁸

Während aber, wie der Brockhaus zu verstehen gibt, »die vielfach dunk[en] und unverständlich[en]« Dichtungen Mallarmés nur »in einem kleinen Kreise seiner Verehrer Bewunderung und Zustimmung fanden«,⁸⁹ wird verbalvisuelle *obscuritas* in den Zeitungen zum ganz alltäglichen Problem jener lesenden Massen, von denen sich Mallarmé, noch in Nachrufen charakterisiert als »einer der wenigen unjournalistischen, antijournalistischen Geister der Gegenwart«,⁹⁰ notorisch hatte abheben wollen. Konzipierte Mallarmé, so Sara Danus und Hanns Zischler, seinen berüchtigten »Coup de Dés« als »Gegenentwurf zu den mechanistischen, linearen und instrumentellen Lesegewohnheiten, die seiner Meinung nach den Zeitungslesern aufgezwungen wurden«,⁹¹ und hatte etwa Stefan Großmann in einem Nekrolog Mallarmés Poetik des Engimatischen als Symptom einer »starrsinnige[n]« »Exklusivität« beschrieben (»Kein gutes Gedicht – verkündete er schliesslich in

⁸⁵ Susanne Strätling, *Die Hand am Werk. Poetik der Poiesis in der russischen Avantgarde*. München 2017, S. 47f.

⁸⁶ Vasilisk Gnedov, *Smert' iskusstva*. Sankt Petersburg 1913, S. 8.

⁸⁷ Monika Schmitz-Emans, [Art.] Visuelle Poesie. In: *Literatur, Buchgestaltung und Buchkunst. Ein Kompendium*. Hg. von Ders. Berlin / Boston 2019, S. 705–711, hier S. 709.

⁸⁸ Stéphane Mallarmé, *Préface*. In: Ders., *Poème. Un Coup de Dés jamais n'abolira le Hasard*. Paris 1914, o.P.

⁸⁹ [Art.] Mallarmé, Stéphane. In: *Brockhaus' Konversations-Lexikon*. 14. Aufl. Bd. 17: Supplement. Leipzig / Berlin / Wien 1904, S. 638.

⁹⁰ Stefan Großmann, Stéphane Mallarmé †. In: *Wiener Rundschau*, 15. September 1898, S. 823f., hier S. 823.

⁹¹ Zischler / Danus, *Nase für Neuigkeiten* (wie Anm. 13), S. 140. Zur Differenzierung der These einer vermeintlichen eindeutigen Frontstellung vgl. aber schon Anna Sigridur Arnar, »A modern popular poem: Stéphane Mallarmé on the visual, rhetorical and democratic potentials of the *fin-de-siècle* newspaper. In: *Word & Image* 22, 2006, H. 4, S. 304–326.

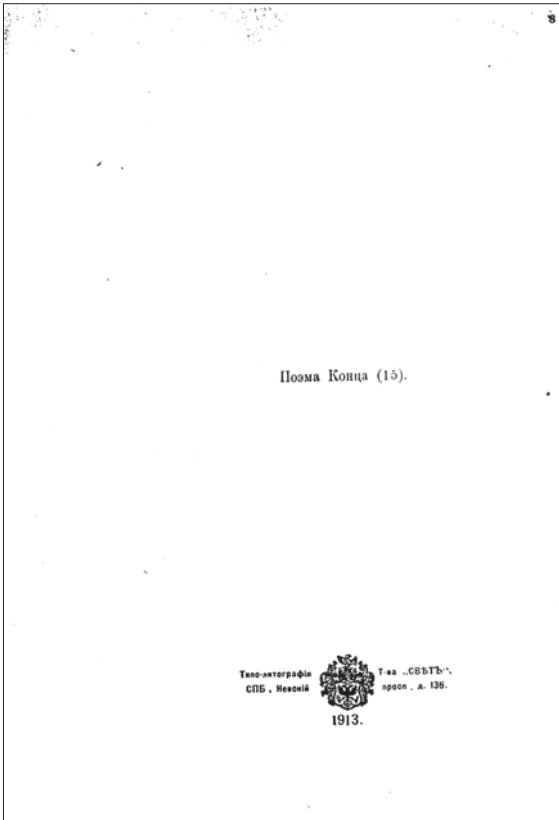


Abb. 9: Vasilisk Gnedov, *Smert' iskusstvu*. Sankt Petersburg 1913, S. 8 (University College London, School of Slavonic and East European Studies Library, Signatur R.XXIV.7 GNE)

seinem aristokratischen Paroxismus – welches nicht gleichzeitig ein Räthsel wäre...«),⁹² so konfrontieren nun die weißen Flecke Massen von Zeitungsleser*innen mit einer Unverständlichkeit, die sich einer Forderung nach »*rasche[m] und leichte[m] Genießen*« ihrerseits widersetzt.⁹³ Wer in den Kriegsjahren die Tageszeitung aufschlägt, steht nun allzu oft ebenfalls vor einem durch Weißräume erzeugten »Rätsel«, das »mecha-

⁹² Großmann, Stéphane Mallarmé † (wie Anm. 90), S. 824.

⁹³ Vgl. Emil Löbl, *Kultur und Presse*. Leipzig 1903, S. 116f.: »Darum muß beim Journalisten die Art zu schreiben auf ein *rasches und leichtes Genießen* berechnet sein, er muß es verstehen, das Gebotene tunlichst mundgerecht zu machen und alles vermeiden, was eine leichte, glatte, flüssige Lektüre behindert.«.

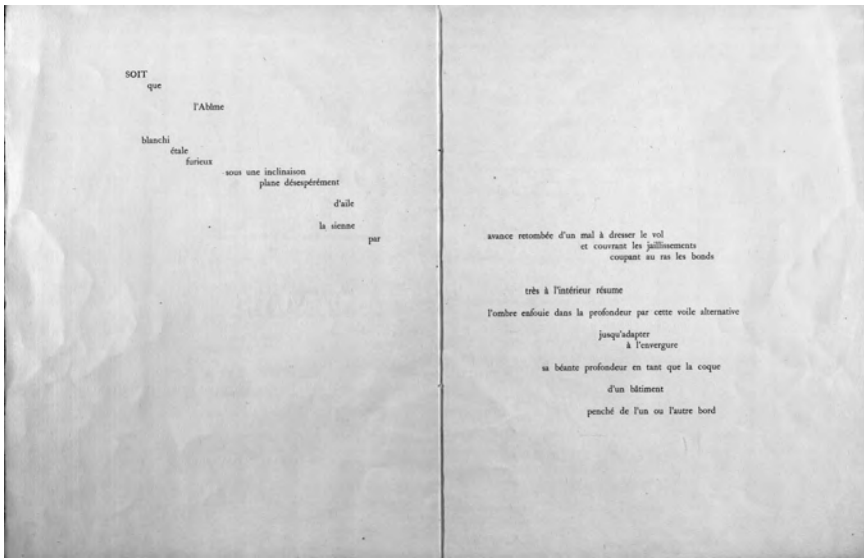


Abb. 10: Stéphane Mallarmé, Préface. In: Ders., Poème. Un Coup de Dés jamais n'abolira le Hasard. Paris 1914, o.P. (Universitätsbibliothek Potsdam, Signatur O2 C.0001328)

nische, lineare und instrumentelle Lesegewohnheiten« aufstört, Zeitungslektüre ent-automatisiert und den Leser*innen eine kombinatorische, kritische, dezentrierte, anti-autoritäre Lesepraxis nahelegt – also eben solche Effekte entfaltet, wie sie den vermeintlich exklusiven Anspruch avantgardistischer Hochliteratur bilden. Darf bislang vor allem jenes »experimental ferment known as modernism« die Verantwortung für die Herausbildung einer kritischen Lektürepraxis beanspruchen, die Leser*innen zumutet, »to read against the grain of the text, to question motives and cast around for concealed clues«,⁹⁴ so zeigt sich hier die Irritationskraft eines Mediums, das seinerseits Rätsel produzieren, in seiner Textur und Faktur unselbstverständlich werden, kohärenzinteressierte Lektüren ins Stolpern bringen kann.

Ansätze, die das Verhältnis von Literatur und Zeitung in breiten Strichen als Konkurrenz- oder Überbietungsgeschichte erzählen (wobei »die Zeitung« tendentiell als monolithischer, nach einem einheitlichen Set von Regeln funktionierender Block gefasst wird, die Literatur hin-

⁹⁴ Rita Felski, *The Limits of Critique*. Chicago / London 2015, S. 42.

gegen als hochdifferenziertes Feld singulärer Werke), lassen sich so – im Anschluss an die jüngere Journalliteraturforschung – differenzieren.⁹⁵ Der Blick öffnet sich dann für Berührungen von Zeitungen und Literatur als Elementen *eines* medienkulturellen Dispositivs, in dem »die Zeitung« nicht mehr als das schier Andere der hohen Literatur erscheint.⁹⁶

Und dies umso mehr, insofern sich auf den Zeitungsseiten selbst literarische Texte finden, die aus der irritierenden Ästhetik des Weißraums in der Zeitung poetisches Potential schöpfen. In Lektüren zweier Feuilletonbeiträge von 1915 und 1916, die sich, unter Zensurbedingungen entstanden und gedruckt, in ganz unterschiedlicher Weise als Antworten auf die Frage nach der Lesbarkeit des weißen Flecks entziffern lassen, möchten wir im Folgenden zeigen, welchen Mehrwert dabei gerade ein vermeintlich harmloses poetisches Sprechen erbringen kann, das den weißen Fleck als Bedingung und Bedrohung des eigenen Gedrucktwerdens einkalkuliert.

V. Ästhetisch heranpürschen: Walter Tschuppiks »Artigkeiten zum weißen Fleck« (17. September 1915)

In der Morgenausgabe des »Prager Tagblatts« vom 17. September 1915 finden sich *keine* weißen Flecken. Folgte der Überschrift »Letzte Kriegsnachrichten«⁹⁷ in der Abendausgabe des Vortages noch ein wohl kaum von nichts zeugender Weißraum, darf man sich an diesem Tag, durchaus nicht die Regel, lückenloser Lektüre erfreuen. Und doch zieht auch

⁹⁵ Zum deutschsprachigen Kontext vgl. programmatisch Kaminski / Ruchatz, Journalliteratur (wie Anm. 18); zur »Korrelation zwischen periodischer Presse und Literatur« auch Daniela Gretz, Poetik der Miszelle? Präliminarien zur Koevolution von periodischer Presse und modernem Roman mit Blick auf Raabes »Stopfkuchen« und einem Ausblick auf Fontanes »Stechlin«. In: Colloquia Germanica 49, 2016, H. 2/3, S. 305–328, hier S. 305; dort auch ein Umriss der internationalen Forschungslage (S. 305–307); zur Feuilletonforschung u.a. Hildegard Kernmayer / Simone Jung (Hg.), Feuilleton. Schreiben an der Schnittstelle zwischen Journalismus und Literatur. Bielefeld 2017.

⁹⁶ Solche Berührungen rücken auch Zischler / Danus, Nase für Neuigkeiten (wie Anm. 13) mit Fokus auf Joyce' Umgang mit den *faits divers* in den Blick, betonen dabei aber die unikale Bedeutung des bahnbrechenden literarischen Avantgardeaktes.

⁹⁷ Letzte Kriegsnachrichten. In: Prager Tagblatt. Abend-Ausgabe, Nr. 257, 16. September 1915, S. 3.

in dieser Nummer der weiße Fleck Aufmerksamkeit auf sich – allerdings, so scheint es, ganz im Sinne der Zensurbehörde, die diese Ausgabe in Gänze hat erscheinen lassen. Auf der zweiten Seite, im mit »Feuilleton« überschriebenen und durch einen Strich vom Raum der Kriegsnachrichten abgetrennten Bereich verspricht ein Text von Walter Tschuppik »Artigkeiten zum weißen Fleck«.⁹⁸

Wer sich angesichts der fleckenlosen Seiten auf eine flüssige Lektüre ohne Rätselraten eingestellt hat, wird durch Tschuppiks Text allerdings vor den Kopf gestoßen. Vom Krieg und von der Zeitung ist da zwar die Rede, aber auch von der »Sphinx« und »den Lehren Epikurs«, von Wilhelm »Tell«, »Catilina[]« und »Danton«, von »Balduin Bählmann«, tanzenden »Gänseblümchen«, spazierenden »Kohlköpfe[n]«, zischenden »Vipern«,⁹⁹ einem Hund mit »Mühlsteinen statt Augen«, einem entflohenen »Zeisig« und einem »krepiereten Mops[]«, eigensinnigen »Kindern«, einem munteren »Zirkusstückchen«...¹⁰⁰ ein Überschuss scheinbar disparater Bilder und Bezüge, die auf den ersten Blick reichlich obskur wirken. Hat man es hier mit einem modernistischen Grenztext, mit jener ominösen Prosa »generelle[r] Unverständlichkeit«¹⁰¹ zu tun, wie sie in ihren emphatischen Ausprägungen vor allem »in den Avantgardezeitschriften und -verlagen des expressionistischen Jahrzehnts« ihren Ort hat, mitunter aber auch ihren Weg ins Feuilleton findet?¹⁰² Mit einem Text also, den man – wie Gotthart Wunberg und Moritz Baßler an zahlreichen Beispielen demonstriert haben – gar nicht im hermeneutischen Sinne verstehen *kann*? Wären die »Artigkeiten zum weißen Fleck« also – wie der weiße Fleck selbst – eine Form der *obscuritas*, die einmal mehr für Kopfzerbrechen sorgen muss?

⁹⁸ Walter Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2f. Der Text landet über Umwege – gekürzt und leicht verändert – als Wiederabdruck aus der »Frankfurter Zeitung« auch in der »Salzburger Chronik« (Nr. 109, 13. Mai 1916, S. 8) sowie, unter dem Titel »Der weiße Fleck« und nun selbst *mit* weißem Fleck, in der »Oesterreichischen Morgenzeitung« (Nr. 7, 7. Januar 1917, S. 2f.).

⁹⁹ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2.

¹⁰⁰ Ebd., S. 3.

¹⁰¹ Gotthart Wunberg, Unverständlichkeit. Historismus und literarische Moderne. In: HJb 1, 1993, S. 309–350, hier S. 311.

¹⁰² Vgl. Moritz Baßler, Die Entdeckung der Textur. Unverständlichkeit in der Kurzprosa der emphatischen Moderne 1910–1916. Tübingen 1994, S. 114–135, hier S. 114.

Auch bei näherer Betrachtung entzieht sich Tschuppiks verrätselte Plaudertextur hermeneutischem Kohärenzbegehren – und doch wird sie transparent auf eine poetologische Bedeutungsebene hin. Wie man überhaupt adäquat über den weißen Fleck schreiben kann, ist genau das Problem, das der Text von Beginn an adressiert: Es wolle sich, so wird eingangs beklagt, »kein Panegyriker finden«, niemand, der gewillt sei, »die Naturgeschichte« des weißen Flecks zu schreiben.¹⁰³ Ja, »nicht einmal aus der Gegend jenseits alles Politischen, aus dem Land der Dichter und Träumer hat sich bislang einer gezeigt, der gesonnen wäre, eine Lanze für den Vielgeschmähten einzulegen«. Ganz so, als »wäre das unbedruckte Stück Zeitungspapier eine Sphinx oder als wären es die Kastanien im Feuer, schlagen alle einen Bogen um das gleichwohl so interessante Ding und lassen es beim Kopfschütteln sein«.¹⁰⁴

Mit der »Gegend jenseits alles Politischen«, der Sphäre der »Dichter und Träumer« verweist Tschuppiks Feuilleton auf seinen eigenen medialen Ort. Bestimmt ist das Feuilleton im zeitgenössischen Verständnis durch seine (schon typographisch markante) Differenz vom »polit. Hauptteil« der Tageszeitung, von dem es durch einen »Strich [...] getrennt« ist.¹⁰⁵ Seine Funktion – so definiert zeitgenössisch der »Brockhaus« – bestehe darin,

nichtpolit. Stoffe der verschiedensten Art in einer besondern Darstellungsweise [zu] behandel[n], die das wesentliche innere Kennzeichen des F. ausmachen. Gegenüber der ersten Absicht der Zeitung, zu berichten, will der Schreiber des F. seine Leser dadurch anziehen, daß er ihnen die Dinge, die er behandelt, in durchaus subjektiver Weise [...] vorführt.¹⁰⁶

Feuilletonistisches Sprechen konstituiert sich in diesem Verständnis – seinen Gegenständen wie seinen rhetorischen Verfahren nach – durch Gesten der Abgrenzung von der »referentialisierenden Zeitungsprosa« über dem Strich: durch poetische Verfahren der Subjektivität, der Poeti-

¹⁰³ Tschuppik, *Artigkeiten zum weißen Fleck* (wie Anm. 5), S. 2.

¹⁰⁴ Ebd., S. 2.

¹⁰⁵ [Art.] Feuilleton. In: Brockhaus' *Konversations-Lexikon*. 14. Aufl. Bd. 6: Engler–Frankreich. Leipzig 1908, S. 655.

¹⁰⁶ Ebd.

zität und des Flanierens.¹⁰⁷ Der Feuilletonstrich – und dieses Gattungsverständnis ruft auch Tschuppiks Beitrag auf – bildet somit, in den Worten des Wiener »Fremden-Blatts« vom 31. Dezember 1914, geradezu »die Grenze zweier Welten«, zweier konträrer ästhetischer Modi:

Was oben ist, wird blitzschnell überflogen, verschlungen, ausgerufen, weiter telegraphiert und telephonierte; was unten ist, wird – gelesen. Oben laufen nervös lärmende und streitende Männlein, reden Ziffern, handeln in Papieren und Politik [...]; unten sitzt ein gemütlicher Herr im Lehnstuhl, raucht eine dicke Zigarre und erzählt allerhand, was ihm gerade einfällt, und mit einer Miene, als wollte er sich von der Partei im ersten Stock nicht im geringsten stören lassen.¹⁰⁸

Das Feuilleton, »auch Rez-de-chaussée (frz., »Erdgeschoß«) genannt«,¹⁰⁹ entwirft sich dieser idealtypischen Anordnung nach im Zeichen von Heterotopie (im Sinne der spatialen Differenz »oben«/»unten«) und Heterochronie (im Sinne der temporalen Differenz »blitzschnell«/»gemütlich«) als geschützter Raum ungestörten poetischen Sprechens. Soweit das Ideal.

Wie aber kann feuilletonistisches Schreiben über den »[v]ielgeschmähten« weißen Fleck gelingen, das es nicht beim bloßen »Kopfschütteln« belässt, wenn doch selbst die Rede der »Dichter und Träumer« in der Zeitung von der Zensur affiziert ist? Eben dieses poetologische Problem rückt Tschuppiks Feuilletonbeitrag in den Blick, die Schwierigkeit nämlich, »sich an den weißen Fleck selbst von einer nur ästhetischen Seite heranzupürschen.«¹¹⁰ Geboten wäre offenbar ein umsichtiger, subtiler Stil, der gerade nicht grobschlächtig und »polternd« auftritt, wie jene »Glossenschreiber«, die »längst die Kunst verlernt« hätten, »taktvoll die Schlängelpfade zu wandeln, die die Höflichkeit und Klugheit weisen können« und darum »zuweilen ganz unbeholfen und kläglich verlassen« seien, »wo spitzfingerige Hände

¹⁰⁷ Vgl. Hildegard Kernmayer, Sprachspiel nach besonderen Regeln. Zur Gattungspoetik des Feuilletons. In: ZfGerm N.F. 22, 2012, H. 3, S. 509–523, hier S. 510.

¹⁰⁸ Tadeusz Rittner, Unter der Linie. In: Fremden-Blatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 361, 31. Dezember 1914, S. 1f., hier S. 1.

¹⁰⁹ [Art.] Feuilleton (wie Anm. 105).

¹¹⁰ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2.

und präziöse Manieren so nötig wären.«¹¹¹ Doch scheint auch größte Harmlosigkeit nicht vor Zensureingriffen zu schützen.

Selbst einem »Balduin Bählmann« nämlich, mit dem hier (trotz im »Prager Tagblatt« abweichender Schreibweise) »Balduin Bähllamm, der verhinderte Dichter«¹¹² von Wilhelm Busch auf den Plan tritt, kann es »zustoßen, daß ein Satz, der eben aus der Feder des in holder Ahnungslosigkeit Schreibenden geflossen ist, plötzlich Mucken bekommt« und »schwupp wird er in einen weißen Fleck verzaubert.«¹¹³ Dabei ist Buschs »Bähllamm«, wie der Name bereits verrät, wirklich vollkommen unschuldig. Von »tiefe[m] Sehnen« angetrieben, »[s]ein Glück noch weiter auszudehnen«, möchte er bloß »dichten, möchte singen«; das Ideal des Dichters hat er dabei längst »durchschaut[]«.¹¹⁴ Kaum dass ihm »mißfällt / [...] diese altgebackne Welt, / So knetet er aus weicher Kleie / für sich privatim eine neue / Und zieht als freier Musensohn / In die Poetendimension«.¹¹⁵ Nun, da er, »[b]efriedigt durch die eigne Dichtung«, »nichts mehr auszustehn« hat, ist es sein Bestreben, »Andern auch was abzugeben.«¹¹⁶

Wie schön, wenn dann, was er erdacht,
Empfunden und zurechtgemacht,
Wenn seines Geistes Kunstprodukt,
Im Morgenblättchen abgedruckt,
Vom treuen Kolporteur geleitet,
Sich durch die ganze Stadt verbreitet.
[...]
Und Jeder stutzt und Jeder spricht:
Was für ein reizendes Gedicht!¹¹⁷

Mit milde blökender Erbauungspoesie also möchte »Bähllamm« respektive »Bählmann« seine Leser*innen im Morgenblatt verzaubern – und

¹¹¹ Ebd., S. 2.

¹¹² Wilhelm Busch, Balduin Bähllamm, der verhinderte Dichter. In: Ders., Wilhelm Busch-Album. Humoristischer Hausschatz mit 1500 Bildern. München 1893, S. 221–250.

¹¹³ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2.

¹¹⁴ Busch, Balduin Bähllamm (wie Anm. 112), S. 223.

¹¹⁵ Ebd., S. 221.

¹¹⁶ Ebd., S. 222.

¹¹⁷ Ebd.

scheitert selbst damit in Tschuppiks Morgenblatt-Beitrag nicht, wie noch bei Busch, an einem »[g]eräuschvoll« hereinplatzenden »Kinderschwarm«, ¹¹⁸ einem »wohlgenährte[n] Passagier«, der sich ins »Coupé« zwingt ¹¹⁹ oder dem durchs Fenster scheppernden »gehörnte[n] Kopf« einer Kuh, ¹²⁰ sondern am »Rotstift des Zensors«. ¹²¹ Poetisches Sprechen, das sich in gänzlicher Unschuld wähnt und erknetende Weltflucht betreibt, scheint also ein ebenso wenig verlässlicher Pfad des ›ästhetischen Heranpürschens‹ an den weißen Fleck zu sein wie das grob polternde Politisieren der »Glossenschreiber«.

Doch was dann? Übrig bliebe nur ein Sprechen, das die starre Alternative referentiell-polternder politischer Rede einerseits und ästhetizistisch-poetischer Selbstbezüglichkeit andererseits hinter sich ließe und so jenes Differenzparadigma aufgäbe, das nicht nur für das Gattungsverständnis des Feuilletons konstitutiv ist, sondern das Tschuppiks Sprecher-Ich überhaupt in fataler Weise in seiner Gegenwart am Werk sieht: einer »Welt von Kontrasten wie Schwarz und Weiß, Ja und Nein, Wissen und Nichtwissen«. ¹²²

Dieser Wirklichkeitsstruktur binärer Kontraste stellt das Sprecher-Ich (freilich seinerseits in einer Operation der Dichotomisierung) sehnstuchtsvoll solche Zeiten gegenüber, »als die Dichter noch Märchen schrieben«. ¹²³ In diesen »schönen Tagen« diesseits des Differenzprinzips, »die ewig von einer lieblichen Sonne übergossen waren, als gäbe es keine finstere Nacht« (negiert wird hier also die primäre Differenz der Genesis, die Unterscheidung zwischen Licht und Finsternis), seien nicht nur »die toten Dinge lebendig« und »die bösen Dinge« nach ihren »heiteren Seiten« hin gewendet worden, sondern auch kein einziger »Zeilenschreiber [...] brüsk« – und folglich die Zeitungen »noch frei von weißen Löchern« gewesen. ¹²⁴

¹¹⁸ Ebd., S. 227.

¹¹⁹ Ebd., S. 229.

¹²⁰ Ebd., S. 231.

¹²¹ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2.

¹²² Ebd.

¹²³ Ebd.

¹²⁴ Ebd.

An dieser Ordnung Maß nehmend, will Tschuppiks Sprecher-Ich nun auch in der Gegenwart des eigenen Erzählens »recht im Märchentont« »ganz harmlos weiterplaudern«, um den »beim langweiligen Dichter ein[schlafenden]« Rotstift des Zensors – »Pst! Noch schläft er!« – nicht zu wecken.¹²⁵ »[N]ur Artiges über den weißen Fleck erzählen«¹²⁶ – das ist die Strategie, die der Text erprobt und vorführt. Doch was ist damit gewonnen? Was unterscheidet einen plaudernden »Märchentont« von der für das eigene Vorhaben erklärmaßen ungeeigneten ästhetisierenden Weltflucht eines Balduin Bähllamm?

Der »Märchentont«, der hier vorgeschlagen wird, ist nicht beliebig gewählt, sondern beruft sich auf »de[n] gute[n] Andersen«.¹²⁷ Nicht nur fällt ganze dreimal dessen Name und werden zwei seiner Märchen explizit als solche benannt,¹²⁸ auch gehören zahlreiche der skurril anmutenden Figuren und Motive, die den Text bevölkern, tanzende »Gänseblümchen«,¹²⁹ spazierende »Kohlköpfe«,¹³⁰ die Zeitung lesen, und das in wilde Kommunikation verstrickte Dinginventar,¹³¹ dem Kosmos der Andersen'schen Märchen an. Erscheint diese Eskalation der Bilder auf den ersten Blick vollkommen inkohärent und unverständlich, so lässt sie sich in einer für zeitgenössische Leser*innen durchaus präsenten intertextuellen Referenz auflösen – Andersens Märchen nämlich erfreuen sich im Jahre 1915 größter Beliebtheit. Ob in Form eines Prachtbandes als »Festgeschenk«,¹³² als »Märchenvorlesung[en] für groß und

¹²⁵ Ebd., S. 3.

¹²⁶ Ebd.

¹²⁷ Ebd., S. 2.

¹²⁸ Mit dem »alten Märchen vom Soldaten und der Hexe« (ebd., S. 3) wird auf Andersens Märchen »Das Feuerzeug« referiert (vgl. Hans Christian Andersen, Märchen. Bd. 1. Leipzig 1913, S. 240–249); am Ende des Textes auf »Des Kaisers neue Kleider« (vgl. ebd., S. 20–25).

¹²⁹ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2. Vgl. Hans Christian Andersen, Die Blumen der kleinen Ida. In: Ders., Märchen (wie Anm. 128), S. 334–342.

¹³⁰ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2. Vgl. Hans Christian Andersen, Der Reisekamerad. In: Ders., Märchen (wie Anm. 128), S. 256–278.

¹³¹ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2. Vgl. Hans Christian Andersen, Die Hirtin und der Schornsteinfeger. In: Ders., Märchen (wie Anm. 128), S. 233–239.

¹³² [Anzeige] W. Teller Versand-Buchhandlung und modernes Antiquariat. In: Marburger Zeitung. Tagblatt, Nr. 196, 7. Dezember 1914, S. 5.

klein«,¹³³ Kinofilmadaption¹³⁴ oder »Tanzmärchen«¹³⁵ und »Ballett«, das einen großen »Zustrom der Leute«¹³⁶ verzeichnen darf: Der »Märchenstil« Andersens scheint besonders befähigt, dem durch den Krieg verursachten Ausnahmezustand zu begegnen: »Gerade das brauchen wir in diesen Tagen: Märchen, Andersen, Musik, Pantomime...«¹³⁷ In bloßem Eskapismus aber gehen die omnipräsenten Andersen-Referenzen im zeitgenössischen Diskurs nicht auf¹³⁸ und auch nicht in einer Benennung von Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen kriegsspezifischen Erfahrungen und bestimmten Plot-Strukturen der Märchen des dänischen Dichters.¹³⁹ In einem äußerst kritischen Beitrag anlässlich massi-

¹³³ Diese Ankündigung einer Lesung durch den »Hofburgschauspieler Harry Walden« findet sich in der Rubrik »Theater- und Kunstinrichten« in: Neue Freie Presse. Morgenblatt, Nr. 18432, 14. Januar 1915, S. 13. Vgl. außerdem: Wiener Montag. Politisches Montagsblatt, Nr. 8, 22. Februar 1915, S. 4.

¹³⁴ [Anzeige] Der kleine Claus und der grosse Claus / nach dem berühmten Märchen von Hans Christian Andersen / arrangiert von Peter Nansen. In: Kinematographische Rundschau und Schausteller-Zeitung Die Schwalbe, Nr. 390, 29. August 1915, S. 26f.

¹³⁵ Vgl. den Hinweis auf das »Tanzmärchen »Andersen« im Böhmisches Landestheater. In: Prager Abendblatt, Nr. 12, 14. Januar 1915, S. 4.

¹³⁶ Stefan Großmann, Berliner Brief. In: Pester Lloyd. Morgenblatt, Nr. 266, 24. September 1915, S. 1f., hier S. 1.

¹³⁷ Ebd.

¹³⁸ So handelt ein im »Neuen Wiener Journal« unter »Tagesneuigkeiten« abgedrucktes »Märchen von 1915« von einem Mann, der »nichts mehr vom Kriege hören« will, »Zeitungen [...] aus seinem Hause verbannt« hat und »nur die Märchen von Grimm und die von Andersen« liest, »weil jede andere Lektüre zu aufregend« scheint. Nichts mehr vom Krieg zu lesen gelingt ihm paradoxerweise erst im Einsatz an der Front (Robert, Ein Märchen von 1915. Vom Männchen, das nichts mehr vom Kriege hören wollte. In: Neues Wiener Journal. Unparteiisches Tagblatt, Nr. 7612, 3. Januar 1915, S. 4f.). Ein anderes, im »Pester Lloyd« ebenfalls unter »Tagesneuigkeiten« abgedrucktes »Märchen« behandelt das vergebliche Bemühen einer Erzieherin, ihren Schützlingen, die um den gefallenen Vater trauern, Ablenkung zu verschaffen. Einige Male fordert sie die Kinder zur Nacherzählung von einem der »Andersen-Märchen« auf, »die Euch Mama gestern vorgelesen hat...«, doch für die Kinder überlagert die Präsenz des Krieges alles, die Erinnerung an jenes Märchen eingeschlossen. (J.B.-ch., Das Märchen. In: Pester Lloyd. Morgenblatt, Nr. 252, 10. September 1915, S. 8f.)

¹³⁹ In einem Loblied auf das »Werk« der Ärzte »seit Beginn des Krieges« verweist Ernst Lothar auf Andersens Märchen »Der Reisekamerad«. Es sei »das Kennzeichen dieser Zeit, daß ihre Wirklichkeit die Märchen an Phantastik und Uebersinnlichem beschämt« (Ernst Lothar, Die Aerzte. In: Neues Wiener Tagblatt. Demokratisches Organ, Nr. 92, 2. April 1915, S. 2f.). Anlässlich seiner Erfahrung, durch den Kriegseinsatz in kollektiven, die Provinz beschwörenden Ritualisierungen von Heimweh das »Vaterland gefunden« zu haben, sei es ihm, so berichtet ein Verwundeter in Richard Dehmels Feuilletonbeitrag »Vaterland«, »umgekehrt als wie dem häßlichen Entlein bei Andersen« ergangen, »von dem sich herausstellte, daß es ein Schwan war« (Richard Dehmel, Vaterland. In: Pester Lloyd. Morgenblatt, Nr. 1, 1. Januar 1915, S. 3f.). Ein

ver Kriegsanleihenpropaganda wird sehnsuchtsvoll bemerkt: »Meister Andersen müßte ein Märchen schreiben, [...] wie das Geld Geld wittert und dem großen Natur- und Liebestrieb des Kapitals folgt, sich zu vermehren.«¹⁴⁰ »[M]an müßte ein Dichter wie Andersen sein, um dies richtig schildern zu können«, liest man andernorts in einem Artikel über den »Kriegsmutterschutz«.¹⁴¹ »Was« aber »hat der liebe alte Märchendichter mit Krieg und Kriegsgeschrei zu tun?« – so fragt auch der Beitrag »Andersen über die Psychologie der Kriegsgerüchte« und attestiert dem Märchen als Form, dass es durchaus mehr sage, »als seine unschuldige Rede beim ersten Hören zu sagen scheint.«¹⁴²

Eine solche doppelte Lesbarkeit rückt zur gleichen Zeit auch eine besondere Andersen-Neuausgabe in den Blick. Ende 1914 erscheint der vielfach rezensierte¹⁴³ Band »H. Chr. Andersen. Satiren.«, »[b]earbeitet und eingeleitet von Egon Friedell«,¹⁴⁴ der das Zielpublikum der vermeintlichen »Kindermärchen«¹⁴⁵ entschieden zu erweitern sucht. In der Einleitung, die am 24. Januar 1915 auch im »Neuen Wiener Journal« abgedruckt wird,¹⁴⁶ unterstellt Friedell »Andersens Dichtungen sozusagen einen doppelten Boden«:¹⁴⁷

»Gang durch die Stahlkammern der Reichsbank« erinnert andernorts an Andersens »phantasiereiche Geschichte von dem Soldaten, [...] den eine wunderliche Hexe [...] tief in die Erde führt, wo Hunde von riesenhaften Maßen auf kolossalen Truhen, gefüllt mit Gold- und Silberstücken, lauern« (In der Schatzkammer des Deutschen Reichs. Ein Gang durch die Stahlkammern der Reichsbank. In: Innsbrucker Nachrichten. Mittags-Ausgabe, Nr. 165, 2. April 1915, S. 5).

¹⁴⁰ Hans Watoch, Die Armee des Geldes. In: Die Neue Zeitung. Illustriertes unabhängiges Tagblatt, Nr. 268, 27. September 1915, S. 2f., hier S. 2.

¹⁴¹ Irma v. Szirmay, Zehn Monate Kriegsmutterschutz. In: Pester Lloyd. Morgenblatt, Nr. 330, 27. November 1915, S. 11f., hier S. 12.

¹⁴² Andersen über die Psychologie der Kriegsgerüchte. In: Arbeiterwille. Organ des arbeitenden Volkes für Steiermark und Kärnten, Nr. 163, 13. Juni 1915, S. 8.

¹⁴³ Vgl. u.a. M.N.-r., [Rezension] H. Chr. Andersen: *Satiren*. Bearbeitet und eingeleitet von Egon Friedell. In: Neues Wiener Abendblatt. Abend-Ausgabe des Neuen Wiener Tagblatts, Nr. 18, 18. Januar 1915, S. 4; Dr. Frz. Kasper, [Rezension] Andersen, H. Chr. »Satiren.« Bearbeitet und herausgegeben [sic!] von Egon Friedell. Wien, Ed. Hötzel's [sic!]-Verlag. In: Deutsches Volksblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 9526, 11. Juli 1915, S. 20.

¹⁴⁴ H[ans] Chr[istian] Andersen, *Satiren*. Bearbeitet und eingeleitet von Egon Friedell. Wien 1914.

¹⁴⁵ Kasper, [Rezension] Andersen, H. Chr. »Satiren.« (wie Anm. 143), S. 20.

¹⁴⁶ Egon Friedell, Andersen. Vorwort zu einer Neuausgabe seiner Märchen. In: Neues Wiener Journal. Unparteiisches Tagblatt, Nr. 7633, 24. Januar 1915, S. 6f.

¹⁴⁷ Andersen, *Satiren* (wie Anm. 144), S. 2.

Äußerlich betrachtet scheinen sie nichts anderes zu sein als einfache Märchen, und man kann sie so lesen, wie dies ja auch von den Kindern tatsächlich geschieht. Man *kann* sie so lesen, aber man *muß* sie nicht so lesen: denn ihrem innersten Wesen nach sind sie Satiren, die bloß die Form des Märchens gewählt haben. Andersen gibt sich zwar zunächst als ein Erzähler, der zu Kindern spricht, ja selbst als ein Kind: aber dieser Standpunkt ist nur ein angenommener; er ist nicht die Naivität als Zustand, sondern als Rolle, und man könnte diese Kunstform daher als eine ironische bezeichnen [...]. Andersens Märchen sind Kunstmärchen [...]. Die vollendete Einfachheit und Natürlichkeit ihres Vortrags ist das Werk höchsten artistischen Raffinements.¹⁴⁸

Diese künstlerische Raffinesse sieht Friedell in einer spezifischen Beobachtungsgabe Andersens bestätigt, die wiederum Form finde in einer Prosopopöie, die »vollständig« vergessen macht, »daß es sich um Erscheinungen handelt, auf die menschliche Gedanken und Gefühle nur übertragen wurden.«¹⁴⁹ Andersen sei ein »Dichter, der alles zu lesen«¹⁵⁰ verstehe, »auch die scheinbar toten Dinge«.¹⁵¹ Zum Sprechen gebracht werden »Tiere[], Pflanzen, Haushaltsgegenstände[]«¹⁵² »sie alle haben Empfindungen, die man entziffern kann.«¹⁵³

Eben diese »toten Dinge« dürfen auch in Tschuppiks »Artigkeiten« sprechen – unter ihnen auch »die Kielfeder des Poeten« und der »Rotstift[] vom Zensor«, die eifrig miteinander debattieren.¹⁵⁴ Wie in Andersens Märchen »Feder und Tintenfaß«, dessen titelgebende Schreibgegenstände sich um die Bedeutung ihres jeweiligen Anteils an der Genese literarischer Texte streiten,¹⁵⁵ werden hier also diejenigen »Instrumente«¹⁵⁶ in Austausch miteinander gebracht, die in der Kriegszeit gleichermaßen Anteil an der Produktion von Zeitungstexten haben. Anstatt aber – wie vom Prätext vorgesehen – ihr Konkurrenzverhältnis auszutragen, »wälzen sich« Feder und Rotstift hier in anti-autoritärem

¹⁴⁸ Ebd.

¹⁴⁹ Ebd., S. 3.

¹⁵⁰ Ebd., S. 8.

¹⁵¹ Ebd., S. 9.

¹⁵² Ebd., S. 3.

¹⁵³ Ebd., S. 9.

¹⁵⁴ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 2.

¹⁵⁵ Vgl. Hans Christian Andersen, Feder und Tintenfaß. In: Ders., Märchen (wie Anm. 128), S. 152–154.

¹⁵⁶ Ebd., S. 154.

Gebaren »vor Lachen über ihre Herren, die sich beständig in den Haaren« liegen.¹⁵⁷ In »gegenseitigem guten Auskommen« agieren sie in jenen sehnsuchtsvoll beschriebenen Tagen, da »die Zeitung [...] noch frei von weißen Löchern war«.¹⁵⁸

Diesen Zustand der Unversehrtheit kennt die Zeitung natürlich nicht nur in einer märchenhaften Vorzeit, nicht nur als einen historisch zu verortenden Zeitpunkt vor der rigiden Zensur der Kriegsjahre, sondern auch in der Gegenwart des Erzählens im tagtäglichen Produktionsprozess: als ein Stadium der Textgenese vor dem Eingriff des Zensors, vor dem Ausstemmen gesetzter Zeilen, vor dem Erscheinen von weißen Flecken. So wie aber eine Zeitung ohne weiße Flecke indiziert, dass sich Feder und Rotstift, Dichtung und Zensur in harmonischem Einklang befinden, so lösen sich in einer unbefleckten Zeitung auch alle anderen Kontrastpaare, die das Sprecher-Ich eingangs zur Beschreibung seiner Gegenwart als einer »Welt von Kontrasten« aufgelistet hatte, in Harmonie auf: Ebenso wie es in der beschworenen märchenhaften Vorzeit kein Dunkel, sondern bloß Licht, keine toten Dinge, sondern rege Lebendigkeit gibt, werden in einer unberührten Zeitung die Unterschiede von »Schwarz und Weiß, Ja und Nein, Wissen und Nichtwissen« aufgehoben.¹⁵⁹ Wer bloß das »Schwarz« der Buchstaben ohne unterbrechende Weißräume wahrnehmen kann, weil der Rotstift des Zensors zu allem »Ja« gesagt hat, darf sich glücklich wähnen, aus der Zeitung alles zu erfahren, was es zu »wissen« gibt.

Der weiße Fleck macht das zunichte: Als Folge einer Tilgung markiert er die Abwesenheit der Zeichen; das »Weiß« ist folglich nicht einfach »Weiß«, sondern die Abwesenheit von »Schwarz«. Das für die Leerstelle konstitutive »Nein« des Zensors formuliert zugleich ein »Ja« zur staatlichen Diskurshoheit. Das »Nichtwissen« der Leser*innen um die abwesenden Zeichen darf zum »Wissen« um das Verfahren jenes Systems werden, das sie zum Verschwinden gebracht hat. Indem der weiße Fleck so Differenzen wieder einträgt, wo sie unsichtbar waren, erweist er sich als typographisches Pendant zum doppelten Boden von

¹⁵⁷ Tschuppik, *Artigkeiten zum weißen Fleck* (wie Anm. 5), S. 2.

¹⁵⁸ Ebd.

¹⁵⁹ Ebd.

Andersens »Märchenton«: Er ersetzt eine naive Lesart der Zeitung durch eine ironische.

Und ganz im Modus des prosopoetischen Märchentons reiht sich auch der weiße Fleck, der um sein Vorleben weiß, in die sprechenden »toten Dinge« ein:

Der weiße Fleck ist, das ist das Merkwürdige, gar kein weißer Fleck. Dieses Stückchen Weiß inmitten der Druckerschwärze will durchaus erzählen wie ein eigensinniges Kind. »Hier war ein etwas! Etsch!«¹⁶⁰

»Artig« ist das freilich nicht – und so wird rasch »plaudernd« fortgefahren: Hinter dem »etwas« verbürgen sich »Harmlosigkeiten«, und der weiße Fleck als »munteres Zirkusstückchen« offeriere doch »Abwechslung«, »habe etwas Paradoxes und unstreitig Clownhaftes an sich« und solle doch »heiter stimmen« im Sinne der »Philosophie Epikurs«,¹⁶¹ die bekanntlich »kein höheres Ziel kennt als heitern Genuß.«¹⁶² In dieser beschworenen Heiterkeit und Harmlosigkeit allein aber geht der »Märchenton« als Strategie nicht auf. Vielmehr verfährt der Text selbst im Sinne eines Andersen-Märchens, auf das er abschließend verweist:

Weil wir von Andersen sprachen: Da gibt es eine sonderbare Geschichte, »Des Kaisers neue Kleider« benannt. Die erzählt von etwas, das jedes Kind gewußt hat, die Erwachsenen aber nicht wissen durften. Es ist eines der schönsten Märchen des dänischen Dichters und wird nie alt.¹⁶³

Das Märchen vom Kaiser, der einer List zum Opfer fällt und sich von Betrügern zum Schein ein Gewand weben lässt, das angeblich nur von denjenigen nicht gesehen werden kann, die dumm und ihres Amtes nicht würdig sind, spricht von der imaginären Verfasstheit politischer Macht.¹⁶⁴ Der Analogisierung folgend, die Tschuppiks »Artigkeiten« nahelegen, kommt dem weißen Fleck eine ganz ähnliche Funktion zu wie diesem Gewand. Nur einer ganz und gar »artigen«, zensuraffirmativen Lesart nach stellt er nur ein schlichtes Weiß dar, das von nichts

¹⁶⁰ Ebd., S. 3.

¹⁶¹ Ebd.

¹⁶² [Art.] Epikureismus. In: Brockhaus' Konversations-Lexikon (wie Anm. 105), S. 87.

¹⁶³ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 3.

¹⁶⁴ Vgl. Thomas Frank, Albrecht Koschorke, Susanne Lüdemann u. Ethel Matala de Mazza unter Mitwirkung von Andreas Kraß, Des Kaisers neue Kleider. Über das Imaginäre politischer Herrschaft. Texte, Bilder, Lektüren. Frankfurt a.M. 2002.

zeugt als von einer Autorität, die man nicht zu hinterfragen hat. Dass er in der Lektüre der Zeitgenoss*innen aber mitnichten so behandelt wird, hat unsere Bestandsaufnahme gezeigt. Das »Wissen« darum, *dass* der weiße Fleck erzählen will und das »Nichtwissen« darum, *was* er erzählen will, ärgert »die braven Leser, wenn sie am frühen Morgen im Journal blättern«¹⁶⁵ und bringt die vielbeschworene »Kunst des neuen Lesens« hervor, die weiß, was »die Erwachsenen aber nicht wissen« dürfen – dass der »weiße Fleck [...] gar kein weißer Fleck« ist.¹⁶⁶ Wie das Kind in »Des Kaisers neue Kleider«, das ausruft, der Kaiser habe »ja gar nichts an!«,¹⁶⁷ entblößen Tschuppiks »Artigkeiten« den »weißen Fleck« als typographische Markierung staatlicher Diskurs-hoheit und einer lächerlichen Monarchie. Sie reklamieren subtil eine Lesbarkeit der zum Verschwinden gebrachten Textur und erproben eine anti-autoritäre Schreibpraxis des »ästhetischen Heranpürschens«. Diese besteht in einem Verfahren dialogisch-vielstimmiger Rede, die den »Herrschaftsraum der ›einen Wahrheit‹«¹⁶⁸ durch die intertextuell zitierte Wahrheit eines »eigensinnige[n] Kind[es]« aufbricht, diesen Störfall aber zugleich im Gestus der »Artigkeit« und in einem vermeintlich »harmlosen« Märchentön zu verkleiden weiß. Obwohl der Text ohne Eingriffe erscheint, formatiert die Zensur ihn doch in doppelter Hinsicht; sie wirkt – wie dies Michael Levine systematisch gefasst hat – als eine »condition of writing that is at once crippling and enabling«.¹⁶⁹

VI. Fetzen lesen: Alfred Polgars »Park« (13. September 1916)

Dieser doppelte Effekt der weißen Zensurflecken, »cripling and enabling«, lässt sich in einer anderen Spielart auch bei einem Autor beobachten, der – im Unterschied zu Walter Tschuppik – als ein »Meister

¹⁶⁵ Tschuppik, Artigkeiten zum weißen Fleck (wie Anm. 5), S. 3.

¹⁶⁶ Ebd., S. 3.

¹⁶⁷ Hans Christian Andersen, Des Kaisers neue Kleider. In: Ders., Märchen (wie Anm. 128), S. 20–25, hier S. 24.

¹⁶⁸ Renate Lachmann, Dialogizität und poetische Sprache. In: Dies. (Hg.), Dialogizität. München 1982, S. 51–62, hier S. 51.

¹⁶⁹ Levine, Writing through Repression (wie Anm. 76), S. 2.

der kleinen Form«¹⁷⁰ einen festen Platz im literarhistorischen Gedächtnis gefunden hat. Als einen derjenigen Autoren der Wiener und Prager Zeitungslandschaft, deren Beiträge am markantesten von weißen Flecken betroffen sind, erleben die zeitgenössischen Leser*innen Alfred Polgar (vgl. z.B. Abb. 11 und 12).

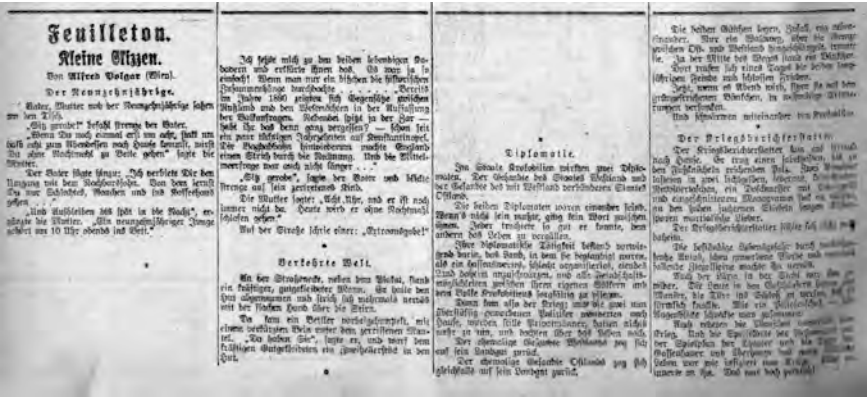


Abb. 11: Alfred Polgar, Kleine Skizzen. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 294, 23. Oktober 1915, S. 2 (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Signatur 394.189-D)

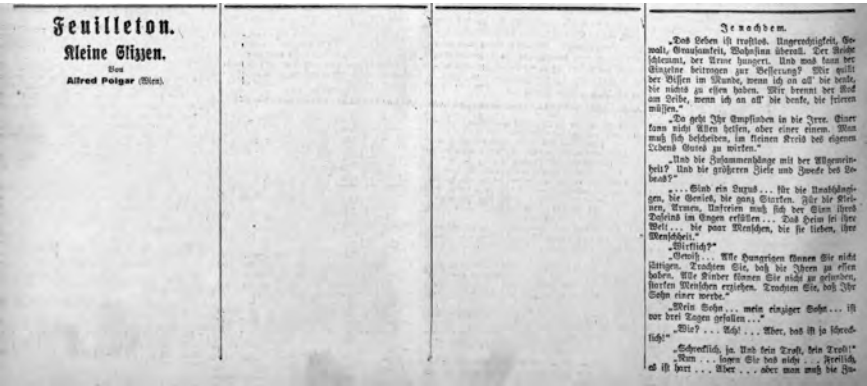


Abb. 12: Alfred Polgar, Kleine Skizzen. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 14, 14. Jänner 1916, S. 2 (Österreichische Nationalbibliothek Wien, Signatur 394.189-D)

¹⁷⁰ Walter Benjamin, Drei Bücher. In: Ders., Gesammelte Schriften. Hg. von Rolf Tiedemann. Bd. III: Kritiken und Rezensionen. Frankfurt a.M. 1991, S. 107–113, hier S. 107.

Die im März 1919 bei Fritz Gurlitt, Berlin, erschienene Buchausgabe der zu Kriegszeiten publizierten Feuilletons Polgars markiert diese »condition of writing« im »Vorwort«:

Die hier zum Buch zusammengefaßten Skizzen sind während des Krieges geschrieben worden. Zur unmittelbaren Veröffentlichung bestimmt, mußten sie sich einer sozusagen maskierten Tonart befleißigen, um der Zensur unverdächtig zu erscheinen. Anders als fast bis zur Lautlosigkeit gedämpft konnte sich ja – insbesondere in der gottlob ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie – die Empörung gegen den blutigen Kretinismus der großen Zeit nicht vernehmbar machen. Heute, in den Tagen der Preßfreiheit, [...] mag das vorliegende Buch blaß wirken. Diese Blässe war aber seinerzeit das Farbmaximum, das ein österreichischer Schriftsteller unter Berücksichtigung der Zensur (und in Ausnützung ihrer Dummheit) wagen konnte.¹⁷¹

Berücksichtigung der Zensur (*und* Ausnützung ihrer Dummheit): Im unscheinbaren Nebenher der Klammerbemerkung ist eine Doppelstrategie poetischer Dezenz angezeigt, die die Zensur als Kontroll- und Disziplinarinstanz ihrerseits zu einem Objekt der Beobachtung deklariert und ihren »crippling effect« positiv wendet in ein Darstellungsverfahren, das die Zensurverfahren reflexiv zu unterlaufen sucht. Die Zensurmechanismen werden einbezogen in ein literarisches Kalkül, das dem Rotstift des Zensors mit einer »maskierten Tonart« der Blässe zuvorkommen und durch solchen Verzicht auf das »Farbmaximum« politischen Klartexts dem gänzlichen Erbleichen des Zeitungspapiers vorgreifen will.

Zu den Stilmaskeraden, die in diesem Sinne in Polgars Feuilleton-texten unscheinbare politische Brisanz entfalten, gehört das Rollenklischee des weltabgewandten Feuilletonisten selbst, wie man »ihn« – die Rolle wird meist männlich besetzt – von seiner »weltfremde[n] isolierte[n] Kaffeehausinsel« im berühmten Wiener »Café Central« seit langem zu kennen meint.¹⁷² Jetzt freilich, wo das Café allmählich »bürgerlich geworden ist und mehr Advokaten mit gutsituierten Kanzleien als schnorrende Schriftsteller beherbergt«, so ist am 21. Juli 1916 einem Beitrag im »Prager Tagblatt« zu entnehmen, sei »[v]on der Literatur

¹⁷¹ Alfred Polgar, *Kleine Zeit*. Berlin 1919, S. 5.

¹⁷² Egon Dietrichstein, *Die Geschichte eines Wiener Kaffeehauses*. In: *Prager Tagblatt*. Morgen-Ausgabe, Nr. 200, 21. Juli 1916, S. 2.

[...] eigentlich nur Alfred Polgar übrig geblieben, der in dringenden Fällen vom Tarocktisch in eine stille Ecke übersiedelt, um mit einer vorzüglichen Füllfeder ebenso vorzügliche Referate zu schreiben. Es scheint, daß seine Aufsätze den letzten Verkehr mit der literarischen und geistvollen Epoche des Cafés aufrecht erhalten.«¹⁷³ Solch altmodischer Schriftverkehr im stillen Literateneckchen aber steht in den Kriegsjahren massiv in der Kritik. Am 20. August 1915 beispielsweise erhebt die in dieser Hinsicht besonders giftige »Arbeiter-Zeitung« gegenüber einem Artikel Ludwig Hirschfelds¹⁷⁴ den polemischen Vorwurf ästhetizistischer Fahnenflucht:

Nun ist auch Herr Ludwig Hirschfeld nach Ischl gefahren. Die Sommerfrische eines Wiener Feuilletonisten ist selbstverständlich keine Privatsache, darüber muß jeder, ob er in Ischl, Aussee oder Gmunden »weilt«, ausführlich berichten. Und ebenso selbstverständlich ändert auch die Kriegszeit an der holden Gepflogenheit gar nichts; der Feuilletonist bleibt sich weiter Mittelpunkt der Welt. Ein Beispiel, wie der Krieg die Seele des Feuilletonisten erhebt; also dieses Bruchstück aus der Reise des Herrn Ludwig Hirschfeld nach Ischl, die er in der »N. Fr. Pr.« – wo denn sonst? – artig und zierlich beschreibt. Er ist endlich im Wagen: [das Folgende ist ein Auszug aus Hirschfelds Feuilleton; DB/LR]

Zuerst zieht man die *Handschuhe* an und eine *Reisekappe*. Dann zündet man sich eine *Zigarre* an, holt *Lektüre* hervor und nun schaut man, ob *hübsche Mädchen* mitfahren. Man hat zwar erst gestern abend sehr viel Treue geschworen, aber ein *kleiner Reiseflirt* ist gestattet. [...] Auf der Lokalstrecke blicke ich in die idyllische Langeweile der Sommerfrischler [...] Und wenn man dann auf dem Weg ins Hotel rasch die *Ischler Front abschreitet*, am *Kaffeehaus*, an der *Konditorei* und den verschiedenen *Plausch- und Theaterecken* vorüber, konstatiert man zufrieden, daß hier alles wie immer aussieht [...]. Hier hat man alles, was man braucht und woran man gewöhnt ist, kann noch einmal nach Herzenslust nörgeln und kritisieren [...], hier ist gut sein.¹⁷⁵

Die Hervorhebungen (im Original: Sperrungen) stammen von der Redaktion der »Arbeiter-Zeitung«; sie zeigen an, was hier als anstößig exponiert werden soll: Handschuhe und Zigarren als luxuriöse Dandy-Requisiten, Lektüre und Reiseflirt als frivol-lustvolle Tätigkei-

¹⁷³ Ebd.

¹⁷⁴ Vgl. Ludwig Hirschfeld, Erster Reisetag. Notizbuch Wien-Ischl. In: Neue Freie Presse. Morgenblatt, Nr. 18312, 15. August 1915, S. 17.

¹⁷⁵ Der ewige Feuilletonist. In: Arbeiter-Zeitung. Morgenblatt, Nr. 230, 20. August 1915, S. 6.

ten, Kaffeehaus, Konditorei und Theater als typisch feuilletonistische ›Plauschecken‹, nicht zuletzt die metaphorische Rede vom Abschreiten der »*Ischler Front*«, die das Skandalon der Abwendung vom ›echten‹ Frontgeschehen ausstellt. Dafür, dass Hirschfelds Text das alles schon mit dem ersten Satz (»Nein, es ist nicht die richtige Reisetimmung«)¹⁷⁶ unter Vorbehalt stellt; ja sein Text überhaupt als ironische Reflexion über die Frage lesbar ist, *ob* feuilletonistische Flirts mit dem Harmlosen »hier« und jetzt überhaupt noch »gestattet« sind, zeigt die »Arbeiter-Zeitung« kein Gespür; stattdessen befindet sie mit perfidem antisemitischem Unterton (schon der Beitragstitel »Der ewige Feuilletonist« spielt ja auf das Motiv des ›ewigen Juden‹ an): »Man muß das manchmal abdrucken, um der Welt zu zeigen, was die Wien-Ischler ›Gesellschaft‹ an selbstgefälliger Schmockerei verträgt und was ihr an ›Geist‹ serviert werden kann...«¹⁷⁷

Wer am Morgen des 13. September 1916 unter dem Feuilletonstrich des »Prager Tagblatts« auf eine »Park« betitelte »Kleine Skizze[]« von »Alfred Polgar (Wien)« aufmerksam wurde, dem dürften (im Horizont solch ubiquitärer Feuilletonkritik) schon die ersten Sätze des Textes als eine ganz und gar gattungstypische Frivolität erschienen sein:

Der große Park ist hochsommerlich aufgetan. Im Teich plätschert besseres Geflügel. Kleine Familien von Schwänen gleiten vornehm und in großer Schweigsamkeit spazieren. Der Storch steht auf zwei Beinen und schlägt zeitweilig, ohne Sinn und Grund, leicht mit den Flügeln.¹⁷⁸

In geradezu provozierender Weise verdichtet dieser Textbeginn (dessen Eröffnungsgestus im Verb »aufgetan« akzentuiert ist, als habe man es mit einer Bühne oder Kulisse, mit einem künstlichen Schauplatz zu tun) zentrale Pejorative antifeuilletonistischer Polemik: das »[V]ornehm[e]« der Schwäne ruft die in Verruf geratene Dandy-Pose auf den Plan, ihr »[S]pazieren« den Gestus des Flaneurs, der Flügelschlag des Storchs »ohne Sinn und Grund« den ornamentalen Gestus ästhetischer Zweckmäßigkeit ohne Zweck, die Rede vom »[P]lätschern[den]«, »Klei-

¹⁷⁶ Hirschfeld, Erster Reisetag (wie Anm. 174).

¹⁷⁷ Der ewige Feuilletonist (wie Anm. 175).

¹⁷⁸ Alfred Polgar, Kleine Skizzen. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 254, 13. September 1916, S. 2.

ne[n]«, »Leicht[en]« das vermeintlich Belanglose feuilletonistischer »Kleine[r] Skizzen« und der »Park« als titelgebender Schauplatz – » (v. spätlat. *parcus*, »umzäunter Ort«), ein in sich abgeschlossener oder abgesonderter Raum« –¹⁷⁹ die heterotope Position des Feuilletons in der *mise en page* der Tageszeitung. Genau wie das Feuilleton nämlich erhält auch Polgars Park seinen Status als *hortus conclusus* des Schönen, Harmlosen, Plätschernden durch seine Abgrenzung vom Raum der Kriegsnachrichten. Angesiedelt ist der Park abseits einer Straße, aus deren Richtung am Ende des Textes, als in der diegetischen Welt das »[E]rscheinen« der »Heeresberichte«¹⁸⁰ ansteht – und kurz bevor, analog dazu, der Blick der Leser*innen sich (allererst oder wieder) über den Feuilletonstrich hinweg, auf neueste Meldungen über »Mackensens Vormarsch«¹⁸¹ oder den »Sieg Venizelos'«¹⁸² richten mag –, die Nachricht »Zehntausend Gefangene!« ertönt.¹⁸³

Was sich hingegen zuvor abspielt, muss auf den ersten Blick in der Tat wie eine harmlose Beschreibungstextur ganz ohne »Sinn und Grund« anmuten. Aufgereiht werden Beobachtungen der Menschen und Tiere im Park: Ein »alter Mann« blickt auf die Zifferblätter der Uhren »[b]eim Wetterhäuschen«; »Frauen und Mädchen« sitzen in der Sonne; »[z]u den Füßen einer jungen Dame [...] liegt ein schneeweißer Pintscher« und blickt umher; ein Herr im Leinenanzug schmachtet die junge Dame an; »[e]ine Gouvernante mit zwei Buben [...] geht vorbei« und »erzählt Märchen«; »[e]in Major [...] stochert [...] durch den Park« und winkt zwei Soldaten zu; »aus dem Wiesensaum, der den Teich umrandet«, kommt »der Storch herangestelzt«, um sich füttern zu lassen; »zwei Spatzen« hüpfen »[ü]ber den Wiesenrand«; ein »Fetzen Zeitungspapier« rollt »den Parkweg entlang« – und so weiter ...¹⁸⁴

¹⁷⁹ [Art.] Park. In: Meyers Konversations-Lexikon. 6. Aufl. Bd. 15: Öhmischen–Plakatschriften. Leipzig / Wien 1906, S. 451.

¹⁸⁰ Polgar, Kleine Skizzen (wie Anm. 178).

¹⁸¹ Mackensens Vormarsch. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 254, 13. September 1916, S. 2.

¹⁸² Der Sieg Venizelos'. In: Prager Tagblatt. Morgen-Ausgabe, Nr. 254, 13. September 1916, S. 2.

¹⁸³ Polgar, Kleine Skizzen (wie Anm. 178).

¹⁸⁴ Ebd.

Was flüchtig betrachtet den Anschein belangloser Alltagsbeobachtungen erwecken mag, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als ein komplexes Geflecht von Spiegelungen und Ähnlichkeitsbeziehungen. Die Elemente der Diegese sind nämlich nicht in schierer Kontiguität aneinandergereiht, vielmehr ist beinahe jedes Textelement auf ein anderes als sein Pendant oder Äquivalent bezogen. Teils gründet diese Beziehung auf äußerlichen Ähnlichkeiten, teils wird sie durch einen Blickwechsel akzentuiert, teils bringt erst die Sprechinstanz sie in auktorialen Deutungsakten zur Geltung. Die meisten menschlichen Figuren sind etwa dadurch verbunden, dass ihre Sinneswahrnehmung eingeschränkt ist: der »alte Mann«, der sich für die »genau[e]« Uhrzeit »in Paris und in London« interessiert, ist »kurzsichtig«, die »Frauen und Mädchen« auf den Parkbänken haben die Augen »geschlossen«, die »Dame mit dem grünen Schirm blickt leer ins Leere« und »sieht die Vorübergehenden nicht an«, ein »Herr im Leinenanzug«, der sich zu ihr setzt, hat ein »Einglas [...] im Auge«, die »Buben« hören ihrer Gouvernante »nicht zu« und auch diese sieht bloß »starr vor sich hin«. ¹⁸⁵ Der Pinscher steht hierzu im Kontrast: Er »begleitet« (darin die gleichschwebende Aufmerksamkeit der Erzählinstanz spiegelnd) »jeden Vorübergehenden mit Blicken, so weit er kann«. ¹⁸⁶ Zugleich ist der Pinscher mit der Gouvernante verknüpft, die als tierhaft exponiert wird: »wie ein Hund das Wägelchen« schleppt sie ihre »beiden Zöglinge« mit sich. ¹⁸⁷ Die »Damen auf den Bänken« sind gegen Ende des Textes »schon ziemlich knusprig gebraten« und auf diese Weise assoziativ mit den »Enten« verknüpft, die »im Grase hocken«. ¹⁸⁸ Der Herr in Leinen wirft der Pinscherbesitzerin »Feuerblicke« zu, die sie »duldet«, während zugleich – nächste, metaphorische Verknüpfung – die Sonne »brennend« auf ihr »Antlitz« fällt; ein Motiv, das auch schon durch das »dick herabrieselnde[] Feuer« eingeführt ist, dem die Frauen auf den Bänken ihr »Antlitz« darbieten – und das später im Märchen der Gouvernante abermals auftaucht: »Da ging ein Feuerregen nieder und

¹⁸⁵ Ebd.

¹⁸⁶ Ebd.

¹⁸⁷ Ebd.

¹⁸⁸ Ebd.

alle bösen Menschen mußten sterben...«¹⁸⁹ Der »leuchte[nde]« Parkweg ist verknüpft mit dem »leuchte[nden]« »Gesicht des leinenüberzogenen Herrn«, der »grüne[] Schirm« der jungen Dame mit der Farbe der Parkwiesen sowie mit dem Satzfragment »...immergrün leuchtet...«, den die Sprechinstanz auf dem vorbeirollenden »Zeitungssetzen« entziffert – und immergrün ist auch das Nadelwerk der japanischen »Picea Alcockaina«, zu deren Stamm hin der Zeitungssetzen geweht wird.¹⁹⁰

Zur Geltung gebracht ist der Park somit als eine Ordnung, die von eigenartiger semiotischer Energie durchströmt ist, deren diegetische Elemente nicht nur in einem Kontiguitäts-, sondern auch in einem Similaritätsverhältnis stehen, so dass Metonymien und Metaphern permanent ineinander kippen. Was hier »aufgetan« ist, steht nur scheinbar für sich, verweist tatsächlich aber zeichenhaft immer auch auf etwas anderes, mitunter gar auf sein vermeintliches Gegenteil. Ein Spiel der Ähnlichkeits- und Bedeutungssuche wird auf diese Weise in Gang gesetzt – und durch einige hermeneutische Marker zusätzlich befördert: »Was liegt daran? Was liegt daran?« fragt etwa die Erzählinstanz (in auffälliger Dopplung), als sie beobachtet, wie »zwei Spatzen« (die Dopplung doppelnd: Spiegelungen allenthalben...) »[ü]ber dem Wiesenrand« hüpfen –¹⁹¹ und regt auf diese Weise dazu an, nach einer Bedeutung noch des vermeintlich Ephemereren, Randständigen, Kleinen, Bedeutungslosen zu fahnden. »Wovon mag die Rede gewesen sein?«,¹⁹² fragt sie angesichts des nur bruchstückhaft zu entziffernden Zeitungssetzens – und lenkt die Aufmerksamkeit der Leser*innen somit auch auf den ihnen vorliegenden Zeitungstext und dessen fragliche Referenz.

Brisant ist nun, dass das dichte Netz von Ähnlichkeitsbeziehungen über die diegetischen Parkgrenzen hinausreicht, der Park zugleich mit semiotisch wie räumlich Entlegenem verknüpft ist. Wenn etwa die »Frauen und Mädchen [...] ihr Antlitz dem [...] Feuer dar[bieten]«, stellt die Erzählinstanz eine Verknüpfung mit dem Krieg her: »Ihre

¹⁸⁹ Ebd.

¹⁹⁰ Ebd.

¹⁹¹ Ebd.

¹⁹² Ebd.

Männer und Brüder tun derzeit etwas Aehnliches». ¹⁹³ Und auch in anderer Form macht der Krieg im Park seine Anwesenheit geltend: in Gestalt des »Major[s]« und der zwei »Soldaten« ebenso wie durch einen frivolen Scherz des »Herr[n] in Leinen«, der Storch sei, »[n]un ja, ein Armeelieferant« – vor allem aber am Ende des Textes, das den »Leinenanzug und de[n] grüne[n] Schirm [...] stadtwärts« ziehen und umgekehrt von der Straße her die Schlagzeilen der »Heeresberichte« in den Park hinüberschallen lässt und so die ohnehin schon brüchige Grenze zwischen Krieg und Idyll endgültig überschreitet. ¹⁹⁴

Für die solchermäßen in ein Spiel der Bedeutungssuche, der semiotischen Entgrenzungen und wechselseitigen Verweise eingestimmten Leser*innen liegt es nahe, wo Polgars Text ihnen durch »Leerstellen [...] einen Anteil am Mitvollzug und an der Sinnkonstitution« gewährt, ¹⁹⁵ weitere Verbindungen zu ziehen – etwa die offen bleibende Frage selbst zu beantworten, wovon in jenem ominösen Zeitungsfetzen »die Rede gewesen« sein mag. Die Suggestion »Gewiß nicht von Nadelhölzern« erinnert etwa an Praktiken der *consolatio*, wo das Immergrün in besonderer Weise präsent ist: als Grabschmuck und Symbol des ewigen Lebens – so dass es auch hier nicht fern liegt, an den Krieg und seine Opfer zu denken. Und die Verknüpfung des »dick herabrieselnden Feuer[s]« mit dem Frontgeschehen mag die Leser*innen dazu anhalten, die Märchen der Gouvernante (»Da ging ein Feuerregen nieder und alle bösen Menschen mußten sterben. Die guten aber lebten herrlich und...«; »Da verfluchte die Hexe den Ritter und sein Schwert wurde stumpf und sein Schild zerbrach in tausend Stücke...«) ¹⁹⁶ ebenfalls auf den Krieg zu beziehen, sie als allegorisch verkappte, fetzenhafte Heeresberichte zu entziffern – dann aber auch, in der Logik wechselseitiger Spiegelbeziehungen nur konsequent, die »Heeresberichte« als »Märchen«? Eine solche Verknüpfung spricht der Text an keiner Stelle aus, aber er legt sie doch eminent nahe, indem er seine Leser*innen – in den Kriegsjahren ohnehin beständig darauf angewiesen »zwischen

¹⁹³ Ebd.

¹⁹⁴ Ebd.

¹⁹⁵ Wolfgang Iser, Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa. 4. Aufl. Konstanz 1971, S. 16.

¹⁹⁶ Polgar, Kleine Skizzen (wie Anm. 178).

den Zeilen« zu lesen –¹⁹⁷ dafür sensibilisiert, von der bloßen Referenzqualität einzelner Sätze abzusehen und nach dezenten Ähnlichkeiten zu fahnden. Der Lektüre-Spaziergang im »Park« wird so zu einer kleinen Übung in feinsinniger Bedeutungssuche. Doch wozu das Ganze? »Was liegt daran?«

Unterbrochen und aufgestört wird die Lektüre auch dieses Textes durch drei weiße Flecken (Abb. 13).



Abb. 13: Alfred Polgar, Kleine Skizzen. In: Prager Tagblatt, Morgen-Ausgabe, Nr. 254, 13. September 1916, S. 2 (Österreichische Nationalbibliothek Wien)

Woran sich die Zensur in diesem Fall gestört hat, legt ein Blick in den (mit Ausnahme der im »Tagblatt« getilgten Stellen und wenige Detailabweichungen wortidentischen) Abdruck des »Park«-Textes in der Buchausgabe von 1919 nahe. Die erste ausgestemmte Passage hat sich demnach, so darf man vermuten, auf den Pinscher der jungen Dame bezogen: »Den Kopf unbeweglich auf den gekreuzten Pfoten, begleitet er jeden Vorübergehenden mit Blicken, so weit er kann«, liest man noch im »Prager Tagblatt« – und folgenden Vergleich dann *nicht mehr*: »Wie ein wohlzogener Soldat, wenn der Vorgesetzte die Front abschreitet.«¹⁹⁸ Getilgt wurden zweitens allem Anschein nach eineinhalb Sätze, die den militärischen Vergleich fortführen: Wo der Zeitungstext abbricht nach: »Nur wie ein zartbeiniger Airedalterrier

¹⁹⁷ Notizen. In: Arbeiter-Zeitung, Morgenblatt, Nr. 303, 1. November 1916, S. 5.
¹⁹⁸ Alfred Polgar, Park. In: Ders., Kleine Zeit (wie Anm. 171), S. 100–102, hier S. 100.

vorbeikommt, ein Rassehund«, setzt die Buchfassung fort: »salutiert der Pintscher mit den Ohren. Der Rassehund führt einen O-beinigen Offiziersdiener an der Leine.«¹⁹⁹ Dem dritten weißen Fleck schließlich korrespondiert in der Buchausgabe ein Satz, der sich auf zwei Soldaten bezieht, denen ein vorbeilaufender Major bedeutet, sitzen zu bleiben: »Da sie miteinander nur ein Bein haben, machen sie von der Erlaubnis Gebrauch.«²⁰⁰

Der Blick in die Buchausgabe lässt also nachträglich solche Textelemente als gestrichen erahnen, die das Geschehen im Park in unverhohlener Weise zum Militär in Bezug setzen. Der Vergleich der Hunde mit Soldaten, die Zuschreibung der Rolle des Geführten an den Offiziersdiener mag dem Zensor anstößig erschienen sein, der lakonische Hinweis auf die Verletzungen der Soldaten die Befürchtung geweckt haben, hier werde ein zu abschreckendes Bild vom Kriegsdienst gezeichnet. Sollte es die Absicht der Zensur gewesen sein, Polgars »Park« zu einem harmlosen feuilletonistischen Idyll zurechtzustutzen, so war sie freilich nicht besonders gründlich: Denn ganz davon abgesehen, dass in der letzten Spalte sehr wohl noch von »de[m] Soldat[en] mit dem einen Bein«²⁰¹ die Rede ist und dass sich auch andere Spuren von Kriegsreferenz im Text erhalten haben, hat die Zensur hier nur für das Offensichtlichste Augen gehabt: für flagrante Referenz. Polgars Text aber legt eine andere Form der Lektüre nahe, er praktiziert und demonstriert ein Verfahren implizierter Bedeutungsbildung, das im Gegensatz zu eindeutiger Schlagzeilenrede in anarchischer Weise die Leser*innen aktiviert – und sie etwa dazu anregt, die »Märchen« als »Heeresberichte« zu entziffern und die »Heeresberichte« als »Märchen«.

In dieser Hinsicht erweist sich der Text keineswegs, wie sein Auftakt suggeriert, als selbstgenügsames, sinn- und grundloses Zeichenspiel. Als Refugium des Schönen, Belanglosen, Plätschernden, Kleinen und Leichten in unmittelbarer Nachbarschaft zum außerhalb (und teils innerhalb) seiner Grenzen verhandelten Kriegsgeschehen ist der Park

¹⁹⁹ Ebd.

²⁰⁰ Ebd., S. 101.

²⁰¹ Polgar, *Kleine Skizzen* (wie Anm. 178).

strukturell *als* Feuilleton exponiert. Polgars Text bringt so performativ zur Geltung, wie ein vermeintlich ästhetizistisches Text-Idyll organisiert sein kann, das sich nicht auf unmittelbare politische Kritik festlegen lässt, sich aber auch nicht auf bloße Autonomiegebärden zurückzieht, sondern mit dem Krieg – Referentialität durch Poetizität ersetzend – in einen untergründigen semiotischen Austausch tritt, den freizulegen den Leser*innen überantwortet ist.²⁰² Sie brauchen dafür bloß offene Augen – im Unterschied zu den »kurzsichtige[n]«, »starr vor sich hin[sehenden]« oder »leer ins Leere« blickenden Parkbesuchern, denen das genaue Sehen längst vergangen ist.²⁰³

Polgars Text lässt sich geradezu als eine Schule solcher Aufmerksamkeit entziffern: Komm in den totesagten Park – und schau... Hierin liegt seine Doppelstrategie einer »Berücksichtigung der Zensur (und [...] Ausnützung ihrer Dummheit)«. Sie setzt eine Gründlichkeit des Lesens voraus, die der Zensurbehörde aus einem einfachen Grund fehlt: Nicht länger als »eine Stunde« nämlich müssen die Verantwortlichen des »Prager Tagblatts« die »fertiggestellte Zeitung [...] liegen lassen, ehe [sie] sie ausgeben dürfen.«²⁰⁴ Die Zensur verfährt also, wie auch Friedrich Leiter hervorhebt, in »Hast und Eile« – und dies umso mehr, »da alle Zeitungen um die gleiche Stunde an die Zensur herantreten und alle möglichst rasche Erledigung heischen.«²⁰⁵

Dieser »unvermeidlichen Hast«²⁰⁶ der Zensur begegnet Polgars »Park«-Text mit forcierter poetischer Muße. Er instruiert seine Leser*innen zu einer »Kunst des Lesens«, wie sie – ganz im Sinne eines prominenten Philologen – »vor Allem Eins heischt, bei Seite gehn, sich Zeit lassen, still werden, langsam werden [...], die lauter feine vorsichti-

²⁰² Dieser Befund spricht gegen einen Zugriff, der im Feuilleton ein vorläufiges »Versteck« für Polgars »Erzählungen und Studien« erkennt, »die in der Buchsammlung erst richtiger Aufnahme geöffnet werden« (Stefan Nienhaus, *Das Prosagedicht der Jahrhundertwende*. Altenberg – Hofmannsthal – Polgar. Berlin / New York 1986, S. 217). Aufwertung erfährt der Publikationsort »Feuilleton« bei Patrizia McBride, *The Edge of the Page: Alfred Polgar, the Feuilleton, and the Poetics of the Small Form*. In: *The German Quarterly* 93, 2020, H. 1, S. 1–18.

²⁰³ Polgar, *Kleine Skizzen* (wie Anm. 178).

²⁰⁴ Die Präventiv-Zensur. In: *Prager Tagblatt*. Mittag-Ausgabe, Nr. 212, 4. August 1914, S. 2.

²⁰⁵ Leiter, *Die Zeitung im Kriege* (wie Anm. 9), S. 34. Auf die »außerordentlich kurze Zeitspanne, die dem Zensor für seine Arbeit zur Verfügung stand«, weist auch Spann, *Zensur in Österreich* (wie Anm. 7), S. 103, hin.

²⁰⁶ Leiter, *Die Zeitung im Kriege* (wie Anm. 9), S. 35.

ge Arbeit abzuthun hat und Nichts erreicht, wenn sie es nicht *lento* erreicht.«²⁰⁷ Gerade damit aber, so hatte Nietzsche solch philologischer Lektüre attestiert,

ist sie heute nöthiger als je, [...] mitten in einem Zeitalter der »Arbeit«, will sagen: der Hast, [...] das mit Allem gleich »fertig werden« will [...]: – sie selbst wird nicht so leicht irgend womit fertig, sie lehrt *gut* lesen, das heisst langsam, tief, rück- und vorsichtig, mit Hintergedanken, mit offen gelassen Thüren, mit zarten Fingern und Augen lesen...²⁰⁸

Indem er auf die Hintergedanken und zarten Augen seiner Leser*innen setzt, schlägt Polgars »Park« der Zensur auf eine Weise ein Schnippchen, wie sie erst drei Tage zuvor – wenn auch in ganz anderem Zusammenhang – ein Leitartikel des »Prager Tagblatts« auf den Punkt gebracht hatte: »Der Zensor hat vieles von dieser Lektüre entfernt, aber den Gedanken selbst, der die weiße Stelle übersprang, nicht zu vertilgen vermocht.«²⁰⁹

Auf die notorische Frage: »Wie lese ich weiße Flecke?« gibt somit auch Polgars »Park« eine eigensinnige Antwort. Seine Lektion besteht in einer Lektüre, die gerade *nicht* auf das Ausfüllen der weißen Stellen setzt, sondern die, anstatt sich von der aufregenden Helligkeit der weißen Flecken blenden zu lassen, Bedeutsamkeit zwischen jenen Zeilen vermeintlicher »Blässe« aufspürt, die auf dem befleckten Zeitungspapier übrig geblieben sind.

²⁰⁷ Friedrich Nietzsche, Werke. Erste Abtheilung. Bd. IV: Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. Leipzig 1909, S. 10.

²⁰⁸ Ebd.

²⁰⁹ Eine Stimme der Vernunft (wie Anm. 34).

»Aber nichts von Verantwortung«
Schuld, Gesetz und Literatur in Kafkas »Eine kleine Frau«

I

Die Beziehung zwischen Kafka und der Germanistik ist bisweilen schwierig. Nach wie vor gilt Kafka als Paradigma der Moderne, und dies, meinte man, berechtige dazu, seine Texte nicht nur zum Muster der Undeutbarkeit oder der Dekonstruktion von Signifikanz, sondern auch der infiniten Auslegung zu erklären. Also hat man sie, nach einem Wort aus der »Kleinen Frau«, mit der »Unermüdlichkeit« divergierendster »Folgerungen« (KKAD, S. 327)¹ behelligt – und dabei ausgerechnet diesen späten Text zum Stiefkind der Forschung gemacht. Nun ist ja bekannt, dass sich die Germanistik seit langem ihren »Kafka-Kanon« verfertigt hat. Jedermann schreibt über den »Proceß« oder »Vor dem Gesetz«, und längst ist auch die Literatur über das »Schloß« unabsehbar geworden. Dass demgegenüber anderes, etwa manches Fragment oder »Elf Söhne« und »Ein Brudermord« aus dem »Landarzt«-Zyklus, aus dem Blick rückte, ist bedauerlich genug.² Im Falle der »Kleinen Frau« aber hat solche Achtlosigkeit Folgen für den gesamten »Hungerkünstler«-Band. Denn bis heute gilt dessen zweiter Text mit seinen eigenartigen Zänkereien zwischen Mann und Frau als Fremdkörper des Zyklus, weil die in den anderen drei Geschichten so prominent vorgetragene Künstlerthematik zu fehlen scheint. Wo aber der motivisch-thematische Zusammenhang nicht ersichtlich wird, steht die

¹ Franz Kafkas Werke werden zitiert nach der kritischen Ausgabe seiner Werke, hg. von Jürgen Born et. al. Frankfurt a.M. 1982ff. Verwendet werden die üblichen Siglen mit Seitenangaben: KKAP [Proceß], KKAT [Tagebücher], KKAN I bzw. II [Nachgelassene Schriften und Fragmente I bzw. II], KKAD [Drucke zu Lebzeiten].

² Vgl. aber zuletzt Marcel Krings, Franz Kafka: Der »Landarzt«-Zyklus. Freiheit – Schrift – Judentum. Heidelberg 2017 sowie Ders., Franz Kafka: »Beschreibung eines Kampfes« und »Betrachtung«. Frühwerk – Freiheit – Literatur. Heidelberg 2018.

Einheit von Kafkas letztem Erzählband in Frage – und damit auch dessen Gesamtverständnis.³

Zur Aufklärung trüge zuallererst die Bestimmung der »kleine[n] Sache« (ebd., S. 333) bei, um die es doch, allem Anschein nach, im Text geht. Das Geschlechterverhältnis hat die Germanistik an Erotisches denken lassen, obwohl der Erzähler die Existenz einer »Liebesbeziehung« (ebd., S. 326) zwischen sich und der Frau vehement bestreitet. Auch private Probleme des Verfassers rückten in den Blick, und so konnte man in der Geschichte im Ernst ein literarisches Zeugnis für Kafkas sexuelle Nöte, wenn nicht gar für einen Streit mit der Berliner Zimmerwirtin sehen.⁴ Allerdings wird nirgends im Text ein Mietverhältnis erwähnt, und auch ist überhaupt erstaunlich, dass Kafka der Forschung im Grunde als »Erlebnisdichter *par excellence*«⁵ gilt, der auch in die »Kleine Frau« »semi-private allusion[s]«⁶ hineingeschrieben habe. Denn solch krude Biographik verkennt, dass Kafka sein Leben lang mit der Niedrigkeit des Hiesigen nichts zu tun haben wollte. Als Versuch, »die Welt ins Reine, Wahre, Unveränderliche [zu] heben« (KKAT, S. 838), konzipierte er seine Texte, und man wundert sich also, warum große Teile der Forschung sie partout ans Hier und Jetzt oder an die Psyche des Autors rückbinden wollen. So aber las man die »Sache« als Biogramm der Entfremdung⁷ oder als Konflikt zwischen dem bürgerlichen und dem für Kafka essentiellen, durch die Frau repräsentierten literarischen Ich.⁸ Nirgends aber fordert die Frau etwa Literatur vom

³ Es sei denn, man hielte Kafkas letzte Publikationen für ein Experimentieren mit dem Heterogenen. Dazu aber nötigt rein gar nichts, weder Notate noch die durchaus zyklisch-einheitliche Thematik der »Betrachtung« und des »Landarzt«-Zyklus.

⁴ So Hartmut Binders bis heute gern wiederholte Vermutung (Kafka-Kommentar zu sämtlichen Erzählungen. München 1975, S. 300). Peter-André Alt (Franz Kafka. Der ewige Sohn. München 2005) hält den Text immerhin für eine »produktive[...] Transformation« (S. 675) biographischer Erlebnisse.

⁵ Malcolm Pasley, Kafka's Semi-private Games. In: Oxford German Studies 6, 1971/72, S. 112–131, hier S. 119.

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Heinz Politzer, Franz Kafka, der Künstler. Gütersloh 1965, S. 429.

⁸ Pasley, Games (wie Anm. 5), S. 128; ebenso auch Irmgard Wirtz (Kafkas »Kleine Frau[en]« im »Hungerkünstler«-Komplex. In: Lese-Zeichen. Semiotik und Hermeneutik in Raum und Zeit. Hg. von Henriette Herwig. Tübingen 1999, S. 306–322, hier S. 316) und Gerhard Kurz (Traum-Schrecken. Kafkas literarische Existenzanalyse. Stuttgart 1980, S. 52f.). Wieso die Frau, die nirgends Schriftstellerisches vom Erzähler fordert, Allegorie der Literatur sein soll, bleibt

Erzähler, und daher dachte man an Psychologisches. Der Text gestaltet den »Kampfzustand des geteilten Selbst«,⁹ in dem sich Kafkas gelegnete homosexuelle Tendenzen gegen die eigene weibliche Seite wendeten und schließlich in der »Sache« die Vagina verdeckten¹⁰ – wenn nicht, durch eine gestörte Beziehung zur Mutter, den Phallus.¹¹ Solche Spekulationen haben den Text längst hinter sich gelassen. Sie vergessen, dass eine nicht deutlich ausgesprochene »Sache« nicht immer auf Tabu, Trieb oder *sexus* zurückgeführt werden muss. Denn bekanntlich ist es ein Kennzeichen der Parabel, das eigentlich Gemeinte nicht explizit zu nennen, sondern durch ein *tertium* nur anzudeuten. Begreift man den Text daher als die Parabel, die er zweifellos ist, lässt sich durch die Gattung ein erstes Argument für die Zusammengehörigkeit des ebenso parabolischen »Hungerkünstler«-Bandes gewinnen. Ein weiteres folgt daraus, dass die kleine Frau keineswegs nur ein Phänomen aus dem Innenleben des Erzählers sein muss.¹² Der Text berichtet immerhin von »Angehörigen« (KKAD, S. 324) der Frau oder von einer »Öffentlichkeit« (ebd.), die sie einberufen könnte, und damit hätte man es wie auch in den anderen Erzählungen des Zyklus mit einem objektiven Teil literarischer Welt zu tun. Keineswegs muss man dann aber in der »Sache« die soziale Problematik von unterdrücktem Trieb (Frau) und Norm (Erzähler) erblicken.¹³ Warum sollte ein Trieb »Angehörige[]« (ebd.) besitzen, und vor allem: Wieso hätte Kafka seine vermeint-

bei Pasley, Games (wie Anm. 5) völlig offen. Wenn er im Sinne seiner These von der »semi-private allusion« außerdem mutmaßt, der Text sei aus Kafkas Betrachtung eines seiner Notizbücher heraus entstanden (vgl. ebd., S. 129), was freilich nicht »beyond question« (S. 130) beweisbar sei, legt er den Finger in die Wunde seines Beitrags.

⁹ Tilman Moser, Das zerstrittene Selbst. Kafkas Erzählung »Eine kleine Frau«. In: Phantasie und Deutung. Hg. von Wolfram Mauser et. al. Würzburg 1986, S. 194–206, hier S. 197.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 200. Eine verdrängte Homosexualität diagnostiziert ebenfalls Rainer J. Kaus (Eine kleine Frau. Kafkas Erzählung in literaturpsychologischer Sicht. Heidelberg 2002, S. 64), der gar von einer »Paranoia« aus Verdrängung spricht (ebd.). Die These von Kafkas angeblicher Homosexualität ist in neuerer Zeit von Saul Friedländer (Franz Kafka. München 2012) wieder aufgelegt worden.

¹¹ Vgl. Astrid Lange-Kirchheim, Kein Fortkommen. Zu Kafkas Erzählung »Eine kleine Frau«. In: Phantasie und Deutung (wie Anm. 9), S. 180–193, hier S. 191. Ebenso Kaus, Eine kleine Frau (wie Anm. 10), S. 52.

¹² So bereits Wirtz, Kafkas »Kleine Frau(en)« (wie Anm. 8), S. 315.

¹³ Vgl. Ralf R. Nicolai, »Eine kleine Frau« im Motivgeflecht Kafkas. In: Neues zu Altem. Novellen der Vergangenheit und der Gegenwart. Hg. von Sabine Cramer. München 1996, S. 89–115.

liche Trieb-Allegorie mit solch seltsamer Kleidung – die Rede ist von »Trodde[n]«, »Behängen« (ebd., S. 321) und von der eigentümlichen »Hand« (ebd., S. 322) – ausstatten sollen? Vielversprechender erscheint demgegenüber, die juristische Bildlichkeit des Textes ernstzunehmen. Es geht um einen Prozess, in dem die Frau als »Richterin« (ebd., S. 330) fungiert. »Gerechtigkeitsgefühl« und »Überlieferungen« (ebd., 322), besonders aber der Begriff der »unreine[n] Sache« (ebd., S. 324) leiten vor diesem Hintergrund in Rechtsverfahren, Gesetzestradi- tion und Reinheitsgebote des Judentums ein. Durchaus werden Verstöße von einer religiösen Gemeinschaft, der Gemeinde, bemerkt, die zudem – ein Hinweis auf die Matrilinearität im auserwählten Volk – durch »Verwandtschaft« (ebd., S. 331) miteinander verbunden ist. Die Kafka- Forschung hat ab den 1980er Jahren immer wieder die Plausibilität ju- daistischer Lesarten betont,¹⁴ ohne freilich den entsprechenden Hin- weisen in der »Kleinen Frau« nachzugehen. Ebenfalls hat man zumeist übersehen, dass mit der Erwägung des Erzählers, sich durch »Selbst- mord[]« zu »beseitigen« (ebd., S. 328), das in Kafkas Tagebüchern so prominent vorgetragene Todes- bzw. Freiheitsthema wiederkehrt.¹⁵ In welchem Zusammenhang Religion und Freiheit stehen und welche Funktion sie für das Textverständnis besitzen, muss man zeigen. Dazu muss man sich wieder auf den Text besinnen, die Parabel auflösen und klären, was die Frau dem Erzähler eigentlich vorzuwerfen hat. Dann ließe sich womöglich der Grund des Streits angeben. Und so könnte man zuletzt darlegen, dass der Erzählung sehr wohl ein berechtigter Platz im Zyklus zukommt.

¹⁴ Ich erwähne beispielhaft den Tagungsband Franz Kafka und das Judentum. Hg. von Karl Erich Grözinger et. al. Frankfurt a.M. 1987 (darin vor allem den Beitrag von Gerhard Kurz, der den Begriff des Gesetzes in »Vor dem Gesetz« jüdisch auslegt: Meinungen zur Schrift. Zur Exegese der Legende »Vor dem Gesetz« in »Der Prozeß« (S. 209–223); sowie Ritchie Robertson, Kafka, Judentum, Gesellschaft, Literatur. Aus dem Englischen von J. Billen. Stuttgart 1988. Zur Plausibilität einer jüdischen Auslegung vgl. darüber hinaus ausführlich Krings, Landarzt (wie Anm. 2).

¹⁵ Eine frühe Ausnahme ist Kurz, Traum-Schrecken (wie Anm. 8), S. 52f.

Kafkas Verbindung zum Judentum ist ebenso gut belegt wie vielfältig.¹⁶ In einem assimilierten Haushalt aufgewachsen, konnte er weder dem Judentum seines Vaters noch dem Zionismus oder dem Christentum viel abgewinnen:

Ich bin nicht von der allerdings schon schwer sinkenden Hand des Christentums ins Leben geführt worden wie Kierkegaard und habe nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetmantels noch gefangen wie die Zionisten (KKAN II, S. 98).

Im Brief an den Vater berichtete er, wie der seltene Besuch in der Synagoge leeres Ritual wurde und der Sederabend gar zur »Komödie mit Lachkrämpfen« (ebd., S. 187). An Religionen habe er, Kafka, also »keinen ererbten Anteil« (ebd., S. 98), und überhaupt sei zu bemerken: »Die Religionen verlieren sich wie die Menschen« (ebd., S. 112). Mit dem Argument, einer, der nicht glaube, könne Jenseitiges nicht bedenken, bestritt man, dass es Kafka um Jüdisches zu tun war. Doch einer, der keinen »ererbten« Anteil an der Tradition hat, kann wohl einen anderen haben. »[E]twas zähes Judentum ist noch in mir« (KKAT, S. 727), notierte Kafka Anfang 1915 in sein Tagebuch – und wusste, welche Mühe es ihm abverlangte. Denn das Fehlende musste wenigstens teilweise neu erworben werden. Wenngleich nie orthodox, bemühte Kafka sich also darum, jüdische Tradition und Geschichte aufzunehmen. Ab 1912 beschäftigte er sich intensiv mit dem Chassidismus und ging gelegentlich in die Synagoge. Sein Interesse galt Tora, Talmud, Kabbala und Gnosis ebenso wie den Sagen polnischer Juden,¹⁷ dem »Born Judas«,¹⁸ einer Sammlung jüdischer Legenden und Märchen, sowie der »Volkstümlichen Geschichte der Juden« von Heinrich Graetz (vgl. ebd., S. 215). Dass er im Folgenden Religiöses in Parabeln, Romanen und

¹⁶ Vgl. hierzu im Einzelnen: Marcel Krings, Goethe, Kafka, Flaubert und der schöne Schein. Zur Kritik der Literatursprache in den »Lehrjahren«, der »Education sentimentale« und im »Verschollenen«. Tübingen 2016, S. 297–309.

¹⁷ Das gleichnamige Werk von Alexander Eliasberg (München 1916) befand sich in Kafkas Bibliothek (vgl. Jürgen Born, Kafkas Bibliothek. Ein beschreibendes Verzeichnis. Frankfurt a.M. 1990, S. 81).

¹⁸ Micha Josef bin Gorions dreibändiges Werk (1913–1919) stand ebenfalls in Kafkas Bibliothek (vgl. Born, Bibliothek [wie Anm. 17], S. 84).

Aphorismen reflektierte, ist zweifellos. Die vitale Gläubigkeit des Ostjudentums und die Welt des jüdischen Theaters ließen sich gegen des Vaters religiöse Indifferenz ins Feld führen. Vor allem aber bezog Kafka aus der reichen chassidischen Tradition sowie überhaupt aus der touristisch-biblischen Überlieferung lange gesuchte Gegenstände der *fabula*. Zusätzlich schwebte ihm ein »neue[s] Judentum[]« (KKAN II, S. 191) vor, das sich seiner Inhalte neu und anders versichern sollte und von dem er im Brief an den Vater berichtete. Denn aufgefallen war Kafka, dass die jüdische Tradition ein Sprach- und Erkenntnisproblem enthielt. Kafkas bekannter Sprachaphorismus, den er 1917, während der Züräuer Zeit, formulierte, lautet:

Die Sprache kann für alles außerhalb der sinnlichen Welt nur andeutungsweise, aber niemals auch nur annähernd vergleichsweise gebraucht werden, da sie entsprechend der sinnlichen Welt nur vom Besitz und seinen Beziehungen handelt (ebd., S. 126).

Der Text trennt das Sag- und Bestimmbare von einem nicht mitteilbaren Bereich des ›Außerhalb‹ – des Geistes, der Freiheit oder des Allererhöchsten, den Juden als den Herrn vorstellen. Insofern Sprache vom Vorhandenen und von den Verhältnissen der empirischen Welt berichtet, ist zwar auch Kafkas Literatur zunächst realistisch. Will sie aber nicht nur von der Niedrigkeit des Natürlichen erzählen, sondern auf Meta-Physisches zielen, muss sie beklagen, dass der Sprache und dem Denken durch Physis, Logik, Grammatik und Begrifflichkeit enge Grenzen gesetzt sind: Niemals kann das Inkommensurable mit einer aufs Sinnliche eingeschränkten Begrifflichkeit erfasst werden. Schon die Tora trug daher der Unermesslichkeit Gottes Rechnung, indem sie verfügte, dass von Gott, dem Herrn, weder Bild noch Gleichnis gemacht werden dürfe. Das mosaische Gebot hatte Kant kritisch fundiert.¹⁹ Kafkas Aphorismus über die Sprache, die nur von Irdischem

¹⁹ Wahrscheinlich ist, dass Kafka den Versuch des Neukantianers und jüdischen Religionsphilosophen Hermann Cohen kannte, in der Abhandlung *Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums* (1919) Transzendentalkritik und Judentum parallel zu führen. Vgl. dazu Christoph Miething, *Hermann Cohen – Kantische Vernunft und Jüdisches Selbstbewußtsein*. In: *Jüdische Selbstwahrnehmung / La prise de conscience de l'identité juive*. Hg. von Hans Otto Horch und Charlotte Wardi. Tübingen 1997, S. 217–230). Auch der Rabbiner und Religi-

handele, schließt es ein.²⁰ Doch so wie der Mensch, dieser »Vollgesogene der Erde«, selbst im Intelligiblen immer nur »Erde« (ebd., S. 32) sehe, verstößt auch die Tora gegen das Bilderverbot, wenn sie dem Herrn nach königlichem – d.h. menschlichem – Muster Eigenschaften und Launen zuspricht. Sprachlich rein und daher erkenntniskritisch redlicher als das alte sollte deshalb das »neue Judentum« sein, an das Kafka dachte. Seine Literatur setzt eine Bilderkritik ins Werk, die den Schein der Begriffe überwinden will. Um das »Außerhalb« zu bedeuten, müsse der Bezug der Sprache auf Sinnliches getilgt werden. Also enthalten Kafkas Texte ein Moment der Negativität, das Bilder und Begriffe zu zerstören und eine freie Sprache herzustellen sucht. Übrig bliebe freilich ein Paradox: ein Begriff ohne Begriff oder ein Bild ohne Bild, das auf das Absolute hin transparent wäre. Auch Kafka war deutlich, dass sich in einer solchen Literatur nichts mehr mitteilen ließe. Sein Sprachaphorismus beharrt also darauf, dass »nur andeutungsweise« (ebd., S. 126) vom Unvordenklichen berichtet werden könne. Andeutungen erlauben, die Auslöschung der Empirie bis an die Grenze der Sprache voranzutreiben, ohne ganz auf Verständlichkeit zu verzichten. Sie – und mit ihnen Anspielungen, zu denen auch die parabolischen Techniken indirekter Sinnerschließung gehören – können daher hermeneutisch gedeutet werden, insofern sie wie die Sprache Bestandteil der gegenständlich-begrifflichen Welt und also gemäß Kafkas Sprachaphorismus begreifbar sind. Also kann man die Texte nach den Regeln der Hermeneutik auslegen.²¹

onsphilosoph Julius Guttman hatte die Nähe von Kant und Judentum erörtert (vgl. Kant und das Judentum. Leipzig 1908).

²⁰ Aus diesem Grund ist die Deutung falsch, Kafka habe mit der kleinen Frau das »Noumenon« oder schlechthin »Unzerstörbare« in den Blick gerückt (Theo Elm, Problematisierte Hermeneutik. Zur »Uneigentlichkeit« in Kafkas kleiner Prosa. In: DVjs 50, 1976, S. 477–510, hier S. 483). Kaum hätte sich Kafka bei seiner Scheu vor amphibolischem Schein nun plötzlich entschlossen, ein Absolutes zu verbildlichen und auf diese Weise die eigene Sprach- und Erkenntniskritik seit dem Frühwerk zu konterkarieren.

²¹ Das zu betonen ist angesichts einer Kafka-Forschung von Bedeutung, die in großen Teilen – wie auch eingangs ausgeführt – an die Unbestimmtheit der Kafkaschen Texte und Begriffe glaubt und die Anhäufung polyphoner Diskursbündel nicht nur für die einzig mögliche Lese-methode, sondern bereits für eine Deutung hält.

Das Freiheitsthema betraf allerdings nicht nur die Sprache. Im Lichte des Unbeschränkten musste sich alsbald auch das Leben als unfrei erkennen. Kafkas bekannter Zürauer Kettenaphorismus lautet:

Er ist ein freier und gesicherter Bürger der Erde, denn er ist an eine Kette gelegt, die lang genug ist, um ihm alle irdischen Räume frei zu geben und doch nur so lang, daß nichts ihn über die Grenzen der Erde reißen kann. Gleichzeitig aber ist er auch ein freier und gesicherter Bürger des Himmels, denn er ist auch an eine ähnlich berechnete Himmelskette gelegt. Will er nun auf die Erde drosselt ihn das Halsband des Himmels, will er in den Himmel jenes der Erde. Und trotzdem hat er alle Möglichkeiten und fühlt es, ja er weigert sich sogar das Ganze auf einen Fehler bei der ersten Fesselung zurückzuführen (ebd., S. 127f.)

Der Mensch ist ein Mischwesen aus Körper und Geist. Die »Erden-schwere« (ebd., S. 121) des Physischen halte auf der Erde fest, der Geist hingegen strebe in Richtung des freien Himmels. Dabei werde der Geist jedoch von der Erdenkette gehemmt. Die Last der Empirie verhindert den Aufschwung. Unter dem Gesichtspunkt der Freiheit wurde bei »der ersten Fesselung« (ebd., S. 128) – also der Fesselung an die Erde – ein »Fehler« (ebd.) gemacht. Er müsste korrigiert werden. Die Erdenkette wäre dafür zu durchtrennen. Wer ins Freiheitsreich gelangen will, hat von der Welt Abschied zu nehmen und dem Drängen des Geistes zu folgen. Jeder, der sich reflektiert, müsse sich im Licht des freien Geistes daher als beschränkt und verächtlich erkennen – und begreifen, dass seine empirische Existenz »unerträglich« (KKAD, S. 33) und nicht zu »verteidigen« (ebd., S. 27) ist. Um ein »Bürger des Himmels« (KKAN II, S. 128) zu werden, muss der Leib, jener buchstäbliche »Käfig« (ebd., S. 117), vernichtet werden. Als »Thanatologie«²² hat man daher Kafkas Literatur bezeichnet, die – zuweilen gar durch allerlei Mordwerkzeug – zum Suizid als dem gerechtesten aller Akte aufruft. In der »Kleinen Frau« geht es zwar verhaltener, aber nicht weniger radikal zu. Wie sich Kafkas Themen im Text entfalten, bleibt nun also zu zeigen.

²² Kurz, Traum-Schrecken (wie Anm. 8), S. 36.

Beginnen kann man mit Freiheitsthema und Erzähler. Er ist sich seines Platzes im Leben nicht restlos sicher. Zwar sei er »nicht durch besondere Brauchbarkeit ausgezeichnet« (KKAD, S. 325), dennoch wolle er sich nicht »rühmen«, wenn er behaupte, »kein so unnützer Mensch« (ebd.) zu sein: Der Öffentlichkeit sei er »nicht unbekannt« (ebd., S. 332), er lebe »in ihrem vollen Licht seit jeher« und ihm sei »längst« das »Diplom« verliehen worden, »in welchem [ihn] die Öffentlichkeit [...] als ihr achtungswertes Mitglied« (ebd.) erkläre – kurz: er habe sich Respekt und Reputation erworben. Der anscheinend im Praktischen unnütze, dennoch verehrte Mann vorgerückten Alters (vgl. ebd., S. 333), der überdies, die Erzählung zeigt es, einen ausgeprägten Hang zum Nachdenken besitzt und offenbar unverheiratet ist, ruft den bei Kafka häufigen Typus des intellektuellen Junggesellen auf, der hier zugleich Schriftsteller ist. Auf sein Werkzeug weist er selbst hin: »[M]it der Hand« (ebd., S. 333) arbeitet er – darauf wird noch einzugehen sein –, und damit ist überdies die »Handschrift« gemeint,²³ mit der er jenen Text zu Papier brachte, der als die Erzählung »Eine kleine Frau« vor Augen steht. Innerhalb des Zyklus ist er der einzige mit interner Fokalisierung, und das »Ich« (ebd., S. 322), das sich hier ausspricht, ist offenbar eines, dem Selbstreflexion eine Notwendigkeit ist. Nach bürgerlichem Verständnis unnütz – welchen konkreten Zweck hätte Literatur? –, hat sich der Erzähler durch seine Texte offenbar Achtung und Renommée erworben. Dennoch können Erfolg und Prominenz nicht verhehlen, dass längst nicht alles zum Besten steht. Zunehmend wird der Erzähler »unruhig« (ebd., S. 332) und fürchtet die »Witterung« (ebd., S. 331) von »Aufpasser[n]« (ebd., S. 325) oder den Scharfsinn von »Nachrichten-Überbringer[n]« (ebd.), die ihn »durchschauen« (ebd.) könnten. Denn erhärtete sich der Verdacht, den sie ihm gegenüber hegen, und gäbe es Beweise für eine Verfehlung, hülfe alle Reputation der Welt nicht mehr, man zerrisse wohl das Achtungsdiplom und nicht

²³ Vgl. Deutsches Wörterbuch. Hg. von Jacob und Wilhelm Grimm (= fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1854–1960). München 1984, 33 Bde., Bd. 10, s.v. »Hand«, Sp. 324–363, hier Sp. 355.

länger dürfte er »ungestört von der Welt« (ebd., S. 333) weiterleben. Er hat ein schlechtes Gewissen. Was er sich insgeheim vorwirft, hat mit der »Sache« (ebd., S. 324) zu tun, wegen derer er mit der kleinen Frau aneinandergeraten ist. Gegenstand des Streits ist die Nichterfüllung der an den Mann offenbar gestellten Erwartungen: »Diese kleine Frau nun ist mit mir sehr unzufrieden, immer hat sie etwas an mir auszusetzen, immer geschieht ihr Unrecht von mir, ich ärgere sie auf Schritt und Tritt« (ebd., S. 322).

Nicht ein konkretes Fehlverhalten des Erzählers ist hier gemeint, sondern seine gesamte Existenz erregt Anstoß, die »Unzufriedenheit« mit ihm »ist [...] eine grundsätzliche« (ebd., S. 328). Der Mann ist der kleinen Frau ein Dorn im Auge, weil er nicht zu jener »Verantwortung« (ebd., S. 331) bereit ist, die sie als seine »Richterin« (ebd., S. 330) von ihm verlangt. Wofür hätte er sich aber zu rechtfertigen? Nichts hat er, der bürgerlich Unbescholtene und Erfolgreiche, doch augenscheinlich falsch gemacht. Und selbst wenn er sich für ein Vergehen verantwortete, muss erstaunen, dass er den »Forderungen« der kleinen Frau nicht »entsprechen« könnte und dass ihr Ärger durch »nichts« zu »beseitigen« (ebd., S. 328) wäre. Was wäre das aber für eine Richterin, die sich nicht mit einem wie auch immer zu bestimmenden Strafmaß zufrieden gäbe und für ein Delikt immer weitere Gerichtstermine anberaumte? Was ein Skandalon der Rechtsordnung wäre, ist in parabolischer Hinsicht keins. Die »Schuld« (ebd., S. 326) des Erzählers ist keine bürgerliche, sondern eine metaphysische. Wer sich nicht selbst verantwortet, lebt bloß physisch, reflektiert nicht und versäumt die Erkenntnis, derzufolge im Lichte des reinen Geistes alles Hiesige, das eigene Leben eingeschlossen, nur verächtliche Beschränktheit ist. Kafkas Freiheitsthema ist aufgerufen. Die kleine Frau ist Stimme und Stachel jener absoluten Freiheit, vor der jedermann sich zu verantworten hätte und die alle bürgerliche Sicherheit zunichte macht. Denn, wie der Erzähler ahnt, fordert sie die »Beseitigung meiner selbst« (ebd., S. 328): Von der ärgerlichen irreflexiven Physis muss Abschied nehmen, wer völlig ungebunden sein will. In diesem Sinne pointierten bereits die *Er-Aphorismen* aus dem Jahr 1920 das folgende kurze Gespräch:

A. Worin besteht Deine Rechtfertigung?

B. Ich habe keine.

A. Und kannst leben.

B. Eben deshalb, denn mit Rechtfertigung könnte ich nicht leben (KKAN II, S. 82).

Die Mahnung zu suizidaler Konsequenz hört der Erzähler freilich nicht gern. Über die Jahre fügt sie ihm »Erschütterungen« (KKAD, S. 330) zu und stürzt ihn überhaupt zunehmend in »Nervosität« (ebd.). Beim Gedanken an den »Selbstmord[]« (ebd., S. 328) bekommt es der Mann mit der Angst zu tun. In ihr meldet sich der natürliche Lebenstrieb zu Wort, der nichts als existieren will und mit Absolutem nichts zu schaffen hat. Das Umschlagen von Forderung in Abwehr lässt sich an der kleinen Frau nachvollziehen. Denn bei der »Nachricht« vom Tod des Erzählers erlitt sie »grenzenlose« »Wutanfälle« (ebd.), und offenbar soll man doch daraus schließen, dass sie mit dem Selbstmord nicht einverstanden wäre. Hatte sie ihn aber nicht eben noch im Namen der Freiheit eingefordert? Das Paradox vom gleichzeitigen Wollen und Nichtwollen lässt sich psychologisch auflösen. Es gibt das Verhältnis von Geist und Körper zu denken, das sich als Zugleich von Todesaufruf und -hemmung äußert und eindrücklich im Zürauer Kettenaphorismus dargestellt ist. Wie dort ist es auch in der »Kleinen Frau«: Den Aufruf zur Freiheit hemmt der Lebenswille, andererseits wird die nur bürgerliche Existenz durch die Mahnung zur Selbstverantwortung permanent verunsichert. Wo sich aber beide Bestrebungen gegenseitig blockieren, muss die kleine Frau zuletzt die »Aussichtslosigkeit ihrer Bemühungen« (ebd., S. 328) einsehen. Denn da der Erzähler seine RichterIn weder durch sein Weiterleben noch seinen Tod restlos zufriedenstellen kann, bleibt er kurzerhand bei dem, was ihm angenehmer ist – und wählt das Leben. Es ist eines mit Angst und jenem schlechten Gewissen, das sich aus der Missachtung der Freiheitsstimme ergibt, aber es bedeutet immerhin die Fortsetzung der Existenz. Niemals wird ja die kleine Frau eine »Entscheidung« (ebd., S. 330) verhängen, und in seinem bürgerlichen »Fortkommen« ist der Erzähler ebenfalls nicht »gestört« (ebd., S. 323): Die Stimme der Freiheit vernommen zu haben, bedeutet nicht auch, ihr zu folgen. Ganz ähnlich wird auch der Josef K. des »Proceß«-Romans vom Gericht nicht an der Erfüllung seiner Alltagspflichten gehindert oder gar inhaftiert. Vielmehr gilt: »Die Logik

ist zwar unerschütterlich, aber einem Menschen, der leben will, widersteht sie nicht« (KKAP, S. 312). Die Forderungen des freien Geistes vergehen vor den Naturtrieben. Solange der Mann also »diese kleine Sache« – seine Schuld vor der Freiheit oder seine verweigerte Verantwortung – »verdeckt« hält, wird er »noch sehr lange [...] [s]ein bisheriges Leben [...] fortsetzen dürfen, trotz allen Tobens der Frau« (KKAD, S. 333). Im Leben nicht wird der Mann frei, mag er auch im Lichte der Freiheit leben »wie ein Hund« (KKAP, S. 312).

Die unaufgelöste Dialektik von Natur und Geist, welche die vielen Widersprüche im Text bedingt, tendiert freilich insgesamt zum Statischen. So bemüht sich der Text um Auflockerung. Mehrere Möglichkeiten zur Beilegung des Konflikts werden erwogen. Zunächst versucht der Erzähler, die kleine Frau »darauf hinzuweisen, wie diesem fortwährenden Ärger am besten ein Ende gemacht werden könnte, doch habe ich sie gerade dadurch in eine derartige Aufwallung gebracht, daß ich den Versuch nicht mehr wiederholen werde« (KKAD, S. 323).

Wie zu erschließen ist, liegt der Grund für die Entrüstung der kleinen Frau im Vorschlag, die Mahnungen zur Verantwortung aufzugeben. Die Frau möge den Erzähler nicht nur als »völlig Fremden an[]sehn« (ebd., S. 322), sondern ihn und jedermann als geistlos akzeptieren und die ständigen Behelligungen einstellen. Natürlich ist sie aufgebracht. Der Vorschlag liefe nicht nur auf die Abdankung der Richterin hinaus, sondern bedeutete überdies das Ende der Geschichte menschlicher Geistwerdung. Ihr ältestes Dokument ist der Mythos vom Sündenfall, den Kafka in den sogenannten Zürauer Aphorismen reflexionshistorisch las. Seit Adam, Eva und ihre Nachkommenschaft der Versuchung der Schlange erlagen und vom Baum der Erkenntnis aßen, sind sie zum Denken verurteilt. Wer aber denkt, muss den radikalsten aller Akte erwägen, gemäß jenes Wortes des Allerhöchsten, das lautet: »[A]ber vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn an dem Tage, da du von ihm issest, mußt du des Todes sterben« (Gen 2,17). Einer der Aphorismen feiert daher die Vertreibung aus dem Garten Eden: »Warum klagen wir wegen des Sündenfalls? Nicht seinetwegen sind wir aus dem Paradiese vertrieben worden, sondern wegen des Baumes des Lebens, damit wir nicht von ihm essen« (KKAN II, S. 131).

Sterben muss man – und es muss möglich sein, weshalb der Mensch nicht auch das ewige Leben erhalten dürfe. Indessen kommt wie auch in der »Kleinen Frau« erschwerend hinzu:

Seit dem Sündenfall sind wir in der Fähigkeit zur Erkenntnis des Guten und Bösen im Wesentlichen gleich; trotzdem suchen wir gerade hier unsere besonderen Vorzüge. Aber erst jenseits dieser Erkenntnis beginnen die wahren Verschiedenheiten. Der gegenteilige Schein wird durch Folgendes hervorgerufen: Niemand kann sich mit der Erkenntnis allein begnügen, sondern muß sich bestreben, ihr gemäß zu handeln. Dazu aber ist ihm die Kraft nicht mitgegeben, er muß daher sich zerstören, selbst auf die Gefahr hin, sogar dadurch die notwendige Kraft nicht zu erhalten, aber es bleibt ihm nichts anderes übrig als dieser letzte Versuch. (Das ist auch der Sinn der Todesdrohung beim Verbot des Essens vom Baume der Erkenntnis; vielleicht ist das auch der ursprüngliche Sinn des natürlichen Todes.) Vor diesem Versuch nun fürchtet er sich; lieber will er die Erkenntnis des Guten und Bösen rückgängig machen; (die Bezeichnung: »Sündenfall« geht auf diese Angst zurück) aber das Geschehene kann nicht rückgängig gemacht [...] werden (ebd., S. 132).

Der Aphorismus, ein unaufgelöster Syllogismus, gibt in biblischer Bildlichkeit das Folgende zu denken: 1. Jeder Mensch denkt unwiderruflich, 2. Das Denken verlangt, dass sich ein jeder zerstöre, 3. Niemand aber zerstört sich. Also lebt der Mensch in Todesangst bis zum Tod und würde sich wie der Erzähler in der »Kleinen Frau« nur zu gern seines Denkens entledigen. Doch der Traum von der glücklichen Irreflexivität ist schnell ausgeträumt. Wie der Erzähler wohl weiß, »liegt ja [...] eine gewisse Verantwortung« (KKAD, S. 323) für die kleine Frau auf ihm, und ihr Verdruss »dürfte [...] [ihm] doch nicht gleichgültig sein« (ebd.). So ist es in der Tat nicht, und das bedeutet eben: Von einer Abdankung des Denkens, die scharfsinnige Erzählung bezeugt es, kann keine Rede sein. Auch der Erzähler kommt nicht umhin, sich als Mensch zu seiner Verpflichtung auf Geist und Freiheit zu bekennen, selbst wenn er das lieber nicht wahrhaben möchte. So bewundert er bei der kleinen Frau insgeheim die »Schlagkraft ihres Urteils« (ebd., S. 326) und die »Unermüdlichkeit ihrer Folgerungen« (ebd., S. 327), nur ist ihm unangenehm, dass er durch solche »Vorzüge immerfort gestraft« (ebd.) werde. Der Geist aber folgt den Regeln von Logik und Rationalität ohne Ansehen der Person, und dass der Erzähler gegen solche Justiz verstieß und sich zu sterben weigerte, modifiziert die »Sache«

zur *causa iuris*, zu einem Prozess also, bei dem er auf der Grundlage der Gesetze des Geistes von »[s]eine[r] kleine[n] Richter[in]« (ebd., S. 330) schuldig gesprochen wird.

Eine andere – die zweite – Möglichkeit zur Versöhnung liefe darauf hinaus, dass nicht die Frau, sondern der Erzähler zu Konzessionen bereit wäre. Er könnte den Forderungen der Frau nachkommen und überlegt: »So bliebe mir eigentlich doch nur übrig [...], mich soweit zu ändern, daß ich den Ärger der kleinen Frau nicht etwa beseitige, was undenkbar ist, aber doch ein wenig mildere« (ebd., S. 327).

Dazu könne er »gewisse Änderungen« an sich vornehmen, nicht, »weil [er] von ihrer Notwendigkeit überzeugt wäre, sondern nur, um die Frau zu besänftigen« (ebd.). Und er habe es sogar »ehrlich versucht, nicht ohne Mühe und Sorgfalt«, und dabei zur eigenen Belustigung festgestellt, dass ihm die Umorientierung sogar »entsprach« (ebd.). Nicht der Entschluss zum Selbstmord, sondern der weitgehende Rückzug aus dem Leben ist gemeint. Kann die Last des Empirischen nicht völlig abgestreift werden, lässt sie sich doch reduzieren. So hat der Erzähler »einzelne Änderungen« seiner Lebenspraxis vorgenommen, die »weithin sichtbar« (ebd.) waren, er hat also womöglich gesellschaftliche Verbindungen gekappt oder sich zum Dasein als Junggeselle entschlossen. Eine solche Askese entspricht sogar den Vorlieben eines Schriftstellers, der sich zum Schreiben aus der Welt zurückzieht – und durchaus mag amüsant gewesen sein, dass sich aus der Freiheitspflicht sogar Profession machen ließ. Doch die Episode ist bereits Vergangenheit. Der Erzähler hat sich der Welt und Öffentlichkeit längst wieder zugewendet und damit einen Versuch abgebrochen, von dem er deshalb nie überzeugt war, weil er zu gern lebte. Und natürlich ließ sich auch die kleine Frau nicht täuschen. Mehr noch als die »Unfähigkeit« des Erzählers, »ihren Forderungen zu entsprechen« (ebd., S. 328), muss ihr die grundsätzliche Inkonsequenz des Vorschlags aufgefallen sein: Im Leben kann man dem Leben nicht aus dem Weg gehen. Nicht in der Reduzierung, sondern in der Aufgabe des Hiesigen besteht, was die Frau verlangt.

Wo auch dieser Ausweg scheitert, rückt der Erzähler – drittens – den Rat eines Freundes in den Blick. Angesichts des Ärgers mit der kleinen Frau riet ihm der Mann, »ein wenig zu verreisen« (ebd., S. 329).

Soll der Erzähler der Frau aus dem Weg gehen und sich in den Ferien von ihren Zumutungen erholen, soll er womöglich auf ihr Vergessen hoffen? Möglich, dass der Freund so denkt, der ja »aus eigenem der Sache an Bedeutung hinzugab« (ebd.), die Stimme der Verantwortung also wohl kennt und ihr auf diese Weise aus dem Weg zu gehen pflegt. Der Erzähler aber lehnt ab. Dass er meint, der Freund »unterschätzte« (ebd.) die Angelegenheit, zeigt: Er denkt nicht an Erholungsurlaub, sondern an jene letzte, in der Tat nicht leicht anzutretende Reise, zu der er eigentlich verpflichtet wäre. Keineswegs aber könne durch sein »Wegfahren« der Streit »in Ordnung« (ebd.) gebracht werden. Natürlich nähme ihm der Lebenstrieb die negativste aller Entscheidungen übel, und zu befürchten steht überdies, dass ihn der Gedanke an die Freiheitspflicht überall erreichen werde. Schwerer aber fällt ins Gewicht, dass sein Verhältnis zur »Außenwelt« (ebd.) offenbar Schaden nähme: Vor der Öffentlichkeit will er den Eindruck einer Flucht vermeiden, »ruhig [...] bleiben«, wo er ist, und keine »großen, durch diese Sache veranlaßten, auffallenden Veränderungen« (ebd.) zulassen. So hofft er, den Streit in den »engen [...] Grenzen« (ebd.) einer »rein persönliche[n] [...] Angelegenheit« (ebd., S. 329f.) belassen zu können. Der Erzähler rechtfertigt sein Nichtstun also durch eine vermeintliche Verpflichtung vor der Gesellschaft. Wer aber noch solche Verbindlichkeiten im Blick hat, vermeidet das Radikale, das er zu tun aufgefordert ist.

Umgekehrt wird ein Schuh daraus: Dass er nicht »verreist«, ist das Skandalon. Denn Schuld und Feigheit des Erzählers sind genau das, was er herunterzuspielen bemüht ist: ein »gefährliches Geheimnis« (ebd., S. 329). Die Sorge des Mannes führt zurück zu seiner öffentlichen Rolle als Schriftsteller. Dass es ihm offenbar unrecht wäre, wenn man ihn in seinem schmachvollen Versagen auf die Schliche käme, hat auch die kleine Frau längst erkannt. Vor das »Gericht der Öffentlichkeit« (ebd., S. 324) will sie ihn am liebsten bringen und ihn auf diese Weise zur Verantwortung zwingen. Schon besteht ein Netz von »Aufpasser[n]«, »Nachrichten-Überbringer[n]« (ebd., S. 325), »Eckensteher[n]« und »Lufteinatmer[n]«, (ebd., S. 331), das ihre »Angehörigen« (ebd., S. 324) gebildet haben, und schon haben sie »Witterung« (ebd., S. 331) aufgenommen. Überhaupt weiß der Erzähler, dass die »Dinge«

so »einfach« liegen, dass »jeder [...] sie, wenn er näher hinzutritt, durchschauen« (ebd., S. 329) kann. Dann verwandelte sich des Erzählers metaphysische Feigheit in eine bürgerliche Kategorie: Sein Freiheitsdilemma schadete seinem beruflichen Renommée. Als Schriftsteller hat er dem Publikum einige Male die Freiheitspflicht in Erinnerung gerufen. So hat er sich Ruhm und Ansehen erworben und man hält ihn für einen Moralisten. Was aber, wenn herauskäme, dass der Autor einer radikal negativen Literaturethik selbst nicht vom Leben lassen will? Wenn publik würde, dass er wie alle anderen auch vor der kleinen Frau zurückschreckt und sich ihrer Forderung verschließt, dass er also lieber unfrei wie ein Hund lebt als gar nicht? Zweifellos würde er »nicht unbeschädigt« (ebd., S. 332) aus einem Skandal hervorgehen, in dem man ihm die Diskrepanz zwischen Logik und Leben vorwürfe und mit ihrem ethischen Gehalt zugleich seine gesamte Literatur als inkonsequent entwertete. Natürlich mag man aus solchen Befürchtungen auch Kafkas literarische Selbstzweifel heraushören. Auch er schrieb ja von nichts anderem als dem Exitus und hätte sich wohl gewünscht, durch Schrift zu sterben oder gar den eigenen Tod herbeizuschreiben. 1917 notierte er in sein Tagebuch:

daß ich auf dem Sterbebett vorausgesetzt daß die Schmerzen nicht zu groß sind, sehr zufrieden sein werde. Ich vergaß hinzuzufügen und habe es später mit Absicht unterlassen, daß das Beste was ich geschrieben habe, in dieser Fähigkeit zufrieden sterben zu können, seinen Grund hat. An allen diesen guten und stark überzeugenden Stellen handelt es sich immer darum, daß jemand stirbt, daß es ihm sehr schwer wird, daß darin für ihn ein Unrecht und wenigstens eine Härte liegt und daß das für den Leser wenigstens meiner Meinung nach rührend wird. Für mich aber, der ich glaube auf dem Sterbebett zufrieden sein zu können, sind solche Schilderungen im geheimen ein Spiel, ich freue mich ja in dem Sterbenden zu sterben, nütze daher mit Berechnung die auf den Tod gesammelte Aufmerksamkeit des Lesers aus, bin bei viel klarerem Verstande als er, von dem ich annehme, daß er auf dem Sterbebett klagen wird [...] (KKAT, S. 708).

Doch gegen den empirischen Lebenswillen vermögen derlei Schaurigkeiten nichts. Kafka wusste um die reale Folgelosigkeit bloß literarischer Sterbefälle oder Aufrufe zum Ableben. Also amüsierte er sich darüber, dass auch er – seiner Literatur zum Trotz – lieber weiterlebte: »Immerfort sprichst Du vom Tod und stirbst doch nicht« (KKAN II,

S. 340). Übrig blieb, auf den natürlichen Gang der Dinge zu vertrauen: »Und doch werde ich sterben. Ich sage eben meinen Schlußgesang. Des einen Gesang ist länger, des andern Gesang ist kürzer« (ebd.). Wer sich nicht selbst richtet, dem besorgt es eben die Zeit. Freilich: Kafkas Krankheit, die er als tödliche Konsequenz der Freiheitspflicht deutete, bewahrte ihn vor dem Vorwurf der Inkonsequenz. Der Erzähler in der »Kleinen Frau« hingegen ist nicht krank. Er kann also zu Recht hoffen, nicht nur unbehelligt von der Frau, sondern auch »ungestört von der Welt« sein »bisheriges Leben [...] fortsetzen« (KKAD, S. 333) zu dürfen – vorausgesetzt natürlich, dass seine Schmach nicht publik wird.

Auch dafür stehen aber die Chancen nicht schlecht. Nicht nur wird ja der Erzähler – erstens – noch die leiseste Andeutung einer Schuld vermeiden. Er wird sich bemühen, seine zunehmende »Nervosität« (ebd., S. 330) zu beherrschen. Als »Alterserscheinung« (ebd., S. 333) tut er die Angst ab, die darauf zurückzuführen sei, dass die »unaufhörliche[] Kraftquelle der Jugend« (ebd.) versiegt sei. So redet er sich die Unabweisbarkeit des Todesgedankens klein, die in Wahrheit freilich nicht mit dem näherrückenden natürlichen Lebensende zusammenhängt, sondern mit der einmal begonnenen Reflexion auf die Freiheit. Zweitens aber ist auch die Öffentlichkeit keineswegs um jeden Preis daran interessiert, die »Rolle« der kleinen Frau zu »übernehmen« (ebd., S. 325) und den Erzähler »bis zur vollständigen Endgültigkeit [...] [zu] richten« (ebd.), ihn also zum Eintritt in die Freiheit zu drängen. »[N]iemals«, weiß der Erzähler, werde die Welt »so unendlich viel an [ihm] auszusetzen haben«, auch wenn sie ihn »unter ihre stärkste Lupe nimmt« (ebd.). Alle sind lässlich, soll das heißen. Sie lassen sich zwar gern durch den Schriftsteller an die Verpflichtung zum Denken erinnern, nehmen es mit dem Aufruf zur Freiheit aber nicht allzu genau und hätten die kleine Frau »längst als Klette erkannt und [...] unter [ihrem] Stiefel zertreten« (ebd., S. 332). Sie hätten also genug Verständnis für den Schriftsteller, um ihn nicht völlig zu verdammen, sondern seinem Bürgerdiplom schlimmstenfalls einen »häßlichen Schnörkel« (ebd.) hinzuzufügen, das Schandmal des Physischen, das alle tragen, die denken – und dennoch weiterleben. Unter dem Blickwinkel des allgemeinen Lebenswillens scheint entschuldbar, was nach den Maßstäben des Geistes nicht zu rechtfertigen ist. Wie der Erzähler es also auch

drehen mag: Vor der kleinen Frau oder sich selbst kann er nicht bestehen.

Damit ist zugleich das Verdikt über seine Literatur gesprochen. So wenig wie der Schriftsteller das Reich der Freiheit betritt, wird seine Schrift frei. Auch sie erreicht nicht das, wovon sie berichtet und erinnert in ihrer Defizienz an Kafkas Sprach- oder Kunstkritik. Mit Begriffen, führte der Sprachaphorismus aus, könne zwar Innerweltliches, niemals aber ein Metaphysicum zu denken gegeben werden. Alle Literatur ist endlich. Immer verfehlt sie das Absolute. So liegt die Pointe des Schriftstellers am Ende gerade darin, »mit der Hand« (ebd., S. 333) – also mittels Literatur und Handschrift – die ganze missliche Angelegenheit verdecken zu können. Schrift häuft Zeichen um Zeichen auf etwas, das nicht bezeichnet werden kann. Lange und gut lässt sich auf diese Weise absolute Verantwortung oder Freiheitspflicht einfordern, ohne sie selbst ins Werk zu setzen. Solche Texte sind unverbindlich. So wie der Schriftsteller sich selbst vernichten müsste, wäre aber auch seine Schrift in eine ›reine‹ Sprache aufzulösen, die alle beschränkte Zeichenhaftigkeit aufhöbe und dem Absoluten entspräche. Zweifellos ist eine solche Sprache ohne Sprache nicht vorstellbar. Sie wäre das Ende jeglicher Literatur als Begriffskunst. Den Schriftsteller aber lässt das ohnehin kalt. Er bleibt bei seiner durchaus mitteilbaren Geschichte, die ihn und seine Schrift am Leben hält.²⁴ Er redet lieber über die Aufgabe der Kunst, als diese Kunst aufzugeben.

IV

In das Religionsthema leitet der Begriff der »unreine[n] Sache« (ebd., S. 324) ein. Im Judentum verbinden sich mit der Reinheitspflicht vor Gott nicht nur die strengen Ritual- und Speisevorschriften, sondern überhaupt die Beachtung und Einhaltung der Gesetze als heilige Über-

²⁴ Die Forschung hat Kafkas Literatur des Öfteren mit Schopenhauers Ästhetik in Verbindung gebracht. Insofern sie ein Absolutes anvisiere, sei sie wie die Kunst in der »Welt als Wille und Vorstellung« ›Quietiv des Willens‹. Das ist freilich ein Missverständnis. Nirgends bei Kafka gibt Kunst den Blick auf ein Absolutes frei. Sie ist wie alles Hiesige endlich, bleibt von Kafkas Erkenntnisvorbehalten betroffen und führt nur ins Leben zurück. Will man sie partout auf Schopenhauers Begrifflichkeit abbilden, müsste man sie ›Quietiv der Vorstellung‹ nennen.

lieferung (vgl. 3. Mose 10,10). Jedem Juden sind sie bekanntlich in der Tora vor Augen gestellt, die Mose, so berichtet die Schrift, auf dem Sinai vom Allerhöchsten erhielt. Die Gesetzestafeln, aus denen später die Schriftrolle wurde, seien »von dem Finger Gottes« (2. Mose 31,18, ähnlich auch 5. Mose 9,10) beschrieben worden, und jüdische Legenden erzählen sogar davon, dass sie Mose »from God's right hand«²⁵ übergeben worden seien. Die bildende Kunst hat die Szene, ihrer Bedeutsamkeit entsprechend, häufig dargestellt,²⁶ wobei sich dem emporgreifenden Mose aus den Wolken eine Hand mit Gesetzestafel entgegenstreckt. Noch die spätere Berufung des Propheten Ezechiel folgt dem Muster, wenn es dort heißt: »Und ich sah, und siehe, da war eine Hand gegen mich ausgestreckt, die hielt eine Schriftrolle. Die breitete sie aus vor mir, und sie war außen und innen beschrieben [...]« (Ez 2,9–10).

Diese Hand Gottes, als Bildmotiv durch jüdische Vermittlung in die Kunst eingeführt,²⁷ ist nach dem Vorbild der menschlichen gestaltet. Sie veranschaulicht überhaupt die »Stimme Gottes u[nd] das Eingreifen« des Allerhöchsten »in das irdische Leben« und wird aufgrund ihrer Gebärden als »redend« und handelnd«²⁸ begriffen.

Kafkas Erzählung inspiriert sich ganz offenkundig an diesen Vorlagen. Schon das Aussehen der kleinen Frau, prominent an den Textanfang gestellt, leitet in Toristisches ein. Dass die Frau »von Natur aus recht schlank« und »stark geschnürt« ist und überdies »immer im gleichen Kleid« (KKAD, S. 321) daher kommt, spielt nicht auf Körperbau und Modediktat an, sondern auf Material und Machart der jüdischen Gesetzesschrift: Sie ist bekanntlich eine Schriftrolle von überschaubaren Dimensionen, dabei mit einem Band zusammengerollt²⁹ und aus Pergament gefertigt,³⁰ eben jenem »gelblich-grauen, gewissermaßen

²⁵ The Legends of the Jews. Hg. von Louis Ginzberg. Philadelphia 1909–1938, 7 Bde., Bd. 3, S. 468f.: »I shall hereafter from God's right hand receive the Torah.« An anderer Stelle berichtet der Berg Sinai: »[...] out of God's right hand he [Mose, M.K.] received the Torah« (S. 478).

²⁶ Man denke etwa an die entsprechende Abbildung im Pariser Psalter (Codex Parisianus).

²⁷ Vgl. Lexikon der christlichen Ikonographie. Hg. von Engelbert Kirschbaum. Freiburg 1968–1976, 8 Bde., Bd. 2, s.v. »Hand Gottes«, Sp. 211–214, hier Sp. 212.

²⁸ Ebd.

²⁹ Vgl. Neues Lexikon des Judentums. Hg. von Julius Schoeps. Gütersloh / München 1998, s.v. »Toraschmuck«, S. 813.

³⁰ Vgl. S. Ph. De Vries, Jüdische Riten und Symbole. 9. Aufl. Reinbek bei Hamburg 2003, S. 21.

holzfarbigen Stoff« (ebd.), den der Text nennt. Überdies ist sie vom sogenannten Toraschmuck bedeckt, also von einer »Hülle«, von »Tüchern und Schmuck«, ³¹ die in der Erzählung zu »Troddeln«, »Behängen« (ebd.) oder zur lockeren Haartracht der kleinen Frau modifiziert sind. ³² Die starke Schnürung verhindert natürlich nicht, dass die Schriftrolle »leicht beweglich« (ebd.) ist, im Gegenteil ist sie im Interesse von Transport und Benutzbarkeit – etwa bei synagogalen Lesungen – entsprechend angefertigt. Und dass die Frau zuweilen den »Oberkörper mit einem Wurf überraschend schnell seitlich« (ebd., S. 322) wendet, ist auf den Akt des Ausrollens gemünzt, durch den etwa eine bestimmte Schriftpassage aufgeschlagen und für den Gottesdienst präsentiert wird. Auch die Hand der kleinen Frau ist nicht so eigenartig, wie die Forschung immer meinte. Die »einzelnen Finger« seien zwar wie bei keiner anderen Hand »derart scharf voneinander abgegrenzt«, dennoch besitze die Hand »keineswegs irgendeine anatomische Merkwürdigkeit, es ist eine völlig normale Hand« (ebd.). Das Paradox von der gleichzeitigen Überschreitung und Einhaltung einer Norm lässt sich auflösen. Zunächst ist mit der säuberlichen Trennung der Finger auf die Fünffzahl der einzelnen toristischen Bücher, des Pentateuch, verwiesen. ³³ Ihrem Inhalt von der Schöpfungsgeschichte über den Sündenfall, den Exodus und die Gesetzesübergabe bis hin zum Tode Moses entsprechen die fünf Charakteristika der kleinen Frau – »Schönheitssinn«, »Gerechtigkeitsgefühl«, »Gewohnheiten«, »Überlieferungen« und »Hoffnungen« (ebd.) – im Allgemeinen. Denn die Tora berichtet etwa von Gottes Zufriedenheit mit seiner Schöpfung, listet eine Vielzahl von Gesetzen und Geboten auf und setzt Rituale und Feiertage ein, und auf diese Weise fundiert sie Gerechtigkeit und Jurisdiktion ebenso wie eschatologische Zuversicht. Zweitens aber gemahnen Hand und Finger der kleinen Frau daran, wie der Allerhöchste auf dem Sinai

³¹ Vgl. ebd., S. 24.

³² Peter Pfaff (Kafka lesen. Zur Methode seiner Literatur. Heidelberg 2018, S. 207 und S. 204) denkt an jüdische Schläfenlocken.

³³ Vgl. dazu Krings, Goethe, Flaubert, Kafka (wie Anm. 16), S. 379, ebenfalls Pfaffs (Kafka lesen [wie Anm. 32], S. 203f.) knappe Deutung des Textes, die Religiöses in der »Kleinen Frau« überdies als gematrisch signifikant versteht. Die fünf Buchstaben von »Sache« und die sechs von »kleine« ergäben in diesem Sinne jene Elf, die am Ende als Überschreitung der Zehnzahl des Gesetzes die Untreue des Erzählers anzeige.

sein Gesetz mit dem Finger niederschrieb und es seinem auserwählten Volk übergab, das er seitdem mit »starke[r] Hand« (2. Mose 3,19) führt und zum Gehorsam aufruft. Und drittens spielt die Verwunderung über die »normale« Form der Hand auf die Ikonographie der Sinai-Szene an: Der Allmächtige, obwohl absolut und inkommensurabel, übergibt seine Gesetze mit einer nach menschlich-beschränktem Vorbild gebildeten Hand, und bis heute steht Juden die Tora, die Ausdruck des göttlichen Willens ist, als lesbare, mittelbare Schrift vor Augen. Kafkas Text blendet damit mehrere Bildebenen übereinander. Er deutet das unsagbare Unvordenkliche durch Anspielungen auf die Tradition nur an, bleibt damit den erkenntniskritischen Bedenken seines Sprachaphorismus treu und lässt die kleine Frau – weiblich wie die Schrift – als Allegorie der Tora, als gesetzlich verfasste Stimme des Herrn und als jene metaphorische *manus Dei* figurieren, die Juden seit je die Regeln ihres Handelns vorschreibt.

Daraus ergibt sich der weitere *plot*. »Rein« ist, wer den Gesetzen und also dem Begriff der Gerechtigkeit entspricht, durch den die Tora Transzendentes ersetzt. Anders als das Christentum ist das Judentum eine strenge Gesetzesreligion, in der eine Vielzahl von Geboten, Vorschriften und Pflichten den Bund Gottes mit seinem Volk reglementiert. Nur unbedingte Gesetzestreue sichert die Nähe Gottes, und auch Kafka wusste: »[D]as Halten der Gebote ist nichts Äußeres, im Gegenteil der Kern des jüdischen Glaubens«. ³⁴ Den Zwang zur Rechtfertigung des Handelns vor dem Gesetz des Herrn konzipiert der Text nun als Analogie zum Freiheitsthema. So wie das Ich Empirisches unter die Gebote des Geistes zwang und alles Tun und Wollen im Hinblick auf absoluten Anspruch bedachte, tut es auch der Gott Israels. Auch er hält unbarmherzig Gericht über Verfehlungen, erkennt jede Schuld – und stellt fest, dass die Ansprüche den Menschen gemeinhin überfordern. Ist Gott absolute Gerechtigkeit, muss die Aufgabe der Nachfolge alles menschliche Maß übersteigen. Niemand vermag die Vielzahl von Gesetzen und Geboten zu befolgen, die gemäß der Tora das Leben regeln. So erzählt die Tora Geschichten des fortgesetzten Abfalls, und

³⁴ Franz Kafka, Briefe an Felice. Hg. von Erich Heller und Jürgen Born. Frankfurt a.M. 1967, S. 700.

Kafkas Erzählung transponiert das Dilemma der Untreue in die Moderne. Denn dass die kleine Frau mit dem Erzähler »sehr unzufrieden« ist, immer etwas an ihm »auszusetzen« hat und sich beständig durch ihn gekränkt fühlt (KKAD, S. 322), lässt sich mit dem Unwillen erklären, den Lässlichkeit und Missachtung vor dem Gesetz erregen. Der Erzähler, trotz all seiner Beteuerungen für die Frau kein »Fremde[r]« (ebd., S. 322), ist Jude. Daher hält die Frau an ihm fest, stellt die »Beziehung« (ebd., S. 326) zu ihm immer wieder und »nur von ihrer Seite« (ebd.) aus her. Die Tora gilt für alle »Angehörigen« (ebd., S. 324) der jüdischen Konfession, ob sie sich vor ihr verantworten oder nicht. Der Erzähler weigert sich. Er hat die »Schuld« (ebd., S. 326) auf sich geladen, von Vorschriften und Glauben abgefallen zu sein und mit der Frau nichts mehr zu tun haben zu wollen. »[S]elbst bei bestem Willen« vermöge er nicht, »ihren Forderungen zu entsprechen« (ebd., S. 328), meint er, und solche Klage entspringt der Einsicht, die Summe der Gesetze niemals einhalten zu können und damit die absolute Gerechtigkeit zu verfehlen. Doch die Überforderung ist kein Argument. Kategorisch gelten die Vorschriften, und für seine Resignation wird er zur »Verantwortung« (ebd., S. 331) aufgerufen. Ein Rechtsprozess – eine *causa iuris* – wird ihm gemacht, bei dem die kleine Frau Anklägerin und »Richterin« (ebd., S. 330) zugleich ist. So offensichtlich sind die Versäumnisse, dass die kleine Frau die »Schlagkraft ihres Urteils« und die »Unermüdlichkeit ihrer Folgerungen« (ebd., S. 326f.) kaum benötigte. Ein Jude, der die Gesetze nicht einhält, ist seiner Religion »unnütz[]« (ebd., S. 325) geworden. Zweifellos muss er der Frau und ihren »Angehörigen« (ebd., S. 324) ärgerlich sein, die ihn bereits zu »durchschauen« (ebd., S. 329) drohen und als »Nachrichten-Überbringer« (ebd., S. 325), »Eckensteher und Lufteinatmer« (ebd., S. 331) orthodoxe Juden darstellen.³⁵ Dieses »Gericht der Öffentlichkeit« (ebd., S. 324) brächte dann vor Gesetz und Gemeinschaft die berechtigte Klage über den Ungetreuen vor, wenn es den Abfall beweisen könnte, und darauf folgte der metaphysische Schuldspruch. So war es immer: »[V]on alters-

³⁵ Die »Eckensteher« und »Lufteinatmer« sind wohl überdies stereotype Verunglimpfungen des armen Juden und des sogenannten jüdischen Luftmenschen, also Außenseiter in der säkularen oder heterokonfessionellen Gesellschaft. Vgl. dazu Nicolas Berg, Luftmenschen. Zur Geschichte einer Metapher. Göttingen 2008.

her« (ebd., S. 331), weiß der Erzähler, habe es Wächter über die Vorschriften gegeben – man denke an die Propheten und Erzväter Israels, die zur Gesetzestreue mahnnten –, und dass sie ihre »Nähe« durch »Verwandtschaft« (ebd.) legitimieren, betont die Verbundenheit des auserwählten Volks, das Zugehörigkeit bekanntlich matrilinear weitergibt.

»[G]rundsätzlich[]« (ebd., S. 328) ist die kleine Frau also unzufrieden mit dem Erzähler, »jedes Teilchen« seines Lebens ist für sie »ein Ärgernis« (ebd., S. 322), weil es durch Missachtung des Gesetzes dem »Gerechtigkeitsgefühl«, den »Überlieferungen« und »Hoffnungen« (ebd.), kurz: dem Inhalt der Tora widerspricht. Was kann der Erzähler tun? Natürlich käme infrage, »gewisse Änderungen« (ebd., S. 327) an sich vorzunehmen, um die kleine Frau ein wenig zu »besänftigen« (ebd.). Er könnte also, soll das heißen, das Leben eines Orthodoxen führen und sein Verhalten an die Gesetze anpassen. »[N]icht ohne Mühe und Sorgfalt« (ebd.) hat er es auch versucht, schon hatten sich »einzelne Änderungen« ergeben, die »weithin sichtbar« (ebd.) waren. Religiöse Konsequenz fällt auf und mag etwa erfordern, den Lebenswandel zu verändern. Nicht einmal allzu schwer fiel dem Erzähler die Unterordnung unters Gesetz, sie »entsprach [ihm] sogar« und »belustigte [ihn] fast« (ebd.): Noch der assimilierteste Jude ist des Alten Bundes eingedenk, der ihn eigentlich auf Überlieferung und Tora verpflichtet. Freilich bemerkt der Erzähler schnell, dass der Unwille der kleinen Frau angesichts seiner Gesetzestreue nicht schwindet. Er weiß es selbst: Niemals kann ein Mensch jener absoluten Gerechtigkeit genügen, die der Kern der Vorschriften ist. Was aber bleibt dann noch zu tun übrig, wo Leben immer auf Defizienz und Schuld hinausläuft? Soll der Erzähler – und warum? – im Ernst die »Beseitigung [s]einer selbst« (ebd., S. 328) erwägen? Offenbar wäre die kleine Frau auch dann nicht zufrieden, »ihre Wutanfälle [...] bei der Nachricht meines Selbstmordes wären grenzenlos« (ebd.). Die Passage nennt das Dilemma jedes Juden, der auf den Grund der Tora reflektiert. Denn der Zwang zur Rechtfertigung des Handelns vor dem Gesetz nötigt einerseits zum Eintritt ins Gesetz: Erst der Tod als Tor ins Jenseits befreite zum Sein beim Herrn und damit zur absoluten Gerechtigkeit. Andererseits freilich verbietet die Tora, deren Regelungen immer das Leben betreffen, in Anlehnung an 1. Mose 9,5 – »Auch will ich euer eigen Blut, das ist das Leben eines

jeden unter euch, rächen [...]« – den radikalsten aller Akte. Die Tora verlangt also etwas, das sie selbst zu erreichen verhindert. Strebt der Erzähler nach Gerechtigkeit und Tod, sind ihm die ›Wutanfälle‹ des Lebensgebots sicher, gibt er sich mit Hiesigem zufrieden, lassen ihm die ›Forderungen‹ nach Verantwortung keine Ruhe. Das Paradox der Schrift, Absolutes und Endliches zugleich zu verlangen, ist nicht auflösbar. Im Grunde ist, was der Erzähler vorbringt, eine Religionskritik. Das Judentum mitsamt seiner systematischen und bildlich-historischen Überlieferung ist eine lebenspraktische Verbrämung des Unbegreiflichen und seines absoluten Anspruchs. Regeln des Kults und Schriftstudien helfen, die Gerechtigkeit ans natürliche Lebensende zu vertagen. Gläubige führen bis zu ihrem Tod ein gottesfürchtiges Leben ›vor dem Gesetz‹. Sie halten sich dabei immer an Bilder, Attribute oder Texte, also an die wertlose »Hülse« (KKAN II, S. 29) um jenes »Eine[]« oder »Absolute« (ebd.), das sie eigentlich zu begreifen hätten. Religion, Mythologie und Kunstgeschichte – man denke an die anthropomorphen Darstellungen der Hand Gottes – schneiden das Inkommensurable auf Menschenmaß zu, um es den Gläubigen schon im Diesseits verfügbar zu machen. Dadurch aber generieren sie nur einen Schein des Absoluten, verfehlen das »[A]ußerhalb« (ebd., S. 126) und verstellen die Sicht auf den gerechten Akt. Im Grunde müsste man sie und überhaupt alle toristischen Bilder und Berichte vernichten. Nur in einer ›reinen‹ Sprache, wie sie der Zürauer Sprachaphorismus zu denken gab, oder in ›reiner‹ Praxis ließe sich unmittelbar durch das Tor des Herrn gehen.

Auf Sprachkritik läuft daher der zweite Vorschlag des Erzählers hinaus. Verständlicherweise hat er die kleine Frau jedoch »in eine derartige Aufwallung gebracht«, dass schon der »Versuch nicht mehr wiederhol[t]« (KKAD, S. 323) werden wird. Der mythenkritischen Aufhebung und negativen Vernichtung der Schrift kann aus jüdischer Sicht nicht zugestimmt werden. Kafka aber hatte bereits im »Brief an den Vater« das literarische Projekt eines »neuen Judentums« (KKAN II, S. 191) skizziert, das eine solche Tilgung anvisierte. Die alte Überlieferung wollte er anders, eben transzendental reflektiert, vor Augen führen und so das Bilderverbot ernstnehmen. Eine Sprache ›reiner‹ Negativität aber wäre das Ende jeglicher Überlieferung und riskierte zudem, die Juden durch die Zerstörung aller Bilder von ihrer Tradition abzu-

schneiden. Nichts mehr bliebe vom auserwählten Volk übrig, wenn man von ihm die Vernichtung der Tradition verlangte. Solche Bedenken kennt auch der Erzähler in der »Kleinen Frau«. Eine »gewisse Verantwortung« (KKAD, S. 323) für die Tora kann er nicht von der Hand weisen. Auch hat er als jüdischer Intellektueller durchaus Respekt und Bewunderung für Kasuistik, Scharfsinn und Exegese übrig, aus denen die Frau ihre Klagen, »Urteil[e]« (ebd., S. 326) und »Folgerungen« (ebd., S. 327) ableitet. Wo also nicht in Frage kommt, das Gebäude der Überlieferung aufzuheben, und wo die Ansprüche des Absoluten und des Lebens unvermittelbar bleiben, wendet sich der Erzähler schließlich von der Tora ab. Ebenso ermüdend wie aussichtslos (vgl. ebd., S. 328) scheinen ihm die permanenten Forderungen der Frau, und so richtet er sich im jüdischen Leben ein, in dem man sich nicht absolut zu legitimieren braucht. Wie schon beim Freiheitsthema wählt er dasjenige, was ihm weniger Kummer bereitet. Denn im Leben behindert religiöse Schuld nicht, und der Erzähler weiß, dass die kleine Frau ihn also in seinem »Fortkommen« (ebd., S. 323) niemals stören wird: »Aber nichts [...] von Verantwortung« (ebd., S. 330f.). Wie bereits der »Proceß« gestaltet auch dieser Kafkatext den Fall eines Protagonisten, der dem religiösen, nicht aber dem bürgerlichen Gesetz verfiel, und anders als die säkulare Gerechtigkeit, die im Hier und Jetzt vollstreckt wird, erwartet die religiöse den Frevler erst nach dem Tod. So kann der Erzähler »noch sehr lange« sein »bisheriges Leben ruhig« (ebd., S. 333) fortsetzen, »trotz allen Tobens der Frau« (ebd.). Dennoch lebt er im Bewusstsein seiner Verfehlung. Die Stimme der kleinen Frau und mit ihr die Forderungen nach Erfüllung der Religionspflicht lassen sich nicht abstellen. Sein schlechtes Gewissen vor dem Gesetz kann der Erzähler daher nur beruhigen, indem er »diese kleine Sache verdeckt« (ebd.) hält, zugleich mit der Tora also auch seine Verantwortung ignoriert.

Natürlich, meint jedenfalls ein um Rat befragter Freund des Erzählers, bliebe noch übrig, »ein wenig zu verreisen« (ebd., S. 329). Doch der Erzähler lehnt ab. Wo der Freund nur empfiehlt, ein wenig vor dem Gesetz davonzulaufen, argwöhnt er die Reise in den Tod, die ihm die Vorschriften verbieten. Träte er sie an, käme das eben jenen »großen, durch diese Sache veranlaßten, auffallenden Veränderungen« (ebd.) gleich, die er unbedingt vermeiden will: Der Selbstmord, durch

den sich der Erzähler radikal von der Gemeinschaft verabschiedete, brächte ihr seine Missachtung der Schrift vollends ans Licht. Aus einer »persönliche[n] [...] Angelegenheit« (ebd., S. 329f.), wie es religiöse Überzeugungen sind, würde damit eine öffentliche, und die jüdische Gemeinschaft würde sich vom abgefallenen Glaubensgenossen abwenden. Natürlich müsste aber, wer nach absoluter Gerechtigkeit strebt, die hiesige verachten und auf Gerede und Klatsch herabsehen. Wer noch an Tora oder die jüdische Gemeinschaft denkt, redet sich also mit diesseitigen Befürchtungen aus der Verpflichtung zum Jenseits heraus. Die eigentliche Schmach des Erzählers besteht darin, an Gesetzestreue und Tradition erinnert zu haben – wofür man ihn schätzt –, sich selbst aber um die Vorschriften nicht mehr zu kümmern. Die »Öffentlichkeit« (ebd., S. 324) wäre mit Recht erzürnt, wenn sie die Gesetzlosigkeit des Verfassers bemerkte, und »nicht unbeschädigt« ginge der Erzähler »aus dem Verfahren hervor[]« (ebd., S. 332), das man gegen ihn eröffnen würde. Seine Reputation, das »Vertrauen« (ebd.), das die jüdische »Welt« (ebd., S. 324) in ihn und seine Literatur der »Mahnung« (ebd., S. 328) setzte und nach dem sich sein Nutzen (vgl. ebd., S. 325) für die Gemeinschaft berechnete, wären wohl dahin. Solche »gefährliche[n] Geheimnis[se]« (ebd., S. 329) verbirgt man besser vor anderen – ebenso wie die radikale Poetik, die er, der kritische jüdische Intellektuelle, konzipiert hatte. Nicht nur forderte sie ja, Gesetze und Tradition als mythologischen Schein zu verwerfen, und legte damit Hand an die Wurzel des Judentums. Der Erzähler müsste sich zudem vorwerfen lassen, seine Ansprüche nirgends ins Werk gesetzt zu haben. Denn wozu taugte eine Literatur, die sich ein »Neues Judentum« der reinen Sprache auf die Fahne geschrieben hat, selbst aber – die öffentliche Rezeption bezeugt es – in beschränkter Begrifflichkeit daherkam und lesbar blieb? Werk und Leben des Erzählers verweisen damit unablässig aufs Jenseits, ohne sich dorthin aufzumachen. So wie der Schriftsteller alle Gesetzlichkeit verdrängt und im Diesseits bleibt, erzählt auch seine Literatur nur in empirischen, begrenzten Sprachzeichen vom Absoluten – also gar nicht. Sie begeht damit denselben Fehler wie alle irdischen Repräsentationen des Inkommensurablen, die Tora eingeschlossen. So entfernt sie sich von ihrem »reinen« Anspruch

auf dieselbe Weise, wie auch die jüdische Religion im System der Gesetze die unbedingte Gerechtigkeit vergaß.

Andererseits stünden die Aussichten für den Schriftsteller daher vielleicht nicht ganz so schlecht. Er kann auf die Indifferenz einer jüdischen Öffentlichkeit hoffen, die es nicht stark danach verlangt, die »Rolle« der kleinen Frau zu »übernehmen« (ebd., S. 325) und den Erzähler »bis zur vollständigen Endgültigkeit [...] [zu] richten« (ebd.). »[N]iemals«, weiß der Erzähler, werde die Welt »so unendlich viel an [ihm] auszusetzen haben«, auch wenn sie ihn »unter ihre stärkste Lupe nimmt« (ebd.). Die meisten Juden sind an Angelegenheiten des Absoluten nicht interessiert. Ihnen reichen die Gesetze des Hier und Jetzt oder sie haben sich gar assimiliert, leben säkular und hätten die kleine Frau »längst als Klette erkannt und [...] unter [ihrem] Stiefel zertreten« (ebd., S. 332). Sie hätten also wohl Verständnis für den Schriftsteller, der ja selbst nicht orthodox lebt, und würden seinem Ansehen nur einen »häßlichen Schnörkel« (ebd.) hinzufügen, das Schandmal der Unreinheit, das alle tragen, die der absoluten Gerechtigkeit verpflichtet sind – und sie aus den Augen verloren. Der Erzähler hat also Recht: Sein Leben wird er »ruhig« und »ungestört von der Welt« (ebd., S. 333) fortsetzen dürfen, sofern er die »Sache« »mit der Hand« (ebd.) zu verdecken imstande ist. Über die am Grund des Gesetzes aufscheinende Todespflicht, soll das heißen, kann er sich mithilfe der Tora – der eingangs beschriebenen »Hand« – hinwegsetzen, die alle suizidale Konsequenz verbietet. Es ist wie beim Literaturthema: Auch die Schrift des Pentateuch visiert ein Absolutes an, das sie doch niemals erreicht.

Freilich genügt solche Spitzfindigkeit nicht, die wachsende innere Unruhe und »Nervosität« (ebd., S. 330) des Erzählers vergessen zu machen. Natürlich handelt es sich nicht bloß um eine biologische »Alterserscheinung« (ebd., S. 333): Mehr als die bloße Todesangst treibt den Alternden die Sorge um, alsbald vor seinen Schöpfer treten zu müssen. Vor ihm und seinem absoluten Gesetz wird er sich dann endlich zu verantworten haben. Diesen Prozess wird er, glaubt man der Überlieferung, ohne Zweifel verlieren.

Es bleibt festzustellen, dass Kafkas »Kleine Frau« kein Fremdkörper im »Hungerkünstler«-Band ist. Vielmehr führt der Text wie alle Geschichten ab 1912 Kafkas zentrale Themen Freiheit und Religion durch, und dass er dabei durch Andeutungen und Parabolik, wie sie der Zürauer Sprachaphorismus zu denken gibt, die Deutung erlaubt, macht Spekulationen über die Psyche des Autors überflüssig. Durch die Figur des Schriftstellers und die Frage nach einer »reinen« Literatur lässt sich die Erzählung in die Reihe der Künstlererzählungen des Zyklus einrücken. Dessen vier Geschichten sind so angeordnet, dass die ersten beiden – »Erstes Leid« und »Eine kleine Frau« – schildern, wie jemand mit seiner Kunst an der Bewältigung des Absoluten scheitert. Sowohl der Trapezkünstler als auch der Literat halten am Diesseits fest und vermeiden den Sprung oder die Reise in den Tod. Die letzten beiden – »Hungerkünstler« und »Josefine« – werden hingegen für eine radikale Lösung plädieren, zwei Ausnahmen also in Kafkas Werk. Bekanntlich hungert sich der Hungerkünstler aus dem Leben und Josefine zieht den Tod der dumpfen Mäusegemeinschaft vor, die sich für ihre Botschaft nicht interessiert. Auf diese Weise bleibt in der paarigen Textanordnung insgesamt der Dualismus von Leben und Freiheit oder Gesetz und Absolutem erhalten, den weder die Protagonisten noch Kafka selbst auflösen wussten. Im Hier und Jetzt wird es weder Freiheit noch »reine« Sprache oder das »Neue Judentum« geben.

Erich Kästners »Spuk in Genf«
Zeitungslektüren im Umfeld der neunten
Völkerbundkonferenz

In memoriam Gotthart Wunberg (1930–2020)

I. »Genf« lesen im Spätsommer 1928

Erich Kästners kleiner, bis zu seinem Wiederabdruck in der 2015 von Sven Hanuschek herausgegebenen Anthologie »Der Herr aus Glas« weitgehend in Vergessenheit geratener Erzähltext »Spuk in Genf«¹ legt großen Wert darauf, den Schauplatz seiner Handlung möglichst präzise anzugeben. Was sich zugetragen hat »[i]n einer Sommernacht dieses Jahres«, geschah – so beginnt die Erzählung – »vor dem Kaffeehaus ›La Régence‹«, »wenige Schritte vom Völkerbundpalast«² entfernt. Später ist zu erfahren, dass »[e]in blauuniformierter Polizist, mit weißen Fangschnüren [...] versehentlich vom Quai de W. Wilson herüberkam« und dann, »als er das Schauspiel sah«, das den Mittelpunkt des erzählten Geschehens bildet, »behutsam in die Rue de Cloche ein[bog] und verschwand«.³ Es ist ein Leichtes, in Genf ohnehin, aber auch andernorts, sagen wir, in Berlin, Braunschweig, Danzig, Frankfurt a.M., Magdeburg, Prag oder Wien,⁴ animiert von den exakten und auf die empirische

¹ Vgl. Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Ders., Der Herr aus Glas. Erzählungen. Hg. von Sven Hanuschek. Zürich 2015, S. 90–92. In die »Gesammelten Schriften« Kästners wurde »Spuk in Genf« nicht aufgenommen. Zu einem Abdruck in Buchform kommt es erst 1954 im Rahmen einer Anthologie der Büchergilde Gutenberg: Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Bücher voll guten Geistes. 30 Jahre Büchergilde Gutenberg. Frankfurt a.M. 1954, S. 90–92. Verstärkt in den Fokus gerückt ist »Spuk in Genf« 2018, als die Erzählung in die Aufgaben der Abiturprüfung im Fach Deutsch in Baden-Württemberg aufgenommen wurde.

² Erich Kästner, Spuk in Genf. In: B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 233, Berlin, Sonnabend 25. August 1928, erstes Beiblatt, unpag.

³ Ebd.

⁴ »Spuk in Genf« wurde bis einschließlich 1930 ein Dutzend Mal abgedruckt, zuerst (1.) in der »B.Z. am Mittag« (25. August 1928), anschließend (2.) im »Prager Tagblatt« (30. August 1928), (3.) in der »Magdeburgischen Zeitung« (17. Oktober 1928), (4.) in den »Danziger Neuesten Nachrichten« (1. Dezember 1928), (5.) im »Sächsischen Volksblatt« Zwickau (7. Januar 1929), (6.) in der »Rhein-

Wirklichkeit verweisenden Angaben sich ein Bild vom Setting zu machen, beispielsweise eine der zahlreichen Ansichtspostkarten der Stadt zu betrachten, die mit ihren »hohen und stattlichen Häusern das Gepräge einer Weltstadt«⁵ besitzt, oder einen der auflagenstarken Reiseführer zur Hand zu nehmen, den beigegebenen »Plan von Genf« zu entfalten (Abb. 1), die angegebenen Orte zu identifizieren und den Weg des schmucken Ordnungshüters (Abb. 2) nachzuzeichnen. Dieser hat sich der Fiktion zufolge⁶ dem »merkwürdigen« Geschehen auf dem »*Quai du Présid. Wilson*« vom »*Palais de la Société des Nations*« herkommend genähert und ist, wie sich auf dem Plan unschwer erkennen lässt, nach rechts eingebogen in die »*R. de la Cloche*« – offenbar noch ehe er den eigentlichen Schauplatz auf dem »*Quai du Mont Blanc*« erreicht hat, noch vor dem »Casino«⁷ also, worin sich »unter der Kursaal-Terrasse« das »*Café de la Régence*«⁸ befindet. Das von einem »Hafenarbeiter« veranstaltete Spektakel – er verspeist ein Bierglas – vollzieht sich zunächst »auf der Straße« vor dem Café, während die »Kaffeehausgäste« »an den Tischen« sitzen.⁹ (Abb. 3).

Mainischen Volkszeitung« Frankfurt (9. April 1929), (7.) im »Volksfreund« Braunschweig (27. April 1929), (8.) in der »Morgenzeitung und Handelsblatt« Ostrau (25. Juni 1929), (9.) in der »Zeitschrift der Büchergilde Gutenberg« Berlin (Juni 1929), (10.) in »Der Abend« Wien (6. Januar 1930), (11.) im »Magdeburger General-Anzeiger« (17. September 1930) und (12.) in »Die Werag, das Ansageblatt des Westdeutschen Rundfunks« (23. November 1930); vgl. Johan Zonneveld, Bibliographie Erich Kästner. Mit einer ausführlichen Zeittafel und zahlreichen Fotos von Stationen seines Lebens und den literarischen Schauplätzen. 3 Bde. Bielefeld 2011, Bd. 1, S. 480f., Nr. 8–2049, der die Nummern 1 bis 10 und 12 verzeichnet. Irrtümlich in die Reihe mit aufgenommen ist: Erich Kästner, Variété. In: Escher Tageblatt. Le Journal d'Esch, Nr. 86. Donnerstag, den 20. März 1930, Zur Unterhaltung. Beilage zum »Tageblatt« Nr. 11, 1930, unpag.

⁵ Griebens Reiseführer, Bd. 23: Die Schweiz. 27. Aufl. Berlin 1925, S. 299.

⁶ Von »im Text wiederholte[r] lebensweltliche[r] Realität« spricht Wolfgang Iser, Das Fiktive und das Imaginäre. Perspektiven literarischer Anthropologie. Frankfurt a.M. 1993, S. 22. Zu prüfen ist in ästhetischer Perspektive, ob es bei der Wiederholung um ihrer selbst willen bleibt, oder wird, wie es hier in Gestalt der Verknüpfung dieser Realität mit einem imaginären Geschehen geschieht, die »Überführung wiederholter lebensweltlicher Realität zum Zeichen für anderes [...] als eine Form der Irrealisierung« erreicht, die Iser als »Akt des Fingierens« (S. 22) bestimmt. Solche Akte ergeben sich aus der »Selektion aus den vorhandenen Umweltsystemen« (S. 24) und der »Kombination von Textelementen« (S. 27) im literarischen Artefakt.

⁷ Plan von Genf. In: Griebens Reiseführer (wie Anm. 5).

⁸ »Am rechten Ufer« der Rhône und des Sees bietet Genf neben dem besagten »*Café de la Régence*«, das Café »*Rolfo*« an der »Place des Bergues« und das »*Café de la Poste*« in der »Rue du Mont-Blanc 16«; Die Schweiz nebst Chamonix. Luganer, Langen- und Comer See. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 81 Karten, 30 Plänen und 15 Panoramen. 37. Aufl. Leipzig 1927, S. 280. Hervorhebungen durch Sperrungen wurden in diesem Zitat wie auch im Folgenden durch Kursivierungen ersetzt.

⁹ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

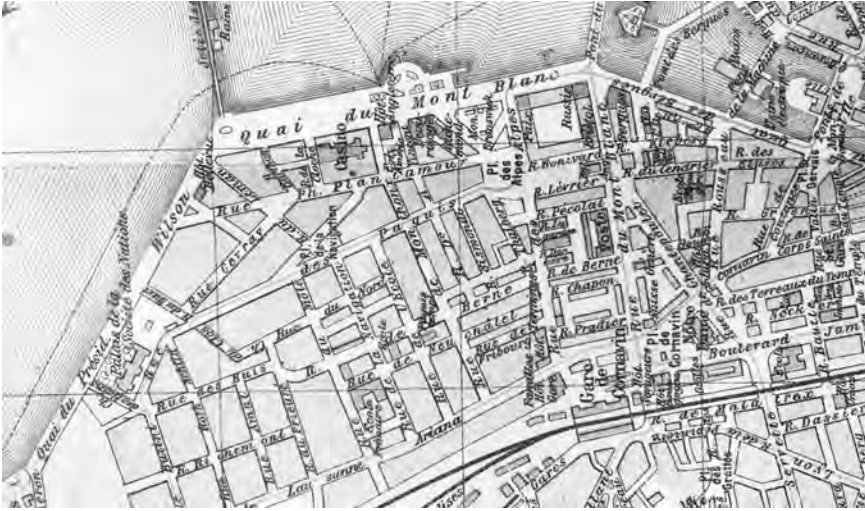


Abb. 1: Der Palais de la Société des Nations am Quai du Présid. Wilson und das Casino am Quai du Mont Blanc, 1925 (Plan von Genf. In: Griebens Reiseführer, Bd. 23: Die Schweiz. 27. Aufl. Berlin 1925, Ausschnitt, Slg. d. Verf.)



Abb. 2: Ein »blauuniformierter Polizist, mit weißen Fangschnüren« auf dem Quai du Mont-Blanc (126 Genève. — Le Monument de Brunswick et le Quai du Mont-Blanc. — LL., o.J., Ausschnitt, Slg. d. Verf.)



Abb. 3: Das unter dem Kursaal gelegene Café de la Régence an der Ecke Quai du Mont Blanc und Rue de la Cloche, 1929 (539. Genève Quai du Mont-Blanc et Kursaal. Postkarte, L. FAURAZ, Éditeur, Annemasse [Hte-Savoie], Slg. d. Verf.)

Hätte sich das nicht auch ohne derart präzise Ortsangaben formulieren lassen, de-lokalisiert gleichsam, so dass sich das Berliner Publikum bevorzugt Berlin, das Prager Prag, das Wiener Wien usw. vorstellen kann: »In einer Sommernacht dieses Jahres geschah auf einem der breiten Boulevards der großen Stadt, vor einem der zahlreichen Kaffeehäuser, etwas recht Merkwürdiges? Und: »Ein blau uniformierter Polizist, mit weißen Fangschnüren, der versehentlich den Boulevard entlangging, bog, als er das Schauspiel sah, behutsam in die nächstbeste Seitenstraße ein und verschwand? Worin also besteht die Funktion derart exakter Ortsangaben? Betonen sie das kosmopolitische Kolorit – das Café bewirbt »Reisende[] aller Kontinente« – des Schauplatzes?¹⁰ Oder geht vom Namen der Stadt: »Genf«, von den Namen der Straßen: »Quai du Mont Blanc«, »Quai de W. Wilson«, »Rue de Cloche« und der Etablissements: »Völkerbundpalast« und »Kaffeehaus »La Régence«¹¹ ein ästhetischer oder semantischer Mehrwert aus?

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

II. Die »neunte Völkerbundversammlung«

Allein der Name »Genf« läßt im Spätsommer 1928, als Kästners Beitrag zunächst am 25. August im »Erste[n] Beiblatt« der »B.Z. am Mittag« und fünf Tage später im »Prager Tagblatt« veröffentlicht wird,¹² zu einer in diesen Tagen naheliegenden Verknüpfung ein, denn von Genf ist viel die Rede: in den Schlagzeilen der Journale, in den Orts- und Spitzmarken¹³ und, nicht zuletzt, in den Beiträgen selbst. Die überwiegend im Straßenverkauf vertriebene »B.Z. am Mittag« beispielsweise stellt ihr Publikum schon am 20. August mit der Titelseite auf die bevorstehenden »Genfer politischen Tage« ein, die für Deutschland »[a]uf jeden Fall [...] von größter Bedeutung«¹⁴ sein würden. Am darauffolgenden Tag prangt auf der Titelseite des »Prager Tagblatts« ein Eckenbrüller über den »Nationalistenkongreß in Genf«.¹⁵ Am 23. August titelt die Wiener »Abendzeitung« »Die Stunde« mit der Meldung »Bundeskanzler Dr. Seipel in Genf«¹⁶ und die Münchener »A.Z. am Abend« eröffnet ihre zweite Seite mit der Frage: »Geht Dr. Stresemann nach Genf?«.¹⁷ Am Tag darauf lautet der Aufmacher der Wiener »Neuen Freien Presse« »Stresemann fährt nach Paris, aber nicht nach Genf«,¹⁸ derjenige der »B.Z. am Mittag« »Zusammentritt des Reichs-Kabinetts. Um Stresemanns Vertreter für Genf zu bestimmen«.¹⁹ Der Außenminister wird sich, so die »B.Z. am Mittag« vom

¹² Vgl. Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.; Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Prager Tagblatt, Jg. 53, Nr. 206, Donnerstag, 30. August 1928, S. 3.

¹³ Vgl. hierzu Paul Harms, Die Zeitung von heute. Jhr Wesen und ihr Daseinszweck. Leipzig 1927, S. 46.

¹⁴ Stresemanns erster Tag im A. A. Außenpolitische Sitzung des Reichskabinetts. Das große politische Geheimnis: wird uns Paris mehr als den Kellogg-Pakt bringen? In: B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 233, Nr. 228, Berlin, Montag, 20. August 1928, unpag.

¹⁵ Paul Schiemann (Riga), Der Nationalitätenkongreß in Genf. In: Prager Tagblatt, Jg. 52, Nr. 198, Dienstag, 21. August 1928, S. [1].

¹⁶ Bundeskanzler Dr. Seipel in Genf. Die Abreise aus Wien erfolgt am 1. September. Oesterreichs Repräsentation im Völkerbund ein Gebot praktischer Erwägungen. In: Abendzeitung Die Stunde, Jg. 6, Nr. 1635, Wien, Donnerstag, 23. August 1928, S. 2.

¹⁷ Geht Dr. Stresemann nach Genf? In: AZ am Abend, Nr. 195. 8-Uhr-Abendblatt. Allgemeine Zeitung, Jg. 131, München, Donnerstag 23. August 1928, S. 2.

¹⁸ Erörterung der Rheinlandfrage in Paris. Stresemann fährt nach Paris, aber nicht nach Genf. In: Neue Freie Presse. Morgenblatt, Nr. 22968, Wien, Freitag, 24. August 1928, S. 1.

¹⁹ Zusammentritt des Reichs-Kabinetts. Um Stresemanns Vertreter für Genf zu bestimmen. In: B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 232, Berlin, Freitag 24. August 1928, unpag.

25. August, nach den »Pariser Besprechungen« mit Briand und Poincaré statt »nach Genf« zur »Nachkur« »nach Baden-Baden«²⁰ begeben. Am 25. und 26. August präsentiert die Doppelnummer der »A.Z. am Abend« auf ihrer zweiten Seite die Schlagzeile »Staatssekretär Schubert vertritt Stresemann in Genf. Reichskanzler Müller führt die deutsche Delegation.«²¹

Dass die Schweizer Metropole zu dieser Zeit in der Presse als Drehscheibe der internationalen Politik gehandelt wird, verdankt sie vor allem dem 1919 auf Initiative des damaligen US-Präsidenten Woodrow Wilson ins Leben gerufenen Völkerbund.²² Seinen Sitz hat dieser im besagten »Völkerbundpalast«, der durch den »Quai de W. Wilson« und den »Quai du Mont Blanc« mit dem »Kaffeehaus ›La Régence‹«²³ verbunden ist. Von dort, vom Palais de la Société des Nations aus, soll im September 1928, wenige Tage nur nach der Veröffentlichung von Kästners »Spuk in Genf« in der »B.Z. am Mittag« und im »Prager Tagblatt«, die »neunte Völkerbundversammlung«²⁴ koordiniert werden.²⁵ Zielt der Titel der Erzählung am Ende womöglich auf das politische

²⁰ Heute abend Stresemanns Abreise nach Paris. In: B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 233, Berlin, Sonnabend, 25. August 1928, unpag.

²¹ Staatssekretär Schubert vertritt Stresemann in Genf. Reichskanzler Müller führt die deutsche Delegation. In: AZ am Abend. 8-Uhr-Abendblatt. Allgemeine Zeitung, Jg. 131, Nr. 197, München, Samstag/Sonntag, 25. und 26. August [1928], S. 3.

²² Vgl. hierzu Wilsons »Programm des Weltfriedens«. Eine Botschaft des Präsidenten Wilson. In: Politische Chronik der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mit der Beilage: Parlamentarische Chronik. Mit Benützung amtlicher Quellen herausgegeben von Dr. Karl Meisser, k.k. Staats-Archivdirektor im Abgeordnetenhaus des Reichsrates. 1918, H. 1. Jänner, S. 23–25: »Washington, 8. Jänner (Meldung des Reuterschen Bureaus.) Präsident Wilson hat heute dem Kongreß eine Botschaft übergeben, in der er« in vierzehn Punkten sein »Programm des Weltfriedens« entfaltet; der »14. Punkt« lautet: »Ein allgemeiner Völkerbund muß errichtet werden. Spezielle Verträge müssen für gegenseitige Garantien der politischen Unabhängigkeit und der territorialen Integrität für große und kleine Staaten in gleicher Weise sorgen.«.

²³ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag. Nach dem Tod Wilsons im Februar 1924 hat die Stadt Genf den Quai de Leman nach dem 28. US-Präsidenten benannt; vgl. L'ex-président Wilson et la Suisse. In: Journal de Genève, Jg. 95, Nr. 182, 3^{me} édition. Freitag, 4. Juli 1924, S. [1]: »C'est aujourd'hui qu'on inaugure à Genève le quai Wilson, qui portait jusqu'ici le nom de quai du Leman.«.

²⁴ Einberufung des Völkerbundesrates für den 3. September. Telegramm unseres Korrespondenten. In: Neue Freie Presse. Morgenblatt, Nr. 22857, Wien, Freitag, 4. Mai 1928, S. 1.

²⁵ Das »Journal de Genève« kündigt »l'ouverture de l'assemblée de la Société des nations« für »le 3 septembre« an; M. Muller remplacera à Genève M. Stresemann. In: Gazette de Lausanne et Journal suisse. Fondée en 1798, Nr. 235. Edition de midi. Samstag, 25. August 1928, S. [2].

Ereignis – die Verhandlungen despektierlich als »Lärm« ausweisend, »wie ihn Poltergeister machen«?²⁶

Vom Völkerbund und den Vorbereitungen auf den jährlich veranstalteten »congrès des nationalités«²⁷ ist in dem kurzen Prosatext von Kästner allerdings gar nicht die Rede – seine einzige Verbindung zur Sphäre der Weltpolitik, so könnte es vor allzu flüchtigen Blicken den Anschein haben, besteht in den genannten Ortsangaben. Das Setting bilden nicht der »Völkerbundpalast« als Bühne der Diplomatie, sondern das benachbarte »Kaffeehaus ›La Régence« als Bühne des Glasfresser-»Schauspiel[s]«,²⁸ nicht die Geschäftsabläufe der internationalen Politik, nicht Versammlungen, Debatten und Resolutionen, sondern das sommernächtliche Vergnügungsangebot (Abb. 4) am Seeufer mit »Café glacé« und »Kapelle«.²⁹ Die handelnden Personen sind nicht Delegierte der Mitgliedstaaten des Völkerbundes, sondern »elegante Gäste« des Cafés, die »vorm Zubettgehen«, »[k]napp vor Mitternacht [...] noch irgendwelche eisigen Getränke« genießen und sich dabei gestört fühlen durch den Auftritt des Glasfressers, dessen äußere Erscheinung – er ist »[b]raungebrannt [...] und muskulös« und trägt »ein verschossen violettes Trikot ohne Ärmel, und [...] eine breite schmutzige Schärpe« – eher an einen Turner oder Kraftprotz-Artisten erinnert als an einen »Hafenarbeiter«.³⁰

²⁶ Spuk. In: Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul. 2., vermehrte Aufl. Halle a.S. 1908, S. 516. »Spuk [...] Er bezeichnet einerseits ein gespenstisches Wesen, andererseits (so jetzt gewöhnlicher) das Treiben eines solchen. Es ist weiterhin = ›Lärm (wie ihn Poltergeister machen)‹«.

²⁷ Le congrès des nationalités. In: Journal de Genève, Jg. 99, Nr. 219, 3^{me} edition. Samstag, 11. August 1928, S. 4.

²⁸ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

²⁹ Vgl. ebd.; Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

³⁰ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.; Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3 (hier: »eisige«). »Trikot (frz., spr. -koh, d.i. Strickerei), ein aus Seide, Baumwoll- oder Schafwollgespinnst hergestelltes Gewirk (s. Wirkwaren), das infolge seiner großen Dehnbarkeit und Elastizität sich vorzüglich zur Herstellung von Kleidungsstücken eignet, die sich an die Glieder anschließen. Obwohl Kleidungsstücke dieser Art zum Schutz gegen Kälte getragen werden, wird doch der Name T. meist nur da gebraucht, wo sie, wie bei Tänzerinnen, Artisten u.s.w., den Zweck haben, die freie Beweglichkeit der Glieder zu gestatten und dabei ihre Form hervortreten zu lassen«; Trikot. In: Brockhaus' Konversations-Lexikon. 14., vollständig neubearbeitete Aufl. Neu Revidierte Jubiläums-Ausgabe, Bd. 15 Social – Türken. Mit 59 Bildertafeln, darunter 10 Chromotafeln, 43 Karten und Nebenkarten, und 276 Textabbildungen sowie 15 Textbeilagen. Leipzig 1908. Neudruck 1920, S. 993f. Dem entspricht, dass Kästner für die Erzählung den



Abb. 4: Das Kursaal-Gebäude in sommernächtlicher Illumination (Genève. — Le Kursaal illuminé. J. J. 8080. Jullien frères, Phot-éditeurs, Genf o.J., Slg. d. Verf.)

III. »Spuk in Genf« – im Journal 1928, 1929 und 1930

Zu welchem Verständnis also führen die von Kästners Erzähler ausgelegten Spuren in (die Berichterstattung über) das politische und diplomatische Tagesgeschehen die Leserinnen und Leser? Wer die Erzählung im Dezember 1928 in den »Danziger Neuesten Nachrichten«, ³¹ 1929 im Januar im »Sächsischen Volksblatt«, ³² im Juni in der »Zeit-

Titel »Variété auf der Straße« vorgesehen hatte; vgl. das im April 2017 vom Züricher Auktionshaus Koller versteigerte Typoskript mit eigenhändigen Korrekturen Kästners »Variété auf der Straße (Titel hs. geändert: Spuk in Genf)«; vgl. https://www.kollerauktionen.ch/de/402264-0003-1180-kaestner_-e.-variete-auf-der-st-1180_435914.html [10.5.2020]. In der Beilage des »Sächsischen Volksblatts« »Dichtung und Wahrheit« ist Kästners Erzählung unter dem Titel »Variété auf der Straße« abgedruckt; Erich Kästner, Variété auf der Straße. In: Sächsisches Volksblatt. Organ der Sozialdemokratischen Partei im Regierungsbezirk Zwickau, Jg. 38, Nr. 5, Montag, 7. Januar 1929, Dichtung und Wahrheit, unpag. [gez. S. 5].

³¹ Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Danziger Neueste Nachrichten, Jg. 35, Nr. 283, Sonnabend, 1. Dezember 1928; Der Artushof. Unterhaltungsblatt der Danziger Neuesten Nachrichten, Nr. 44, 1. Dezember 1928, S. 22.

³² Erich Kästner, Variété (wie Anm. 30). In der Nummer wird in einem Beitrag über den »Frankfurter Giftgaskongreß« auf das »Genfer Abrüstungsprotokoll« hingewiesen; Der Frank-

schrift der Büchergilde Gutenberg«,³³ 1930 im Januar im Wiener »Abend«³⁴ und schließlich im November im »Ansaageblatt des Westdeutschen Rundfunks« rezipiert,³⁵ wird sich mit dem »Diskurs«, mit der »Namenlosigkeit des Gemurmels«³⁶ bescheiden müssen, zu dem sich die vielen im zeitlichen Umfeld der Veröffentlichung publizierten Äußerungen über den Völkerbund in Genf formieren (lassen), denn Genf und die dort ausagierte internationale Politik kommen in den Nummern selbst nicht zur Sprache. Anders verhält es sich in der »Magdeburgischen Zeitung« vom 17. Oktober 1928, worin auf Seite fünf Ramsay MacDonalds »Rede im Reichstag« über die aktuellen Herausforderungen der internationalen Politik referiert, auf die »[i]n

furter Giftgaskongreß. Den Gaskrieg bekämpfen heißt den Krieg bekämpfen. In: Sächsisches Volksblatt. Organ der Sozialdemokratischen Partei im Regierungsbezirk Zwickau, Jg. 38, Nr. 5, Montag, 7. Januar 1929, [gez. S. 2].

³³ Erich Kästner, Spuk in Genf. Mit Zeichnungen von Erich Ohser. In: Die Büchergilde. Zeitschrift der Büchergilde Gutenberg, 6. Juni 1929, S. 88–90. Die Juni-Nummer enthält auf dem Umschlag eine Photographie »Martin Andersen Nexö« (S. [81]); eine Würdigung von Erich Knauf: »Martin Andersen Nexö. Zum 60. Geburtstag des Dichters am 26. Juni 1929« (S. 82–84); eine Ankündigung: »Die Nexö-Volksausgabe der Büchergilde« (S. 84), eine Photographie »Aus der Wunderwelt der Natur: Waldengelwurzdolde« (S. 85); eine Leseprobe: »Was sich zu lesen lohnt. Aus »Pelle, der Eroberer«« (S. 86); eine »Zeichnung« von Fritz Winkler (S. 87); ein Prosabeitrag: »Die Rotationsmaschine. Von Kurt Biging« (S. 91); eine weitere Photographie: »Die Natur im Brautkleid: Stechapfelblüte« (S. 92); »Die Nacht des Vollmondes. Eine Zigeunergeschichte aus Ungarn. Von A. v. Sacher-Masoch« (S. 93–95); eine Ankündigung von: »Upton Sinclair: Boston. Ein Sacco-und-Vanzetti-Roman / Preis 4,50 M« (S. 95), von »Alfred Auerbach: Schwabenstreiche« (S. [96]) und schließlich eine Werbegraphik der Büchergilde von Erich Ohser. Interessante Verknüpfungen bietet der unmittelbar an Kästners »Spuk in Genf« anschließende Prosabeitrag von Biging an, in dem die Produktionsbedingungen der »zusammengefalteten Blätter[]« angesprochen werden, »die die Menschen Zeitung nennen« (S. 91).

³⁴ Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Der Abend, Jg. 16, Nr. 3, Wien, Samstag, 4. Jänner 1930, S. 9. In der Nummer vom 2. Januar wird immerhin der Völkerbund als Urheber eines Zensus erwähnt; vgl. Zwei Milliarden Erdbewohner. In: Der Abend, Jg. 16, Nr. 1, Wien, Donnerstag, 2. Jänner 1930. S. 5.

³⁵ Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Die Werag. Das Ansaageblatt des Westdeutschen Rundfunks mit kostenl. Versicherung. Kleine Ausgabe, Jg. 5, H. 47, Köln, 23. November 1930, S. 239–241.

³⁶ Michel Foucault, Was ist ein Autor? In: Michel Foucault, Schriften zur Literatur. Aus dem Französischen von Karin Hofer und Anneliese Botond. Frankfurt a.M. 1988, S. 7–31, hier S. 31. 1926, im »Jahr am Rand der Zeit«, in dem Deutschland dem Völkerbund beigetreten ist und einen Sitz im Völkerbundrat erhalten hat, sieht Hans Ulrich Gumbrecht »Völkerbund« mit »Angestellte«, »Automobil«, »Bars«, »Grammophon«, »Revue«, »Tanz« u.a. in der stattlichen Reihe der insgesamt vierunddreißig zeittypischen »Dispositive«, die »ein »Geflecht« oder »Feld« aus (nicht nur diskursiven) Realitäten« bilden; Hans Ulrich Gumbrecht, 1926. Ein Jahr am Rand der Zeit. Übers. von Joachim Schulte. Frankfurt a.M. 2001, S. 5.

Genf« geleistete »wertvolle Arbeit« Bezug genommen und auf Seite dreizehn »Spuk in Genf« präsentiert wird.³⁷ Anders liegen die Dinge auch im Frühjahr 1929 in der »Rhein-Mainischen Volkszeitung«, deren Nummer vom 9. April auf der ersten Seite Kästners Erzählung und auf der zweiten einen Bericht »Ueber das Beschwerdeverfahren der Minderheiten« im Völkerbund bringt,³⁸ und im Braunschweigischen »Volksfreund«, dessen Titelseite auf die in Genf erörterte Abrüstungsproblematik zu sprechen kommt und dessen »2. Beilage« die Kästner-Erzählung enthält;³⁹ anders auch im September 1930 im »Magdeburger General-Anzeiger«. Am 17., in derjenigen Nummer, in die auch Kästners »Spuk in Genf« aufgenommen ist, sind Eckenbrüller und Aufmacher dem Völkerbund gewidmet.⁴⁰ Anders verhält es sich schließlich auch in der »B.Z. am Mittag« vom 25. August 1928, im »Prager Tagblatt« vom 30. und in der Ostrauer »Morgenzeitung« vom 25. Juni 1929.⁴¹ Ihren Leserinnen und Lesern liegt jeweils eine Zeitungsnummer vor, in der Kästners Erzählung abgedruckt ist und auch, jeweils auf derselben (Doppel-)Seite, ausführlich über Genf und den Völkerbund berichtet wird. In der »B.Z. am Mittag« ist am 25. August zu erfahren, dass »der Reichskanzler [...] anfangs September zum Beginn der eigentlichen Plenartagung des Völkerbundes nach Genf [...]

³⁷ Schnelle Abwicklung der Räumung. MacDonalds Forderung – Rede im Reichstag. In: Magdeburgische Zeitung. 1. (Haupt-)Ausgabe, Nr. 566, Mittwoch, 17. Oktober 1928; 1. Beilage, S. 5; Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Magdeburgische Zeitung. 1. (Haupt-)Ausgabe, Nr. 566, Mittwoch, 17. Oktober 1928; Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Magdeburgischen Zeitung, 3. Beilage, S. 13.

³⁸ Erich Kästner, Spuk in Genf; Deutsch-polnische Verhandlungen. Ueber das Beschwerdeverfahren der Minderheiten. In: R + M + V. Rhein-Mainische Volkszeitung. Reichsausgabe. Unabhängige katholische Tageszeitung. Jg. 59, Nr. 81, Dienstag, 9. April 1929, unpag. [gez. S. 1 und S. 2].

³⁹ Vgl. Aufrüstung statt Abrüstung; Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Volksfreund. Organ der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Mit den Beilagen: Illustrierte Zeitschrift Volk und Zeit – Die Gemeinde – Sport-Beilage, Jg. 59, Nr. 98, Braunschweig, Sonnabend, 27. April 1929, unpag. [gez. S. 1]; 2. Beilage zum Volksfreund, unpag. [gez. S. 9].

⁴⁰ Vgl. Positive Mitarbeit. Der Eindruck der Curtius-Rede; Curtius redet in Genf. »Europäische Wirtschafts- und Zollunion«. Der deutsche Außenminister spricht unter lebhaftem Beifall der Völkerbund-Versammlung; Erich Kästner, Spuk in Genf. In: Magdeburger General-Anzeiger. Magdeburger Tageblatt. Central-Anzeiger. Neueste Nachrichten, Jg. 54, Nr. 218, Mittwoch, 17. September 1930; 2. Beilage zum Magdeburger General-Anzeiger, unpag. [gez. S. 1 und S. 6].

⁴¹ Erich Kästner, Feuilleton. Spuk in Genf. In: Morgenzeitung und Handelsblatt, Jg. 17, Nr. 175, Ostrau, Dienstag, 25. Juni 1929, S. 2.

abreisen«⁴² wird, im »Prager Tagblatt« findet sich u.a. ein Bericht über den »vierte[n] europäische[n] Minderheiten-Kongreß«⁴³ in Genf und sein angespanntes Verhältnis zum Völkerbund, und auf der zweiten Seite der »Morgenzeitung« wird eine Reichstagsdebatte referiert, in der die aktuellen Herausforderungen des »Völkerbundes« angesprochen wurden: die »Minderheitenfrage«, die »Räumung des Rheinlandes« und das von Deutschland beanspruchte »Recht auf eigene Kolonien«.⁴⁴

Wenn »prinzipiell ahierarchisch nebeneinandergestellte[], parallel um die Aufmerksamkeit des Lesers konkurrierende[] Texte und Texteinheiten innerhalb des Textraums der Zeitschrift« sich »gegenseitig semantisieren«, »sei es synchron innerhalb ein und derselben Zeitschriftennummer, sei es diachron in der Relation verschiedener Zeitschriftennummern oder -jahrgänge«,⁴⁵ so liegt es auf der Hand, Kästners Erzählung nicht als »single text« zu behandeln, sondern als »part of a wider, more complicated media and communications network of literary, and often visual, texts«,⁴⁶ eingelassen in ihren tagesaktuellen Kontext, einer umfassenderen Lektüre zu unterziehen. Im konkreten Fall hieße dies, den semantischen Verknüpfungsangeboten »Genf« und »Völkerbundpalast« im je spezifischen paratextuellen Umfeld nachzugehen und die »wenige[n] Schritte«, die vom »Völkerbundpalast« zum »Kaffeehaus ›La Regence‹«,⁴⁷ vom Bereich der Diplomatie und Politik zum Bereich des Vergnügens und der Unterhaltung führen, gleichsam auch in den Zeitungsnummern zu tun: von den »surrounding sections

⁴² Heute abend Stresemanns Abreise nach Paris (wie Anm. 20), unpag.

⁴³ Klage der Nationalitäten. Der vierte europäische Minderheiten-Kongreß. In: Prager Tagblatt, Jg. 53, Nr. 206, Donnerstag, 30. August 1928, S. 2.

⁴⁴ Große Rede Stresemanns. Abwehr der deutschnationalen und nationalsozialistischen Angriffe gegen den Young-Plan. – Die Einsetzung einer Kommission für das Rheinland nach dessen Räumung vollkommen ausgeschlossen: Eher würde Deutschland die ganzen Verhandlungen scheitern lassen. – Die Kriegsschuldlüge, eine Frage, in der alle einig sind. In: Morgenzeitung und Handelsblatt, Jg. 17, Nr. 175, Ostrau, Dienstag, 25. Juni 1929. S. [1f.], hier S. 2.

⁴⁵ Nicola Kaminski / Nora Ramtke / Carsten Zelle, Zeitschriftenliteratur / Fortsetzungsliteratur: Problemaufriß. In: Zeitschriftenliteratur / Fortsetzungsliteratur. Hg. von dens. Hannover 2014, S. 7–39, hier S. 34 u. S. 35.

⁴⁶ Mark W. Turner, Time, Periodicals, and Literary Studies. In: Victorian Periodicals Review 39, 2006, H. 4, S. 306–316, hier S. 310.

⁴⁷ Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

in format«,⁴⁸ in denen aus und über Genf sowie über den Völkerbund berichtet wird, zu Kästners Erzähltext in die Sphäre der Unterhaltung – und umgekehrt. Die Leserinnen und Leser der »B.Z. am Mittag« brauchen dafür noch nicht einmal umzublättern, da das nur zwei Seiten starke »Erste[] Beiblatt« mit Kästners Erzählung eingelegt ist in den die restlichen vier Seiten umfassenden Druckbogen der Zeitungsnummer, die Hinweise auf die »Genfer Tagung [...] des Völkerbundes« demnach auf der linken Hälfte der Doppelseite abgedruckt sind, der erste Teil von »Spuk in Genf« hingegen auf der rechten (Abb. 5).⁴⁹ Ebenso leichtes Spiel hat, wer das »Prager Tagblatt« bezieht, in dem die Berichte aus Genf mit den Bemerkungen über den Völkerbund auf der Versoseite zwei zu finden sind, Kästners Erzähltext in unmittelbarer Tuchföhlung zum Feuilleton auf der Rectoseite drei (Abb. 6).⁵⁰ Und auch die »Morgenzeitung« macht es ihrem Lesepublikum leicht, eine Brücke zu schlagen von der politischen Berichterstattung über die im »Völkerbund« zu erörternden Interessen Deutschlands über wenige Zeilen und den Feuilletonstrich hinweg zu »Spuk in Genf. Von *Erich Kästner*« (Abb. 7).⁵¹

⁴⁸ Zur elementaren Bedeutung der »form of news« für die Zeitungsrezeption, insbesondere der Moderne, vgl. Kevin G. Barnhurst / John Nerone, *The Form of News. A History*. New York / London 2001, S. 12.

⁴⁹ Vgl. B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 233, Berlin. Sonnabend, 25. August 1928, erste Versoseite und Erstes Beiblatt, unpag.

⁵⁰ Unter dem Feuilletonstrich steht nur ein Beitrag, und zwar Otto Flake, *Kleine Welt*. In: *Prager Tagblatt*, Jg. 53, Nr. 206, Donnerstag, 30. August 1928. S. 3.

⁵¹ Kästner, *Spuk* (Ostrau [wie Anm. 41]); Große Rede Stresemanns (wie Anm. 44), S. 2. Stimuliert wird dieser Brückenschlag durch die vorigen Nummern, in denen mehrfach über Genf und den Völkerbund berichtet wird; vgl. insbesondere den Aufmacher der Nummer vom 21. Juni 1929: Beneš: »Wenn der Völkerbund ...« Die Minderheitenverträge werden einmal vor das Haager Gericht kommen. – Aufsteigende politische Linie. In: *Morgenzeitung und Handelsblatt*, Jg. 17, Nr. 171, Ostrau, Freitag, 21. Juni 1929. S. [1].



Abb. 5: Doppelseite der »B.Z. am Mittag« vom 25. August 1928, links am Rand Darlegungen zur Völkerbundstrategie der deutschen Außenpolitik, rechts am Rand Kästners »Spuk in Genf« (B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 233, Berlin, Sonnabend, 25. August 1928; Exemplar der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Signatur: 2° Ztg 788)

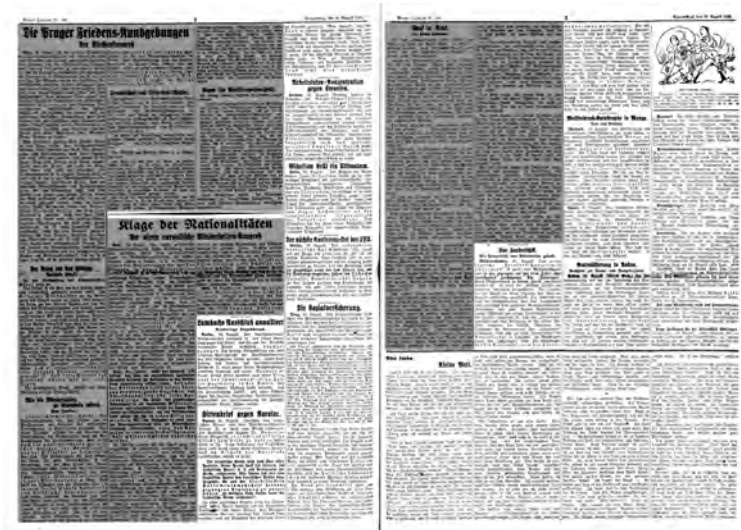


Abb. 6: Doppelseite des »Prager Tagblatts« vom 30. August 1928, links in der Mitte Einschätzungen zu Bedeutung und Wirksamkeit des Völkerbunds, rechts in der ersten und zweiten Spalte Kästners »Spuk in Genf« (Prager Tagblatt, Jg. 53, Nr. 206, Donnerstag, 30. August 1928, S. 2f.; Exemplar der ANNO/Österreichische Nationalbibliothek)



Abb. 7: »Morgenblatt und Handelszeitung« vom 25. Juni 1929, Doppelseite mit Debattenbeiträgen zu den deutschen Interessen im Völkerbund und Kästners »Spuk in Genf« (Morgenzeitung und Handelsblatt, Jg. 17, Nr. 175, Dienstag, 25. Juni 1929. S. 2f.; Exemplar des Instituts für Auslandsbeziehungen, Stuttgart, Signatur: Mf – Zt 2707)

IV. Raumordnungen und Grenzüberschreitungen – auf der Straße und der Zeitungs(doppel)seite

»Spuk in Genf« erzählt von einer spannungsgeladenen Situation und erzeugt erzählerisch zugleich eine entsprechende Atmosphäre.⁵² Hervorgebracht wird die Spannung der diegetischen Welt vom vermeintlichen »Hafenarbeiter«, der »plötzlich [...] mitten auf der Straße«, auf dem Quai du Mont-Blanc also, auftaucht und als Widerpart der »Kaffeehausgäste«⁵³ angelegt ist. Während diese, »[w]ohlhabende Genfer Bürger« und »Reisende[] aller Kontinente«, einmütig den »zur allgemeinen Bildung« gehörenden »Opernpiecen« der »Kapelle« lauschen,

⁵² Vgl. [Gwendolyn Whittaker], Interpretation eines Kurzprosatextes. Erich Kästner (1899–1974): Spuk in Genf. In: 2019. Abitur. Original-Prüfungsaufgaben. Gymnasium Baden-Württemberg. Deutsch. O.O. 2018, S. 2018.12–2018.17, hier S. 2018.16.

⁵³ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

sich an erfrischenden »Getränke[n]« laben, ihre »Pässe und [...] Brieftaschen [...] in Ordnung« haben und wie von selbst eine Gemeinschaft bilden, in der »alle [...], die hier saßen, [...] wohltuend« verspüren, »was sie miteinander verband«, tritt der »Hafenarbeiter« als Typus in Erscheinung, der durch sein schaustellerartiges Erscheinungsbild und derbes Gebaren (er »packt[] [...] das Glas mit beiden Händen«)⁵⁴ in seiner Andersartigkeit exponiert wird. Dieser Sozialordnung korrespondiert in der Darstellung des Erzählers diejenige des Raums: Hier, »an den Tischen, die auf dem Trottoir stehen«, sind »elegant gekleidete« Gäste vereinigt, dort, »auf der Straße«, von den Gästen also klar geschieden, steht der vom Erzähler mit »Schmutz« (»schmutzigrote Schärpe«) in Verbindung gebrachte »Mann« und gibt einen von den Gästen als »widerlich[]« empfundenen »Anblick«⁵⁵ ab. Der Raum- und Sozialordnung wiederum scheint eine Sicherheit verheißende ontologische Ordnung zu entsprechen, diejenige von Bühnen- und Zuschauer-raum: »die Gäste des Cafés saßen, als sähen sie ein Theaterstück, das ihnen nicht gefiel«.⁵⁶ Der Erzähler wählt den Konjunktiv nicht ohne Grund. Zwar »pendelt[]« der »Hafenarbeiter« zunächst »von einem Ende des Cafés zum anderen«, als er aber dann »von Tisch zu Tisch [...] marschiert[]«, ⁵⁷ hebt er die vermeintlich bestehende Sicherheitsgrenze zwischen »Bühne« und »Publikum«, zwischen dem Raum des Imaginären, der Vorstellung, und demjenigen des Realen, der Körper, bedrohlich auf.

V. »Prager Tagblatt« I: »mehr als 150 Personen verletzt«

Wie die Schranken in der Raum- und Sozialordnung des vorgestellten Geschehens, so sind auch im generischen Format »Tageszeitung« und insbesondere in der paratextuellen Organisation der jeweiligen (Doppel-)Seite die in der Regel durch »eine feine und noch besser eine

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Ebd.

Schaut die Leserin, der Leser des »Prager Tagblatts« beispielsweise bei der Lektüre von »Spuk in Genf« einen Augenblick auf, vertut sich beim Wiederaufnehmen des Fadens in der Spalte und landet, angelockt von augenfälligen Sperrungen, versehentlich auf der falschen Seite der Spaltenlinie, im benachbarten Beitrag über eine »Wolkenbruch-Katastrophe in Monza«,⁶⁰ gleitet von »Da trat der Mann auf den nächsten Tisch zu«⁶¹ hinüber in die nächste Kolumne, um dort auf fettgedruckte »Tote und Verletzte«⁶² zu stoßen, dann verstärkt sich *volens volens* das vom Glasfresser ausgehende Bedrohungspotential, wie für das Publikum des Genfer Kaffeehauses, so auch für das Lesepublikum des »Prager Tagblatts«. Und zwar bei weitem nicht nur an dieser einen Stelle, sondern mehrfach in der besagten Spalte: Wenn das Auge von dem »Mann« der sich »wie ein bewaffneter Räuber« den Tischen nähert und »seine Zuckerdose wie eine Pistole vor[streckt]«,⁶³ um von seinem Publikum Geld einzutreiben, auf die andere Seite springt, wo »mehr als 150 Personen verletzt«⁶⁴ gemeldet werden, wenn es vom »Geschäftsführer« des Cafés, der »dem Manne zu[redete]«,⁶⁵ in die nächste Spalte schweift und dort auf den Hinweis stößt, dass »mehrere Frauen getötet und zahlreiche verletzt wurden«,⁶⁶ oder auch wenn es von »Er kam«⁶⁷ in der zweiten Spalte hinüberentscht in die dritte und aufnimmt, dass »zahlreiche Verletzte in die Spitäler eingeliefert«⁶⁸ wurden. Für die Leserinnen und Leser wird im Bericht über die Katastrophe in Monza gleichsam ins Bild gesetzt, mit welchen Konsequenzen womöglich »zu rechnen hat«, wer der Forderung des Glasfressers nicht nachkommt.

⁶⁰ Wolkenbruch-Katastrophe in Monza. Tote und Verletzte. In: Prager Tagblatt, Jg. 53, Nr. 206, Donnerstag, 30. August 1928, S. 3.

⁶¹ Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

⁶² Wolkenbruch-Katastrophe in Monza (wie Anm. 60), S. 3.

⁶³ Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

⁶⁴ Wolkenbruch-Katastrophe in Monza (wie Anm. 60), S. 3.

⁶⁵ Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

⁶⁶ Wolkenbruch-Katastrophe in Monza (wie Anm. 60), S. 3.

⁶⁷ Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

⁶⁸ Wolkenbruch-Katastrophe in Monza (wie Anm. 60), S. 3.

VI. Juxtaposition

Insbesondere der »class antagonism«,⁶⁹ die Sozialordnung, die aufscheint in der Begegnung von Vertretern der »leisure class« mit ihrem »habitual mode of life«⁷⁰ einerseits und dem vermeintlichen Repräsentanten der »lower classes«,⁷¹ dem »Hafenarbeiter« andererseits, mag dazu verleiten, »die Erzählung Spuk in Genf« als analytische Auseinandersetzung mit der »wirtschaftliche[n] Misere der Zeit«⁷² zu deuten oder als Erzählung über die »latente Angst des Bürgers vor dem Proletarier«.⁷³ Was aber außer den vom Erzähler ins Spiel gebrachten, von der äußeren Erscheinung wie von der Tätigkeit des plötzlich auftauchenden Mannes im übrigen gar nicht gedeckten Bezeichnungen »Hafenarbeiter« und »Arbeiter«⁷⁴ kennzeichnet den Glasfresser überhaupt als Proletarier? Dass er sich »ohne Schlips und Kragen«⁷⁵ zeigt? Seine rüpelhaften Umgangsformen? Seine am Ende vielleicht nur vorgetäuschte Trunkenheit? Wie sind die Personen einzuordnen, die weder der *leisure class* angehören noch zur Arbeiterklasse zu rechnen, gleichwohl aber in die Konfliktsituation eingebunden sind und Einfluss darauf ausüben: die Kellner, die Musiker, der Polizist? Das Irritationspotential des Mannes geht offenbar nicht von seiner Klassenzugehörigkeit aus, sondern von seiner Entkopplung aus der sozialen, ökonomischen und kommunikativen Ordnung. Während Arbeiter selbstverständlich in die Produktionsprozesse eingebunden, an der ökonomischen Wertschöpfung einer Gesellschaft beteiligt sind, wiewohl nicht als deren Profiteure, produziert der Glasfresser nichts, und was er anzubieten hat – Unterhaltung, wie sie im Schaustellerge-

⁶⁹ Thorsten Veblen, *The Theory of the Leisure Class. An Economic Study of Institutions*. New York 1912, S. 64.

⁷⁰ Ebd., S. 59.

⁷¹ Ebd., S. 35.

⁷² [Sven Hanuschek], Nachwort des Herausgebers. »Spielt eure Rollen gut! Ihr spielt ums Leben.« In: Erich Kästner, *Der Herr aus Glas. Erzählungen*. Hg. von Sven Hanuschek. Zürich 2015, S. 283–298, hier S. 290.

⁷³ Eberhard Falcke, Erich Kästner-Erzählungen. Sarkasmus mit bitterer Note. In: *Deutschlandfunk*, 23. August 2015, https://www.deutschlandfunk.de/erich-kaestner-erzaehlungen-sarkasmus-mit-bitterer-note.700.de.html?dram:article_id=329059 [10.5.2020].

⁷⁴ Kästner, *Spuk* (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

⁷⁵ Ebd.

werbe an der Tagesordnung ist –,⁷⁶ wird von den wohlhabenden »Kaffeehausgäste[n]« nicht nachgefragt. Gleichwohl fordert er Geld ein; konsequent »wortlos«,⁷⁷ seine schiere bedrohliche Physis einsetzend. Er ist nicht, wie es auf einen Arbeiter zuträfe, als integraler Teil der kapitalistischen Ordnung akzentuiert, sondern als in sie eingeschlossener Ausgeschlossener und genau darin prädestiniert, eine »Krise« der Ordnung und Stabilität gewährenden Differenz heraufzubeschwören.⁷⁸

Abzulesen ist dies, das zwischen dem Mann und »den Leuten« wirksame *und* in Frage gestellte Oppositionsgefüge, an den Reaktionen der »anderen«,⁷⁹ der eleganten Gäste. Als der Mann auftaucht, vor seinem »Publikum« auf und ab geht und »überall sein Glas grüßend« hebt, daraus trinkt, »etwas betrunken zu sein« scheint, reagieren die Anwesenden – in der Wahrnehmung des Erzählers zumindest – so, »als sähen sie ein Theaterstück, das ihnen nicht gefiel«.⁸⁰ Als der Mann den Rest des Biers auf das Pflaster schüttet und in das Glas zu beißen beginnt, schreit »[e]ine elegant gekleidete schwatzhafte Amerikanerin [...] auf und« wird »blaß. Ihre Nachbarin drückt[] sich eilig das Taschentuch vor den Mund«.⁸¹ Andere »Gäste erh[e]ben sich, st[o]ßen die Stühle zurück und l[au]fen fort. Die Musiker verg[ess]en auf ihre Notenblätter zu blicken und ger[a]ten aus dem Takte«; der Erzähler registriert eine »zunehmende Nervosität« und »ängstliche[] Gesichter«.⁸² Als es schließlich zur »Erpressung« kommt, »gehorch[]en« die noch verbliebenen Gäste »mechanisch« und werfen eingeschüchtert »Münzen in das Gefäß«.⁸³

⁷⁶ Zu diesem gehören: »Gaukler, Zitherschläger und Flötenbläser, Seil- und Schwerttänzer, Taschenspieler und Messerwerfer, Märchenerzähler, Schlangenbeschwörer, Feuer- und Glasfresker und Schattenkünstler mit lockeren Programmen« (Franz Kuypers, Spanien unter Kreuz und Halbmond. Eine Wanderfahrt durch Geistes- und Wirtschaftsleben, Land und Literatur von Einst und Heute. Leipzig 1917, S. 245).

⁷⁷ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

⁷⁸ Vgl. zu dieser Denkfigur grundlegend Giorgio Agamben, Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben. Übers. von Hubert Thüring. Frankfurt a.M. 2002, S. 31–40, besonders S. 35.

⁷⁹ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

⁸⁰ Ebd.

⁸¹ Ebd.

⁸² Ebd.

⁸³ Ebd.

Zwar sucht keiner der Gäste die direkte Konfrontation; die meisten sitzen »stumm«, wie »hypnotisiert«, einige immerhin verharren nicht in Passivität, sondern wenden sich an die »Kellner« und verlangen »empört, man möge ihnen den widerlichen Anblick ersparen«; ein »würdig weißhaariger Franzose« lässt »den Geschäftsführer kommen und stellt[] ihn entrüstet zur Rede« – beide Maßnahmen indes verfangen nicht:

Die Kellner zuckten bescheiden mit den Schultern. Sie hatten keine Lust, sich mit jemandem, der Glas frißt, zu streiten. Außerdem waren sie voll auf beschäftigt, bei den flüchtigen Gästen die Zeche einzutreiben. [...] Der Geschäftsführer versprach, Abhilfe zu schaffen, wagte sich auch, bis auf einige Schritt, an den Mann auf der Straße heran, kehrte dann aber mutlos um.⁸⁴

Und als er einen zweiten Anlauf unternimmt und den »Mann ohne Schlips und Kragen« schließlich ersucht, »die Bettelei zu unterlassen«, wird er von diesem als »Schwätzer«⁸⁵ (so der Erzähler, die mutmaßliche Sichtweise des Mannes einnehmend) desavouiert und kurzerhand zur Seite geschoben. Als ebenso wirkungslos erweist sich der »Polizist«, der, »als er das Schauspiel« wahrnimmt, »behutsam«⁸⁶ abbiegt und verschwindet, statt für die Wiederherstellung der Ordnung zu sorgen. Dabei könnten sich gerade an ihn besondere Hoffnungen knüpfen, kommt er doch »vom Quai de W. Wilson herüber[]«, der vom »Kaffeehaus »la Régence« zum nur »wenige Schritte« entfernt gelegenen »Völkerbundpalast«⁸⁷ führt.

VII. »Prager Tagblatt« II: der Völkerbund – »das wichtigste Forum für die Schlichtung von Konflikten«

Zu dieser Einschätzung könnte bevorzugt gelangen, wer in der »Nr. 206« des »Prager Tagblatts« nicht nur Kästners Beitrag, sondern –

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Ebd.

⁸⁷ Ebd.

wie es der miszellanen Konzeption⁸⁸ einer Tageszeitung entspricht – im ›Flow‹⁸⁹ der Lektüre, im »cross reading«⁹⁰ eine Vielzahl, vielleicht sogar sämtliche Beiträge der Nummer liest, also auch diejenigen, die auf Genf und den Völkerbund zu sprechen kommen und in Erinnerung rufen, »daß der Völkerbund das wichtigste Forum für die Schlichtung von Konflikten zwischen den Völkern«⁹¹ bildet und »zur Regelung internationaler Meinungsverschiedenheiten« über das »System eines verbindlichen Schiedsgerichts«⁹² verfügt (Abb. 9). Betont wird auf der linken Hälfte der Doppelseite allerdings auch, dass sich der Autorität dieses Schiedsgerichts, soll es Konflikte erfolgreich beilegen helfen, »alle Staaten, die Mitglied des Völkerbundes sind, [...] unterwerfen«⁹³ müssen, dass der »dauernde Friede [...] nicht durch einen einzigen Akt oder einen einzigen Vertrag gesichert werden«⁹⁴ könne, und dass der Völkerbund seiner Schlichterrolle in der Minderheitenfrage zuletzt

⁸⁸ Vgl. hierzu umfassend: *Miszellanes Lesen / Miscellaneous Reading*. Hg. von Daniela Gretz, Marcus Krause und Nicolas Pethes. Hannover [im Erscheinen].

⁸⁹ Vgl. hierzu mit Blick auf die Gesetzmäßigkeiten der Fernsehrezeption: Raymond Williams, *Television. Technology and Cultural Form*. London 1974, S. 78–118.

⁹⁰ Im »cross reading« der »ganze[n] Seite« erkennt Hanns Zischler den der »Dynamik einer Zeitung« mit ihrem »chaotische[n] Durcheinander, d[en] grafischen Juxtapositionen zwischen Anzeige, Annonce, Bericht und Nachricht«, angemessenen Lektüremodus; vgl. Hanns Zischer, Vorwort. In: Ders. / Sara Danus, *Nase für Neuigkeiten. Vermischte Nachrichten von James Joyce*. Wien 2008, S. 7–10, hier S. 8. Grundstrukturen der Wahrnehmung einer Zeitungs(doppelseite) benennt Volker Wolff, *Zeitungs- und Zeitschriftenjournalismus*. 2., überarb. Auflage. Konstanz 2001, S. 290f.: »Die Wahrnehmung von Seiten erfolgt ungemein sprunghaft. Dabei gibt es innerhalb der ersten Sekunde zunächst einen Orientierungskontakt, bei dem der Leser nach den ersten drei bis fünf Fixationen darüber entscheidet, ob er sich der Seite widmet oder nicht. [...] Auf der Doppelseite beginnt offenbar die Orientierung rechts. Das hängt mit dem Umblättern zusammen, bei dem die rechte Seite zuerst sichtbar wird. Dann allerdings wandern die Blicke nach links und bleiben dort, sofern nicht nach erfolglosem Orientierungskontakt unbewusst die Entscheidung getroffen wird, die Seite sofort zu verlassen. Der Blick wandert nun auf der linken Seite von links oben in Schlangenlinien nach rechts unten. Erst danach wird wieder die rechte Seite betrachtet. [...] Auf ihrem Weg über die Seiten werden die Blicke von großen Elementen angezogen.« Hier gilt es allerdings einschränkend zu beachten, dass diese Strukturen variant und durch das individuelle Layoutschema des jeweiligen Blattes determiniert sind.

⁹¹ *Klage der Nationalitäten* (wie Anm. 43).

⁹² *Die Prager Friedens-Kundgebungen. Der Kirchenkongreß*. In: *Prager Tagblatt*, Jg. 53, Nr. 206, Donnerstag, 30. August 1928, S. 2.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ *Der Krieg um den Frieden. Botschaft Beneš'*. In: *Prager Tagblatt*, Jg. 53, Nr. 206, Donnerstag, 30. August 1928, S. 2.

nicht gerecht geworden, der Institution vielmehr politisches »Versagen«⁹⁵ vorzuwerfen sei. Schweift die Leserin, der Leser von den politischen Berichten hinüber zu Kästners Erzählung, so stellen die gleich im ersten Satz platzierten Ortsangaben »Genf« und »Völkerbundpalast«⁹⁶ eine Verbindung zum politischen Teil der Zeitungsummer her und stoßen semantische Übertragungen in beide Richtungen an.



Abb. 9: Links aktuelle Bewertungen des Völkerbundes, rechts Kästners »Spuk in Genf« (Prager Tagblatt, Jg. 53, Nr. 206, Donnerstag, 30. August 1928, S. 2f., Ausschnitt; Exemplar der ANNO/Österreichische Nationalbibliothek)

- 95 Ebd.
96 Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

Einerseits liegt es auf der Hand, den aus der Richtung des Völkerbundpalastes herannahenden Polizisten in »Spuk in Genf« gleichsam als Agenten des (avisierten) Weltfriedens, sein behutsames Verschwinden hingegen als Unvermögen oder mangelnde Bereitschaft zu deuten, sich auch in der rauen Praxis zu bewähren und eine Schlichtung des Konflikts zwischen den irritierten Kaffeehausgästen und dem aufdringlich-erpresserischen Glasfresser zu erreichen. Keine der von den Gästen adressierten oder amtlich zuständigen Institutionen zeigt sich in der Lage oder willens, den Glasfresser in die Schranken der bürgerlichen Ordnung zu weisen, die Kellner nicht, nicht der Geschäftsführer und auch nicht der Polizist. Diejenigen Formen der Konfliktlösung, die der in unmittelbarer Nachbarschaft ansässige Völkerbund sich auf die Fahnen geschrieben hat, »eine Streitfrage« nämlich »auf diplomatischem Wege« oder mittels einer »schiedsrichterlichen Lösung«, also auf der Basis von Kommunikation auszuräumen, versagen hier ihren Dienst,⁹⁷ da der Mann, von dem die Bedrohung ausgeht, jeden verbalen Austausch verweigert, selbst Blicke nicht erwidert (»blickte ausdruckslos in die ängstlichen Gesichter«)⁹⁸ und seinen »eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen«, mit andern Worten, »Macht«⁹⁹ auszuüben versteht. Die Macht der Gäste vom Schlage des »würdig weißhaarige[n] Franzose[n]«, der »den Geschäftsführer kommen« lässt, leitet sich aus »ihren Brieftaschen« ab, aus dem »Beistand« der darin symbolisch vertretenen »Banken«,¹⁰⁰ somit aus ihrem Kapital. Dieses Druckmittel sieht ausdrücklich auch die »Völkerbundssatzung« vor, und zwar in Gestalt des sofortigen Abbruchs »alle[r] Handels- und

⁹⁷ Völkerbundssatzung. In: Reichsgesetzblatt, Jg. 1919, Nr. 140, Art. 13, S. 717–745, hier S. 727.

⁹⁸ Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3. Vgl. zur Verweigerung der Kommunikation Whittaker, Interpretation (wie Anm. 52), S. 2018.15; zur kommunikativen Bedeutung des Blicks, insbesondere in theatralen Ordnungen Margarete Fuchs, Der bewegende Blick. Literarische Blickinszenierungen der Moderne. Freiburg i.Br. / Berlin / Wien 2014.

⁹⁹ So lautet die bereits zu Beginn der 1920er Jahre weitverbreitete begriffliche Bestimmung von Macht durch Max Weber: »§ 16. Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht«. Grundriss der Sozialökonomik. III. Abteilung. Wirtschaft und Gesellschaft. 2., vermehrte Aufl., Halbbd. 1. Tübingen 1925, S. 28.

¹⁰⁰ Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

Finanzbeziehungen«¹⁰¹ zu einem vertragsbrüchigen Mitglied. Wirksam sind diese Maßnahmen allerdings, wenn überhaupt, nur unter der Voraussetzung klar geregelter und durch eine entsprechende Exekutive garantierter Beziehungen, genau diese Voraussetzung aber ist im Fall des Glasfressers nicht erfüllt. »Das half hier nichts« – lautet das lakonische Urteil des Erzählers –, »hier«, unter den »Reisenden aller Kontinente«,¹⁰² Das Kapital (»Brieftaschen«, »Banken«), die Diplomatie (»Der Geschäftsführer [...] redete dem Manne zu«) und die Exekutive der Schiedsgerichtsbarkeit (»Polizist«), die Instrumente des Völkerbundes,¹⁰³ erweisen sich am Glasfresser, der außerhalb dieser Ordnung agiert, als ungeeignet. Sein Irritationspotential lässt sich vor diesem Hintergrund präziser bestimmen: Er bringt dem bürgerlichen Establishment eine Kränkung bei, indem er die Leistungsgrenzen seiner Institutionen, ihre realpolitische Ohnmacht aufdeckt.

Andererseits strahlt die Kästnersche Erzählung im Verständnisprozess der Zeitungsleserinnen und -leser natürlich auch in die Gegenrichtung aus. Gleiten Interessierte im »Prager Tagblatt«, umgekehrt, vom Erzähltext auf der rechten Hälfte zur Berichterstattung auf der linken oder rufen sich deren Beiträge in Erinnerung, liegt es nahe, die eindrucksvolle Machtdemonstration des Glasfressers und die fruchtlosen Anstrengungen der Ordnungsvertreter, den Konflikt mit dem Glasfresser auf diplomatischem Weg auszuräumen, als skeptischen Kommentar zum Durchsetzungsvermögen des Völkerbundes z.B. auf dem Feld der Abrüstungspolitik oder der Minderheitenrechte aufzufassen.

¹⁰¹ Völkerbundssatzung (wie Anm. 97), S. 733.

¹⁰² Kästner, Spuk (Prag [wie Anm. 12]), S. 3.

¹⁰³ Ebd. Vgl. hierzu die Völkerbundssatzung (wie Anm. 97), Art. 13, S. 717–745; Art. 12 legt fest, dass Streitfragen zwischen den Bundesmitgliedern »entweder der Schiedsgerichtsbarkeit oder der Prüfung durch den Rat« (S. 727) überstellt werden, Art. 16 sieht vor, dass die Bundesmitglieder zu vertragsbrüchigen anderen Bundesmitgliedern »unverzüglich alle Handels- und Finanzbeziehungen« (S. 733) abbrechen.

VIII. »B.Z. am Mittag«: von der »Besatzungsfrage« über den »Zahntag« zum »Spuk in Genf«

Auch die »Nr. 233« der »B.Z. am Mittag« hält solche Möglichkeiten der wechselseitigen semantischen Anreicherung vor. Zu »Spuk in Genf« führt die Leserin, den Leser der Aufmacher der Nummer, ein ausführlicher Bericht über eine »[e]ntsetzliche Katastrophe in der New Yorker Untergrundbahn«, für dessen »Fortsetzung« auf die »Umseite«¹⁰⁴ weiterzublättern ist, auf diejenige Doppelseite, auf deren rechter Hälfte Kästners Erzählung steht. Ebenfalls vorgebahnt ist das Umblättern von der ersten zur zweiten Seite durch den Artikel über »Stresemanns Abreise nach Paris« »[h]eute abend«,¹⁰⁵ der auf der Titelseite ein Gutteil der rechten Spalte einnimmt, wie der Aufmacher aber erst auf der besagten Umseite beschlossen wird.¹⁰⁶ In Paris »trifft Stresemann mit *Briand* zusammen. Am Montag«, dem 27. August,

vormittag[s], noch vor der Unterzeichnung des Kellogg-Paktes, wird der deutsche Außenminister dem französischen Ministerpräsidenten *Poincaré* seinen Besuch abstaten.

Die Reichsregierung hat durch ihre diplomatischen Vertretungen in Paris, London, Brüssel und Rom loyalerweise darauf vorbereitet, daß sie es an der Zeit erachtet, das *Rheinland-Problem* und alle damit zusammenhängenden Fragen bei der Begegnung der Staatsmänner in Paris und Genf auf die Lösungsmöglichkeit hin aufzuwerfen.¹⁰⁷

Wie wird wohl, wer diesen Beitrag und »Spuk in Genf« gelesen hat, den von Stresemann eingeschlagenen Weg beurteilen, »Verhandlungsmöglichkeiten« konsequent auszuschöpfen, selbst wenn niemand sich »irgendwelchem Optimismus hinsichtlich einer baldigen Lösung« der Rheinlandfrage »hingibt«, zunächst in Paris und wenige Tage später »in Genf«, im Rahmen »der eigentlichen Plenartagung des Völker-

¹⁰⁴ Entsetzliche Katastrophe in der New Yorker Untergrundbahn. Entgleisung eines überfüllten Subway-Express-Zuges. In: B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 233, Berlin. Sonnabend, 25. August 1928, unpag.

¹⁰⁵ Heute abend Stresemanns Abreise nach Paris (wie Anm. 20), unpag.

¹⁰⁶ Wer die ersten Seiten vollständig rezipieren möchte, wird daher zum mehrfachen Vor- und Zurückblättern eingeladen.

¹⁰⁷ Heute abend Stresemanns Abreise nach Paris (wie Anm. 20), unpag.

bundes«?¹⁰⁸ Werden die Leserinnen und Leser die Schilderung der Schlichtungsversuche »vor dem Kaffeehaus ›La Régence«¹⁰⁹ mit dem Vorhaben der deutschen Delegation in Verbindung bringen, den Vertretern Frankreichs gegenüber »die Besatzungsfrage autoritativ anzuschneiden«?¹¹⁰ Wirft der unweit vom Völkerbundpalast¹¹¹ kläglich gescheiterte Verhandlungsversuch – Der Geschäftsführer [...] redete dem Manne zu [...]. Der Mann schob den Schwätzer beiseite und kassierte weiter«¹¹² – Licht auf die Erfolgsaussichten der »deutsche[n] Delegation«¹¹³ in Genf? Oder steht die Herstellung einer solchen Verbindung unter dem Verdacht der Beliebigkeit? Immerhin soll es »in Genf« ja um die »Perspektiven« der »Besatzungsfrage«¹¹⁴ gehen, um territoriale Interessen und internationale Beziehungen also, während die Verhandlungen mit dem Glasfresser auf einen Verteilungskonflikt zielen, auf die »Erpressung«¹¹⁵ von Geld.

Als gälte es, genau diese Kluft zwischen der Berichterstattung über die außenpolitische Verhandlungsstrategie der Reichsregierung und dem im Unterhaltungsbeitrag von Kästner geschilderten Konflikt zu überbrücken, bietet die Nummer der »B.Z. am Mittag« einen dafür geeigneten Artikel an (Abb. 10): »Heute großer Zahhtag. Der Reparationsagent« Seymour Parker Gilbert, der die im Dawes-Plan vereinbarten Reparationszahlungen abwickelt, »erhält« am 25. August »150 Millionen«¹¹⁶ Reichsmark zur treuhänderischen Weitergabe an die Siegermächte. Dass diese beiden Nachrichten miteinander im Zusammenhang stehen, wird die »B.Z.«-Leserin, der »B.Z.«-Leser möglicherweise aus der Erinnerung an die Nummer vom 20. August schlussfolgern, die im Aufmacher ausführlich auf die »deutsch-französischen Beziehungen« eingeht und darlegt, dass mit der »Räumungsfrage [...] andere

¹⁰⁸ Ebd.

¹⁰⁹ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

¹¹⁰ Heute abend Stresemanns Abreise nach Paris (wie Anm. 20), unpag.

¹¹¹ Vgl. Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

¹¹² Ebd.

¹¹³ Heute abend Stresemanns Abreise nach Paris (wie Anm. 20), unpag.

¹¹⁴ Ebd.

¹¹⁵ Ebd.

¹¹⁶ Heute großer Zahntag. Der Reparationsagent erhält 150 Millionen. In: B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 233, Berlin. Sonnabend, 25. August 1928, unpag.

Probleme zusammen[hängen], deren Erörterung offenbar von anderen Ländern gegenwärtig noch nicht gewünscht wird«, und zwar die »Reparations- und Schuldenprobleme[]«. ¹¹⁷ Vor diesem Hintergrund, so lautete die Einschätzung der »B.Z. am Mittag« des 20. August, werden die »Genfer politischen Tage von größter Bedeutung werden«. ¹¹⁸ Die Versuchung ist groß, die »Erpressung« des Glasfressers auf den »Zahltag« zu beziehen, den vermeintlichen Hafenarbeiter gleichsam als Karikatur der Siegermächte, insbesondere Frankreichs zu deuten, die Verhandlungen über die Reparationsfrage zu diesem Zeitpunkt ablehnen: Den delegierten Geschäftsführer schiebt er als »Schwätzer beiseite«; »[e]r bat nicht. Er dankte nicht. Er verließ keinen Tisch, bis man ihm nicht Geld gegeben hatte«. ¹¹⁹ Zurück bleiben »müde [...] Rekonvaleszenten«. ¹²⁰ In dieser Zuspitzung böte die Text-Konstellation der »B.Z.«-Nummer eine mit der politisch rechten Logik der sogenannten Erfüllungspolitik liebäugelnde, ausreichend nah besehen allerdings nicht vollständig kohärente ¹²¹ Deutung an.

Gut, mag manche Leserin, mancher Leser der »B.Z. am Mittag« wie des »Prager Tagblatts« sich denken, dass auf die Beiträge über die

¹¹⁷ Stresemanns erster Tag im A. A. (wie Anm. 14), unpag. Aufgrund von Art. 231 des Versailler Vertrags erklären die »alliierten und assoziierten Regierungen [...], und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben«. Daher »kann von Deutschland Ersatz für jeglichen Schaden gefordert werden, der unter eine der folgenden Gattungen fällt; Gesetz über den Friedensschluß zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten. Vom 16. Juli 1919. In: Reichsgesetzblatt, Jg. 1919, Nr. 140, S. 687–1331, hier S. 985 und 997.

¹¹⁸ Stresemanns erster Tag im A. A. (wie Anm. 14), unpag.

¹¹⁹ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Zwar lassen sich die Geldforderungen des Hafenarbeiters und diejenigen der Siegermächte aufeinander abbilden, doch geben die internationalen Kaffeehausgäste und das Kaffeehauspersonal kein passgenaues Porträt Deutschlands als des Adressaten der Reparationsforderungen. Eine vergleichbare Verknüpfung gestattet die »Rhein-Mainische Volkszeitung« vom 9. April 1929, auf deren Titelseite nicht nur Kästners »Spuk in Genf« zu finden ist (unter dem Strich), sondern auch als Aufmacher ein ausführlicher Bericht über die »Verhandlungen der Reparationssachverständigen« Deutschlands und seiner Gläubiger; vgl. Eine neue Wendung in Paris. Es stellt sich heraus, daß die Gläubiger sich noch nicht untereinander verständigt haben. Die bisherigen Ziffern müssen bedeutend ermäßigt werden; Erich Kästner, Spuk in Genf. In: R + M + V. Rhein-Mainische Volkszeitung. Reichsausgabe. Unabhängige katholische Tageszeitung, Jg. 59, Nr. 81, Dienstag, 9. April 1929, unpag. [gez. S. 1].

bevorstehenden »Genfer politischen Tage von größter Bedeutung«¹²² und auf Kästners Erzählung, die kein günstiges Licht wirft auf die politischen Aussichten, weitere Unterhaltungsbeiträge folgen, die Blätter also so arbeiten wie die Kapelle, die als Vertreterin der Unterhaltungskultur gleichsam, das, was »eigentlich geschehen« ist, buchstäblich zu überspielen, die »Zurückbleibenden« mit »Partien aus berühmten Opern« einzulullen sucht, vielleicht mit einer »Opernpiece[]«¹²³ aus »Verdi[s]« »La Traviata«: »Tutto è follia nel mondo | Ciò che non è piacer. | Godiam, fugace e rapido«.¹²⁴



Abb. 10: »Zahltag« in der »B.Z. am Mittag« (B.Z. am Mittag, Jg. 51, Nr. 233, Berlin, Sonnabend, 25. August 1928; Exemplar der Staatsbibliothek zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, Signatur: 2° Ztg 788)

¹²² Stresemanns erster Tag im A. A. (wie Anm. 14), unpag.
¹²³ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.
¹²⁴ La Traviata. Libretto di F. M. Piave. Musica del M. Guiseppe Verdi. Milano Dall I. R. Stabilimento nazionale privilegiato di Giovanni Ricordi Cont. degli Oemenoni, N. 1720, e sotto il portico a fianco dell' I. R. Teatro alla Scala 1853, S. 7.

IX. »Die Werag«: »Kästner« lesen und »Verdi« hören

Zur Mutmaßung, die Kapelle könnte Melodien aus »La Traviata« spielen, wird am entschiedensten verleitet, wer »Spuk in Genf« im November 1930 im »Ansageblatt des Westdeutschen Rundfunks« liest, das keine politische Berichterstattung aufweist. Die Erzählung ist dort auf den Rectoseiten zweihundertneununddreißig und zweihunderteinundvierzig abgedruckt, jeweils in der linken Spalte,¹²⁵ während die jeweils rechte mit dem Rundfunkprogramm für »Mittwoch 26. Nov.« und »Donnerstag 27. Nov.« gefüllt ist.¹²⁶ Wer am Mittwoch Abend beispielsweise einen der brandneuen »AEG« »Dreiröhren-Netzempfänger«¹²⁷ anstellt, einen der »weltbekannte[n] Fernempfänger« von »Telefunken«¹²⁸ oder einen »neuen »Blaupunkt««,¹²⁹ kann die Lektüre von »Spuk in Genf« »bis 24.00« Uhr mit einer »Konzertübertragung« der »Kapelle Rebicek«¹³⁰ untermalen, die zwar nicht im »Kaffeehaus »La Régence««¹³¹ in Genf aufspielt, immerhin aber in einem vergleichbaren Etablissement, dem »Café Handelshof Essen«.¹³² Wer hingegen erst am Donnerstag früh nach den von »Dr. Ludwig Bach« angeleiteten »Leibesübungen« zum Lesen kommt, kann das von »7.00–8.00« Uhr übertragene »Morgenkonzert«¹³³ hören. Womöglich fügt es sich gerade so, dass die Lektüre des am Fuß der linken Spalte platzierten vorletzten Satzes »Die Kapelle begann Verdi zu spielen«¹³⁴ mit der vierten von sieben Darbietungen des Morgenkonzerts zusammenfällt, mit der in den ersten Zeilen der rechten Spalte angekündigten Darbietung des

¹²⁵ Kästner, Spuk (Köln [wie Anm. 35]).

¹²⁶ Mittwoch, 26. Nov. In: Die Werag. Kleine Ausgabe, Jg. 5, H. 47, Köln, 23. November 1930, S. 239f.; Donnerstag 27. Nov. In: Die Werag. Kleine Ausgabe, Jg. 5, H. 47, Köln, 23. November 1930, S. 241.

¹²⁷ [Werbeanzeige der] AEG. In: Die Werag. Kleine Ausgabe, Jg. 5, H. 47, Köln, 23. November 1930, S. 238.

¹²⁸ [Werbeanzeige von] Telefunken. In: Die Werag. Kleine Ausgabe, Jg. 5, H. 47, Köln, 23. November 1930, S. 244.

¹²⁹ [Werbeanzeige der] Ideal Werke Aktiengesellschaft für drahtlose Telephonie Berlin-Hochschönhausen. In: Die Werag. Kleine Ausgabe, Jg. 5, H. 47, Köln, 23. November 1930, S. 248.

¹³⁰ Mittwoch, 26. Nov. (wie Anm. 126), S. 240.

¹³¹ Kästner, Spuk (Köln [wie Anm. 35]), S. 239.

¹³² Mittwoch, 26. Nov. (wie Anm. 126), S. 240.

¹³³ Donnerstag, 27. Nov. (wie Anm. 126), S. 241.

¹³⁴ Kästner, Spuk (Köln [wie Anm. 35]), S. 241.

»Berliner Philharmonische[n] Orchester[s]« unter der »Leitung« von »Theo Mackeben«. ¹³⁵ Gegeben wird »Verdi«: »Melodien aus der Oper »La Traviata«« ¹³⁶ (Abb. 11).

The image shows a page from a concert program. On the left, there is a large advertisement for 'PALMIN' (Fettverbinder) with a cartoon character holding a sign that says 'PALMIN'. The text next to it says 'Nur 4% des gewohnten Fettverbrauchs'. Below this is another advertisement for 'Lengola' (Endlich ist es fertig die neue Lengola). On the right, there is a table of concert programs for 'DONNERSTAG 27. NOV.' (Thursday, November 27th). The table lists various concert programs and their times. At the bottom right, there is a section for 'SINFONIEKONZERT' (Symphony Concert) with a list of composers and their works.

Abb. 11: »Verdi« in der »Werag« (Die Werag, Jg. 5, Nr. 47, 23. November 1930, S. 240f.; Exemplar des Westdeutschen Rundfunks, Unternehmensarchiv)

X. »Danziger Neueste Nachrichten«: flüchtige »Zechpreller«

»Ein Kellner«, mit diesem Satz beschließt der Erzähler seine Schilderung, »trocknete sich«, während die Musiker bereits »Verdi [...] spielen«, »verstohlen die Stirn«. ¹³⁷ Wer in den »Danziger Neuesten Nachrichten« in derselben Spalte weiterliest, den unmittelbar an »Spuk in Genf« sich anschließenden Beitrag ansteuert (Abb. 12), findet sich unversehens in einem Verzweigungs- oder Parallelennarrativ wieder, das sich an das Verhalten der Kellner anschließt, die zunächst damit

¹³⁵ Donnerstag, 27. Nov. (wie Anm. 126), S. 241.

¹³⁶ Ebd.

¹³⁷ Kästner, Spuk (Danzig [wie Anm. 31]), S. 22.

»beschäftigt« waren, »bei den flüchtigen Gästen die Zeche einzutreiben«. ¹³⁸

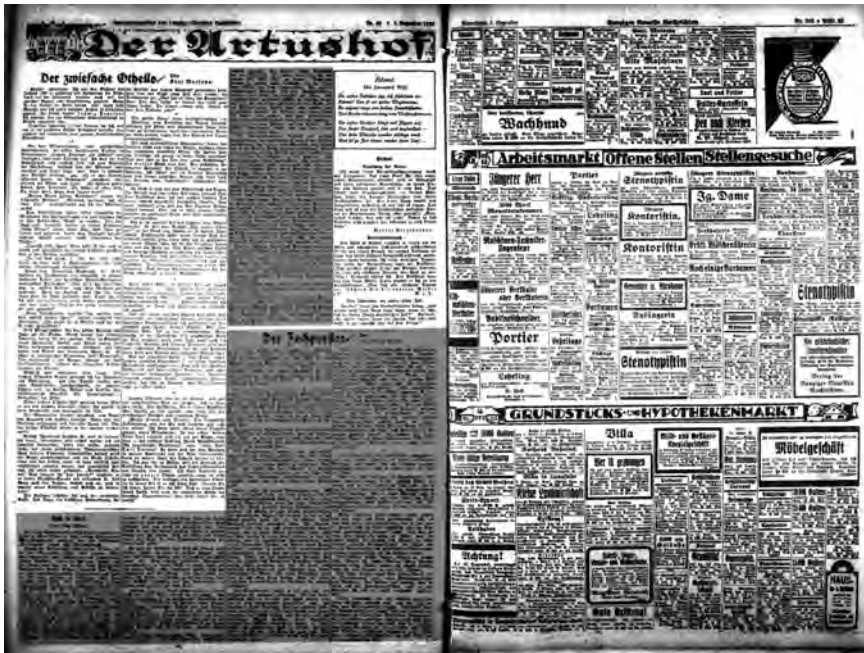


Abb. 12: Vom »Spuk in Genf« zum »Zechpreller« in den »Danziger Neuesten Nachrichten« (Danziger Neueste Nachrichten, Jg. 35, Nr. 283, Sonnabend, 1. Dezember 1928; Der Artushof. Unterhaltungsblatt der Danziger Neuesten Nachrichten, Nr. 44, 1. Dezember 1928, S. 22; Exemplar des Herder-Instituts, Marburg, Signatur: 7 XV JZ 2)

Einer der Gäste zumindest scheint, diese Pointe halten ausschließlich die »Danziger Neuesten Nachrichten« bereit, tatsächlich entkommen zu sein und, von einem hartnäckigen »Kellner« verfolgt, Unterschlupf im unmittelbar sich anschließenden literarischen Beitrag von Friedrich Raff, »Der Zechpreller«, zu suchen:

Der Zug verließ eben langsam den Bahnhof. Das nervöse Gebaren des Staatsanwalts ließ nach, er atmete erleichtert auf und tupfte sich den Schweiß von der Stirn. Noch immer hatte er geglaubt, daß dieser Kellner, dessen Gesicht er nie vergessen würde, im letzten Augenblick auf den

¹³⁸ Ebd.

schon fahrenden Zug springen könnte, um ihn [...] als Zechpreller verhaften zu lassen.

Wie war das zugegangen?¹³⁹

Intratextuell verweist »dieser Kellner«¹⁴⁰ auf keinen zuvor genannten, sondern offenbar auf eine der Leserin, dem Leser bislang vorenthaltene Vorgeschichte; paratextuell verführt die Zeitungsseite, namentlich der »Spuk in Genf« beschließende Satz allerdings dazu, diese Leerstelle mit dem Personal des »Kaffeehaus[es] ›La Regence«¹⁴¹ zu füllen. Befördert wird diese Verknüpfung durch die narrative Kompatibilität der beiden literarischen Beiträge: beide sind um eine merkwürdige Begebenheit herum zentriert (»Was war eigentlich geschehen?«¹⁴², »Wie war das zugegangen?«¹⁴³), beide werden im Präteritum erzählt, beide beziehen sich auf die Gastronomie einer »fremden Stadt«, der »angesehene[]« »Staatsanwalt« der »Zechpreller«-Erzählung hat in einer namentlich nicht genannten »Weltstadt [...] zu Abend«¹⁴⁴ gegessen, die eleganten Gäste »in Genf« haben »kurz vor Mitternacht«¹⁴⁵ erfrischende Getränke zu sich genommen, hier wie dort verkehren »Auto[s]«,¹⁴⁶ hier wie dort verlassen Gäste das Etablissement, ohne ihre Rechnung zu begleichen. Bis sich herausstellt, »wie das [...] zugegangen« ist, dass dies nicht auf einen als bedrohlich empfundenen Glasfresser zurückzuführen ist, sondern darauf, dass der flüchtige Gast »eine Stunde vor Abfahrt« seines Zuges »plötzlich« registriert hat, »daß die Zeit vorgeschritten ist«,¹⁴⁷ und deshalb überstürzt aufgebrochen ist, steckt die Leserin, der Leser bereits tief im zweiten Absatz.

¹³⁹ Friedrich Raff, Der Zechpreller. In: Danziger Neueste Nachrichten, Jg. 35, Nr. 283, Sonnabend, 1. Dezember 1928; Der Artushof. Unterhaltungsblatt der Danziger Neuesten Nachrichten, Nr. 44, 1. Dezember 1928, S. 22.

¹⁴⁰ Ebd.

¹⁴¹ Kästner, Spuk (Danzig [wie Anm. 31]), S. 22.

¹⁴² Ebd.

¹⁴³ Raff, Zechpreller (wie Anm. 139), S. 22.

¹⁴⁴ Ebd.

¹⁴⁵ Kästner, Spuk (Danzig [wie Anm. 31]), S. 22.

¹⁴⁶ Ebd.; Raff, Zechpreller (wie Anm. 139), S. 22.

¹⁴⁷ Ebd.

XI. Coda

Zwar kommen auch die »Danziger Neuesten Nachrichten« auf den Völkerbund zu sprechen, doch geschieht dies auf Seite vierzehn, acht Seiten vor Kästners Erzählung also, ohne Erwähnung der Stadt Genf und – berichtet wird von einem »in Danzig veranstalteten Vortrage« über den »Völkerbundgedanke[n] als Menschheitsproblem«¹⁴⁸ – ohne konkreten tagespolitischen Bezug. Gerade dieser aber hebt die beiden ersten Abdrucke von »Spuk in Genf« in der »B.Z. am Mittag« und im »Prager Tagblatt« in besonderer Weise heraus, denn Kästners Erzählung liefert dort, unmittelbar vor den diplomatischen Zusammenkünften in Genf, einen Kommentar zu den auf derselben (Doppel-)Seite präsentierten Berichten über die außenpolitischen und diplomatischen Herausforderungen der Reichsregierung und trägt damit zur Stimmenpluralität der beiden Zeitungsnummern bei. Umgekehrt strahlen die durch die Lemmata »Genf« und »Völkerbund« mit Kästners Erzähltext korrespondierenden Nachrichten und Beiträge auch auf die Wahrnehmung des Erzähltextes aus, reichern ihn mit konkreten tagesaktuellen Bezügen an, und zwar mit solchen von großem politischem Gewicht. Den Leserinnen und Lesern von »Spuk in Genf« steht in den beiden Blättern Ende August 1928 eine zusätzliche Bezugs- und Bedeutungsebene zur Verfügung, die in den literarischen Verständnisprozess mit einbezogen werden kann und eine sowohl semantische wie ästhetische Verdichtung sowohl des Erzähltextes wie der Zeitungsnummer erzielt, ein Mehr an Bedeutung und ein Mehr an Unterhaltung. Solche Verdichtungen sind nicht als Resultat autorschaftlichen oder redaktionellen Wollens zu fassen, nicht als literarische Raffinesse Kästners, nicht als kompositorisches Kalkül in der Zusammenarbeit des »Redakteur[s] mit dem Metteur«, die die Zeitungs(doppel)seiten zusammenstellen, gemeinsam »letzte Hand an das Blatt«¹⁴⁹ legen, und zwar »in drängend

¹⁴⁸ Der Völkerbundgedanke als Menschheitsproblem. In: Danziger Neueste Nachrichten, Jg. 35, Nr. 283, Sonnabend, 1. Dezember 1928, S. 14.

¹⁴⁹ Diesen Einblick in die Fertigstellung einer Tageszeitung, namentlich der »B.Z. am Mittag«, gibt: 50 Jahre Ullstein. 1877–1927. Berlin 1927, S. 202. »Der Metteur-en-pages ist [...] im Betriebe der Zeitungsdruckerei eine der wichtigsten Personen«, er »umbricht die Spalten zu den richtigen Seiten und justiert sie [...] zu Kolonnen«; Arthur W. Unger, Die Herstellung von Büchern, Illustrationen, Akzidenzen usw. 3., vermehrte Aufl. Halle a.S. 1923, S. 45f. Für die ge-

kurzer Zeit«,¹⁵⁰ sondern am ehesten als »intention effects«, als »stimuli which invite reader-viewers to infer the artist's meaning or other intentions«. ¹⁵¹ Sie verdanken sich dem »medialen Eigensinn«¹⁵² literaturaffiner Journale, insbesondere ihrer paratextuellen Organisation, und einer dadurch formierten rezeptiven Praxis, dem Zeitunglesen.

Hierzu gehört auch das intrikate Verhältnis von Zeit und Journal, das Kästners Erzähltext mit der deiktischen Rede zu Beginn des ersten Satzes »In einer Sommernacht dieses Jahres geschah«¹⁵³ bereits für die Entfaltung einer besonderen Wirkung zu nutzen scheint. In der Verbindung mit dem präteritalen Verb »geschah« ist der Zeitpunkt des Geschehens – eine »Sommernacht dieses Jahres« als vorgängig aus- und einem speziellen, »diese[m]« Jahr eben, zugewiesen. Der Satz kann, und das verleiht ihm suggestive Kraft, als Äußerung in der »nicht-dichtenden Sprache«, also als nicht »fingierte Wirklichkeitsaussage«¹⁵⁴ bestimmt werden, allerdings nur von denjenigen, die eine Zeitungsnummer in Händen halten, deren Publikationsdatum mit der Kopplung von Deixis und Tempusgebrauch empirisch kompatibel ist, die also im Sommer des jeweiligen Publikationsjahrs, sei es 1928, 1929 oder 1930, oder in den Herbst- oder Wintermonaten darauf erschienen ist, so dass der Urheber des Satzes als reale zeitdeiktische Origo¹⁵⁵ wahrgenommen werden kann. Das gilt für das »Prager Tagblatt« (30. August 1928), die »Magdeburgische Zeitung« (17. Oktober 1928), die »Danziger Neuesten Nachrichten« (1. Dezember 1928), den »Magdeburger General-Anzeiger« (17. September 1930), die »Werag«, das

samte »Zusammenstellung des Blattes« arbeiten der »Metteur« und »in wohlüberlegter Weise [...] die Redaktion« zusammen, wobei »viele [...] vom Takte, dem Feingefühl des Redakteurs abhäng[t]«, in dessen Verantwortung die »Voraussicht, die richtige Schätzung und Wertung einer Begebenheit, eines Beitrages« liegen; Fr. M. Zimmermann (Hg.), Hand- und Hilfsbuch für Zeitungsfachleute. Lehrbuch für kaufmännische Zeitungstechnik. 4. Aufl. Leipzig 1926, S. 70.

¹⁵⁰ Unger, Herstellung von Büchern (wie Anm. 149), S. 45.

¹⁵¹ Tom Gretton, Richard Caton Woodville (1856–1928) at the Illustrated London News. In: Victorian Periodical Review 48, 2015, H. 1, S. 87–120, hier S. 87.

¹⁵² Gustav Frank / Madleen Podewski / Stefan Scherer, Kultur – Zeit – Schrift. Literatur- und Kulturzeitschriften als »kleine Archive«. In: IASL 34, 2009, H. 2, S. 1–45, hier S. 9.

¹⁵³ Kästner, Spuk (Berlin [wie Anm. 2]), unpag.

¹⁵⁴ Käte Hamburger, Logik der Dichtung. 2., stark veränderte Aufl. Stuttgart 1968, S. 52 und S. 249.

¹⁵⁵ Vgl. ebd., S. 105.

»Ansaageblatt des Westdeutschen Rundfunks« (23. November 1930) und natürlich für den Erstdruck in der »B.Z. am Mittag«.¹⁵⁶ Dort wird der *effet de réel* noch verstärkt, da Kästners Beitrag zwar Fiktionssignale wie die Nennung des Autornamens enthält, aber dezidiert über dem Feuilletonstrich erscheint, zwischen den Nachrichten.

¹⁵⁶ Einen Grenzfall stellen die beiden im Juni 1929 veröffentlichten Abdrucke in der »Morgenzeitung und Handelsblatt« (Ostrau [wie Anm. 41]) und in der »Zeitschrift der Büchergilde Gutenberg« (wie Anm. 33) insofern dar, als die präteritale Rede vom Geschehen »[i]n einer Sommernacht dieses Jahres« einen verhältnismäßig unbestimmten zeitlichen Abstand nahelegt. Wer kurze Zeit nach dem meteorologischen (1. Juni) wie astronomischen (21. Juni) Sommerbeginn auf eine erst wenige Tage, bestenfalls gut drei Wochen zurückliegende Sommernacht rekurriert, dürfte einen präziseren Bezug herstellen, von der »letzten«, »vorletzten« oder »einer der letzten Sommernächte« sprechen.

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.

Mitteilungen

Monika Schoeller

(15. September 1939 – 17. Oktober 2019)

Die Hofmannsthal-Gesellschaft trauert um ihr langjähriges Ehrenratsmitglied Monika Schoeller.

Monika Schoeller trat nach ihrem Literatur- und Kunstgeschichtsstudium in München, Wien, Paris, London und Zürich 1974 in die Leitung des S. Fischer Verlags ein, den ihr Vater Georg von Holtzbrinck seinerseits von Gottfried Bermann Fischer, dem Schwiegersohn des Verlagsgründers Samuel Fischer, übernommen hatte. Neben vielen anderen gewichtigen Editionsprojekten und Werkausgaben, so zu Thomas Mann, Heinrich Mann, Franz Kafka, zu Sigmund Freud, Carl Zuckmayer, Arthur Schnitzler, Alfred Kerr und Hubert Fichte, die unter ihrer Leitung im Verlag entstanden, übernahm die neue Verlagsleiterin auch die seit 1967 im Entstehen begriffene kritische Hofmannsthal-Ausgabe, deren erster Band gerade in den Fahnen vorlag und wenig später, 1975, erschien. Dass diese Ausgabe Monika Schoellers gesamte Zeit als Verlegerin, ja ihr ganzes weiteres Leben begleiten würde, war damals gewiss nicht abzusehen. Frau Schoeller hat sich dieser Aufgabe mit viel Engagement und großer Ausdauer angenommen und auch in Krisen und wirtschaftlich schwierigen Zeiten das Projekt verlässlich und wirkungsvoll unterstützt. Die Hofmannsthal-Ausgabe verdankt ihrem Einsatz unendlich viel. Frau Scholler hat die bevorstehende Fertigstellung der großen Ausgabe entscheidend befördert, ja überhaupt erst ermöglicht. Seit die DFG-Förderung Ende 2008 eingestellt wurde, unterstützt die S. Fischer Stiftung die Redaktion im Freien Deutschen Hochstift mit einem erheblichen Beitrag pro Band. Wie gern hätten wir den Abschluss der Ausgabe noch mit Frau Schoeller gefeiert! Doch immerhin hat sie von der inzwischen auf 42 Bände angewachsenen Ausgabe der »Sämtlichen Werke« alle bis auf den letzten, noch ausstehenden Band begleiten können. Ihren achtzigsten Geburtstag feierte Monika Schoeller mit ihren Mitarbei-

tern im Freien Deutschen Hochstift. Dort gehörte sie seit 1975 dem Verwaltungsausschuss an, brachte aber mit dem für das Fest gewählten Ort auch ihre persönliche Verbundenheit mit dem am FDH edierten Werk Hofmannsthals zum Ausdruck. Das Fest fand einen Monat vor ihrem Tod statt, und niemand der Anwesenden konnte etwas von der schweren Krankheit der Jubilarin bemerken.

Die Hofmannsthal-Gesellschaft und ihr Vorstand fanden in Monika Schoeller über viele Jahre eine tatkräftige Unterstützerin. Seit der Tagung der Gesellschaft in Weimar im Jahr 2000 war sie Mitglied des Ehrenrats. Aber schon zuvor, vor allem in den letzten Lebensjahren von Rudolf Hirsch, dem sie sehr verbunden war, wurden die Vorstandssitzungen meistens im S. Fischer Verlag ausgerichtet, und Frau Schoeller nahm oft selbst daran teil; zurückhaltend und mit leiser Stimme, selbst wenn sie mit Nachdruck eine wichtige Information oder Richtigstellung einwarf. Still, vornehm und diskret, aber doch überaus freundlich war ihr Auftreten, man wurde selbst merklich leiser im Gespräch mit ihr. In all den Nachrufen und schon in der kleinen Festschrift zum 80. Geburtstag »Stimme und Herz« wird mit Recht diese »Milde und Behutsamkeit« (Silvia Bovenschen), diese »Zugewandtheit und Diskretion« (Felicitas Hoppe) hervorgehoben, werden ihre »Geduld, Takt, Güte, Dezenz, Bescheidenheit, Großzügigkeit und Empathie« gerühmt und ihr waches und aufmerksames Gesprächsverhalten bewundert (Peter Sillem). Monika Schoeller war in dieser Hinsicht eine vollkommene Ausnahmeerscheinung im lauten Medienbetrieb. Und dabei äußerst erfolgreich. In gewisser Weise verkörperte sie jene raren Tugenden, die Walter Benjamin seiner Briefsammlung »Deutsche Menschen« als Motto vorangestellt hatte: »Von Ehre ohne Ruhm / Von Größe ohne Glanz / Von Würde ohne Sold.«

Ein Gespräch mit ihr ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Wir sprachen von einer wichtigen Autorin des Verlags, von Ilse Aichinger, mit der Monika Schoeller eng befreundet war. Sie erzählte von ihrer letzten Begegnung mit ihr in Wien; wie Ilse Aichinger ihren 80. Geburtstag verbracht habe und wie sie lebe. Ich hatte den Eindruck, dass sich da zwei Wahlverwandte getroffen hatten: dieselbe Zurückhaltung, dasselbe Wirken im Verborgenen, dieselbe Reserve gegenüber öffentlichen Ehrungen. Hier waren zwei Menschen, die der lauten

Sprache der Mitteilung misstrauten, die – wie es bei Ilse Aichinger heißt – »des genauesten und stillsten Hinhörens« fähig waren, und die »ihre Wörter aus dem Schweigen« holten, »dem einzigen Ort, aus dem sie zu holen sind.«

Elsbeth Dangel-Pelloquin

Neue Mitglieder der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft
(Oktober 2019 bis September 2020)

Cornelia Michél, München
Christian Scheffler, Königstein

Interessierte wenden sich bitte an das Büro der Gesellschaft:

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.
c/o Freies Deutsches Hochstift
Großer Hirschgraben 23–25
60311 Frankfurt am Main
Tel. 069/13880-247
E-Mail: hofmannsthal-gesellschaft@web.de
www.hofmannsthal.de
www.facebook.com/hofmannsthal
<https://twitter.com/HofmannsthalGes>

446 Mitteilungen

Hofmannsthal-Bibliografie online

Seit dem 1. Juli 2008 ist die Bibliographie der Hofmannsthal-Gesellschaft öffentlich im Internet zugänglich. Derzeit sind mit ca. 6850 Einträgen hauptsächlich die Jahrgänge 1978–2019 (Redaktionsschluss: Juli 2019) bibliographisch erfasst und inhaltlich erschlossen; der Jahrgang 1977 und mögliche Ergänzungen zur Primär- und Sekundärliteratur aus dem Zeitraum 1978 bis Ende 2020 sollen bei der nächsten Aktualisierung der Bibliographie aufgenommen werden.

Zu erreichen ist die Datenbank über die Website der Gesellschaft (hofmannsthal.de) oder direkt unter hofmannsthal.bibliographie.de. Die Meldung entlegener Literatur erbitten wir an die Bearbeiterin Dr. Gisela Bärbel Schmid (hofmannsthal-gesellschaft@web.de).

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis

SW Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hg. von Anne Bohnenkamp (seit 2004), Heinz Otto Burger (bis 1977), Rudolf Hirsch (bis 1996), Clemens Köttelwesch (1980–1988), Detlev Lüders (bis 1980), Mathias Mayer (seit 1996), Christoph Perels (seit 1989), Edward Reichel (seit 1993), Heinz Rölleke (seit 1974), Martin Stern (bis 1974), Ernst Zinn (bis 1990). Frankfurt a.M.

<i>SW I Gedichte 1</i>	Hg. von Eugene Weber. 1984.
<i>SW II Gedichte 2</i>	Aus dem Nachlaß. Hg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber. 1988.
<i>SW III Dramen 1</i>	Kleine Dramen. Hg. von Götz Eberhard Hübner, Klaus-Gerhard Pott und Christoph Michel. 1982.
<i>SW IV Dramen 2</i>	Das gerettete Venedig. Hg. von Michael Müller. 1984.
<i>SW V Dramen 3</i>	Die Hochzeit der Sobeide / Der Abenteurer und die Sängerin. Hg. von Manfred Hoppe. 1992.
<i>SW VI Dramen 4</i>	Das Bergwerk zu Falun. Semiramis. Die beiden Götter. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1995.
<i>SW VII Dramen 5</i>	Alkestis / Elektra. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer. 1997.
<i>SW VIII Dramen 6</i>	Ödipus und die Sphinx / König Ödipus. Hg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp. 1983.
<i>SW IX Dramen 7</i>	Jedermann. Hg. von Heinz Rölleke. 1990.
<i>SW X Dramen 8</i>	Das Salzburger Große Welttheater / Pantomimen zum Großen Welttheater. Hg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz. 1977.
<i>SW XI Dramen 9</i>	Florindos Werk. Cristinas Heimreise. Hg. von Mathias Mayer. 1992.
<i>SW XII Dramen 10</i>	Der Schwierige. Hg. von Martin Stern. 1993.
<i>SW XIII Dramen 11</i>	Der Unbestechliche. Hg. von Roland Haltmeier. 1986.
<i>SW XIV Dramen 12</i>	Timon der Redner. Hg. von Jürgen Fackert. 1975.
<i>SW XV Dramen 13</i>	Das Leben ein Traum / Dame Kobold. Hg. von Christoph Michel und Michael Müller. 1989.

<i>SW XVI.1 Dramen 14.1</i>	Der Turm. Erste Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 1990.
<i>SW XVI.2 Dramen 14.2</i>	Der Turm. Zweite und dritte Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 2000.
<i>SW XVII Dramen 15</i>	Übersetzungen, Bearbeitungen, Prologe, Vorspiele. Hg. von Gudrun Kotheimer und Ingeborg Beyer Ahlert. 2006.
<i>SW XVIII Dramen 16</i>	Fragmente aus dem Nachlaß 1. Hg. von Ellen Ritter. 1987.
<i>SW XIX Dramen 17</i>	Fragmente aus dem Nachlaß 2. Hg. von Ellen Ritter. 1994.
<i>SW XX Dramen 18</i>	Silvia im »Stern«. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1987.
<i>SW XXI Dramen 19</i>	Lustspiele aus dem Nachlaß 1. Hg. von Mathias Mayer. 1993.
<i>SW XXII Dramen 20</i>	Lustspiele aus dem Nachlaß 2. Hg. von Mathias Mayer. 1994.
<i>SW XXIII Operndichtungen 1</i>	Der Rosenkavalier. Hg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh. 1986.
<i>SW XXIV Operndichtungen 2</i>	Ariadne auf Naxos / Die Ruinen von Athen. Hg. von Manfred Hoppe. 1985.
<i>SW XXV.1 Operndichtungen 3.1</i>	Die Frau ohne Schatten / Danae oder die Vernunfttheirat. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1998.
<i>SW XXV.2 Operndichtungen 3.2</i>	Die ägyptische Helena / Opern- und Singspielpläne. Hg. von Ingeborg Beyer-Ahlert. 2001.
<i>SW XXVI Operndichtungen 4</i>	Arabella / Lucidor / Der Fiaker als Graf. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1976.
<i>SW XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien</i>	Hg. von G. Bärbel Schmid und Klaus-Dieter Krabiel. 2006.
<i>SW XXVIII Erzählungen 1</i>	Hg. von Ellen Ritter. 1975.
<i>SW XXIX Erzählungen 2</i>	Aus dem Nachlaß. Hg. von Ellen Ritter. 1978.
<i>SW XXX Roman</i>	Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d'Austria. Hg. von Manfred Pape. 1982.
<i>SW XXXI Erfundene Gespräche und Briefe</i>	Hg. von Ellen Ritter. 1991.
<i>SW XXXII Reden und Aufsätze 1</i>	Hg. von Hans-Georg Dewitz, Olivia Varwig, Mathias Mayer, Ursula Renner und Johannes Barth. 2015.

<i>SW XXXIII</i> <i>Reden und Aufsätze 2</i>	Hg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter. 2009.
<i>SW XXXIV</i> <i>Reden und Aufsätze 3</i>	Hg. von Klaus E. Bohnenkamp, Katja Kaluga und Klaus-Dieter Krabiel. 2011.
<i>SW XXXVI</i> <i>Herausgebertätigkeit</i>	Hg. von Donata Mieke, Catherine Schlaud, Ellen Ritter und Katja Kaluga. 2017
<i>SW XXXVII Aphoristisches – Autobiographisches – Frühe Romanpläne</i>	Hg. von Ellen Ritter (†). 2015.
<i>SW XXXVIII</i> <i>Aufzeichnungen (Text)</i>	Hg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth. 2013.
<i>SW XXXIX</i> <i>Aufzeichnungen (Erläuterungen)</i>	Hg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth. 2013.
<i>SW XL Bibliothek</i>	Hg. von Ellen Ritter in Zusammenarbeit mit Dalia Bukauskaitė und Konrad Heumann. 2011.
 <i>GW</i> Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Hg. von Bernd Schoeller (Bd. 10: und Ingeborg Beyer-Ahlert) in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a.M. 1979f.	
<i>GW GD I</i>	Gedichte. Dramen I: 1891–1898
<i>GW D II</i>	Dramen II: 1892–1905
<i>GW D III</i>	Dramen III: 1893–1927
<i>GW D IV</i>	Dramen IV: Lustspiele
<i>GW D V</i>	Dramen V: Operndichtungen
<i>GW D VI</i>	Dramen VI: Ballette. Pantomimen. Bearbeitungen. Übersetzungen
<i>GW E</i>	Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen
<i>GW RA I</i>	Reden und Aufsätze I: 1891–1913
<i>GW RA II</i>	Reden und Aufsätze II: 1914–1924
<i>GW RA III</i>	Reden und Aufsätze III: 1925–1929. Buch der Freunde. Aufzeichnungen: 1889–1929

Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hg. von Herbert Steiner. Frankfurt a.M. 1945ff. (bei später abweichender Paginierung 1. Aufl. mit Erscheinungsjahr).

<i>P I (1950)</i>	Prosa I. 1. Aufl. 1950
<i>P I</i>	Prosa I. 1956
<i>P II (1951)</i>	Prosa II. 1. Aufl. 1951
<i>P II</i>	Prosa II. 1959
<i>P III</i>	Prosa III. 1952
<i>P IV</i>	Prosa IV. 1955
<i>A</i>	Aufzeichnungen. 1959
<i>E</i>	Erzählungen. Stockholm 1945. 2. Aufl. 1949. 3. Aufl. 1953
<i>GLD</i>	Gedichte und Lyrische Dramen. Stockholm 1946. 2. Aufl. 1952
<i>D I</i>	Dramen I. 1953
<i>D II</i>	Dramen II. 1954
<i>D III</i>	Dramen III. 1957
<i>D IV</i>	Dramen IV. 1958
<i>L I (1947)</i>	Lustspiele I. 1. Aufl. 1947
<i>L I</i>	Lustspiele. 1959
<i>L II (1948)</i>	Lustspiele II. 1. Aufl. 1948
<i>L II</i>	Lustspiele II. 1954
<i>L III</i>	Lustspiele III. 1956
<i>L IV</i>	Lustspiele IV. 1956
<i>B I</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1890–1901. Berlin 1935.
<i>B II</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1900–1909. Wien 1937.
<i>BW Andrian</i>	Hugo von Hofmannsthal – Leopold von Andri- an: Briefwechsel. Hg. von Walter H. Perl. Frank- furt a.M. 1968.
<i>BW Auernheimer</i>	The Correspondence of Hugo von Hofmanns- thal and Raoul Auernheimer. Ed. Donald G. Daviau. In: <i>Modern Austrian Literature</i> 7, 1974, Nr. 3 und 4, S. 209–307.
<i>BW Bahr</i>	Hugo und Gerty von Hofmannsthal – Hermann Bahr: Briefwechsel 1891–1934. Hg. und kom- mentiert von Elsbeth Dangel-Pelloquin. Göttin- gen 2013.

<i>BW Beer-Hofmann</i>	Hugo von Hofmannsthal – Richard Beer-Hofmann: Briefwechsel. Hg. von Eugene Weber. Frankfurt a.M. 1972.
<i>BW Bodenhausen</i>	Hugo von Hofmannsthal – Eberhard von Bodenhausen: Briefe der Freundschaft. Hg. von Dora von Bodenhausen. Düsseldorf 1953.
<i>BW Borchardt</i>	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Hg. von Marie Luise Borchardt und Herbert Steiner. Frankfurt a.M. 1954.
<i>BW Borchardt (1994)</i>	Rudolf Borchardt – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Text. Bearbeitet von Gerhard Schuster und Hans Zimmermann. München / Wien 1994.
<i>BW Borchardt Kommentar</i>	Rudolf Borchardt – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Kommentar und Materialien. Hg. von Gerhard Schuster. München / Wien 2014.
<i>BW W. Brecht</i>	Hugo von Hofmannsthal – Walther Brecht: Briefwechsel. Hg. von Christoph König und David Oels. Göttingen 2005.
<i>BW Bruckmann</i>	Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kassner und Rainer Maria Rilke im Briefwechsel mit Elsa und Hugo Bruckmann. 1893–1941. Hg. und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Göttingen 2014.
<i>BW Burckhardt</i>	Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt a.M. 1956.
<i>BW Burckhardt (1957)</i>	Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt a.M. 1957 (erw. Ausgabe).
<i>BW Burckhardt (1991)</i>	Hg. von Carl J. Burckhardt und Claudia Mertz Rychner. Erw. und überarb. Neuausgabe. Frankfurt a.M. 1991.
<i>BW Degenfeld</i>	Hugo von Hofmannsthal – Ottonie Gräfin Degenfeld: Briefwechsel. Hg. von Marie Therese Miller Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingeleitet von Theodora von der Mühlh. Frankfurt a.M. 1974.

- BW Degenfeld (1986)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie Freifrau von Wendelstadt. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingel. von Theodora von der Mühl. Erw. und verb. Auflage. Frankfurt a.M. 1986.
- BW Dehmel* Hugo von Hofmannsthal – Richard Dehmel: Briefwechsel 1893–1919. Mit einem Nachwort. Hg. von Martin Stern. In: HB 21/22, 1979, S. 1–130.
- BW Eysoldt* Gertrud Eysoldt – Hugo von Hofmannsthal: Der Sturm Elektra. Briefe. Hg. von Leonhard M. Fiedler. Salzburg 1996.
- BW Clemens Franckenstein* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. In: HJb 5, 1997, S. 7–146.
- BW Clemens Franckenstein (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. Freiburg i.Br. 1998.
- BW George* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. Hg. von Robert Boehringer. Berlin 1938.
- BW George (1953)* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. 2. erg. Aufl. Hg. von Robert Boehringer. München / Düsseldorf 1953.
- BW Gomperz* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Marie von Gomperz 1892–1916 mit Briefen von Nelly von Gomperz. Hg. von Ulrike Tanzer. Freiburg i.Br. 2001.
- BW Haas* Hugo von Hofmannsthal – Willy Haas: Ein Briefwechsel. Hg. von Rolf Italiaander. Berlin 1968.
- BW Harden* Hugo von Hofmannsthal – Maximilian Harden. Hg. von Hans-Georg Schede. In: HJb 6 1998, S. 7–115.,
- BW Hauptmann* Hugo von Hofmannsthal und Gerhart Hauptmann. Chronik ihrer Beziehungen 1899–1929. Aus Briefen und Dokumenten zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Martin Stern. In: HB 37/38, 1988, S. 5–141.

- BW Hellmann* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Paul und Irene Hellmann. Hg. von Werner Volke. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 11, 1967, S. 170–224.
- BW Herzfeld* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Marie Herzfeld. Hg. von Horst Weber. Heidelberg 1967.
- BW Heymel I* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 1: 1900–1908. Hg. von Werner Volke. In: HJb 1, 1993, S. 19–98.
- BW Heymel II* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 2: 1909–1914. Hg. von Werner Volke. In: HJb 3, 1995, S. 19–167.
- BW Heymel (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Alfred Walter Heymel. Hg. von Werner Volke. Freiburg i.Br. 1998 (= BW Heymel I und II).
- BW Insel* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Insel-Verlag 1901 bis 1929. Hg. von Gerhard Schuster. Frankfurt a.M. 1985.
- BW Karg Bebenburg* Hugo von Hofmannsthal – Edgar Karg von Bebenburg: Briefwechsel. Hg. von Mary E. Gilbert. Frankfurt a.M. 1966.
- BW Kassner I* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil I: 1901–1910. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 11, 2003, S. 7–136.
- BW Kassner II* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil II: 1910–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 12, 2004, S. 7–190.
- BW Kassner (2005)* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Freiburg i.Br. 2005 (= BW Kassner I und II).

- BW Kessler* Hugo von Hofmannsthal – Harry Graf Kessler: Briefwechsel 1898–1929. Hg. von Hilde Burger. Frankfurt a.M. 1968.
- BW Korrodi* Klaus E. Bohnenkamp, »Wir haben diesen Dichter geliebt ...« Hugo von Hofmannsthal und Eduard Korrodi. Briefe und Dokumente. In: HJb 25, 2017, S. 7–120.
- BW Lichnowsky* Hugo von Hofmannsthal – Mechtilde Lichnowsky. Hg. von Hartmut Cellbrot und Ursula Renner. In: HJb 5, 1997, S. 147–198.
- BW Lieben* Hugo von Hofmannsthal – Robert und Annie von Lieben. Hg. von Mathias Mayer. In: HJb 4, 1996, S. 31–66.
- BW Meier-Graefe* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. In: HJb 4, 1996, S. 67–168.
- BW Meier-Graefe (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg i.Br. 1998.
- BW Mell* Hugo von Hofmannsthal – Max Mell: Briefwechsel. Hg. von Margret Dietrich und Heinz Kindermann. Heidelberg 1982.
- BW Michel* Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel. Briefe. Mitgeteilt und kommentiert von Riccardo Concetti. In: HJb 13, 2005, S. 11–167.
- BW Nostitz* Hugo von Hofmannsthal – Helene von Nostitz: Briefwechsel. Hg. von Oswalt von Nostitz. Frankfurt a.M. 1965.
- BW Oppenheimer I* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Myna Oppenheimer: Briefwechsel. Teil I: 1891–1905. Hg. von Nicoletta Giacon. In: HJb 7, 1999, S. 7–99.
- BW Oppenheimer II* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Myna Oppenheimer: Briefwechsel. Teil II: 1906–1929. Hg. von Nicoletta Giacon. In: HJb 8, 2000, S. 7–155.

- BW Pannwitz* Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz: Briefwechsel. 1907–1926. In Verb. mit dem Deutschen Literaturarchiv hg. von Gerhard Schuster. Mit einem Essay von Erwin Jaeckle. Frankfurt a.M. 1994.
- BW Redlich* Hugo von Hofmannsthal – Josef Redlich: Briefwechsel. Hg. von Helga (Ebner-)Fußgänger. Frankfurt a.M. 1971.
- BW Rilke* Hugo von Hofmannsthal – Rainer Maria Rilke: Briefwechsel 1899–1925. Hg. von Rudolf Hirsch und Ingeborg Schnack. Frankfurt a.M. 1978.
- BW Schmuylow-Claassen* Ria Schmuylow-Claassen und Hugo von Hofmannsthal. Briefe, Aufsätze, Dokumente. Hg. von Claudia Abrecht. Marbach a.N. 1982.
- BW Schnitzler* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler: Briefwechsel. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1964.
- BW Schnitzler (1983)* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1983.
- BW Strauss* Richard Strauss: Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal. Hg. von Franz Strauss. Berlin / Wien / Leipzig 1926.
- BW Strauss (1952)* Richard Strauss – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Hg. von Franz und Alice Strauss. Bearb. von Willi Schuh. Zürich 1952
- BW Strauss (1954)* Erw. Auflage. Zürich 1954.
- BW Strauss (1964)* Im Auftrag von Franz und Alice Strauss hg. von Willi Schuh. 3., erw. Aufl. Zürich 1964. Hg. von Willi Schuh.
- BW Strauss (1970)* 4., erg. Aufl. Zürich 1970.
- BW Strauss (1978)* 5., erg. Aufl. Zürich/Freiburg i.Br. 1978.
- BW Taube* Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube. Briefe 1907–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm. In: HJb 14, 2006, S. 147–237.
- BW Thun-Salm* Hugo von Hofmannsthal – Christiane Thun-Salm. Briefwechsel. Hg. von Renate Moering. Frankfurt a.M. 1999.

- BW Thurn und Taxis* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe 1903–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Freiburg i.Br. 2016.
- BW Wiegand* Briefe an Willy Wiegand und die Bremer Presse. Hg. von Werner Volke. In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 7, 1963, S. 44–190.
- BW Wildgans* Der Briefwechsel Hofmannsthal – Wildgans. Erg. und verb. Neudruck. Hg. von Joseph A. von Bradish. Zürich/München/Paris 1935.
- BW Wildgans (1971)* Hugo von Hofmannsthal – Anton Wildgans: Briefwechsel. Neuausg. Hg. und kommentiert von Norbert Altenhofer. Heidelberg 1971.
- BW Zifferer* Hugo von Hofmannsthal – Paul Zifferer: Briefwechsel. Hg. von Hilde Burger. Wien [1983].
- B Christiane* Christiane von Hofmannsthal. Ein nettes kleinesWelttheater. Briefe an Thankmar von Münchhausen. Hg. von Claudia Mertz-Rychner in Zusammenarbeit mit Maya Rauch. Frankfurt a.M. 1995.
- TB Christiane* Christiane von Hofmannsthal. Tagebücher 1918–1923 und Briefe des Vaters an die Tochter 1903–1929. Hg. von Maya Rauch und Gerhard Schuster, Frankfurt a.M. 1991.
- TB Christiane (21991)* 2. überarb. Aufl. Frankfurt a.M. 1991.
- Brief-Chronik* Hugo von Hofmannsthal. Brief-Chronik. Regest Ausgabe. 3 Bde. Hg. von Martin E. Schmid unter Mitarbeit von Regula Hauser und Severin Perrig. Red. Jilline Bornand. Heidelberg 2003.
- Brief-Chronik I* Bd. 1: 1874–1911.
- Brief-Chronik II* Bd. 2: 1912–1929.
- Brief-Chronik III* Bd. 3: Register.
- Hirsch* Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Frankfurt a.M. 1995.
- Hirsch (1998)* Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Nachträge und Register. Frankfurt a.M. 1998.

<i>HB</i>	Hofmannsthal-Blätter. Veröffentlichung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u.a. Heidelberg 1971ff.
<i>HF</i>	Hofmannsthal-Forschungen. Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u.a. Basel u.a. 1971ff.
<i>HH</i>	Hofmannsthal Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von Mathias Mayer und Julian Werlitz. Stuttgart 2016.
<i>HJb</i>	Hofmannsthal-Jahrbuch. Hg. von Maximilian Bergengruen, Alexander Honold, Gerhard Neumann(†), Ursula Renner, Günter Schnitzler und Gotthart Wunberg (†). Freiburg i.Br. 1993ff.
<i>Weber</i>	Weber, Horst: Hugo von Hofmannsthal-Bibliographie: Werke, Briefe, Gespräche, Übersetzungen, Vertonungen. Bearbeitet von Horst Weber. Berlin / New York 1972.

Alle gängigen Zeitschriften werden abgekürzt nach der Bibliographie der Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (BDSL).

Anschriften der Mitarbeiter

Prof. Dr. Moritz Baßler
Universität Münster
Germanistisches Institut
Schlossplatz 34
D – 48143 Münster

Prof. Dr. Maximilian Bergengruen
Karlsruher Institut für Technologie
(KIT)
Institut für Germanistik:
Kaiserstraße 12
D – 76131 Karlsruhe

Dr. Klaus E. Bohnenkamp
Hölderlinstraße 8
D – 70174 Stuttgart

Dr. Rudolf Brandmeyer
23 rue de la Grange aux Belles
F – 75010 Paris

David Brehm
Universität Marburg
Institut für Neuere deutsche Literatur
Deutschhausstraße 3
D – 35032 Marburg

Prof. Dr. Elsbeth Dangel-Pelloquin
Universität Basel
Deutsche Sprach- und Literaturwissen-
schaft
Totengässlein 3
CH – 4051 Basel

Prof. Dr. Konstanze Fliedl
ACE – Austrian Corpora and Editions
acdH-ch - Austrian Centre for Digital
Humanities and Cultural Heritage
Sonnenfelsgasse 19
A – 1010 Wien

Prof. Dr. Wolfram Malte Fues
Aeschstrasse 3B
CH – 4202 Duggingen

Prof. Dr. Alexander Honold
Universität Basel
Deutsches Seminar
Engelhof, Nadelberg 4
CH – 4051 Basel

Priv.-Doz. Dr. Marcel Krings
Universität Heidelberg
Germanistisches Seminar
Hauptstr. 207-209
D – 69117 Heidelberg

Prof. Dr. Volker Mergenthaler
Universität Marburg
Institut für Neuere deutsche Literatur
Deutschhausstraße 3
D – 35037 Marburg

Dr. Lucie Merhautová
Masaryk Institut und Archiv der Aka-
demie der Wissenschaften der Tsche-
chischen Republik
Gabčíkova 8
CZE – Prag 8

Dr. Martin Anton Müller
Österreichische Akademie der Wissen-
schaften
Georg-Coch-Platz 2
A – 1010 Wien

Prof. Dr. Jutta Müller-Tamm
Freie Universität Berlin
Institut für Deutsche und Niederländi-
sche Philologie
Habelschwerdter Allee 45
D – 14195 Berlin

Prof. Dr. Ursula Renner-Henke
Zasiusstraße 42
D – 79102 Freiburg i.Br.

Lotta Ruppenthal
Ochtmisser Straße 4a
D – 21339 Lüneburg

Dr. Friedrich Schlegel
Seydlitzstraße 25
D – 40476 Düsseldorf

Prof. Dr. Günter Schnitzler
Universität Freiburg
Deutsches Seminar
Platz der Universität 3
D – 79085 Freiburg i.Br.

Priv.-Doz. Dr. Matthias Schöning
Universität Konstanz
Fachbereich Literaturwissenschaft
Universitätsstraße 10
D – 78464 Konstanz

Dr. Joachim Seng
Freies Deutsches Hochstift
Großer Hirschgraben 23–25
D – 60311 Frankfurt a.M.

Register

- About, Edmont 16, 17
Adler, Hans 269, 319
Adorno, Theodor W. 242
Ady, Endre 73
Agamben, Giorgio 425
Aichinger, Ilse 444, 445
Ajalbert, Jean 16, 17
Ajouri, Philipp 298
Albert, Eduard 29
Albert, Eugen d' 117
Aldor, Wilhelm 55, 56
Alexander der Große 75
Alexander I. von Russland 172
Allemann, Beda 240
Alt, Peter-André 380
Altenberg, Peter 117, 377
Andersen, Hans Christian 360–363, 365f.
Andersen Nexø, Martin 415
Andorfer, Peter 58
Andreas-Salomé, Lou 156
Angelus Silesius [Johannes Scheffler] 107
Anselm von Canterbury 169
Antschel, Berta 246
Apollinaire, Guillaume 214f.
Arcybašev, Michail s. Artzibaschef, Michail Petrowitsch
Arco auf Valley, Anton Graf von 179
Aristophanes 116
Aristoteles 102, 311, 312, 313
Arnar, Anna Sigridur 351
Artzibaschef, Michail Petrowitsch 129, 131, 132f.
Aue-Ben-David, Irene 141
Auerbach, Alfred 415
Auernheimer, Raoul 69
Auffenberg-Komarów, Moritz von 55
Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach 99
Augustinus 162
Auředníčková, Anna 29
Aurnhammer, Achim 73, 285
Ausländer, Rose 245
Avenarius, Richard 150
Bab, Julius 36
Bach, David 316
Bach, Ludwig 435
Bachofen, Johann Jakob 229
Badiou, Bertrand 238
Baedeker, Karl 119, 126, 408
Bahr, Hermann 25, 38f., 41f., 64f., 116, 117, 311–326
Balász, Béla 73
Balogh, Vilma 55, 56
Balzac, Honoré de 246
Barck, Karlheinz 269
Barion, Hans 312
Barnert, Arno 253, 260
Barnhurst, Kevin G. 330, 418
Barnowsky, Viktor 68
Baron, Günter 120
Barrès, Maurice 12
Barrett [Browning], Elisabeth 97, 190
Barthes, Roland 303
Bassermann, Albert 115
Bassermann-Jordan. Gabriele von 120, 144
Baßler, Moritz 5f., 329, 330, 355
Baudelaire, Charles 97, 190, 233, 251, 252–261, 262, 267
Bauer, Felice 399
Bauer, Friedrich 422
Beane, Walter Richard 120
Beaumont, Jacqueline de 105
Beaunier, André 158
Bech, Bodil 62
Beck, Knut 36
Beer-Hofmann, Paula 184

- Beer-Hofmann, Richard 65, 184f., 189
 Behrens, Peter 155
 Beier, Nikolaj 59
 Beierwaltes, Werner 169
 Békessy, Imre 57
 Békessy, János s. Habe, Hans
 Belobratow, Alexander 56
 Ben Elieser, Israel (d.i. Baal Schem)
 111f., 133, 135, 140, 145–147, 183f.
 Ben Gurion, David 197
 Ben-Chorin, Schalom 106, 165, 194,
 196, 198, 207, 208, 212
 Beneš, Edvard 418, 427
 Benjamin, Walter 197, 213–236, 367,
 444
 Beöthy, László 68
 Beradt, Martin 136
 Beregi, Oskar 117
 Berg, Nicolas 400
 Bergande, Wolfram 224
 Bergengruen, Werner 200
 Berger, Alfred Freiherr von 103, 312f.
 Berger, Brigitte 291
 Berger, Peter L. 291
 Berger, Rosina 203
 Bergson, Henri 163
 Berlin, Jeffrey B. 36, 44, 125
 Bernay, Jacob 311f., 313, 316
 Bernstein, Eduard 113
 Bessemer, Hermann 125
 Bialik, Chaim Nachman 140
 Bie, Oscar 97
 Biermann, Asher 206
 Biétry, Roland 12, 13
 Biging, Kurt 415
 Bilek, František/Franz 30, 34–36,
 47–51
 Billen, Josef 382
 Bilski, Emily D. 99
 Bin Gorion, Micha Josef 383
 Binder, Hartmut 29, 380
 Bismarck, Marguerite (geb. Gräfin
 Hoyos) 191, 194f., 199
 Bittner, Julius 71
 Blahová, Hana 39
 Blanche, Jacques-Émile 15
 Bleibtreu, Carl 113
 Bleuler, Eugen 265–269, 277f., 280,
 284
 Bodmer, Daniel 110
 Böhme, Jakob 96, 102, 134, 188
 Bohnen, Klaus 298
 Bohnenkamp, Klaus E. 95–212
 Bohnsack, Fritz 135
 Bønnelycke, Emil 59
 Borchardt, Rudolf 96, 109, 111f., 122,
 245, 247
 Born, Jürgen 379, 383
 Börne, Ludwig 344
 Börner, Ingo 58, 62
 Borut, Jakob 212
 Bosse, Heinrich 287
 Böschenstein, Bernhard 239, 243
 Botond, Anneliese 415
 Bourdieu, Pierre 60, 294
 Bourel, Dominique 95f., 102, 107, 110,
 126, 174, 179, 186, 191f., 194, 206
 Bovenschen, Silvia 444
 Brahm, Otto 115
 Brandmeyer, Rudolf 8–23
 Bratzlaw, Nachman von 107
 Braun, Helmut 245
 Brauns, Reinhard 251
 Braunwarth, Peter Michael 58f., 62
 Brehm, David 327–378
 Breitenbach, Heike 99
 Brémond, Ernest 273
 Brentano, Clemens 266
 Breslau, Ralf 120
 Breuer, Josef 311–313, 317f., 319f.
 Březina, Otakar 25–53, 124f.
 Březinová, Helena 32
 Briand, Aristide 412, 431

- Britschgi-Schimmer, Ina 163
 Broch, Hermann 199
 Brod, Max 28, 103, 178, 201
 Broda, Rudolf/Rudolphe 48
 Brody, Daniel 119
 Brody, Samuel Hayim 201
 Brömsel, Sven 113
 Browning, Robert 97, 190
 Bruckmann, Elsa 110, 111, 115, 122f.,
 125, 127, 132, 134, 137f., 143, 153,
 156–158, 161–163, 172f., 175, 188,
 228
 Bruckmann, Hugo 110, 163f., 167
 Brügge-Vallon, Walter 341
 Brühmann, Horst 95
 Brunner, Constantin 141
 Bubel, Sylvester 224
 Buber, Barbara 197
 Buber, Eva 110
 Buber, Judith 197
 Buber, Margarete (geb. Thüring, spä-
 ter Buber-Neumann) 197
 Buber, Martin 95–212
 Buber, Paula (geb. Winkler) 110, 184,
 195, 197
 Buber, Rafael 95, 109f.
 Bücher, Rolf 240
 Büchner, Georg 251, 259
 Budňák, Jan 305
 Bugow, Sergej 132
 Burckhard, Max 128
 Burckhardt, Carl J. 199, 207
 Busch, Wilhelm 358f.

 Caduff, Corina 281
 Caetani, Fürstin Marguerite 103,
 157f., 201, 203, 207
 Cappuyns, Maïeul 169
 Carl August von Sachsen-Weimar-
 Eisenach 6
 Carossa, Hans 96
 Castel, Louis Bertrand 281

 Catilina, Lucius Sergius 92, 355
 Čechov, Anton Pavlovič 74, 134
 Celan, Eric 238, 249
 Celan, Paul 208, 237–264
 Celan-Lestrangle, Gisèle 238, 247, 249
 Cellbrot, Hartmut 207
 Červenka, Miroslav 34
 Cha, Bong-Hi 209
 Chalfen, Israel 247, 263
 Chalupný, Emanuel 32, 34f., 39f., 42,
 47f.
 Chamberlain, Anna 110
 Chamberlain, Houston Stewart 100,
 105f., 110, 113, 116, 118f., 135, 150f.,
 154, 156, 167f., 190
 Chapiro, Joseph 60
 Char, René 241, 248
 Charcot, Jean-Martin 320
 Chuang Tzu s. Tschuang-Tse
 Chudoba, Karl F. 251
 Cicero, Marcus Tullius 92
 Clairvaux, Bernhard von 49
 Claudel, Paul 164, 351
 Cohen, Hermann 107, 384
 Cohn, Margot 95, 109
 Colin, Amy Diana 247
 Colli, Giorgio 268
 Cornwall, Mark 328, 332
 Coudenhove, Karl Maria Graf 25
 Cramer, Sabine 381
 Csáky, Moritz 316, 318
 Curtius, Julius 416

 Dangel-Pelloquin, Elsbeth 311, 443–
 445
 Danius, Sara 328, 351, 354, 427
 Dante Alighieri 166, 171, 174, 193
 Danton, Georges 355
 David, Jakob Julius 128
 Davidowicz, Klaus Samuel 107, 171
 Dawes, Charles G. 432
 Debrunner, Hans 106

- Degenfeld, Ottonie Gräfin 175
 Dehmel, Richard 50, 125, 361
 Delf, Hanna 109
 Delsemme, Paul 10
 Demus, Klaus 237f., 247
 Demus, Nani 238
 Dethlefsen, Dirk 297
 Diamant, Paul J. 62
 Diederichs, Eugen 100f., 111f., 129f.,
 133, 136
 Diederichs, Ulf 101
 Diefenbacher, Hans 113
 Diels, Hermann 209
 Diez, Hermann 328, 330
 Dilthey, Wilhelm 96, 339
 Dietrichstein, Egon 368
 Diogenes 75
 Dionysius Areopagita 216
 Döblin, Alfred 200f.
 Dohle, Oskar 350
 Doležil, Zdeněk 51
 Domin, Hilde 107
 Dor, Milo 246
 Döbekel, Eduard 270
 Dostojewski, Fjodor Michailowitsch
 74
 Doubek, Vratislav 25
 Drews, Jörg 171
 Du Bos, Charles 228
 Dubrovic, Milan 199
 Duse, Eleonora 114–116
 Dymow, Ossip 118
- Eber, Irene 161
 Eckermann, Johann Peter 60, 105
 Edelmann-Ohler, Eva 139
 Ehrenstein, Albert 37
 Eibenschütz, Camilla 117
 Eichendorff, Joseph von 266
 Eichinger, Barbara 107
 Einstein, Carl 164, 351
 Eisner, Kurt 179
- Eisner, Paul/Pavel 45, 125
 Eissler, Aurelie (geb. Kohn) 172, 182
 Eissler, Max 172
 Elias, Norbert 291, 296, 298
 Eliasberg, Alexander 383
 Eliot, T.S. 283
 Elm, Theo 385
 Emerson, Ralph Waldo 97
 Emmerich, Anna Katharina 134
 Epikur 355, 365
 Erdelyi, Jenő 55
 Eßlinger, Eva 277
 Evrárd, Laurent s. Gontran de la
 Baume-Pluvinel, Isabelle Comtesse
 (geb. Crombez)
 Eysoldt, Gertrud 117
- Falcke, Eberhard 424
 Fauraz, L. 410
 Fechner, Gustav Theodor 268f.
 Federn, Ernst 316
 Fedrová, Stanislava 37
 Felski, Rita 353
 Feltkamp, Ronald 153
 Fenske, Uta 286
 Fichte, Hubert 443
 Fiechtner, Helmut A. 96
 Fiedler, Theodor 135
 Fischer, Brigitte 250
 Fischer, Gottfried Bermann 250, 443
 Fischer, Hans 106, 211
 Fischer, Hedwig 97
 Fischer, Otokar 28
 Fischer, Samuel 97, 443
 Fishbane, Michael A. 196
 Flake, Otto 418
 Flaubert, Gustave 99, 383, 398
 Fleischner, Jindřich 32
 Fliedl, Konstanze 311–326
 Flinker, Martin 198, 200
 Fontane, Theodor 354
 Forcade, Olivier 328

- Fortunatus, Joachim 97, 164
 Foster, Ian 61
 Foucart, Claude 120
 Foucault, Michel 415
 Fraenkel, Daniel 464, 212
 France, Anatole 58
 Franchini, Stefano 109
 Frank, Gustav 440
 Frank, Thomas 34
 Franzos, Marie 242
 Freud, Sigmund 57, 90, 91, 192, 223–226, 298, 311–326
 Frevert, Ute 292
 Friedell, Egon 362f.
 Friedländer, Saul 381
 Friedman, Maurice S. 95, 102, 108, 114, 163, 202, 206, 208f.
 Friedmann, Armin 323
 Frisch, Justinian 35, 51
 Frisch, Moriz 35, 47
 Fritsche, Herbert 201f.
 Fritz, Gottlieb (d.i. Tetzl) 96, 110, 114f., 167
 Frug, Samuel (d.i. Simon Frug) 140
 Fuchs, Margarete 429
 Fuchs, Sabine 145
 Fues, Wolfram Malte 213–236
 Fux-Jelensky, Zdenko 26
- Gadamer, Hans-Georg 211, 287
 Gage, John 269, 270
 Galiani, Ferdinando (d.i. Abbé Galiani) 97, 190
 Ganghofer, Ludwig 132
 Garbens, Johann 139
 Gehle, Holger 240
 Geisenhanslüke, Achim 224
 Gelber, Adolf 46, 50
 Gellhaus, Axel 208, 240
 Genette, Gérard 59, 293
 George, Stefan 96
- Gerson, Hermann 186, 246, 248, 255f.
 Gerster, Georg 117
 Gerwien, Marion 208
 Geßner, Teresina 115
 Gide, André 120, 153, 158
 Giertler, Mareike 330
 Giertz, Ilka 25
 Gilbert, Seymour Parker 432
 Giles, Herbert A. 161
 Gilleir, Anke 151
 Ginzberg, Louis 397
 Ginzburg, Carlo 339
 Gisi, Lucas Marco 337
 Gisler, Hans 211
 Glaser, Victor 172
 Gnedov, Vasilisk 351
 Gödde, Christoph 213
 Gödde, Günter 311
 Goes, Albrecht 205
 Goethe, Johann Wolfgang 5f., 29, 60, 160, 203, 230, 261, 277, 283, 383, 398
 Goldenring, Stefania 132
 Goldmann, Max s. Reinhardt, Max
 Goldschmidt Brison, Tamara 95
 Goll, Claire 241
 Goll, Yvan 241f., 245
 Gomperz, Theodor 312
 Gontran de la Baume-Pluvinel, Isabelle Comtesse (geb. Crombez) 158
 Gordon, Haim 206
 Graetz, Heinrich 383
 Graevenitz, Gerhart von 290
 Gregori, Ferdinand 36
 Greiner, Leo 116
 Gretton, Tom 440
 Gretz, Daniela 354, 427
 Grillparzer, Franz 246
 Grimm, Jacob 202, 361, 387
 Grimm, Wilhelm 202, 361, 387

- Gröbel-Uhlig, Wiebke 123
 Groiser, David 102, 133
 Groner, Richard 139
 Großmann, Stefan 50f., 351f., 361
 Grosz, Wilhelm 90
 Grözinger, Erich 382
 Grube, Gernot 350
 Gründer, Karlfried 312
 Gumbrecht, Hans Ulrich 415
 Gumpfenberg, Hanns von 324
 Gurewitsch, Aron David 149–153
 Gurewitsch, Maria (geb. Markowitsch) 149–153
 Gurlitt, Cornelius 190
 Gurlitt, Ludwig 103, 135
 Guttmann, Julius 385
 Guttmann, Leonie 69
- Haas, Willy 28, 50, 125f.
 Habe, Hans 56f., 87–93
 Hack, Bertold 199
 Hahn, Barbara 151
 Hajek, Gisela 55
 Hajek, Markus 55
 Halberthal, Abraham 126, 128
 Hall, Murray G. 35, 47
 Halliday, John D. 327
 Halmi, Artúr Lajos 81
 Hamburger, Käte 246
 Hamburger, Michael 440
 Hanuschek, Sven 407, 424
 Harden, Maximilian 317f.
 Harms, Paul 411
 Hatvany, Ferenc von 136
 Hauber, Karl Friedrich 339
 Hausenstein, Wilhelm 200
 Hauser, Otto 36, 48
 Hauptmann, Gerhart 50f., 60, 159
 Healy, Maureen 327, 337
 Hearn, Lafcadio 231
 Hebbel, Friedrich 97, 115, 182, 190
 Hechtl, Angelika 132
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 49
 Hegner, Jakob 48, 164f.
 Heidegger, Martin 202, 205–207, 209
 Heilmann, Jakob 175
 Heimann, Moritz 97, 136, 183
 Heine, Heinrich 99, 266, 344, 349
 Helbig, Carl 270
 Helbling, Carl 276
 Heller, Erich 399
 Heller, Hugo 145, 246
 Hellmann, Albrecht 176
 Hemecker, Wilhelm 28
 Hemingway, Ernest 208
 Hengsbach, Friedhelm 113
 Henle, Jacob 269–273
 Hennequin, Émile 10
 Heraklit 205, 209, 341f.
 Herbatschek, Heinrich 26
 Herd, Eric W. 285
 Herrigel, Eugen 103–105
 Herwig, Henriette 380
 Herz, Isabella 69
 Herzl, Theodor 101f., 139
 Hesiod 156
 Heß, David 266, 280
 Hesse, Hermann 208
 Heumann, Konrad 28
 Heuss, Theodor 207
 Hildegard von Bingen 134
 Hillerich, Sonja 290
 Hindenburg, Paul von 195
 Hirsch, Rudolf 208, 248, 257
 Hirschfeld, Ludwig 329f., 344, 369f., 444
 Hitler, Adolf 57, 161, 194f., 198
 Hofer, Karin 415
 Hoffmann, Camill 29, 36, 46, 48
 Hoffmann, E.T.A. 266
 Hofman, Alois 28
 Hofmannsthal, Christiane von 247
 Hofmannsthal, Gerty von 119, 125, 126f., 132, 151, 156, 158, 173–175

- Hofmannsthal, Hugo August Peter
 Hofmann 117
 Hofmannsthal, Hugo von 5, 25–53,
 58, 65, 95f., 97–99, 103, 107–111,
 113, 115, 116–118, 123–126, 130,
 133, 142, 144, 156, 158, 160, 175f.,
 180, 188f., 190f., 208, 213–236, 237–
 264, 315, 317f., 322, 327, 377, 443f.
 Hohenfels, Stella von 115
 Höhne, Steffen 32
 Holek, Heinrich 344, 350
 Holitscher, Arthur 111, 135f., 142,
 148f., 151, 153, 184
 Hollender, Martin 120
 Holman, Petr 37
 Holquist, Michael 337
 Holtzbrinck, Georg von 443
 Holz, Arno 220
 Holzer, Rudolf 73
 Hoppe, Felicitas 444
 Horch, Otto 384
 Hornfeck, Susanne 203
 Hornig, Dieter 59, 303
 Horowitz, Karl 246
 Hualla, Rafael 83
 Huesmann, Heinrich 116f.
 Humboldt, Wilhelm von 135, 180
 Huret, Jules 12
 Huysmans, Joris-Karl 267
 Hýsek, Miloslav 34, 41

 Ibsen, Henri 317
 Ifkovits, Kurt 25, 26f., 27, 28, 39, 65
 Illouz, Jean-Nicolas 12
 Immisch, Otto 340
 Iser, Wolfgang 374, 408

 Jacobi, Juliane 135
 Jacobi, Jutta 79
 Jahnn, Hans Henny 200
 Jammers, Antonius 120
 Jammes, Francis 164

 Jandl, Ernst 285
 Janz, Rolf-Peter 285, 295
 Jaspers, Carl 207
 Jatho, Heinz 293
 Jauch, Ursula Pia 120
 Jehle, Oliver 277
 Jessenin, Sergej 241
 Jewanski, Jörg 269
 Joch, Markus 60
 Jodl, Friedrich 96, 102
 Johannes Scotus Eriugena 169
 John, Michael 41
 Jones, Ernest 312
 Jones, Katherine 312
 Joyce, James 224, 328, 354, 427
 Jung, Carl Gustav 206
 Jung, Simone 354
 Jürgensen, Christoph 56, 285

 Kafka, Franz 55, 120, 178, 246, 258f.,
 287, 379–406, 443
 Kafka, Hermann 383f., 402
 Kahler, Erich von 175, 181
 Kainz, Josef 115
 Kálmán, Emmerich 70, 73, 81
 Kamenka, Eugene 202
 Kaminski, Nicola 330, 354, 417
 Kandinsky, Wassily 350
 Kant, Immanuel 279, 384f.
 Kantorowicz, Gertrud 151
 Karinthy, Frigyes 73
 Karl der Kahle 169
 Kasack, Hermann 200
 Kasper, Frz. 362
 Kaßner, Julius 126
 Kassner, Marianne geb. Eissler 172f.,
 175, 183, 199
 Kassner, Rudolf 51, 95–212
 Kästner, Erich 407–441
 Katharina von Siena 134
 Kaus, Rainer J. 381
 Kaznelson, Siegmund 176

- Keim, Wolfgang 135
 Keller, Gottfried 29, 265–284
 Kellner, Hansfried 291
 Kellogg, Frank B. 411, 431
 Kelly, Michael 269
 Kensik, Alphons Clemens 95f., 105, 110, 118, 201–203, 207, 211
 Kerekes, Gábor 61
 Kernmayer, Hildegard 354
 Kerr, Alfred 91, 443
 Key, Ellen 113, 135
 Keyserling, Hermann von 105, 188
 Kiefer, Otto 101
 Kierkegaard, Søren 97, 178, 190f., 383
 Kippenberg, Anton 44, 100, 136, 142, 157, 159–164, 167, 171, 173, 176, 180–182, 187–189, 193f.
 Kippenberg, Katharina 96, 100, 136, 178, 193
 Kirchmayr, Hermann 155
 Kiss, József 77, 80
 Kittler, Friedrich 338
 Kleiss, Marietta 199
 Kluckhohn, Paul 230
 Knauf, Erich 415
 Koch, Hans-Gerd 178
 Kodíček, Josef 51
 Koeltzsch, Ines 45
 Kött, Martin 60
 Kogge, Werner 350
 Kohn, Hans 95, 102, 141, 173, 175–177
 Köhnke, Klaus Christian 111
 Kolb, Annette 200
 Kolkenbrock, Marie 61
 Kommerell, Max 211
 Köppel, Rea 330
 Koschorke, Albrecht 304, 365
 Košenina Alexander 184
 Kostrbová, Lucie 25, 45
 Kosztolányi, Dezső 73
 Krafft-Ebing, Richard von 320
 Kraft, Werner 103f., 112, 117, 171, 178, 181, 196, 228
 Krämer, Sybille 350
 Kranz, Walther 209
 Kraus, Arnošt/Ernst Vilém 32
 Kraus, Karl 35, 246, 317, 323
 Krause, Marcus 427
 Krausz, Erwin Otto 164
 Krings, Marcel 379–406
 Krobb, Florian 61
 Krone, Wolfgang 113
 Krüger-Fürhoff, Irmela Marei 283
 Kuklová, Michaela 45
 Kurz, Gerhard 380, 382, 386
 Kussmaul, Ingrid 136
 Kuypers, Franz 425
 Kvapil, Jaroslav 26, 39, 41
 La Jeunesse, Ernest 214
 Laage, Karl Ernst 276
 Laakmann, Dagmar 201
 Lachmann, Renate 366
 Laermann, Klaus 285, 289, 293, 295
 Laforgue, Jules 98–103
 Landau, Peter 139
 Landauer, Gustav 109, 112, 143, 154, 158, 163, 165, 174
 Landolt, Salomon 266, 277, 280
 Lange-Kirchheim, Astrid 381
 Lao-Tse 134, 209
 Lappin, Eleonore 102
 Latzel zu Barzdorf, Alfred 110
 Latzel, Auguste 126
 Latzel, Marie s. Olden, Marie
 Latzel, Philipp Josef 126
 Lavater, Johann Caspar 180
 Lazarus, Moritz 273
 Lazarus, Nahida Ruth 273f.
 Le Rider, Jacques 109, 298
 Leblanc, Georgette 115
 Lefrère, Jean-Jacques 99
 Legge, James 161

- Lehmann, Adolph 67, 123f.
 Lehmann, Johannes Edvard 50
 Lehmann, Jürgen 243
 Lehmann, Karl 265–269, 277f., 280, 284
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 102
 Leicht, Alfred 273
 Leiser, Erwin 243
 Leiter, Friedrich 328, 330, 340f., 377
 Leitzmann, Albert 180
 Lengyel, Vilma 55f., 70–75
 Lenin, Wladimir Iljitsch 57, 87, 92
 Lenz, Hanne 238, 248
 Lenz, Hermann 248
 Lenzen, Verena 196
 Leppin, Paul 28
 Levie, Sophie 103
 Levine, Michael G. 349, 366
 Lichtblau, Albert 41
 Lindken, Hans Ulrich 44, 62, 125
 Lindner, Anna 62
 Lindner, Burckhardt 224
 Lindner, Gustav Adolf 275
 Lissauer, Ernst 36
 Litt, Stefan 95, 103, 106
 Littmann, Max 175
 Löbl, Emil 352
 Loerke, Oskar 136
 Loewe, Konrad 140
 Loewenfeld, Philipp 139
 Lohr, Andreas 240
 Lonitz, Henri 213
 Losch, Andreas 191
 Lothar, Ernst 361
 Louÿs, Pierre 158
 Löw, Andrea 198
 Löwe, Konrad 140
 Lüdemann, Susanne 365
 Ludwig III., König von Bayern 179
 Luegmayer, Ernst 203
 Lukács, Georg 191, 218
 Lukas, Wolfgang 285, 290
 Lunzer, Heinrich 26
 Luserke, Matthias 315
 Luther, Martin 119
 Mach, Dafna 179
 Mach, Ernst 49, 103
 Machar, Josef Svatopluk 25, 47
 Machatzke, Martin 159
 Mackeben, Theo 436
 Mackensen, August von 371
 Mader, Hubert 301
 Maeterlinck, Maurice 13, 58, 115
 Magdolna, Gizella (geb. Swierák) 68
 Malewitsch, Kasimir Sewerinowitsch 350
 Mallarmé, Stéphane 9–23, 351–353
 Mandel, Siegfried 179
 Mandelstamm, Ossip 241, 351, 262f.
 Mandler, Arnošt/Ernst 26
 Mann, Heinrich 91, 443
 Mann, Katia 179
 Mann, Thomas 91, 96, 117, 179, 181, 443
 Marchal, Bertrand 12
 Markbreiter, Amalia 79
 Martinez, Matías 301
 Masaryk, Tomáš Garrigue 25, 48
 Matala de Mazza, Ethel 365
 Matthisson, Friedrich von 266
 Mauser, Wolfram 381
 Mauthner, Fritz 109, 143
 Mayer, Hans 240f., 261
 Mayer, Jacob P. 292
 Mayer, Jenny 123
 Mayer, Mathias 191
 Mayerhofer, Lukas 316, 318
 Mayor, Jeremias 211
 McBride, Patrizia 377
 MacDonald, Ramsay 415f.
 Meier, Markus 318
 Meier, Walther 201, 205
 Meili-Dworetzkij, Gertrud 312

- Meiseis, Samuel 140
 Meisser, Karl 412
 Meister Eckhart 107f., 134, 159
 Meizoz, Jérôme 59f.
 Mell, Max 199
 Mendelssohn, Peter de 164, 179
 Mendes-Flor, Paul 99, 133, 191, 196
 Menkes, Hermann 71
 Mergenthaler, Volker 407–441
 Merhautová, Lucie 25–53, 124
 Mertens, Eva-Maria 224
 Meyrink, Gustav 338
 Michaux, Henri 241
 Michels, Volker 125
 Miething, Christoph 384
 Miklin, Richard 62
 Mikszáth, Kálmán 73
 Minor, Jakob 96
 Mitterecker, Thomas 350
 Mix, York-Gothart 220
 Mockel, Albert 13
 Moissi, Alexander 117
 Molnár, Ferenc/Franz 70, 73f.
 Molo, Walter von 200
 Mombert, Alfred 111, 130
 Mondrian, Piet 350
 Montinari, Mazzino 268
 Morawitz, Karl von 51
 Moréas, Jean 12, 16f.
 Morelli, Giovanni 339
 Morgenthaler, Walter 272
 Morice, Charles 10, 13
 Móricz, Zsigmond 73
 Morse, Benjamin Joseph 130, 179
 Moser, Tilman 381
 Mozart, Wolfgang Amadeus 71
 Muller, Hermann s. Müller, Hermann
 Müller, Ernst 140
 Müller, Georg 132, 144, 154
 Müller-Einigen, Hans 74
 Müller, Hans Peter 137
 Müller, Hermann 412
 Müller, Johannes 270f.
 Müller, Martin Anton 55–93
 Müller, F. Max 161
 Müller-Tamm, Jutta 265–284
 Müllner, Laurenz 96, 102
 Muncker, Franz 132
 Mussolini, Benito 91
 Nabbe, Hildegard 120
 Nansen, Peter 361
 Nerone, John 330, 418
 Neumann, Gerhard 157, 191
 Neumann, Heinz 197
 Newman, John Henry 190
 Nezdařil, Ladislav 45
 Nichols, Stephen G. 330
 Nickl, Therese 64, 322
 Nicolai, Ralf R. 381
 Nicolaus von Cues 96, 102
 Niehans, Max 179
 Nienhaus, Stefan 252, 377
 Niese, Hansi 68
 Nietzsche, Friedrich 97f., 146, 206, 263, 268, 311, 340, 378
 Noailles, Anna de 158
 Noether, Emma 110
 Noether, Ernst 110
 Noor, Ashraf 163
 Novak, David 206
 Novalis 230, 235f.
 Nunberg, Herman[n] 316
 Nussbaumer, Friedrich A. 268
 Obermayer, August 285
 Oelkers, Jürgen 135
 Oemenoni, Giovanni Ricordi Cont. degli 434
 Ohser, Erich (alias e. o. plauen) 415
 Olden, Hans 212
 Olden, Marie (geb. Latzel) 212
 Oldenberg, Hermann 181
 Olechowski, Thomas 327, 332, 350

- Oppenheimer, Franz 113
 Orlik, Emil 136
 Osmanovic, Erkan 305
 Oswalt, Heinrich 128
 Oswalt, Wilhelm Ernst 128, 187
 Ott, Michael 286, 298
 Ott, Ulrich 157, 191, 207
 Ovid 156, 282
- Paál, Gabor 82
 Paál, János 78
 Paál, Jób 56, 58, 63, 77–87
 Paeschke, Hans 205
 Paetzold, Heinz 269
 Palm, Erwin Walter 107
 Pannier, Dietrich 199
 Pannwitz, Rudolf 197
 Pappenheim, Bertha 321
 Pascal, Blaise 191, 231, 258f.
 Pasley, Malcolm 178, 380f.
 Patka, Marcus G. 246
 Paul I. von Russland 172
 Paul, Hermann 413
 Paulsen, Friedrich 96
 Pavlicek, Tomas 124
 Perez, Jitzchak Leib 140f.
 Pertlik, Susanne 62
 Pethes. Nicolas 427
 Petrbock, Václav 28, 32
 Pfaff, Peter 398
 Pfäfflin, Friedrich 136
 Pialoux, Cordula 294
 Pick, Otto 36, 45
 Pinkert, Ernst-Ullrich 59
 Plant, Margaret 158
 Plato 98, 100f.
 plauen, e.o. s. Ohser, Erich
 Plotin 133
 Podewski, Madleen 440
 Poellnitz, Rudolf von 100f.
 Poincaré, Henri 57, 92, 412, 431
 Polgar, Alfred 331, 366–378
- Polt-Heinzl, Evelyne 67
 Popper-Lynkeus, Josef 46, 49
 Poulain, Elfie 287
 Prater, Donald 125
 Proust, Marcel 223–226
- Raabe, Wilhelm 354
 Raff, Friedrich 436–438
 Rammstedt, Otthein 293
 Ramtke, Nora 417
 Rang, Emma 183
 Rang, Florens Christian 183
 Rappeport, Ernst Elijahu 138, 141, 173, 176, 186, 192f.
 Rathenau, Walter 136
 Régnier, Henri de 158
 Reichert, Thomas 113, 192
 Rein, Wilhelm 135
 Reinhardt, Max 73, 81, 115–117
 Reinhart, Werner 199
 Reinhold, Melanie 107
 Reinthal, Angela 144
 Renner(-Henke), Ursula 71, 103, 285, 286–289, 293
 Rexroth, Tillman 233
 Richer, Paul 320
 Riedmann, Bettina 59, 61
 Riegl, Alois 102
 Rieß, Rolf 139
 Rilke, Clara 176
 Rilke, Rainer Maria 110, 118, 124, 133–135, 144, 153f., 158, 160, 162, 164, 171, 174, 178f., 181, 185, 188f., 191, 212
 Rimbaud, Arthur 267
 Ristow, Gustav 295
 Rittner, Tadeusz 357
 Robertson, Ritchie 382
 Rockefeller, Familie 81
 Rodin, Auguste 97f., 134, 190
 Rokem, Freddie 99
 Rolland, Romain 58

- Rónay, Mária 56, 58, 75–77
 Rosenzweig, Franz 186, 192, 194
 Rostler, Karl (geb. Rosenbaum) 83f.
 Rübner, Tuvia 179
 Ruchatz, Jens 330, 354
 Ruchon, François 99
 Rumi, Dschelaleddin 210
 Ruppenthal, Lotta 327–378
 Russell, Archibald G. 153
 Ruttkay, Georg 55f., 63–68
 Ryszelberghe, Théo van 153
- Saalfrank, Wolf Thorsten 196
 Sacher-Masoch, Artur von 415
 Šajda, Peter 191
 Šalda, František Xaver 47
 Salin, Edgar 96
 Salten, Felix 65, 81
 Salz, Arthur 175, 188
 Salzmann, Siegmund s. Salten, Felix
 Samuel, Richard 230
 Sandroock, Adele 66
 Sarkowski, Heinz 133, 159, 162, 166,
 168f., 172, 176, 177f., 180, 182, 188,
 190, 193f.
 Sartre, Jean Paul 205f.
 Saudek, Abraham 29
 Saudek, Anna 29
 Saudek, Elsa (geb. Groag) 29
 Saudek, Emil 25–53, 124f.
 Saudek, Erik Adolf 29
 Saudek, František 25
 Saudek, Vladimír 25
 Sauermann, Eberhard 44
 Schaeder, Grete 95, 107, 138, 196
 Schäfer, Barbara 131, 139
 Schäfer, Georg Theodor 342
 Schalk, Franz 118, 180
 Schalk, Lili (geb. von Hopfen) 117f.,
 119, 126, 132, 153, 156, 168, 180,
 188
 Scharffenberg, Renate 160
- Scheffel, Michael 56, 285, 301
 Scheffer, Thassilo von 156
 Scheibe, Wolfgang 135
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph
 49
 Schenker, Anatol 102
 Scherer, Jacques 12
 Scherer, Stefan 440
 Schiano-Bennis, Sandrine 13
 Schiefner, Anton 177
 Schiemann, Paul 411
 Schildkraut, Rudolph 66
 Schiller, Friedrich 266, 277, 279
 Schinnerer, Otto P. 86
 Schlaf, Johannes 36
 Schlegel, Friedrich 9–23
 Schlegel, Friedrich 266
 Schlesinger, Siegmund 327, 344
 Schmidt, Erich 96
 Schmidtbronn, Wilhelm 200
 Schmitt, Carl 312
 Schmitz, Siegfried 140
 Schmitz-Emans, Monika 351
 Schmolders, Claudia 157
 Schnack, Ingeborg 160
 Schneider, Lambert 205, 207
 Schnitzler, Arthur 55–93, 117, 285–
 310, 311, 321f., 443
 Schnitzler, Gisela 74
 Schnitzler, Heinrich 62, 64, 74, 90,
 322
 Schnitzler, Johann 79f.
 Schnitzler, Josef 79
 Schnitzler, Julius 74
 Schnitzler, Lili 90
 Schnitzler, Luise (geb. Markbreiter)
 79
 Schnitzler, Olga (geb. Gussmann) 62,
 69, 90
 Schnitzler, Rosalie 79
 Schocken, Salman 102, 201
 Schoeps, Julius 397

- Scholem, Gershom 171, 178, 197
 Schoeller, Monika 443–445
 Schönberg, Arnold 242
 Schönerer, Georg von 322
 Schöning, Matthias 285–310
 Schopenhauer, Arthur 396
 Schreck, Kerstin 163
 Schröder, Rudolf Alexander 97, 222, 244f., 261
 Schröter, Michael 292
 Schubert, Carl von 412
 Schubert, Caroline 285
 Schuhen, Gregor 286
 Schuler, Alfred 179
 Schulte, Joachim 415
 Schulz, Georg-Michael 243
 Schulz, Gerhard 220
 Schütz, Friedrich 322
 Schwedhelm, Karl 245
 Schwentner, Isabella 62, 67
 Schweppenhäuser, Hermann 213
 Schwerdt, Ulrike 135
 Schwerin, Christoph 248
 Schwibs, Bernd 294
 Seidel, Esther Maria 212
 Seidel, Hans 212
 Seipel, Ignaz 411
 Selver, Paul 37
 Semerau, Alfred 341
 Seng, Joachim 208, 241–264
 Seuse, Heinrich 134
 Shakespeare, William 29, 50, 61, 246
 Siddhartha Gautama 177, 181
 Sieg, Ulrich 174
 Siegfried, Meike 113, 192, 206
 Silbermann, Edith (geb. Horowitz) 246
 Silbermann, Jacob 246f.
 Sillem, Peter 444
 Simmel, Georg 96, 111, 136f., 142f., 151, 154, 159, 293–295, 305–307
 Simon, Ernst 95, 195f.
 Simonek, Stefan 28
 Sinclair, Upton 415
 Singer, Kurt 206
 Sombart, Werner 109, 113
 Sonnenschein, Hugo 37
 Sova, Antonín 45
 Spann, Gustav 327, 328, 377
 Spoerri, Theophil 203, 207
 Sprengel, Peter 159
 Spurný, František 124
 Stach, Reiner 250
 Stašková, Alice 28
 Steffen, Kirsten 136
 Steffenson, Steffen 191
 Stehr, Hermann 114
 Steinach, Eugen 87–89
 Steinbrenner, Jakob 277
 Steiner, Uwe 236
 Steinert, Eugen 136
 Stekel, Wilhelm 318
 Stenzel, Jürgen 141
 Stern, Frank 107
 Stern, Gabriel 95
 Stern, Martin 26, 42, 125, 251f.
 Sterne, Lawrence 172, 191, 243
 Stewart, Jon 191
 Stierle, Karlheinz 287
 Storm, Theodor 276
 Strauß und Torney-Diederichs, Lulu von 100
 Strauss, Eduard 198
 Strauß, Ludwig 179
 Strauss, Richard 71, 316
 Strelka, Joseph P. 293
 Stresemann, Gustav 411f., 417f., 431, 432–434
 Stucken, Eduard 136
 Štursová, Jana 124
 Susen, Gerd Hermann 58
 Susman, Margarete 151
 Suzuki, Daisetz Teitaro 104f.
 Szabó, Dezső 72f.

- Szabolcsi, Miksa 77
 Székely, József 72
 Szirmay, Irma von 362
- Talabardon, Susanne 183
 Tatár, Sándor 55, 63–93
 Taube, Otto Freiherr von 110f., 123, 153, 168, 200
 Teresa von Jesus (d.i. Teresa von Avila) 134
 Tervooren, Helmut 330
 Tgahrt, Reinhard 136, 201
 Theis, Raimund 120
 Thiemann, Andrea 176
 Thimig, Hugo 83
 Thomé, Horst 298
 Thüring, Hubert 337, 425
 Thurn und Taxis, Alexander von 122f., 127, 162
 Thurn und Taxis, Marie von 110, 116, 118, 122f., 127, 138, 148, 154, 156–158, 161, 171, 173f., 188
 Tieck, Ludwig 266
 Tiedemann, Rolf 213, 367
 Tiedemann-Bartels, Hella 215
 Tocqueville, Alexis de 292
 Tolstoi, Leo 58
 Topor, Michal 29
 Traub, Hans 422
 Treitschke, Heinrich von 266
 Tremml, Martin 99
 Třeštková, Anna 25
 Trna, Jan 305
 Trüb, Hans 195, 198
 Trumpa, Kurt 110
 Tschchow, Anton s. Čechov, Anton Pavlovič
 Tschuang-Tse 113, 142, 153, 159–161, 177, 184
 Tschuppik, Walter 327, 331, 354–366
 Tullberg, Steen 191
 Turgeniew, Iwan Sergejewitsch 134
- Turner, Mark W. 417
- Unger, Arthur W. 439f.
 Urválek, Aleš 305
 Utz, Peter 267, 270
- Valéry, Paul 241
 Vallentin, Richard 323
 Van Gogh, Vincent 253
 Vanderbilt, Familie 81
 Veblen, Thorsten 424
 Venizelos, Eleftherios 371
 Verdi, Guiseppe 434–436
 Vergil 156
 Verhaeren, Émile 13, 36
 Verlaine, Paul 9, 13, 267
 Viereck, George Silvester 57, 88–93
 Vignier, Charles 16f.
 Vilain, Robert 243
 Villard, André 132
 Vinçon, Hartmut 220
 Vischer, Friedrich Theodor 274–276, 279
 Vischer, Robert 274–276
 Vlček, Jaroslav 48
 Vodák, Jindřich 47
 Vogt, Ludgera 292
 Vojvodík, Josef 31, 44
 Volkening, Heide 277
 Vorndran, Hans-Georg 176
 Voronoff, Serge 87f.
 Vrchlický, Jaroslav 45
 Vries, Simon Ph. de 397
 Vulpian, Alfred 273
- Wagner, Christoph 277
 Wagner, Marie-Laure 14
 Wagner, Renate 61, 66
 Walravens, Hartmut 120, 144
 Wang, Jingtao 161
 Wardi, Charlotte 384
 Wassermann, Jakob 91, 138–140, 260

- Waßmer, Johannes 192
 Watoch, Hans 362
 Weber, Eugene 184
 Weber, Hans von 144
 Weber, Max 429
 Wechsenbach-Feggeler, Natascha 36
 Wehr, Gerhard 95, 106f., 197f., 207, 212
 Weichselbaum, Hans 350
 Weigand, Wilhelm 132
 Weininger, Otto 151
 Weinrich, Harald 59
 Weiskirchner, Richard 338
 Weiß, Emil Rudolf 133, 136, 159
 Weizmann, Chaim 102
 Weltsch, Robert 184
 Welzig, Werner 55
 Wenzel, Horst 330
 Werfel, Franz 36f., 45, 125, 202
 Werner, Hans-Joachim 192
 Werner, Klaus Ulrich 283
 Whitman, Walt 36, 39
 Whittaker, Gwendolyn 420, 429
 Wickhoff, Franz 102
 Wiedemann, Barbara 245f., 248
 Wiegler, Paul 99
 Wiehn, Erhard R. 109, 113
 Wiener, Oskar 28
 Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich von 96, 100f.
 Wilhelm I., Kaiser 99
 Wilhelm, Richard 160f.
 Wille, Bruno 50
 Williams, Raymond 427
 Wilm, Marie-Christin 312
 Wilpert, Gero von 285, 293, 296
 Wilson, Woodrow 57, 92, 412
 Winkler, Fritz 415
 Winkler, Martin 172
 Wirth, Uwe 337
 Wirtz, Irmgard M. 337, 380f.
 Wisse, Ruth R. 140
 Witte, Bernd 99, 191, 350
 Wizisla, Erdmut 228
 Wögerbauer, Michael 45
 Wolf, Norbert-Christian 60
 Wolff, Volker 427
 Wolfskehl, Karl 96, 121, 130, 171, 179
 Woodville, Richard Caton 440
 Worbs, Michael 298, 311, 316
 Wunberg, Gotthart 5f., 355, 407
 Wundt, Wilhelm 268
 Wurm, Carsten 98
 Wurmser, Léon 319
 Wyzewa, Teodor de 9–23
 Zand, Helene 316, 318
 Zbinden, Hans 292
 Zbytovský, Štěpán 28, 37
 Zelle, Carsten 417
 Zelter, Carl Friedrich 6
 Zerkovitz, Ludwig 79
 Zeuch, Ulrike 269
 Zillig, Peter 135
 Zimmermann, Fr. M. 440
 Zinn, Ernst 95f., 174
 Zinn, Wilhelm 212
 Zischler, Hanns 328, 351, 354, 427
 Zlocisti, Theodor 140
 Zonneveld, Johan 417
 Zuckermann, Hugo 139f.
 Zuckmayer, Carl 443
 Zumbusch, Cornelia 277
 Żurowska, Joanna 10
 Zweig, Stefan 36, 39f., 42, 44, 50f., 58, 124–126

